



THE J. PAUL GETTY MUSEUM LIBRARY





MITTHEILUNGEN  
DER  
K. K. CENTRAL-COMMISSION

ZUR  
ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER KUNST- UND HISTORISCHEN DENKMALE.

HERAUSGEBEN UNTER DER LEITUNG

SEINER EXCELLENZ DES PRÄSIDENTEN DIESER COMMISSION

D<sup>R</sup>. JOSEPH ALEXANDER FREIHERRN VON HELFERT.

XII. JAHRGANG.

NEUE FOLGE

DER MITTHEILUNGEN DER K. K. CENTRAL-COMMISSION ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG VON DENKMALEN

REDACTEUR: D<sup>R</sup>. KARL LIND.

WIEN, 1886.  
IN COMMISSION BEI KUBASTA UND VOIGT

AUS DER K. K. HOF- UND STAATSDRUCKEREI.



# INHALT

## DES XII. BANDES DER MITTHEILUNGEN NEUE FOLGE.

	Seite		Seite
Holzkirche zu Huttendorf. Von <i>Alfred Weber Rit. v. Ebenhof</i> . (Mit 6 Text-Illustrationen.)	1		
Tapeten im Domschatze zu Trient. (Mit 7 Tafeln.)	9, 68		
Ueber eine Bronzefchüffel romanischen Styles. Von Dr. <i>Theodor Frimmel</i> . (Mit 2 Tafeln und 2 Abbildungen im Texte.)	11		
Die neuesten romischen Funde von Dernovo (Nevidunum) in Unterkrain. Von <i>Karl Defschmann</i> . (Mit 1 Tafel und 6 Text-Illustrationen.)	17		
Ruine Deutschlandsberg und Schloß Hollenegg. Besprochen und illustriert von <i>Hans Pettschnig</i> . II. (Mit 4 Text-Illustrationen.)	37		
Die Sammlung alter Geschütze im k. k. Artillerie-Arsenale zu Wien. Beschrieben von <i>Wendelin Boheim</i> . XVIII. Jahrhundert. (Mit 4 Text-Illustrationen.)	44		
Adam und Eva, Bronze-Relief von Ludwig Krug im Brünnner Museum. Von Dr. <i>Albert Hg.</i> (Mit 1 Tafel.)	65		
Antonio Dario. Von Dr. <i>Albert Hg.</i>	69		
Bauliche Ueberreste von Brigantium. Von <i>Samuel Jenny</i> . (Mit 4 Text-Illustrationen.)	72		
-----			
Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Cultur der Indogermanen. II. bis IV. Von Dr. <i>Mathias Much</i> . (Mit 32 Text-Illustrationen.)	I, LVII, XCH	men von <i>Hermann Ritter v. Riewel</i> . (Mit 1 Tafel und 16 Text-Illustrationen.)	XI, III
Nachtrag	CLVI	Beiträge zur österreichischen Kunstlergeschichte aus Geschichtsquellen schlesischer Provincial-Städte. Von Dr. <i>E. Wernicke</i> .	I, II
Urkundliche Beiträge zur Prager Künstlergeschichte. Von <i>E. Wernicke</i> .	VIII	Beiträge zur Geschichte der Liebfrauen Kirche in Wiener-Neustadt. Von <i>Wendelin Boheim</i> . I u. II. (Mit 12 Text-Illustrationen.)	CXVI, CXL
Zur Kunde mittelalterlicher Städteiegel. (Mit 16 Text-Illustrationen.)	X	Ueber Archive und Siegel der Städte und Märkte in Krain. Von k. k. Conservator <i>August Dimitz</i> . (Mit 3 Text-Illustrationen.)	CLVI
Einige Notizen über das alte Tribunal-Gebäude in Trient.	XIV	Die Freske an der Außenseite des Grätzer Domes. Von <i>Hans Pettschnig</i> .	CLX
Die Pfarrkirche in Hallstatt. Beschrieben und aufgenommen von <i>Hermann Ritter v. Riewel</i> . (Mit 11 Text-Illustrationen.)	XVII	Notizen von 1 bis 25. (Mit 28 Text-Illustrationen.)	XXIII
Beiträge zu einer Ikonographie des Todes VI, VII. Von Dr. <i>Theodor Frimmel</i> . (Mit 2 Text-Illustrationen.)	XXI, CXI	Notizen von 26 bis 48. (Mit 22 Text-Illustrationen.)	LXXVII
Die Pfarrkirche in der Stadt Eferding und die Pfarrkirche zu Altmünster. Beschrieben und aufgenommen		Notizen von 49 bis 93. (Mit 28 Text-Illustrationen.)	CXIX
		Notizen von 94 bis 119. (Mit 24 Text-Illustrationen.)	CLVIII







# HOLZKIRCHE ZU HUTTENDORF.

VON ALFRED WEBER RITTER V. EBENHOF.

**B**EI Gelegenheit des Neubaus der Pfarrkirche zu Huttendorf bei Starckenbach in Böhmen wurde im Jahre 1881 die daselbst befindliche alterthümliche, im Jahre 1596 erbaute Holzkirche wegen baufälligen Zustandes demolirt und hiemit einer der letzten Repräsentanten dieser Art in Böhmen aus der Reihe des Bestehenden gestrichen.

Bei dem Umfande jedoch, als wir in der einschlägigen Fachliteratur außer dem Reißwerkbaue der Kirche zu Braunau, die, der Luxemburgischen Periode entsprossen, sich dem gothischen Styl anschließt, keine einzige Abbildung und Beschreibung der Blockbau-Kirchen Böhmens, die zumeist dem romanischen Style angehören, besitzen, erscheint es um so wichtiger, diese Kirche zu beschreiben, als sich gegenwärtig fast nur noch eine einzige Blockbau-Kirche in Rehberg bei Grulich befindet. So wären wir in dieser Beziehung dem Standpunkte Englands ziemlich nahe gekommen, welches nur noch in der Kirche zu Greenstead in Essex das einzige derartige Monument besitzt.

Bei der großen Wichtigkeit, welche die Holzbaukunst für die Entwicklung der Architektur besitzt und bei dem Umfande, das sich die sehr belangreiche genetische Stellung der Holzkirchen nur im Zusammenhange mit dieser erfassen läßt, erscheint es unumgänglich, vorerst über die Entwicklung des Holzbaues überhaupt einige Worte vorzubringen.

Bei dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft erscheint es endlich nach langem Kampfe gegen die Idealtheoretiker in der Kunst-Archäologie, namentlich aber gegen die enthusiastischen Hellenophilen sichergestellt, das alle Spuren der architektonischen Entwicklung auf diejenigen Künste zurückführen, deren Material dem Menschen am nächsten und am leichtesten zu bearbeiten war, das ist die Tectonik (Zimmerei) und die Textrin (Weberei). Diesen früheren Gang der Cultur beweiset die Entwicklung der jetzt lebenden Naturvölker, welche dort wesentlich ähnliche Stadien durchlaufen müssen, wo sie von dem Weltverkehre ausgeschlossen sind.

Aber auch die vergleichende Anatomie der architektonischen Gebilde hat schon in den urältesten Typen zahlreiche Verwandtschaftsmale und Rudimente nachgewiesen, welche ihnen von dem Entwicklungs-Stadium des Holzbaues noch anhaften. So lassen sich in dem chaotischen Zauberkeffel aller architektonischen Formenkeime, in der Architektur Indiens zahlreiche Spuren nachweisen, die auf den Holzbau zurückführen, währenddem das seit Jahrtausenden auf derselben Entwicklungs-Stufe nahezu verharrende China auch in der Baukunst schon beim Holzbau stehen blieb in derselben Art, wie es auch in der Sprachbildung nicht bis zur Flexion gelangt ist. Alle indogermanischen, semitischen, mongolischen und malayischen Völker haben bereits aus ihrer vermuthlich lemurischen Heimat uralte Reminiscenzen des Holzbaues mitgenommen, Reminiscenzen, die weit in die vorsprachliche Vergangenheit des Menschen hinabreichen, und wenden ihn, nach dem Flächenraume der Erde gerechnet, zum größten Theile noch heute an, wie ja selbst in Rußland und Polen heute noch Kirchen aus Holz gebaut werden. Wo dies aber nicht mehr stattfindet, weisen historische Zeugnisse, sowie die Ueberreste in den Gebirgen (Schweiz, Tyrol, Böhmerwald) oder in den der Geschichts-Strömung weniger ausgesetzten Ländern, z. B. Nor-

wegen, das ist also in den diesbezüglich verbliebenen Cultur-Oafen, mit aller Bestimmtheit auf den Holzbau hin.

Es ist dies auch bei den zahlreichen Analogien, welche die Entwicklung der Formenwelt überhaupt, sei es nun im Gebiete der Natur oder Kunst, dem Denker bietet, nicht anders zu erwarten. Spät erst verstand der Mensch das Holz zu bezimmern, wie uns die heute noch lebenden Naturvölker beweisen, erst in historischer Zeit vertrat der härtere Stein die Rolle des weichen Holzes in der Architektur, erst in den letzten Decennien trat das noch festere Eisen epochemachend auf die Bühne der Baukunst und die Erzeugung und Anwendung des Stahles ist erst eine Erfindung der jüngsten Tage. So haben denn alle architektonischen Style mit dem Holzbau ihren naturgemäßen, durch die vergleichende Formenlehre und durch unzweifelhafte historische Zeugnisse nachgewiesenen Zusammenhang.

Die ersten nach der Heidenbekehrung diesseits der Alpen erbauten Kirchen waren Holzkirchen, die zumeist von den schottischen Benedictinern herrührten, welche den Holzbau übten und gleichzeitig mit dem „Opus scoticum“ die Glaubenslehre verbreiteten. Die vielen Kirchen, die Winfried noch im 8. Jahrhunderte in Deutschland errichtete, waren zumeist aus Holz, noch im Jahre 1000 galt ein steinerner Glockenthurm als eine Seltenheit, im Jahre 1163 wurde die hölzerne Marien-Kirche zu Lübeck eingeweiht und haben sich sogar in Deutschland die Holzkirchen bis in das 11., ausnahmsweise noch bis in das 12. Jahrhundert erhalten.

Den ursprünglichsten aller derartigen Holzkirchen und Profanbauten in Holz-Construction begegnen wir in dem den Strömungen der Geschichte wenig ausgesetzten Norwegen, wo heute noch zahlreiche uralte Ueberreste bestehen, welche nicht nur die nahe Verwandtschaft mit den Bauten Chinas und Hochasiens, sondern auch die nahe Verwandtschaft mit den Holzkirchen des ganzen nordöstlichen Europas beweisen. In dieser Weise sehen wir den Faden der Entwicklung ununterbrochen seit den ältesten vorsprachlichen Bautraditionen der Menschheit bis zu demjenigen Kunstbau in Holz, der aus Europa nahezu ganz verdrängt, sich nur noch in den Alpen und den östlichen Ländern erhält. In Böhmen, wo Karl IV. die ganz von Holz gebaute Hauptstadt überkam, hat sich der Hochbau nur in den Gränzgebirgen erhalten; so haben wir noch im Böhmerwald die Holzstadt Wallern, im Riesengebirge die Städte Hohenelbe, Starkenbach, Freiheit und viele andere, die noch den Charakter des Holzbaues ganz oder theilweise an sich haben, aber überall ist bereits der Holzbau im rapiden Verlöschen begriffen.

Die weit ausgedehnte Schlachtlinie, in welcher der Steinbau von den einstigen Cultur-Centren im Süden und Westen Europas siegreich vorrückt, zieht sich vom Bisthum Szathmár in Ungarn, durch Galizien, Böhmen, Mähren, Schlesien, Lausitz bis nach Pommern, Preußen, Dänemark und Norwegen. An dieser Gränzlinie findet zwischen Holz und Stein ein Kampf ums Dasein statt, der an den Racen-Kampf erinnert, den die Indianer Amerikas mit den kaukasischen Völkern zu bestehen haben, ein Kampf, der ein rapides Zurückweichen bedeutet. Wie diese wilden Völker einzelne Ansiedlungen preisgeben, so verläßt hier der Holzbau seine morschen, dem Einsturze drohenden Tempel und Wohnsitze und der concurrenztüchtigere Steinbau bricht, durch die Logik des Vortheils getrieben, von allen Seiten herein, die Stelle des Holzbaues besser zu vertreten. Ebenso wie die Ethnographie von untergehenden Völkern nur mehr einzelne Familien kennt, ebenso finden wir in diesen Gränzgebieten des Holzbaues oft nur einzelne Exemplare mehr, die aber schon vor unseren Augen dem schnellen Einsturze entgegengehen.

So sind die Holzkirchen im Innern von Böhmen, wo noch im Jahre 1830 sicheren Nachrichten zufolge sich deren 25 befanden, alle ausnahmslos verschwunden und nur in den Gränzgebirgen haben sich die letzten Spuren erhalten. Von Jahr zu Jahr schwinden dieselben mit größter Raschheit dahin und werden in einigen Decennien verschwunden sein. So hat in Böhmen dem Holzbau die

Todesstunde gefchlagen, denn aufer der Reißwerk-Kirche zu Braunau und der Blockwerk-Kirche zu Rehberg, sowie einem Dutzend Glocken-Thürmen ist im Gebiete des Kirchenbaues alles übrige spurlos verschwunden.

Die letztgenannte Kirche zu *Rehberg* ist im Wesen und der Construction der abgebrochenen Huttendorfer Kirche gleich; beide erheben sich nicht zu monumentaler Wirkung, wenn es dem Holzbau überhaupt möglich wäre, eine solche zu erreichen, allein beide bewahren vornehmlich den Charakter der Hütte.

Die St. Johannes von Nepomuk geweihte Holz-Kirche zu *Huttendorf* lag eine Stunde südöstlich von Starkenbach und eineinhalb Stunden von Hohenelbe entfernt in einem armen, zumeist nur von der Weberei sich erhaltendem Dorfe von 1400 Seelen. Die ganze einst zum Patronate von Forst und Studenee gehörige Gegend war vor Zeiten von dichtem Walde besetzt, so dafs hier in den einzelnen Waldwiesen und Hutweiden nur die Viehzucht betrieben werden konnte. Von dem Worte hüten, welches in dem hier noch jetzt gesprochenem Dialekte „Hutten“ ausgesprochen wird, stammt der Name dieses schon von jeher ganz deutschen Dorfes, in dem sich jedoch gegenwärtig bereits viele Einwohner slavischen Stammes befinden. Die Ableitung des Namens Hüttendorf aus den hölzernen Hütten, welche sich zuerst die Hirten erbauten, scheint nicht richtig zu sein, noch weniger aber die versuchte Ableitung von dem böhmischen Namen des Dorfes, nämlich Zalesní Lhota, nach welchem das Dorf (Lhota) zuerst Lhotendorf oder Hottendorf geheifsen hätte, da das Dorf von jeher ganz deutsch war.<sup>1</sup> Das ganze Dorf ist fast durchgehends im Blockbau ausgeführt, welcher aber gegenwärtig in einer interessanten Weise dem Steinbau zu weichen beginnt. Bei dem beginnenden Holzmangel dieser nun sehr entwaldeten Gegend werden einzelne baufällige Theile alter Holzgebäude durch Stein, Ziegel oder Lehm ersetzt, so dafs man hier unzählige Abstufungen zwischen Holz- und Steinbau unterscheiden kann, die auf den Kampf um's Dasein dieser beiden Materialien wichtige Streiflichter werfen.

Ueber das Alter der Kirche gibt ein in der Gemeinde Huttendorf aufbewahrter Errichtungsbrief, von dem auch eine Copie im Hohenelber Vicariats-Archiv, zu dem die Kirche einstens gehörte, sich befindet, eine vollkommen verlässliche Nachricht. Diese Urkunde lautet im Wesentlichen folgendermaßen:

„Fundament und Ursprung der Leichbegräbnis sammt der erhobenen Begräbnis-Capelle in der ehrbaren Gemeinde Huttendorf in dem 1596 Jahre.“

„Dero Zeit unter dem wohlgeborenem Herrn Herrn Carolo March Furte, Freyherr von der Wrt, Erbherrn in Niederlangenau und Huttendorf, diejenigen verstorbenen Körper in Gott Ruhende auf Langenau zu der Begräbnissen bestatten müssen; welches gar sehr beschwerlich und unbequem hat können geschehen wegen unterschiedlichem ungeflimmen Wetter, und insonderheit Winterszeit, dafs sich vielmalen begeben hat dafs die Verstorbenen geraume Zeit oder viele Tage in den Häusern liegen bleiben müssen. Also hat eine ganze ehrfame Gemeinde Huttendorf aus inbrünstiger christlicher Liebe wegen der vorstehenden Noth sich mit einander berathschlaget und die Verwilligung erlanget eine Leichbegräbnis und kleine hölzerne Capelle zu erheben und aufzubauen.“

„Zur Gedächtnis der Erbauung ist der Baumeister gewesen, der ehrfame und wohlgeachte Peter Tauchmann, ältester Geschworener allda.“

„Weilen aber zur erhaltenden Baufestung der Begräbnis-Capellen und zur Auferbauung einer Schule kein ander Mittel gewesen, so hat eine ganze ehrfame Gemeinde ihre Freyheiten

<sup>1</sup> In dem sehr sorgfältig redigirten Topogr. Pol. Lexicon d. König. Böhm. von *Michail Lehms*, Wien 1877 findet sich S. 229 *Zálesní* oder *Zahýjská Lhota* deutsch als Huttendorf *mit* Huttendorf

nämlich die Gemeinde-Viehwege dazu gegeben und verordnet, solche Nutzbarkeit auf die Bau-  
festung der Begräbnis und Capellen anzuwenden.“

Diese Viehwege, welche mit der Zeit urbar gemacht worden sind, wuchsen durch fort-  
währendes Zufehlagen der Zinsen zum Capital im Laufe der Jahrhunderte zu einem stattlichen Ver-  
mögen von gegen 50.000 fl. ö. W., davon mit Unterstützung des Religionsfondes und der Einge-  
pfarnten derzeit eine neue Kirche im gothischen Styl erbaut wird. Gleichzeitig mußte die alte Holz-  
kirche abgetragen werden.

Ursprünglich gehörte sowohl Huttendorf als das benachbarte Studenec zu der uralten  
historisch wichtigen Pfarrkirche zu Branna, welche unter gräflich Harrach'schem Patronate bis  
heute steht und wurde von der Branna'er Geistlichkeit der Gottesdienst abwechselnd jeden dritten  
Sonntag gelesen. In den sehr alten Pfarrbüchern von Branna ist nun die Notiz enthalten, daß die  
Huttendorfer Kirche erst im Jahre 1738 benedicirt wurde. Im Jahre 1781 wurde die bereits im Jahre  
1589 errichtete St. Johannes dem Täufer gewidmete Kirche in Studenec zur Localie erhoben und  
wurde von dieser gemeinschaftlichen Seelforge-Station aus durch den dortigen Localisten der  
Gottesdienst abwechselnd einen Sonntag in Studenec und einen in Huttendorf abgehalten. Im Jahre  
1854 wurde jedoch in Huttendorf eine eigene Localie gegründet, welche im Jahre 1860 zur Pfarre  
erhoben wurde und heute zum Starkenbacher Vicariate und der Königgrätzer Diöcese gehört.

Das in dem Errichtungsschreiben erwähnte Schulgebäude, welches gleichzeitig mit der  
Kirche im Jahre 1596 gegründet wurde, ist mit der Zeit verfault und muß bemerkt werden, daß das

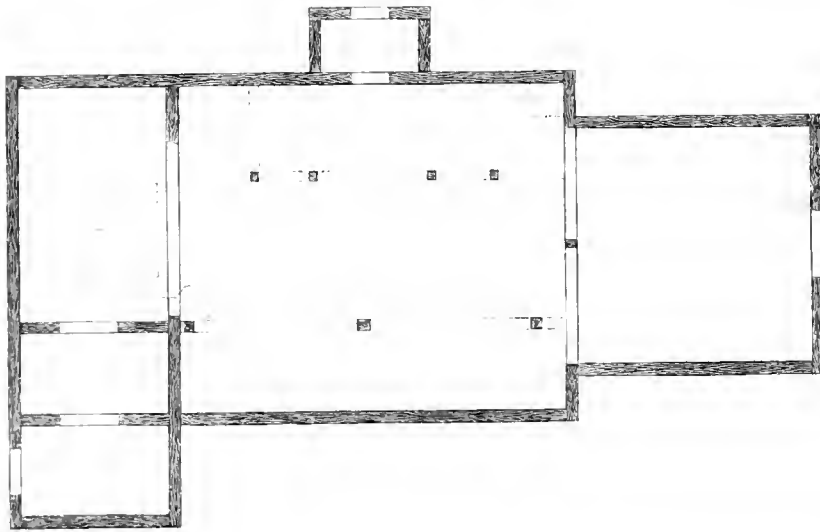


Fig. 1

jetzt bestehende alterthümlich aus-  
sehende Blockhaus, die alte Schule  
nämlich, in welcher gegenwärtig der  
provisorische Gottesdienst abgehalten  
wird, erst dem Jahre 1711 entstammt.  
Das darauf befindliche Kreuz im roma-  
nischen Style entstammt dem alten  
Glockenthurm.

Die Glocken von Huttendorf,  
die meist in jüngerer Zeit umgegossen  
wurden, geben keine Nachrichten. Die  
größte 3 Centner schwere Glocke wurde  
im Jahre 1839 in Königgrätz angefertigt  
und ist ohne Aufschrift. Die kleine  
50 Pfund schwere hat die Aufschrift:

Gott gebühret allein die Ehre — Verbum Domini manet in Aeternum. Ein kleines 1 Centner  
wiegendes Sanctus-Glöcklein wurde in Königgrätz im Jahre 1818 umgegossen, und hat keine  
Aufschrift.

Die ursprünglichen Paramente sind nicht mehr vorhanden, nur von dem 1569 angeschafften  
Kelche hat sich die Nachricht erhalten, daß derselbe gelegentlich der Puncirung mit dem Stude-  
necer vertauscht und dort bei einem Diebstahle verloren ging. Weiters sollen in der Sacristei sowohl  
in Studenec als auch in Huttendorf verschiedene hölzerne Gegenstände aufbewahrt worden sein,  
welche Nachricht bei dem Umstände, daß sich noch jetzt in manchen Holzkirchen hochinteressante  
hölzerne Kirchengeräthe erhalten haben, von Belang ist.

Die Huttendorfer Kirche ist ein Blockbau aus bezimmerten horizontal über einander gelegten  
Balken, deren Ende durch Ueberplattung mit einander verbunden sind. Nur an den oberen  
Enden kragen die Balkenköpfe stufenweise hervor und bilden derart Confolen, auf denen

das Dachgebälke ruht. Der ganze Bau steht auf einem niedrigen gemauerten Sockel aus Bruchsteinen

Die Grundriss-Anlage der Huttendorfer Kirche (Fig. 1) besteht aus dem Kirchen-Schiff, welches für sich ein Blockhaus bildet und in dessen östlicher Wand die zur Durchsicht gegen den Altar erforderliche Oeffnung, der Triumphbogen, durch die Blockwand ohne Gewände einfach durchgeschnitten ist. In diesem Schiffe stehen zu beiden Seiten des Triumphbogens die beiden Seiten-Altäre. An den Seiten sind hölzerne Emporen angebracht, zu denen aus dem Schiffe Stufenleitern führen. Die südliche Empore ruht zum Theile auf zwei zu beiden Seiten der Seiteneingangsthüre stehenden hölzernen Säulen, zum Theile ist sie an ihren Enden in alterthümlicher Weise auf zwei an das Dachgehölze befestigte Hängfäulen aufgehängt. Die nördliche Empore zieht sich nach der ganzen Länge des Schiffes, durchbricht die Trennungswand zwischen Kirche und Presbyterium und bildet dann über der im Erdgeschoße befindlichen Sacriftei ein gegen das Presbyterium zu offenes Oratorium.

Durch die Vorhalle gelangt man in die Sacriftei und aus dieser in das Presbyterium, in dessen Mitte sich der Haupt-Altar, feitwärts aber die Kanzel befindet. Dem Seiten-Eingang an der Südseite der Kirche ist ebenfalls eine hölzerne Vorhalle vorgebaut. Am West-Ende befindet sich die eigentliche Orgel-

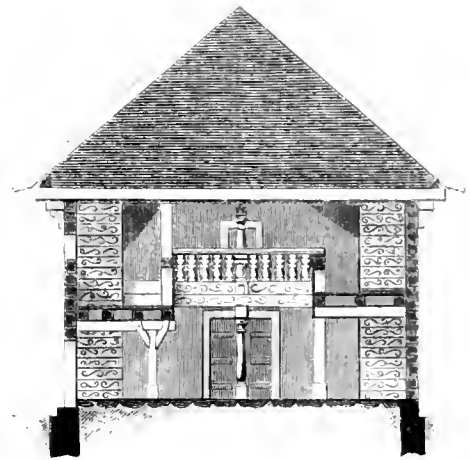


Fig. 2.

Empore (Fig. 2), welche jüngeren Datums zu sein scheint, und über welcher nach der Sage sich einstens der nun separat stehende Glockenthurm erhoben haben soll. Diese Annahme hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, doch ist jedenfalls die Orgel-Empore sammt Thurm später entstanden, da ihrer sonst in dem ziemlich eingehenden Errichtungs-Instrumente gedacht worden wäre. Auch

spricht das große gegenwärtig auf dem Giebel der alten Schule angebrachte Kreuz dafür, daß es einst in einer höheren Lage sich befunden hat. Die Decke des Kirchenschiffes, des Presbyteriums und der Orgel-Empore ist aus Bretterverchalung gebildet. Das Dach, welches aufser den bereits genannten Räumen auch noch die Sacriftei umschließt, ist unter 45° geneigt, hat auf der Westseite einen Walm, an der Ostseite aber ist ein Giebel ausgekragt und mit senkrecht herunterlaufenden Brettern verchalt. Bemerkenswerth ist, daß der ältere

Theil kein Walm, sondern ein Giebel ist, wie sich

denn in den Ländern, in denen der Holzbau noch üblich ist, selbst auch noch im Riefengebirgs-Bezirke leicht nachweisen läßt, daß der Walm erst durch das eingesehene Bedürfnis, auch die Giebel-Verchalung gegen das Wetter zu schützen, successive entstanden ist. Die verschiedenartigen Versuche, den Giebel auch ohne Walm zu schützen, ferner die vielen Zwischenstufen zwischen Giebel und Walmdach sind in Gegenden des Holzbaues ungemein mannigfaltig und hochinteressant, weil man hier die Bildung constructiver Formen aus dem einfachen practischen Bedürfnisse an ihrer Quelle erlaucht. Hier läßt sich der Architektur eine physiologische Seite abgewinnen.

Die Vorhallen, sowie der Glockenthurm der Kirche haben ebenfalls einfache Dächer, welche wie auch das Hauptdach mit Schindeln eingedeckt sind. Ueber dem Firtl des Hauptgesimtes erhebt



Fig. 3.

sich ein ziemlich hoher Sanctus-Thurm, dessen unverhältnismäßige Größe ebenfalls die Ansicht befähigen kann, daß derselbe zur Zeit der Erbauung der einzige Glockenthurm war. Die Grundrissform dieses Thurmes ist ein reguläres Achteck, über welchem sich das steile, mit einer Windfahne geschmückte achteckige pyramidale Helmdach mit einer geringen Schweifung erhebt. Der Sanctus-Thurm (Fig. 3 und 4) ist aus einem Balken-Gerüste construirt und mit senkrechten Brettern derart verfehlt, daß die Fugen durch Leisten gedeckt sind. Unter dem Gesimse desselben befindet sich ein durch Bretterverchalung gebildeter romanischer Rundbogenfries, wie derselbe auch bei den Holzhäusern der hiesigen Gegend gebräuchlich ist. Die in demselben befindlichen Fenster sind einfache viereckige Ausschnitte. Bei dem Anbaue ist in der Stockwerks-Trennung ein kleines horizontal durchlaufendes Schutzdach angebracht.

Die Anlage der Fenster und Thüren ist von der größten Unregelmäßigkeit und gehören die Fenster verschiedenen Zeitperioden an. Die ältesten Fenster sind jedenfalls die schmalen horizontalen Schlitzfenster, welche blos der Blockwand gebildet sind, räumen, sonst aber auch in ja die Anlage kleiner Fenster diese alten Holzkirchen zumeist deutet direct auf den Mangel durch das Ausschneiden eines oder zweier Balken wie dies bei den hiesigen Bauernhütten an Neben-nordischen Holzkirchen vorkommt. Ueberhaupt ist alterthümlich, im romanischen Style, denen sich anschließen, noch vorwiegend gebräuchlich und oder die Theuerkeit des Fensterglases hin.

Die mit einfachen geschlossen, während bei den sind aus gestofsenen und

Fensterstöcken verkehren Fenster sind geradlinig Thüren auch der Segmentbogen auftritt. Letztere gehobelten Brettern mit Einschubleisten gebildet

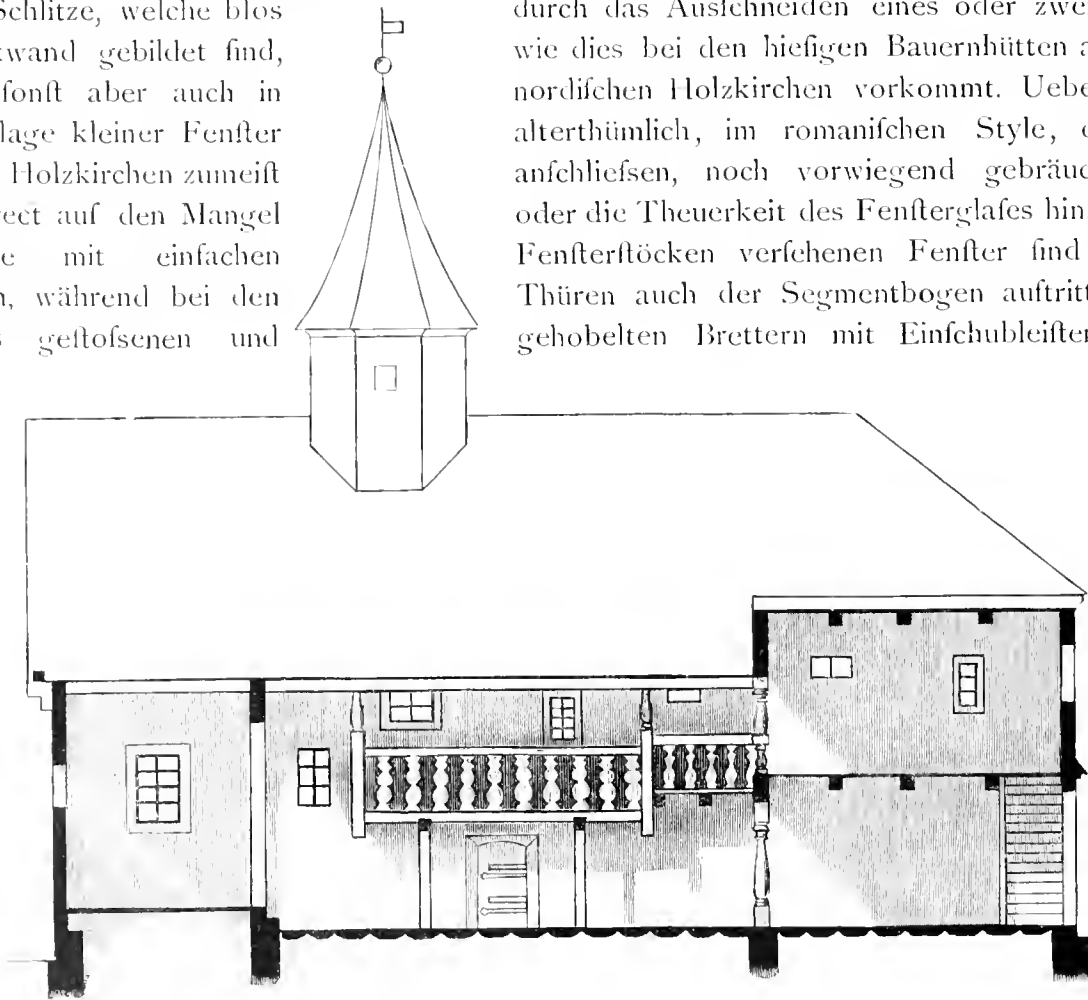


Fig. 4

und mit verzierten Langbändern, Kastenkehlen mit offenem Werke von ziemlich sinnreicher Construction und Schildblechen einfacher Ornamentation (Herzform etc.) beschlagen. Der Charakter dieser Schlofferarbeit ist ein Mischwerk aus romanischen und Renaissance-Elementen, sowie auch das Thurm-Kreuz rein romanisch ist. Die Holz-Säulen, welche die Emporen tragen, haben eine eigenthümliche Gestaltung, welche mit dem gothischen Style nichts gemein hat und auch dem romanischen Style nicht zugeschrieben werden kann, es ist eben ein Charakter, der sich in den Ländern, in denen der Holzbau traditionell ist, aus uralten Reminiscenzen gebildet und erhalten

hat, und jedenfalls uralte Anklänge besitzt. Die Kehlöffle zeigen den Carniss, die überfallende Blattwelle und andere Formen in einer Art verwendet, die, obwohl sie bei den meisten Holzbauten vorkommen, einen gewissen asiatischen Typus nicht verleugnen können. Zum mindesten hat die stark ausgebildete unverhältnismäßig überfallende Welle ein Gepräge, das unwillkürlich an Indien erinnert. Diese Details sind aber keineswegs zufällig, sie kommen überall und auch in der Riefengebirgs-Gegend häufig vor. So ist der hölzerne Chor der Kirche in Hertin bei Trautenau, die noch stark an Holzmanier erinnert, in derselben Art gebildet. Es darf nicht beirren, daß derartige einfache Motive vielleicht selbst bei Wirthshaus-Tribünen vorkommen, was eben zeigt, wie tief sie Wurzel geschlagen haben.

Sowohl die Wände als die Decke sind mit einer stylgerechten Polychromie versehen. Die Wände sind derartig in einzelne Tafeln durch dicke schwarze horizontale Linien und kurze Stoszfugen getheilt, daß die genannten Horizontalen mit den Lagerfugen der einzelnen Blockwandbalken zusammenfallen, wodurch eine Verschiebung der Balken, die bei Blockhäusern trotz der Verdübelung oft genug vorkommt, sowie auch die durch das Eingehen des Holzes entstehenden Fugen eher unbemerkt bleiben. Die einzelnen derartig gebildeten Tafeln enthalten mit schwarzen schwungvollen Strichen Ornamente, deren kräftige schwarze Contouren auf lichtgelblich-weißem Grunde durch einzelne gebrochene Farbtöne, vornehmlich roth, blau und grün ausgefüllt sind (Fig. 5). Der Charakter dieser Ornamente gehört mehr der Renaissance, doch scheinen auch hier mitunter räthelhafte Verschlingungen der nordischen Ornamentik wie durch halbvergeffene Tradition noch dunkel nachzuklingen. Von den inneren Einrichtungen ist nichts mehr erhalten als die Kanzel, deren Details weder dem gothischen, noch romanischen Styl angehören, sondern theils aus Renaissance-Motiven, theils aus älteren Reminiscenzen der Holzschnitzerei überhaupt geschöpft sind. Was das etwas später gebaute quadratische Glockenhaus betrifft, so rächte sich bei dessen Anlage ein Fehler, der gegen die traditionale Holz-Construction begangen wurde, nämlich das Princip der übereinander gethürmten Etagen mit seitwärtiger Ver spreizung und Verschälung des vorspringenden Gerüstes. Es ist dies ein Princip, welches sich deutlich in der chinesisch-hochasiatischen Bauweise auspricht, welches die nordischen

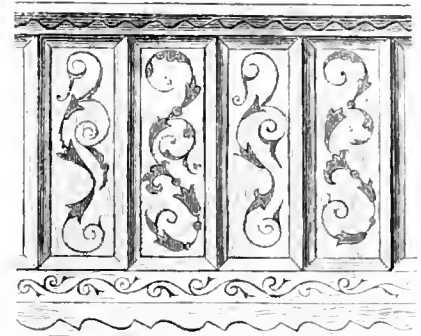


Fig. 5.



Fig. 6. (Mlýčna.)

Völker als Reminiscenzen an die arische Heimat sämtlich mitbrachten, in ihren sehr langsamen Wanderungen erhielten, aber zumeist verkümmerten, und welches bei den am spätesten eingewanderten Slaven und den außer der Völkerströmung lebenden Nordländern sich am längsten, zum Theile noch bis heute erhielt, und welches sich in allen Holzkirchen Galiziens, Mährens, Schlesiens, Preußens und Norwegens unverkennbar auspricht. Ein Beispiel eines derartigen Glockenthurmes in Mlýčna bei Starckenbach geben wir in Figur 6 und bemerken, daß auch dieser bereits in jüngster Zeit abgetragen wurde. Einige andere von dem Verfasser gesehene Glockenthürme dieser Art, deren Zahl übrigens in Böhmen bis auf einige

Exemplare herabgeschmolzen ist, haben zumeist ein schlankeres, mehr europäisches Aussehen, z. B. die Thürme in Koč, Hertin, Lhotice, Praslavice etc. Interessant ist es, daß auch die bedeutendsten

alten Holzkirchen Norwegens derartige freistehende Holzthürme besitzen, so daß sich der Thurm der Kirche von Borgum z. B. von den böhmischen Glockenthürmen nur unwesentlich unterscheidet.

Von diesem Miřener Thurme ausgehend, erscheint uns der Thurm in Studenec als eine unter ungünstigen Umständen entstandene und zur Ausführung gebrachte Verkümmernng jenes Typus, und das gegenwärtig bestehende Huttendorfer Gehäuse, in welchem die untere Etage ganz verloren ging, als letzte Verkümmernngs-Stufe derselben, welche der Armuth der Gemeinde zuzuschreiben ist; auch hier ist aber die Idee noch latent. In derselben Weise ist aber die ganze Bauweise der alten Huttendorfer Holzkirche an die ältesten Traditionen noch gebunden trotz aller Verkümmernng der einzelnen Theile. Die Einfachheit ist hier eben nicht primitiv, sondern secundär.

Es ist vergeblich, die ganze Eigenthümlichkeit der nordischen Bauweise durch die klimatischen Bedürfnisse erklären zu wollen, indem namentlich im Profanbau die Einrichtung lauter getrennter kleiner Gebäude, die uralte Beleuchtung durch das Dach und viele andere Einrichtungen dem rauhen Klima des Nordens geradezu widersprechen, wohl aber an asiatische und selbst noch hellenische Bau-Traditionen des heroischen Zeitalters erinnern, die in den Norden erst hineingetragen werden mußten, und dort von selbst nicht entstanden wären. Dies gilt aber auch für alle Holzkirchen des nördlichen und östlichen Europa, deren urfächlicher Zusammenhang mit den uralten Holzkirchen Norwegens noch von niemandem verkannt worden ist. Allerdings hat auch die nordische Bauweise viele Elemente zur Reife entwickelt, die bezüglich des Klimas Vortheile gewährten, aber diese wurden in südlicheren Gegenden gleichsam von den wärmeren Strahlen der Sonne wieder abgestumpft, so daß sie zum Theile so verkümmert sind, daß sich nur durch Vergleichung ihr Zusammenhang verstehen läßt.

Unter den letztgenannten Elementen spielt besonders der Laufgang eine große Rolle, der in nordischen Kirchen den ganzen Umfang umzieht, in den meisten russischen und polnischen zum größten Theile, in den mährischen und schlesischen bereits im minderen Umfange auftritt, in Tychau z. B. nur an der halben Südfront, bei manchen bloß die Vorhallen als letzte Reste zurückläßt und in anderen wieder bloß die Spuren des Laufganges in dem kleinen Verdachungsgefimse erkennen läßt, welches das Gebäude umzieht, und an manchen schlesischen Kirchen zum Beweise dieses Zusammenhanges noch durch senkrechte Pfosten stellenweise unterstützt ist. Eine solche letzte Verkümmernngs-Stufe ist auch an dem Vorbau deutlich zu erkennen, den ein derartiges Gefimse umzieht.

Aber auch die Trennung des Schiffes vom Presbyterium, die einzelnen kleinen Anbauten haben ein nordisches Gepräge, die Aufhängung der Emporenträger am Dache ist alterthümlich, ebenso wie die eigenthümliche polychrome Decoration des Inneren einerseits mit dem Wesen des Blockbaues, der keinen Verputz recht duldet, andererseits aber mit der Tapetenbekleidung der russischen Blockhäuser und der nordischen, schließlich asiatischen Teppichbekleidung in unbewusster entfernter, aber sicherer Verbindung steht.

Die kleinen Fenster, die Bildung des selbständig aufstehenden Daches, die Art der Auskragung der Dachbalken-Träger ist allen diesbezüglichen Holzbauten gemeinam und auch hier vorhanden. Aehnliche Emporen-Anlagen, die hufeisenförmig das Schiff umgeben, kommen ebenfalls bei vielen Holzkirchen, z. B. in Tichau in Mähren vor, und den später vorgebauten Glockenthurm an der Westfront finden wir in Kočič, Neffelberg,<sup>1</sup> Tichau und unzähligen verwandten Holzkirchen wieder. Bemerkenswerth ist es, daß wir in Huttendorf gar keine gothischen, wohl aber romanische und noch alterthümlicher scheinende Elemente finden, obwohl die Kirche im Jahre 1596 erbaut ist.

<sup>1</sup> Vielleicht Neffelsdorf Kopřivnice, Bezirk Freiberg in Mähren?









# TAPETEN IM DOMSCHATZE ZU TRIENT.

(Mit 7 Tafeln.)

**D**IE sieben Haute-lisse Tapeten des Trienter Domchatzes gehören zu den werthvollsten Erzeugnissen des flandrischen Kunstgewerbes im Beginne des 16. Jahrhunderts. So überaus reiche und noch wohl erhaltene Tapeten aus so früher Zeit zählen aber auch unter die größten Seltenheiten. Nur wenige Stücke dieser Art finden sich selbst in den größten Sammlungen Europas. Es muß als ein schöner Erfolg der neueren Kunstforschung bezeichnet werden, daß nunmehr diesen früher kaum mehr beachteten Erzeugnissen der alten Tapissiers eifrigst nachgeforscht und sie in hohem Werthe gehalten werden. Auch für die Kunstgeschichte bieten sie seltenes Material, da sich in ihnen allein Compositionen alter Meister in treuer Nachbildung erhalten haben, deren Cartons längst verschwunden sind. Eine archivalische Veröffentlichung über die Trienter Tapeten dürfte von den Forschern in diesem Zweige gewiß freudig begrüßt werden und eine nicht unwesentliche Bereicherung des bereits bekannten Materiales bilden.

Die Anfertigung der Trienter reich mit Gold durchwirkten Tapeten ist ohne Zweifel in einem flandrischen Atelier in den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts erfolgt. Composition wie vollendete Ausführung der Cartons weisen auf einen hochbegabten Meister der in diesen Landen damals blühenden Kunst. Jede Tapete hat eine Größe von 1 M. Höhe und 1 M. Breite, ist mit einer breiten rahmenartigen geschmackvollen Renaissance-Bordure eingefasst und veranschaulicht fast immer eine Scene aus dem Leben des Heilands als Haupt- und Mittelbild in figurenreicher Ausstattung, enthält überdies meist in den oberen Ecken noch je zwei weitere solche, aber einfacher gehaltene Scenen in kleineren Bildern. Nicht unerwähnt darf die Eigenthümlichkeit der Costüme bleiben, die trotz ihrer Verschiedenartigkeit unzweifelhaft auf den Beginn des 16. Jahrhunderts als Entstehungszeit deuten.

Da die Darstellungen in typologischer Beziehung manches Seltene enthalten, so seien dieselben etwas näher besprochen und durch ein paar Bemerkungen erläutert.

Die Tapeten enthalten folgende Darstellungen:

1. Als Hauptbild Maria vor dem lichtstrahlenden Christuskinde knieend. Zur Linken und Rechten zwei Sybillen mit Spruchbändern in den Händen: „*Vterus virginis erit statera evnctorvm*“, und „*Devs nascetvr ex virgine Hebraea*“. Rechts knieen bei dem Kinde vier Engel. Hinter Maria steht Joseph. Im Hintergrunde drei musizirende Engel und zwei Hirten, einer mit einer Schalmei. Oben eine Gruppe schwebender Engel. In der oberen Ecke rechts die Verehrung durch die heil drei Könige, links die Verkündigung. Die Hauptgruppe befindet sich unter einem von vier Säulen getragenen Baue.

2. Als Hauptbild Christus, welcher sich zur Fußwaschung seiner Jünger bereitet, die im Kreise herum sitzen. Neben dem Heiland ein Knabe mit dem Waschbecken. Ueber dem Hauptbilde innerhalb einer Säulenstellung drei weitere Bilder: Christus am Oelberge, vorn zwei schlafende Jünger, davon einer mit dem Schwerte, und die Gefangennahme Christi und Vertheidigung durch den schwertschwingenden Apostel Petrus.

3. Christus vor Kaiphas, der sein Kleid zerreißt, eine figurenreiche, überaus lebhatte und bewegte Darstellung. In den beiden oberen Ecken Christus vor dem Gerichte und die Verspottung.

4. Der Heiland vor Pilatus, der sich die Hände wäscht. Christus steht rechts im Vordergrund, um ihn herum Volk in lebhafter Gruppierung. In den Ecken die Geißelung und das Ecce homo.

5. Christus das Kreuz tragend; das Kreuz erscheint ohne Kopftheil. Veronica mit dem Schweißtüche vor ihm; Simon von Kyrene hilft das Kreuz tragen. Am Wege knien Frauen, dabei auch die zusammenfinkende Maria. Im Hintergrund die Kreuzigung zwischen den beiden Schächern, zunächst des Kreuzes Maria und Johannes.

6. Der Leichnam Christi wird vom Kreuze abgenommen. Im Hintergrunde in den Ecken: die Grablegung und Christus in der Vorhölle.

7. Die Auferstehung des Herrn, das Grab umgeben von den erwachenden Wächtern. In den Ecken die Begegnung Christi mit Thomas und Maria Magdalena.

Historische Notizen über diese kostbaren Tapeten haben sich bisher nur folgende gefunden:

Zuerst werden sie als im Castell del Buon Consiglio in Trient im Jahre 1536 vorhanden erwähnt. Als Kaiser Ferdinand mit seiner Gemalin und zahlreichem Gefolge vom 12. bis 18. September festlich vom Bischofe Bernard von Cles empfangen wurde, verfasste des Bischofs Leibarzt Pier Andrea Mattioli ein Gedicht in Ottaverime „Il magno palazzo del cardinal di Trento“, das 1539 im Todesjahre des Cardinals zu Venedig gedruckt wurde. Ein theilweiser Wiederabdruck dieses äußerst seltenen Werkes erschien in Trient 1858. In demselben heißt es von diesen Tapeten am Schlusse p. 52.

Ornan . . . . . il terzo muro  
*Sette gran pezzi di tapesseria*  
 Non d'altro che di feta e d'oro puro.  
*Tessuti in fiandra con gran maestria.*

Dafs es die noch vorhandenen gewesen sind, bezeugen die folgenden Verse p. 53.

Dei gran gesti di Cristo è questa istoria  
*Da che nacque e pati sul santo legno.*

Eine Stelle deselben Gedichtes p. 89 veranlafste bis heute spätere Schreiber, einen Francesco von Verona für den Meister dieser Tapeten zu halten. Es ist dies jedoch irrig. Francesco wird nur als Sticker „*ricamatore*“ erwähnt, von dessen Kunstfertigkeit im Schlosse ein Prachtbett vorhanden war. 1673 befanden sich diese Tapeten nach dem Zeugnisse des Michel Angelo Mariani (Trento. Augusta. 1673. 4 . p. 159) in einer dem heiligen Sebastian geweihten Capelle des Schlosses: Buon Consiglio „La capella è adorna d'arazzi finissimi à rilievo d'oro istoriati dalla passione di Christo.“ In neuester Zeit erschienen fernere Angaben. So berichtet Perini, Trento e suoi contorni 1859, p. 29, dafs am Festtage des heiligen Virgilius, des Schutzpatrons der Stadt, nebst kostbaren Gefäfsen auch alcuni grandi arazzi istoriati ausgestellt wurden. *Toncalli N.* Saggio d'illustrazione del duomo di Trento 1872 sagt: „in una stanza apportata sono risposti sette pezzi d'arazzi istoriati. . . . della passione di nostro Signore.“ Die Franzosen hätten dieselben während ihrer Regierung nach Paris entführt und bei endlicher Wiedergabe sei ein achttes Stück verloren gegangen. Letztere Angabe ist irrig, da nie mehr als sieben vorhanden waren, was sich aus dem Darstellungscyclus ergibt. *Ambrosi Francesco*, Trento e il suo circondario; Trento 1881, p. 39 erwähnt dieser Tapeten. „Nella sagrestia dei Canonici stanno invece gli arazzi di fiandra. . . . sono sette“ und rühmt ihren hohen Kunstwerth.

Diese werthvollen Erzeugnisse eines längst erloschenen Kunstgewerbes verdienen heute noch die ursprüngliche Verwendung als Kirchenschmuck an hohen Festtagen im Dome, aber auch eine sorgfältige Verwahrung. Schlimm wäre es, würde man dieselben etwa auf Rahmen spannen und irgendwo in bleibende Aufstellung bringen. Sie würden durch die unvermeidliche Einwirkung von Licht und Staub etc. bald die Farben verlieren und ausbleichen.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Aus einem Berichte des Correspondenten k. k. Hofrathes Dr. Ritter v. Birk an die k. k. Central Commission.

# ÜBER EINE BRONZESCHÜSSEL ROMANISCHEN STYLES.

VON DR. THEODOR FRIMMEL.

(Mit zwei Tafeln und zwei Abbildungen im Texte.)

**H**ERR *Karl Scheffler*, Architekt und Inspector des k. k. Belvedere in Wien, besitzt eine hübsche Sammlung von Kunstgegenständen aller Art. Ein Theil derselben ist bei Gelegenheit der Bronze-Ausstellung des k. k. Oesterreichischen Museums im Jahre 1883 einem größeren Publicum bekannt geworden. Unter den von *Scheffler* ausgestellten Objecten war das interessanteste wohl eine große Schüssel, die mit einer Reihe von Inschriften versehen und mit Bildern zur Geschichte Samfons geziert war, eine Schüssel, die in vieler Beziehung so bedeutend ist, daß sie eine ausführlichere Behandlung verdient, als ihr in einem Ausstellungs-Katalog zuteil werden konnte. Hier werden Nachbildungen von Bild und Schrift gebracht und diesen erläuternde Mittheilungen beigelegt. (Vergl. die beiden Tafeln.)

Die *Scheffler'sche* Schüssel ist kreisrund, mißt 0.45 Cm. im Durchmesser und 0.09 Cm. in der Tiefe. Das Gefäß ist augenscheinlich aus kupferreicher Bronze geschlagen und trägt im aufsteigenden Theile eine Reihe von acht gravirten Bildern und Inschriften. Das horizontale schmale Rändchen ist auf seiner Oberseite mit dem Perlenpunzen behandelt. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß auch der Boden der Schüssel mit gravirten Darstellungen in der allgemeinen Form eines Rundbildes versehen war. Darauf deuten einige gravirte Linien, die sich ohne Schwierigkeit von den zahlreichen zufälligen Ritzen unterscheiden lassen. Offenbar hat die Schüssel im Gebrauch so gelitten, daß die mittlere Darstellung bis zur Unkenntlichkeit verschwunden ist. Ja sogar an den Seiten werden wir Bild und Schrift nur beim Drehen und Wenden deutlich gewahr. An der Unterseite des Schüsselbodens ist ein eiserner Ring angebracht, der mit drei Messingnieten befestigt ist. Der Ring gehörte kaum ursprünglich zur Schüssel und wurde wahrscheinlich zum Zweck größerer Standfestigkeit erst beigelegt, als die wahrscheinlich liturgische Schüssel für profane Zwecke in Gebrauch kam.

Was die Inschriften und Bilder der Seiten anbelangt, so sind sie, wie die Abbildung lehrt, im Kreise angeordnet,<sup>1</sup> durch je eine Säule von einander getrennt und mit Inschriften versehen, die sich im Bogen über jeder Darstellung ausspannen. Die acht Bilder stehen in inniger Beziehung zueinander und geben einen Cyclus von Szenen zur Geschichte des Samfon mit Anlehnung an die Bibel. (Judic. XIII und XIV). Ich bringe weiter unten die Beschreibung der einzelnen.

Die Inschriften, die in etwas mehr als halbkreisförmig laufenden Zeilen über den bildlichen Darstellungen angebracht sind, geben in leoninischen Versen eine kurze Exegetik des Bildes. Der Charakter der Schrift ist der von spätromanischer Capitalis. A und G gothifiziren bereits. Die Durchschnittliche Höhe der Buchstaben beträgt 7 Mm. Den Wortlaut der Verse gebe ich im Zusammenhang mit der Beschreibung der Bilder.

<sup>1</sup> Eine ganz ähnliche Anordnung auf ungefähr gleichzeitigen Miniaturen, z. B. im Hortus deliciarum. Vergl. *Enchiridion*: Herrad v. Landsberg, Hortus deliciarum 1818, Taf. VIII. Analoge Anordnung auf Glasmalereien erwähnt von *J. Strahl* in „Hortus deliciarum. Reproduction héliographique etc. Texte explicatif par...“ Straßburg 1880.

Diese sind nach unten durch eine gemeinschaftliche Kreislinie begränzt, die gewissermaßen die Scheidung des Bodens und der Seitenwände vorstellt. Die Linie selbst, sowie das untere Fünftel der Bilder sind verrieben und stellenweise ganz unkenntlich. Aus den Resten der Linie geht aber mit Sicherheit hervor, daß sie mit dem Zirkel<sup>1</sup> gezogen ist. Dasselbe gilt von mehreren andern noch sehr deutlich erkennbaren Hilfslinien, die sich der gravirende Zeichner auf der Seitenfläche gezogen hat. Besonders hervorstechend ist eine Kreislinie, die allen Deckplatten der Säulen als untere Begränzung gemeinschaftlich ist. Auch über dem Scheitel der von der Schrift gebildeten

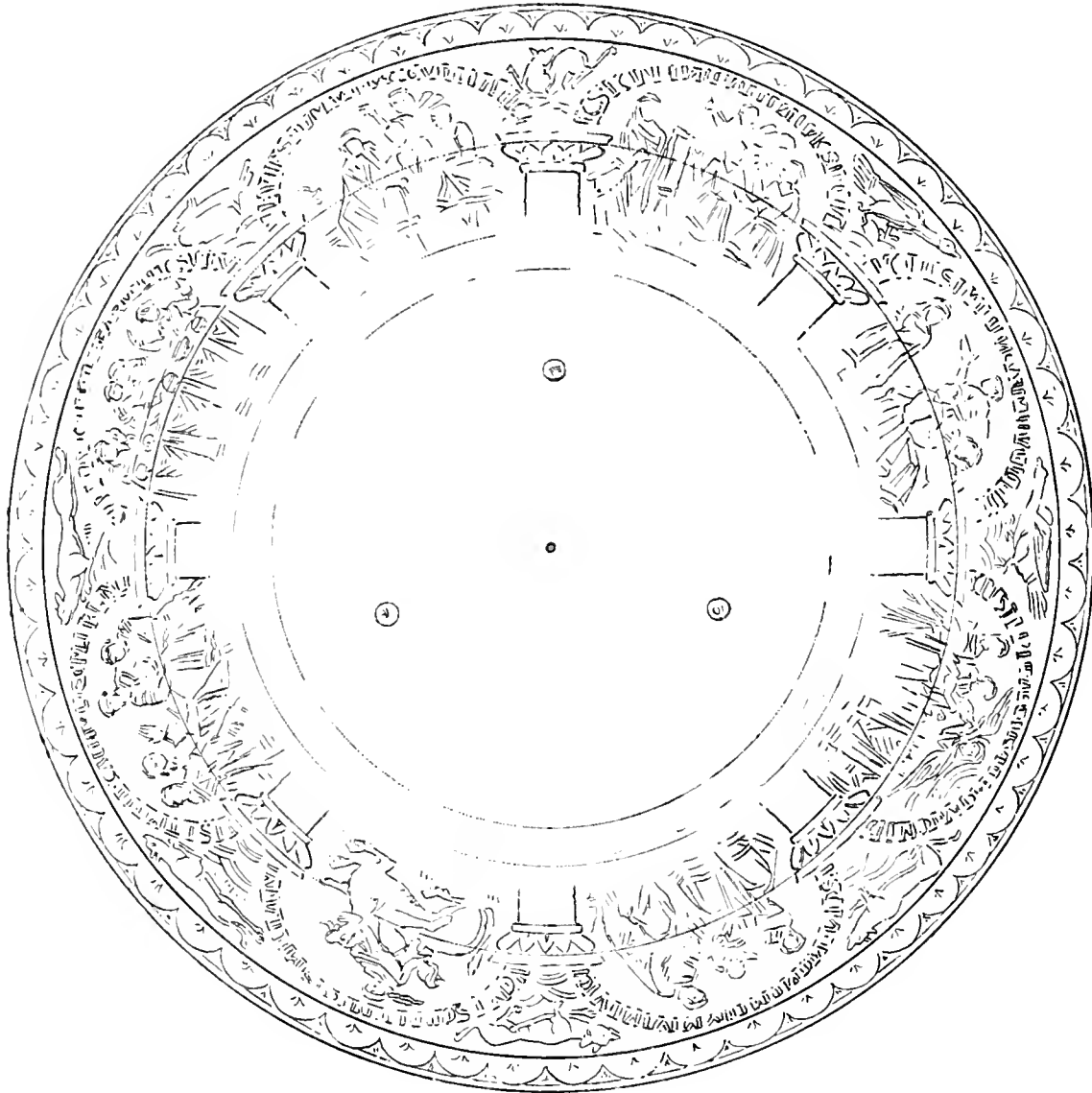


Fig. 1.

Bögen bemerkt man zirkelrechte Linien. Dieser Ausführungsweise entspricht eine Grube im Centrum des Bodens, die später mit dunklerem Metall (anscheinend Messing) ausgefüllt worden ist (Fig. 1).

Die Darstellungen sind von einander durch kurze Säulen getrennt, deren Basis nirgends mehr zu unterscheiden ist, deren Schäfte sehr dick sind und sich nach oben etwas verjüngen. Das Verhältnis des mittleren Durchmessers zur Höhe stellt sich etwa wie 1 : 2,5. Die auffallend niedrigen Capitäle haben die romanische Kelchform. Ueber den niedrigen Deckplatten erheben sich statt der Arcaden die Inschriftzeilen. Unter diesen die Bilder. In den Zwickeln gewahren wir verschiedene Thierfiguren, unter denen ein Hund sechsmal wiederkehrt, stets aber in verschiedenen Stellungen;

<sup>1</sup> Der Gebrauch des Zirkels durchs ganze Mittelalter hindurch erscheint ja verbürgt.

zweimal, und zwar in zwei auf einander folgenden Zwickeln kommt ein Vogel vor von der Gestalt eines Auerhahnes, etwa einen Adler oder ein Haushuhn vorstellend. Sämmtliche Thierfiguren stehen auf stylisirtem Erdreich, das durch halbkreisförmige, wellig gezogene Linien zum Ausdruck gebracht ist (Fig. 2).

Für die beschreibende Aufzählung der Bilder unter den Arcaden findet sich ein naturgemäßer Ausgangspunkt in der Darstellung:

1. *Verkündigung der Geburt des Samson. Manue's Opfer.* Jud. XIII, 2, 3, 15 ff.

Links, heranschreitend, Manue und seine Frau; er bringt ein Zicklein als Opfer dar vor einem rechts befindlichen Altar. Ueber diesem erscheint die Halbfigur eines Engels, die aus stylisirten Wolken hervorragt. Die Wolken sind durch concentrische Halbkreislinien in feinwelligen Zügen ausgedrückt, ganz entsprechend den oben erwähnten Terrainlinien.<sup>1</sup>

Beischrift: „VOTIS NATVS ERIT SIBI QVE · DS IPSE SACRAVIT“.<sup>2</sup>

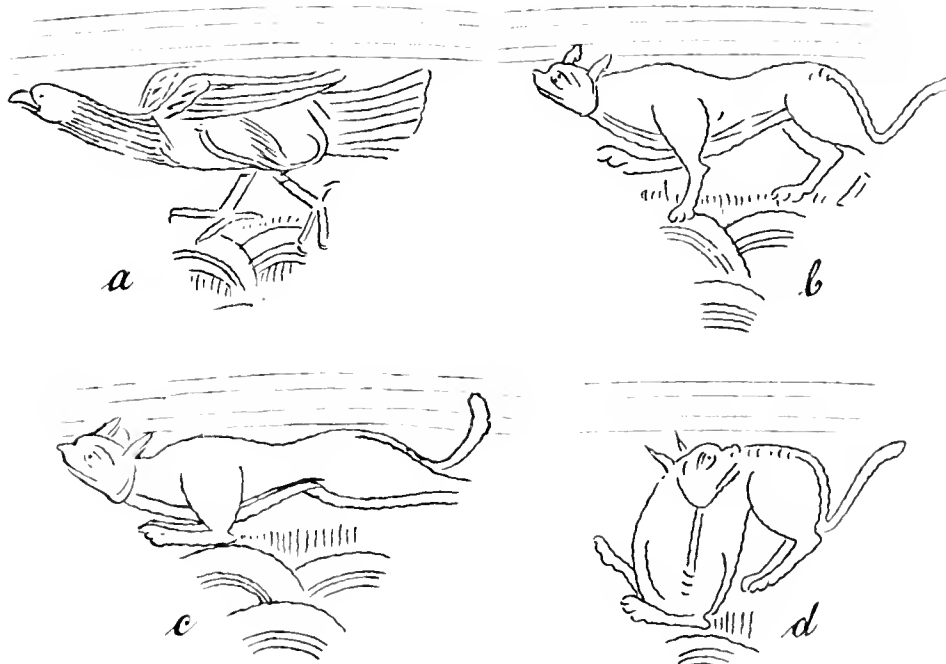


Fig. 2.

An dieses Bild schließen sich die folgenden in der hier gegebenen Reihenfolge an.

2. *Geburt Samson's.* Judic. XIII, 24, Links die Mutter sitzend. Ihr wird von einer Dienerin das Kind entgegen gehalten.

Beischrift: „(E)CCE PARIT STERILIS SIC VRGENT IVSSA TONANTIS“.

3. *Samson überwindet den Löwen.* Judic. XIV, 6. Samson kniet auf dem Löwen und reißt ihm den Rachen auf.

Beischrift: „(B)RACHIA SASONIS DOMVERVNT ORA LEONIS“.

4. *Vermählung Samson's mit Dalila.* Judic. XIV, 1 ff. Links stehen zwei Personen (wie es scheint Samsons Eltern), rechts Samson und Dalila. Seine Linke ist auf Dalila's linke Schulter gelegt, wogegen er seine Rechte in ihre Linke gelegt zu haben scheint.

Beischrift: „HIC ALIENIGENAE SAMSON COPVL [A] TVR AMICAE“.

<sup>1</sup> Es sei hier daran erinnert, daß Luft, Erde (und Wasser) in der Kunst des hohen Mittelalters bezüglich der Linien ganz ähnlich behandelt werden. Die Entwicklung der Wolkenformen findet sich kurz zusammengefaßt bei: *Trommel*, Die Apokalypse in den Bildern Handchriften des Mittelalters; Wien, Gerold 1885, S. 17 und 50 Anm.

<sup>2</sup> Bezüglich der Wiedergabe der Inschriften sei bemerkt, daß hier die Ergänzung von mangelhaften Buchstaben mit runden Klammern gekennzeichnet wird. Das in der Urchrift gänzlich fehlende A von Nr. 4 ist dagegen in eckige Klammern gesetzt.

5. *Samfon gibt Räthfel zu löfen.* Judic. XIV, 12. Reichgedeckte Tafel. Dahinter fitzen vier Perfonen; die beiden in der Mitte (Samfon und Dalila) halten fich umfchlungen, die an den Seiten haben die Hände erhoben.

Beifchrift: „LETVS CONVIVIS PROPONIT ENIGMATA LETIS“.

6. *Samfon verweigert die Löfung. Dalila droht.* Judic. XIV. 13. ff Links Samfon auf einem Thronfessel. Rechts eine fitzende Figur mit langer Nafe. Im Hintergrunde zwei andere Perfonen, von denen eine (Dalila) die Rechte drohend erhoben hat. Ganz links ein blafender Teufelskopf mit aufgebogener Nafe.

Beifchrift: „CIVI(B)VS AVXILIO SI POSSIS ADESSE MEMENTO“.

7. *Samfon nimmt feine Beute aus Afcalon.* Judic. XIV, 19. Links Samfon, rechts zwei Knieende; hinter diefen eine aufrechtftehende Figur.

Beifchrift: „VT FERIT EXVVIAS CONSVRGIT IN A(S)CONONIAS“.

8. *Samfon vertheilt die Beute.* Judic. XIV. 19. Links fteht Samfon, rechts knieen zwei Männer, dahinter fteht ein dritter.

Beifchrift: „HIC GRAVITER CESIS VESTES PARTITVR AMICIS“.

Die befchriebene Schüffel wurde durch Inspector *Scheffler* vor einigen Jahren im Zillenthal von einer Bäuerin erworben. Die frühere Befitzerin gab an, das Gefäß hätte fich feit Menschengedenken in ihrem Haufe beziehungsweise in ihrer Küche befunden, eine Angabe über die hinaus fich die Provenienz nicht hat verfolgen laffen. Nichts deftoweniger muß der Vermuthung Raum gegeben werden, daß die Schüffel früher in geiftlichem Befitz gewesen fei, wohl auch liturgifchen Zwecken gedient habe. Ueber den Ort der Entftehung läßt fich kaum eine Hypothefe aufstellen. Im allgemeinen darf man wohl fagen, die Schüffel fei ein füddeutfches Product. Eine Entftehung in Tyrol ift nicht undenkbar, obwohl fich analoge Schüffeln dort meines Wiffens nicht erhalten haben. In den Rheinlanden ift ähnliches erhalten geblieben. Wie wir fehen werden, unterfcheiden fich aber die rheinifchen Schüffeln von der ungrigen in mehreren Punkten. Hier läßt es fich nicht vermeiden, behufs kritifcher Beurtheilung der *Scheffler*'fchen Schüffel an das Vergleichsmaterial zu erinnern, das uns Literatur und Kunftfammlungen an die Hand geben.

Ohne Schwierigkeit laffen fich aus den erhaltenen Bronze-Schüffeln vom circa 11. bis 12. Jahrhundert zwei Gruppen herausaffen, die der *gravirten* und die der *emallirten* Schüffeln. Die erfteren tragen durchaus mehr den Charakter des hohen Mittelalters, wogegen die letzteren dem beginnenden fpäten Mittelalter angehören. Die emallirten werden faft allgemein als Limoufiner Arbeiten des 12. und 13. Jahrhunderts bezeichnet. Sie kommen häufig paarweife vor, tragen auf dem Boden eine figürliche Darftellung oder ein Wappen, herum in Feldern, die arcadenartig überfpannt oder von ganzen oder von dreiviertel Kreifen umfchloffen find, eine Reihe von meift fünf bis fechs ftylifirten Bildern profanen Inhalts. Demnach fcheinen fie profanen Zwecken gedient zu haben. Durchfchnittlich meffen fie 0.24 Cm. im Durchmesser. Sie find häufig. Nur einige Exemplare hebe ich hervor: fo die Schüffeln im grünen Gewölbe zu Dresden, im Welfenmuseum zu Herrenhaufen, in den kaiserlich öfterreichifchen Kunftfammlungen zu Wien, ferner die im Welfenfchatz (derzeit im k. k. öfterreichifchen Mufeum), die im Wiesbadener Mufeum, die in mehreren Parifer Mufeen, endlich die im Befitze von Dr. *Wings* und von Graf *Hans Hilesek*, die in St. Michael zu Lüneburg und die im Stifte Tepl. Schüffeln diefer Art waren fchon früh Gegenftand des gelehrten Interesses<sup>1</sup> und haben bis heute die Aufmerkfamkeit von Sammlern und Kunftforfchern rege erhalten.<sup>2</sup> Die

<sup>1</sup> Vergl. *Montfaucon: Mon. d. l. Monarch. franc. I. Vol. Taf. 32.* Die dort abgebildete Schüffel befindet fich jetzt im Louvre.

<sup>2</sup> Vergl. z. B. *Hefner-Alteneck: Trachten etc. (1852: I. Taf. 20* Abbildungen einer Schüffel in Privatbefitz. Denfelben Gegenftand bildet *Lonandre (1858)* in feinen „arts fomptuaires“ ab. Ferner *Laborde: „Notice des émaux bijoux, du musée du Louvre“* Artikel „Bacins à laver.“ (Nr. 55) „Annales archéologiques“ XXI. Jahrg. S. 190 ff. Zwei analoge Schüffeln in der Sacristei der Abtei von Conques werden dort von *Darcel* befchrieben. *Viollot-le Duc: Diction. rais. du mob. fr. Tom. II (1871)* Artikel „Bassin“. Jahrbuch d. herald. Vereins



gravirten Schüsseln, die uns hier näher angehen, variiren sehr in ihren Dimensionen. Sie schwanken zwischen 0·28 und 0·45 im Durchmesser. Im Gegensatz zu den Limoufener Schüsseln scheinen sie meist liturgischen Zwecken gedient zu haben, da sie mit heiligen Darstellungen geschmückt sind. Der Form nach scheinen sie römischen Bronze-Schüsseln nachgebildet, wie solche am Rhein, wohl auch anderwärts gefunden werden. Diese Art von mittelalterlichen gravirten Schüsseln dürfte selten sein. Ich kenne davon außer der hier beschriebenen nur folgende, die ich der Uebersichtlichkeit wegen in trockener Weise aufzähle: 1. eine im Provinzial-Museum zu *Trier* (Vergl. „Jahrbücher des Vereines von Alterthumsfreunden im Rheinlande“ Heft 75. S. 72 ff.); 2. eine in der Dom-Sacristei zu *Xanten* (S. a. a. O. S. 62 ff.); 3. eine bei H. Dr. *Wings* in *Aachen*<sup>1</sup> (S. a. a. O. S. 54 ff.); 4. eine im Welfen-Museum in *Herrenhausen*; 5. eine im *Königsberger* Museum.

Die aufgezählten sind alle kleiner als die *Scheffler'sche* Schüssel. Die allgemeine Form haben sie aber mit derselben gemein. Die Darstellungen sind stets verschieden. So bringt die Schüssel in *Trier* cyclische Darstellungen der Gleichnisse Jesu; jedes Bild eingeflossen von einer Inschrift in Form eines Dreiviertelkreises, zwischen den Bildern jedesmal eine Säule, auf der man eine Draperie bemerkt. Die Schüssel in *Xanten* bringt allegorische Darstellungen in ähnlicher Anordnung. Reichliche Inschriften. In den Zwickeln der geschriebenen Arcaden verschiedene Thiere. Die Säulen scheinen hier zu fehlen. Sie finden sich dagegen wieder auf der Schüssel bei H. Dr. *Wings*, auch hier reich drappirt.<sup>2</sup> Die Arcaden aber fehlen hier. Die Darstellungen dieser Schüssel nehmen ihren Stoff aus der *Urfula-Legende* (und sind in ikonographischer Beziehung von höchstem Interesse). Die Schüssel in *Königsberg*<sup>3</sup> endlich bringt wieder allegorische Figuren.

Am besten erhalten und am feinsten ausgeführt erscheint unter den aufgezählten Schüsseln die bei H. Dr. *Wings* in *Aachen*. Als die künstlerisch unbedeutendste muß die *Königsberger* Schüssel bezeichnet werden. Die *Scheffler'sche* hält zwischen beiden etwa die Mitte. Abgesehen vom Größenunterschiede schließt sie sich am engsten an das Exemplar in *Trier* an. Mit diesem hat es die Säulen zwischen und die Schriftzeilen über den einzelnen Bildern gemein. Die Thiere in den Zwickeln nähern die *Wiener* Schüssel andererseits wieder dem Exemplar in *Xanten*. Am weitesten steht sie im allgemeinen von der Schüssel bei Dr. *Wings* ab.

Noch wäre ein Wort über die Entstehungszeit unserer Schüssel zu reden. Dafs man den Ort der Entstehung nicht kennt, macht die Bestimmung der Zeit etwas schwierig. Nur ziemlich weite Grenzen, das beginnende 12. und die Mitte des 13. Jahrhunderts, können vorgeschlagen werden. Je nachdem nun die *Wiener* Schüssel näher oder entfernter von einem Centrum künstlerischer Thätigkeit entstanden ist, muß die Entstehungszeit innerhalb jener Termini früher oder später angesetzt werden. Nimmt man tyrolische Herkunft an, so wird eine Entstehung nach 1200 am wahrscheinlichsten. Der Styl der Bilder ist romanisch, zeigt aber die Kennzeichen der vorgerückten Periode, wie das auch bezüglich der Schrift angedeutet wurde.

„Adler“ 1879 *Hg's* Artikel: „Die Heraldik im alten Kunstgewerbe“ beschreibt zwei hieher gehörige Schüsseln im Besitze des Grafen Hans Wilczek. *Gay*: „Glossaire archéologique du moyen age et de la Renaissance“ 1882 II. Artikel „Bassin“ u. f. w. Ueber den Gebrauch dieser Schüsseln belehrt wohl am besten eine Stelle aus den *Memoren* von *Olivier de la Marche*. (Vergl. „Nouvelle collect. de memores pour servir à l'histoire de France“ III. S. 588. Eine Schüssel diente als Waschbecken, eine zweite als Gießgefäß.)

<sup>1</sup> Nicht zu verwechseln mit der oben genannten Limoufener Schüssel.

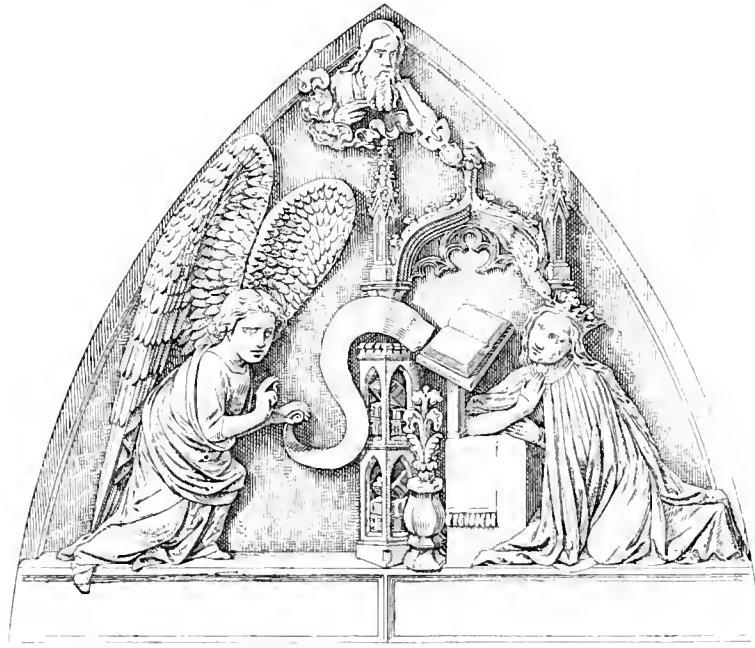
<sup>2</sup> Nicht als Knotenfäden wie der Text der angeführten Jahrbücher will. (S. 61.)

<sup>3</sup> Ich kenne sie nach einem guten Abgusse im Central-Museum zu Mainz. Sie ist offenbar christlicher Provenienz und dürfte dem 12. oder 13. Jahrhundert angehören. Auf dem Boden zeigt sie eine roh gravirte weibliche Figur mit der Inschrift „MIRA“. Hierum finden sich die Halbfiguren von: „Idolatria“, „Invidia“, „Ira“ und „Luxuria“. Im aufsteigenden Rande zwischen äußerem obern Blattwerk und solchen Blumen steht mehrmals „Dolus“, „Odium“ und „Inclitum“. Alles, besonders das letzte Wort in hochflüchtiger mittlicher Capital-S. Das horizontale Randchen ist mit dem Perlenpunzen behandelt. NB. Die turbanartige Form einer oder mehrerer Figuren auf dieser Schüssel hat nichts anderes zu bedeuten als die Unbehaltlichkeit der Gravirenden. Die Schüssel im Hercolanischen Hebräisch mit Inchrift versehen, weshalb ich hier von einer Beschreibung derselben absehen muß.

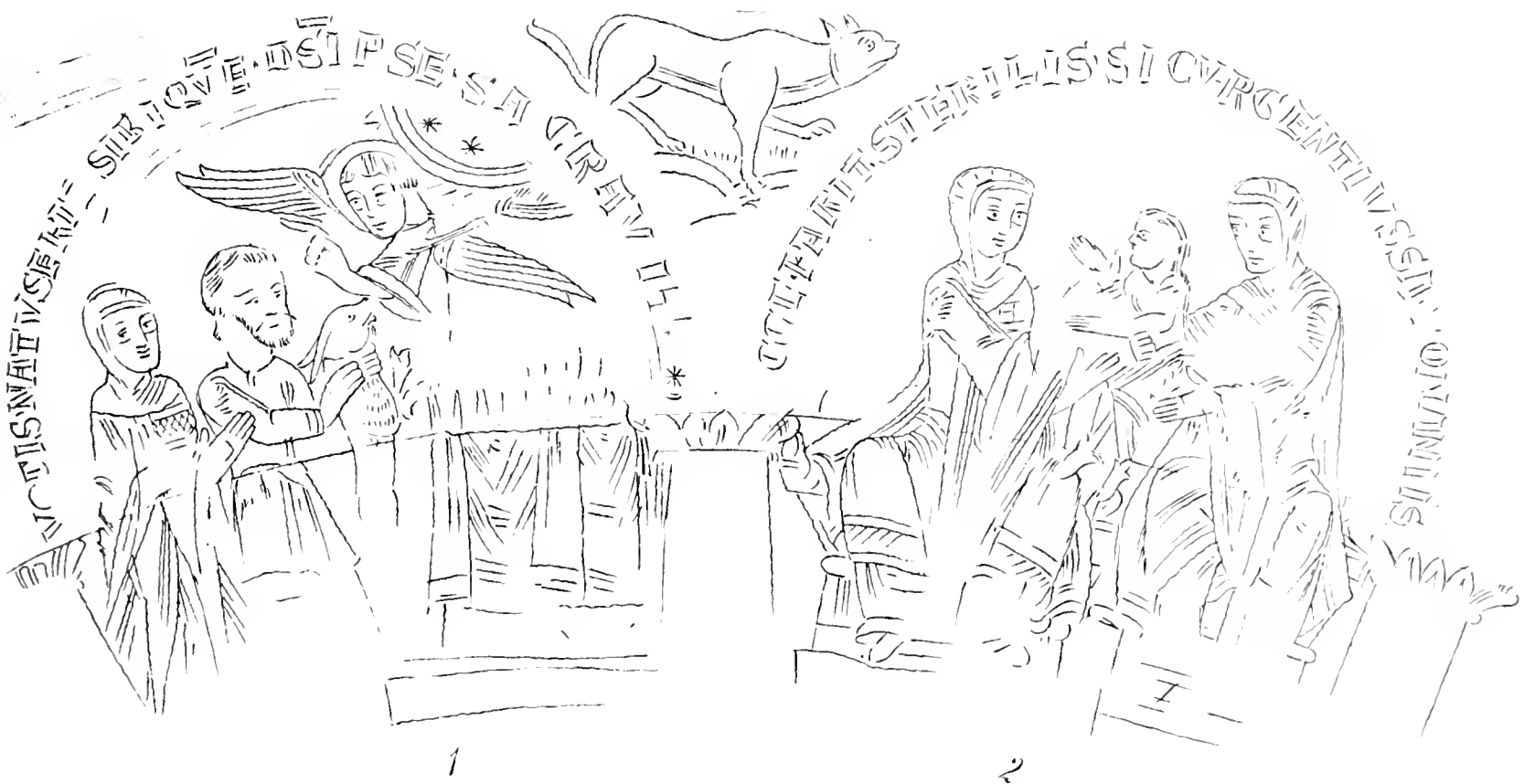
In technischer Beziehung muß erwähnt werden, daß Kunstgegenstände des hohen Mittelalters nicht selten mit Gravirung verziert sind. Man erinnere sich beispielsweise des Einbandes des „Liber aureus“ in der Stadt-Bibliothek in Trier, und an den Reliquien-Schrein zu Mettlach.<sup>1</sup> Die gravirten Linien auf unserer Schüssel erscheinen heute, wohl durch langjährigen Gebrauch in Haus und Küche wie ausgenagt, als wären sie geätzt. Kaum aber ist anzunehmen, daß sie ursprünglich auf dem Wege der Aetzung hergestellt worden sind. Die technische Ausführung der Verzierung am horizontalen Rändchen entspricht offenbar dem „opus punctilis“ des Theophilus Presbyter, wie er es in seiner *Schedula diversarum artium* genau beschreibt.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Bezüglich des „Liber aureus“ aus Prüm, dessen Einband gravirtes Kupferblech trägt, vergl. u. a. *E. aus'm Weerth*: *Kunstd. in d. Rheinlanden* Taf. 01, besonders aber *Thaußing* in den *Mitth. d. Inst. für osterr. Geschichts.* I. Bd. Bezüglich des Reliquien-Schreins zu Mettlach vergl. hauptsächlich: *Quast* und *Otto* *Zeitschrift für chr. Kunstarchäol.* I. S. 230 u. 267. Noch sei hier des Trag-Altars aus dem Kloster Abdinghof zu Paderborn gedacht (Vergl. *Organ für chr. Kunst* 1866, S. 3 ff.). Gravirungen in Silber zeigt u. a. der Deckel eines Evangeliars in der Universitäts-Bibliothek zu Würzburg (vergl. *Hefner-Alteneck*: *Trachten etc.* 2. Auflage. Taf. 37).

<sup>2</sup> Vergl. *Hs* in Eitelberger's *Quellenchriften* I. Bd. 72. Cap. *Theophilus* spricht auch davon, daß man Schüsseln (allerdings getriebene) hie und da mit einer Darstellung Samsons zu versehen pflegte.



Straßengel









# DIE NEUESTEN RÖMISCHEN FUNDE VON DERNOVO (NEVIODUNUM) IN UNTERKRAIN.

Von KARI DESCHMANN

(Mit 1 Tafel und 9 Text-Illustrationen.)

## Einleitung.

31. December 1874

**D**AS sechs Kilometer südlich von Gurkfeld in der Save-Ebene gelegene Dorf Dernovo mit 57 Häusern und 341 Einwohnern wurde schon vom krainischen Chronisten *Valvasor*<sup>1</sup> als derjenige Ort bezeichnet, wo die einstige römische Stadt Neviodunum gestanden haben soll. Zwar sind auf diesem klassischen Boden dormalen keine alten Verchanzungen, keine fontigen Ruinenreste der einstigen römischen Herrschaft im Lande wahrnehmbar, jedoch wo immer man im Dorfe oder auf dem angränzenden Hutweiden-Terrain und auf den Aeckern der Umgebung die Humus- und Schuttdecke beseitigt, flößt man schon in geringer Tiefe auf Mauerwerk römischer Gebäude, auf alte Grabstätten u. f. w.; seit jeher hat sich diese Gegend als eine der ergiebigsten Fundstellen römischer Münzen in Krain erwiesen.<sup>2</sup>

Nach der Peutingerischen Tafel war Neviodunum eine der Marsch-Stationen zwischen Emona (Laibach) und Siscia (Sissek). Obgleich die Entfernung Dernovos vom einfligen Emona geringer ist, als die Meilendistanz — LXVIII millia passuum — zwischen beiden gefagten Städten nach diesem Itinerar beträgt, so hielten sich doch die heimischen Geschichtsforscher für berechtigt, das römische Neviodunum für den Gurkfelder Boden in Anspruch zu nehmen, weil die dort häufigen römischen Funde auf eine bedeutende Niederlassung hindeuteten.

Nur auf zwei in dieser Gegend gefundenen Römersteinen geschieht der daselbst gestandenen Stadt Neviodunum Erwähnung,<sup>3</sup> somit etwas abweichend von deren Bezeichnung auf den Itinerarien, ferner gibt ein an der Unter-Krainer Reichsstraße bei Pösendorf, der zweiten Post-Station außer Laibach, aufgefundenener Meilenstein aus Hadrian's Zeiten<sup>4</sup> die Entfernung Neviodunums mit XXXXVIII millia passuum an, eine Distanz, die mit der Entfernung Dernovos vom Standorte des Meilensteins ebenfalls nicht übereinstimmt, wohl aber auf einen südlich von Dernovo in der Thalenge der Save unter dem Einflusse der Gurk gelegenen Punkt sich zu beziehen scheint.

Erst die eingehenderen vergleichenden Studien der Lage der römischen Stationen zwischen Emona und Siscia nach der Peutingerischen Tafel und nach dem Antoninischen Itinerar, welches letztere die Station Neviodunum auf die Route zwischen Senia (Zeng) und Siscia (Sissek)

<sup>1</sup> *Valv.* Ehre des Herzogthums Krain, V. Buch, S. 207

<sup>2</sup> *Valvasor* schreibt hierüber a. a. O.: „Eine Stunde von Gurkfeld liegt das Dorf Dimoum. In demselben und auch umher auf dem Gehilde desselben werden gar viel Ziegel ausgegraben und hat man von diesem sehr große Gläzer voll Erde und Astehe, darstellend angetroffen; ingleichen bleierne Röhren und werden annoch sehr viel monumenten daherum gefunden. Wie man nicht weniger schier täglich, in selbiger Gegend heidnisches Geld, auch vieles alten Gemauers und Gewelber, unter der Erde ansehlig wird. Daher man schier schließet, es sei daselbst vor Alters eine Stadt gestanden.“

<sup>3</sup> *Monnjesen.* Corpus inscriptionum III. Bd., I. Th., S. 498. Nr. 3919 und 3924

<sup>4</sup> *Mullner.* Emona S. 204

verfetzt, haben bedeutende Archäologen zu der Ansicht geleitet, daß das Neviodonum der Itinerarien ein ganz anderer Ort gewesen sei, als das bisher nur durch Römersteine von Dernovo und Umgebung constatirte Neviodonum des Gurkfelder Bodens, und daß jenes am rechten Ufer der Kulpa in der Nähe des heutigen Karlstadt gestanden habe. Es liegt nicht im Zwecke dieses Berichtes, auf die noch immer nicht genügend aufgeklärte Topographie des Verlaufes der Straßenverbindung Siscias mit Emona und mit Senia, namentlich insofern sie die näher an Siscia gelegenen Stationen betrifft, ausführlicher einzugehen, es möge hier der Hinweis auf die diesbezüglichen Ausführungen in *Kenner's* Noricum und Pannonia<sup>1</sup> und in *Müllner's* Emona<sup>2</sup> genügen.

Nach *Linhart*<sup>3</sup> lag Neviodonum in der Gegend des heutigen Čatež gegenüber der untersteierischen Stadt Rann in der Save-Thalenge unter dem Einflusse der Gurk, wo noch heutzutage die Reste eines römischen Castells erhalten sind. Auch Dr. *Kenner* pflichtet dieser Meinung bei, jedoch mit der Einschränkung, daß dort die Militär-Station Neviodonum sich befunden habe, während die dazu gehörige Civil-Stadt in der Gegend von Dernovo gelegen war.

Mit der Municipal-Verfassung wurde Neviodonum durch Kaiser Vespasian ausgezeichnet. Das einzige Denkmal, welches bezeugt, daß diese Stadt ein Municipium gewesen sei und zur Tribus Flavia gehörte, ist ein angeblich in Dernovo ausgegrabener, dann nach Malence überführter, nunmehr im Schlosse Mokritz<sup>4</sup> eingemauerter Römerstein.

Wir haben uns mit der Civil-Stadt Neviodonum und den dafelbst jüngst gemachten römischen Funden zu befassen, wobei wir jedoch auch auf die Fundchronik dieses Ortes in den letzten Decennien zurückgreifen und einiges über die Lage Dernovos vorausschicken wollen.

Gegenwärtig ist dieses Dorf von dem im Osten vorüberfließenden Hauptstromlaufe der Save beiläufig drei Kilometer entfernt. Zur Römerzeit war Neviodonum knapp am rechten Ufer des Savus gelegen, dessen Flufsgotte die besondere Verehrung der Bewohner des Save-Thales zu Theil wurde.<sup>5</sup> Das verlassene alte Save-Flussbett, noch jetzt sehr gut erkennbar, läuft in südlicher Richtung außer der Stadt Gurkfeld knapp zur linken Seite der nach Landstraß und von der Abzweigung in Belibreg nach Munkendorf in der Nähe der Einmündung des Gurkflusses in die Save führenden Bezirksstraße; im Dorfe Dernovo macht es eine scharfe Biegung gegen Ost; seine weitere mehr östliche Richtung über den Dörfern Brege, Vihre, Mertvice und Skopiz läßt sich bis zum heutigen Hauptstrome verfolgen. Schon nach dieser Lage zu schließen, scheint Neviodonum eine wichtige Schiffer-Station gewesen zu sein; es mochte bezüglich des Güter-Verkehres auf der Save jene Rolle gespielt haben, die später die Stadt Gurkfeld übernommen und bis zur Eröffnung der am jenfeitigen Ufer durch Unter-Steiermark sich hinziehenden Agramer Bahn innegehabt hat.

Aber auch für den Landverkehr Neviodonums mit der Umgebung und den bedeutendsten Städten des damaligen Ober-Pannoniens war durch gute Straßen vorgeforgt. Die alte Römer-

<sup>1</sup> In den Berichten und Mittheilungen des Alterthums Vereines in Wien, Band XI, S. 35 und 124

<sup>2</sup> *Müllner's* Emona Laibach 1870, S. 101 bis 100

<sup>3</sup> *Linhart*, Geschichte Krains, I. Bd., S. 311.

<sup>4</sup> Die betreffende Inschrift lautet:

I · O · M ·  
ET · GENIO  
MVNICIPI  
FL · NEVIOD  
SACRVM ☉  
L · POMPEIVS  
INGENVVS B ☉  
COS · V · S · L · M

Siehe *Mommsen* a. a. O. S. 498, Nr. 3019

<sup>5</sup> Zwei Votivsteine im mittleren Save-Thal, der eine in Wernegg, der andere im Saudorf, gegenüber den Eisenbahn-Stationen Krefsnitz und Hraňúgg, beziehen sich auf Savus. *Mommsen* a. a. O. S. 495, Nr. 3890 und S. 629, Nr. 5138.



straße von Emona führte über Praetorium Latobiorum, das heutige Treffen unter Weißkirchen, in die Gurk-Niederung, wo sie im Krakauer Walde noch jetzt sehr gut erkennbar ist; bei Großdorf am östlichen Rande des besagten Waldes gelangt sie in das jetzige Cultur-Land, das sie in gerader östlicher Richtung in zwei Kilometer Länge bis Dernovo durchzieht, und nunmehr als Bezirksstraße benützt wird. Ebenso scheint der von Dernovo nach Zirkle führende Gemeindeweg die Richtung der einstigen Römerstraße weiter nach Süden einzuhalten; man gelangt auf demselben am kürzesten zum Gurkfluß, an dessen linkem Ufer ausgedehnte Verschanzungen — namentlich bei Forst — sich vorfinden, daselbst ist auch ein in der Generalstabs-Karte eingezeichneter großer Tumulus im freien Felde, der, wie die sogenannten Türkenhügel in den Donauländern, schon damals militärischen Zwecken gedient haben dürfte; am rechten Gurkufer nimmt das aus römischer Zeit stammende Gradische in Malence in der Nähe der jetzigen ärarischen Gurkbrücke bei Munkendorf eine dominirende Stellung ein, weiter nach Süden befand sich auf diesem Straßenzuge in Čatež die ehemalige Militärstadt (?) Neviodunum, wo sowie in Malence für weitere archäologische Nachforschungen sich ein gewiß lohnendes Feld eröffnet.

Insbesondere wäre festzustellen, ob nicht einzelne dieser Verschanzungen der vorrömischen Periode angehören, wie dies bei der in Ofen von Dernovo am Rande der Gurkfelder Ebene bei Wenische ober Großdorf gelegenen, aus Erdaufwurf bestehenden Befestigung der Fall ist, welche in der Anlage ganz mit den einstigen Schutzwerken — Gradische — der Bergvölker Krains in vorrömischer Zeit übereinstimmt.

### Antiquarische Forschungen im Gurkfelder Boden.

Ein sehr eifriger antiquarischer Forscher auf diesem classischen Boden war Pfarrer Dr. Caspar *Tunckhelsteiner* zu Ende des 17. Jahrhunderts; von seinen epigraphischen Mittheilungen haben *Schönleben*<sup>1</sup> und *Valvasor* Gebrauch gemacht. Seit jener Zeit wurden die ersten systematischen Nachgrabungen in Dernovo vom Ingenieur und Conservator *Leinmüller* in den Jahren 1857 bis 1860 über Veranlassung des historischen Vereines für Krain mittelst einer Staats-Untertützung von 150 fl. vorgenommen; die Ergebnisse sind in den betreffenden Vereinschriften niedergelegt worden. Als einer der Hauptzwecke dieses Unternehmens galt die Herbeischaffung von Beweismitteln für die streitige Frage, ob die ältesten Bewohner dieser Gegend Kelten oder Slaven gewesen sind. *Leinmüller* glaubte sich für ersteres entscheiden zu sollen, auch war er bei dem Umfande, als kein ober dem Boden befindliches Mauerwerk daselbst vorkommt, hingegen die von ihm aufgedeckten Mauerreste eine Menge von Kohlen enthielten, der Meinung, daß die Ober-Bauten Neviodunums nur aus Holz bestanden haben und bei der über die Stadt eingebrochenen Katastrophe durch Feuer eingestürzt worden seien. Nach seinem ursprünglichen Plane sollte mit den Aufdeckungen in Dernovo vom alten Save-Ufer aus gegen das Dorf zu begonnen werden; er mußte jedoch dieses Vorhaben wegen der von den Dorfbewohnern erhobenen Schwierigkeiten aufgeben. Sohin nahm er die Oeffnung zweier eingestürzter Gräber vor, in denen außer dem gemalten noch gut erhaltenen Epheu-Ornament an den gemauerten und mit Mörtel sauber verputzten Wänden nichts intactes vorkam.<sup>2</sup> Im Jahre 1860 lieferte *Leinmüller* eine Situations-Skizze über den Lauf der Save zu Römerzeiten.<sup>3</sup> Behufs weiterer Ausgrabungen wurde von ihm der Zwickel zwischen der Munkendorfer Bezirksstraße an der Stelle, wo von dieser außer dem Dorfe Dernovo der nach Zirkle führende Gemeindeweg abzweigt, dann links von ersterer die Strecke gegen das Dorf Brege, und rechts von letzterem in der Nähe der gedachten Abzweigung ein oder

<sup>1</sup> *Schönleben*, Carniola antiqua et nova. Laibach 1691. tom. I. pag. 222 und 223.

<sup>2</sup> Die Beschreibung dieser Gräber ist in den Mittheilungen des historischen Vereines für Krain. Laibach 1858. S. 48.

<sup>3</sup> Mitth. 1860, S. 20.

Gartengrund, außer welchem von ihm ein römisches Bad aufgedeckt worden war,<sup>1</sup> als ein lohnendes Terrain bezeichnet. Auch weiter abwärts links vom Gemeindewege nach Zirkle wurden bei den von ihm vorgenommenen Nachgrabungen Münzen in großer Menge und etliche Anticaglien, als ein Bronze-Schlüssel, ein Ohrflöftelehen, ein Ring u. f. w. gefunden. Desgleichen wurden von ihm zwischen Dernovo und Goritza Gräberflätten conflatirt.<sup>2</sup> Die von *Leinmüller* gefundenen römischen Münzen, von Galba bis Gratian (68 n. Chr. bis 383) reichend, hat der Numismatiker *Anton Jellouscheg* beschrieben.<sup>3</sup>

Der verstorbene k. k. Kreis-Ingenieur in Rudolphswerth *Wilhelm Dollhof* hat in den Jahren 1826 bis 1863 auf seinen Dienststreifen von den Landleuten die gefundenen römischen Münzen erworben; in seiner hinterlassenen Münzfammlung, nunmehr im Besitze des penf. k. k. Bezirks-Hauptmannes *Dollhof*, welche meißt aus Münzfunden in Unter-Krain besteht, sind auch die von Neviodunum herrührenden römischen Münzen in zahlreichen und schön erhaltenen Exemplaren vertreten.

Seitdem wurde in jener Gegend eine ziemlich reiche numismatische Ausbeute durch den jetzigen Herrn Pfarrer von Neudegg *Franz Jarz* gemacht. Als dieser Pfarr-Cooperator in Hafelbach war, wohin die Ortschaft Dernovo eingeschult ist, bot sich ihm als Katecheten die beste Gelegenheit dar, die meisten damals in und um Dernovo durch die Bauern aufgefundenen Münzen von der die Volksschule besuchenden Jugend zugetragen zu erhalten. Die von ihm zu



Fig. 1.

Stande gebrachte Münzfammlung, aus 1143 gut erhaltenen Stücken bestehend, umfaßt außer etlichen Familien-Münzen die Zeit von Augustus bis Theodosius (395 n. Chr.), sie bildete ein sehr beachtenswerthes Object der „Carniola antiqua“ in der krainischen Landes-Ausstellung im Juli 1883.<sup>4</sup> Am zahlreichsten sind darin vertreten Gallienus, Claudius Gothicus, Constantinus M. und seine Söhne.

Ueber seine sonstigen Alterthums-Funde in dieser Gegend hat Pfarrer *Jarz* im „Anzeiger des kroatischen archäologischen Vereines“ Jahrgang III, 1871, S. 62, weitere Mittheilungen gemacht. An das Laibacher Museum wurde von ihm außer einem antiken Mühlsteine einer kleinen Handmühle auch ein aus Stein roh gearbeiteter Barbarenkopf von auffallend dolichocephaler Schädelbildung abgegeben (Fig. 1). In der Einleitung zu dem obgedachten flovenischen Münz-Verzeichnisse führt derselbe von sonstigen dort vorgekommenen bronzenen Fundstücken an: Eine Jupiter-Statuette, schön gearbeitet, 6 Cm. hoch, ohne Piedestal, die linke Hand erhoben zum Schleudern

des abhanden gekommenen Blitzes, die rechte an die Brust haltend; dann eine Göttin auf Piedestal, wahrscheinlich eine Venus, von flüchtiger Arbeit, 115 Cm. hoch, die rechte Hand ausstreckend, mit der linken den Körper bedeckend; ein 3 Cm. hoher Medusenkopf in Relief, auf der Rückseite ausgehöhlt; außerdem besaß er mehrere Fibeln, ein viereckiges Glöckchen; seine Bronze-Sammlung ist in den Besitz des Prinzen *Ernjl Windisch-Grätz* übergegangen.

Auch erwähnt Pfarrer *Jarz*, daß im Jahre 1881 vor der Filial-Kirche in Dernovo an zwei Stellen Reste römischer Bäder aufgedeckt worden seien; die in der niedrigen Hypokaufis befindlichen Hohlziegel seien an der Luft bald zerfallen. Weiters bemerkt er, daß man bei den Grundaushebungen in Dernovo mehrere römische Brunnenschachte aufgedeckt habe. Eine große gewölbte

<sup>1</sup> Siehe dessen Beschreibung und Zeichnung in den Mittheilungen des histor. Vereines, Jahrg. 1862, S. 36 und 37.

<sup>2</sup> Mitth. des histor. Vereines für Krain, Jahrg. 1861, S. 24.

<sup>3</sup> Mitth. des histor. Vereines für Krain, Jahrg. 1860, S. 28 bis 30.

<sup>4</sup> Eine Beschreibung dieser Münzen, 30 Seiten stark, ist in flovenischer Sprache erschienen: „Zbirka rimskih novcev, nabrala na Dernovem pri Leskovcu *Franjo Jarz* zupnik na Miru, Ljubljana“ 1883.

römische Wasserleitung lässe sich auf dem Felde bis in die Nähe von Zirkle verfolgen, längs dem dahin führenden Fahrwege kämen an mehreren Stellen kleine gemauerte Canäle vor, die von dieser Wasserleitung gespeist wurden; letztere scheint bei Zirkle den Gurkfluß überfetzt zu haben, um die Stadt Neviodunum mit gutem Quellwasser von den nördlichen Abhängen des Gorjanz-Berges jenseits der Gurk zu versorgen.

In eine neue unerwartete Phase sind die Ausgrabungen im alten Neviodunum seit November 1883 getreten, als Herr *Bartholomäus Pečnik* in Gurkfeld, vom Interesse für die Heimatskunde befeelt und von den zu machenden Funden einen kleinen Nebenerwerb anhoffend, die Sache in die Hand nahm. Die k. k. Central-Commission, von seiner Absicht in Kenntnis gesetzt, bewilligte ihm eine Geld-Unterstützung unter der Bedingung, daß die zu machenden Funde beim Herrn Pfarr-Vicar *Johann Knaus* in Gurkfeld, der mit der Oberleitung der Ausgrabungen betraut wurde, zu hinterlegen und mit Ausnahme besonders werthvoller Stücke, deren Ankauf dem kaiserlichen Münz- und Antiken-Cabinete in Wien vorbehalten bleibt, an das krainische Museum abzuliefern seien.

Die bereits im November 1883 mit Umsicht vorgenommenen Aufdeckungen haben bisher insbesondere eine bedeutende Anzahl sehr gut erhaltener Terracotten zu Tage gefördert, indem Herr *Pečnik*, von einer glücklichen Beobachtungsgabe geleitet und im regen Verkehr mit der Bevölkerung stehend, alle ihm gegebenen Andeutungen über früher gemachte Funde zu benützen wußte, um mit verhältnismäßig nicht besonders kostspieligen Erdbewegungen die ausgiebigsten Stellen ausfindig zu machen. Hiebei kam ihm der Umstand vortreflich zu statten, daß er als aus der Landbevölkerung hervorgegangen, in der Lage war, mit den Eigenthümern jener Culturen, die in ihrem Schoße Gräberstätten bergen, billige Pacht-Verträge für Nachgrabungen während der Zeit, als die Felder brach liegen, abzuschließen, und anderseits mit den daselbst ausgehobenen prächtigen Steinplatten ein sehr erwünschtes Entgelt den Landleuten jener an guten Bausteinen in der nächsten Umgebung entbehrenden Gegend zu liefern.

Seine Nachgrabungen sind noch nicht abgeschlossen; daher beschränkt sich der nachfolgende Fundbericht auf die durch das krainische Landes-Museum vom Herrn Vicar *Knaus* gegen eine Darauflzahlung von 100 fl., welche der verstorbene Landtags-Abgeordnete Herr *Joseph Ritter v. Schmid* zu diesem Zwecke gespendet hatte, erworbenen Antiquitäten und auf die nicht minder ergiebigen im Herbst 1884 von Herrn *Pečnik* zu Stande gebrachten zwei Sammlungen, welche von ihm auf Kosten des Museal-Fondes, dem auch die krainische Sparcasse eine Spende von 200 fl. zukommen ließ, angekauft worden sind.

Diese Sammlungen bilden eine Zierde des Landes-Museums in Laibach, unter dessen römischen Alterthümern bisnun die Stadt Neviodunum außer obiger Spende des Pfarrers *Jarz* nur durch zwei im Jahre 1821 und 1823 eingefendete Graburnen vertreten war; die eine rührt von Frau *Christine Gräfin v. Lichtenberg*, geborenen *v. Pillichgratz*, die andere vom Herrn k. k. Districts-Förster *Valentin Patzar* her. Da der mit der Ober-Aufsicht und Leitung der Nachgrabungen betraute Herr Vicar *Knaus* dem *Pečnik* die vollste Actionsfreiheit überließ, ohne sich um das Detail der gemachten Funde weiter zu kümmern, wobei er in gewiß anerkennenswerther Weise demselben bei Erschöpfung des ihm zur Verfügung gestandenen Fonds mit Geld-Vorschüssen zur Seite stand, so stützt sich der nachfolgende Fund-Bericht ausschließlich auf die Angaben des letzteren und auf meine gelegentlich eines Ausfluges in jene Gegend bei sehr ungünstigem Wetter gemachten Wahrnehmungen.

Es wäre wohl zu wünschen gewesen, daß vom besagten Finder mehr detaillirte Aufzeichnungen über die einzelnen Funde aufgenommen worden wären; auch hätten diese so erfolgreichen Nachgrabungen an archäologischem Interesse wesentlich gewonnen, wenn sie durch einen Fachmann

geleitet worden wären; jedoch ist es sehr fraglich, ob sie in letzterem Falle ein so reiches Ergebnis zu Tage gefördert hätten, indem die Intervention eines Städters bei solchen Unternehmungen in der Regel dem Misstrauen der Land-Bevölkerung begegnet und übermäßige Entschädigungs-Ansprüche der Bauern, mit dem wirklichen Werthe der zu machenden Funde in keinem entsprechenden Verhältnisse stehend, zur Folge hat.

### Neueste Fund-Ergebnisse in Neviodunum.

Nachdem die früheren weniger ergiebigen Nachgrabungen sich meist in den Grundmauern Neviodunums im Dorfe Dernovo oder in dessen nächster Nähe bewegt hatten, so war das Augenmerk des Herrn *Pčrník* besonders auf die römischen Gräberfelder gerichtet, zu deren Constatirung ihm die alte Römerstraße, längs welcher an beiden Seiten bisher die meisten Gräber aufgedeckt worden waren, einen sehr guten Fingerzeig gegeben hat. Die Zahl der von ihm geöffneten Gräber übersteigt 400.

In der Construction derselben waren folgende Typen vorherrschend:

Die aus Bruchsteinen aufgeführten gemauerten Gräber waren inwendig sorgfältig mit Mörtel verputzt und mit einer gewölbten (feither meist eingestürzten) Ziegeldecke versehen. In einem derselben, das später ausführlich beschrieben werden soll, trugen die Seitenwände figuralische Darstellungen in Fresco gemalt; in einigen wenigen beschränkte sich die Wandmalerei auf die Anbringung eines farbigen Linien- oder Blatt-Ornamentes, zuweilen waren in den Wänden eckige Nischen angebracht zum Hineinstellen der mit Asche angefüllten Urnen. Derartige Gräber entsprechen vollkommen den in Italien häufigen Columbarien; meines Wissens sind sie anderwärts in Krain noch nicht vorgekommen. Während meines Besuches in Gurkfeld war ein solches Columbarium noch offen, es hatte sechs Nischen, zwei dem Eingange gegenüber, und je zwei an jeder Seitenwand, die Nischenräume waren 35 Cm. hoch, 33 Cm. breit und 25 Cm. tief, somit geräumig genug, um Aschen-Urnen gewöhnlicher Größe aufzunehmen (Fig. 2). Der Boden der gemauerten Gräber bestand aus Mörtelguss und war durch eine quer gelegte, beiläufig 25 Cm.

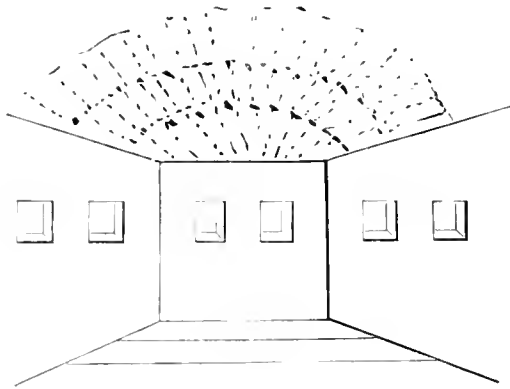


Fig. 2.

über denselben hervorstehende Steinplatte in zwei ungleiche Abtheilungen getheilt, wovon die kleinere mit Asche vollgefüllt war, während in der größeren die Aschen-Urnen und sonstigen Gefäße standen, welche jedoch meist von der eingestürzten Wölbung zerdrückt worden waren. Die Länge dieser nicht eben häufigen Gräber betrug meist 160, die Breite 113, die Höhe 113 Cm.; sie waren in der Regel reihenweise angeordnet mit gleichmäßigen größeren leeren Zwischenräumen. Ihre Lage war meist von Nord nach Süd.

Am häufigsten waren die aus großen Steinplatten errichteten Grabkammern. Das dazu verwendete vorzügliche Stein-Materiale, woraus auch die Grundmauern der Gebäude bestehen, dem alle Mauersteine der Häuser von Dernovo entstammen, rührt aus den Steinbrüchen in der Umgebung von Gurkfeld her, es ist dies ein für diesen Zweck besonders geeigneter Kalkstein, er gehört den sogenannten Gurkfelder Schichten<sup>1</sup> der Geologen an und bricht meist in sehr dünnen und großen Platten. Die Seitenwände der Grabkammern bestehen in der Regel aus einer einzigen Platte; die zum Abschluss nach oben angebrachte Deckplatte gewährte dem Inhalte dieser Räume

<sup>1</sup> *Lipold*, Bericht über die geologischen Aufnahmen in Unter Krain im Jahre 1857 im Jahrbuch der geologischen Reichs-Anstalt 9. Jahrg. 1858 Seite 270.

einen besseren Schutz, als das Ziegelgewölbe der gemauerten Gräber. Die am besten erhaltenen Gefäße wurden in der Regel in solchen Grabkammern gefunden; wozu auch wesentlich der Umstand beitrug, daß jene meist in einer feinen und dichten Sandlage standen, welche auf die in dem größeren Raume des abgetheilten, meist aus zwei Steinplatten bestehenden Bodens aufgestellten Gefäße schon beim Begräbnis zur Ausfüllung aller Zwischenräume und Fugen bis zur Gefäßöffnung und wohl auch über dieselbe geschüttet worden war. Die Dimensionen dieser Grabkammern waren sehr wechselnd, sie standen öfters jenen der gemauerten Gräber nicht nach, in ihrer Anordnung war außer der vorherrschenden Lage von Nord nach Süd eine bestimmte Reihenfolge nicht wahrnehmbar; an einzelnen Stellen befanden sich dieselben sehr dicht aneinander. An einigen in der Nähe befindlichen Stellen war das Erdreich unter der Humusdecke von Kohlenresten stark geschwärzt, die dort aufgefundenen Münzen und Bronze-Fragmente trugen die Spuren einer starken Glühhitze an sich. Offenbar befanden sich dort die Brandstätten der Leichen (bulla).

Nur zwei kolossale Steinfänge mit ausgemeißelter Höhlung für die Leichen kamen vor, einer bei Dernovo, der zweite bei Brege, während derartige Steinfänge auf den Gräberfeldern von Emona nicht zu den Seltenheiten gehören.

Ebenso wurde nur ein einziger cylindrischer niedriger Steinfang, welcher Typus um Emona häufig ist, in Neviodunum aufgedeckt.

In verhältnismäßig geringer Zahl kamen aus großen Ziegelplatten bestehende Gräber vor; es waren deren nur etliche fünf, sämtlich eingestürzt.

Ganze Leichen wurden nur zwei ausgegraben, bei beiden lagen Reste von Gürtelschnallen. Noch sei eine ganz zerfallene Kindesleiche in einem kleinen Grabe aus Steinplatten erwähnt, ihr stand eine schwarze mittelgroße Urne und kleines Gefäß, außerdem ein Schmuck von etlichen 50 Glasperlen zur Seite.

Das von *Pecnik* aufgedeckte Terrain nebst der Lage der Gräberfelder ist aus beifolgender Plan-Skizze<sup>1</sup> zu ersehen. Wir wollen die gemachten Aufdeckungen in der Richtung von West nach Ost längs der von Großdorf nach Dernovo und von da weiter nach Brege führenden alten Römerstraße näher in Betracht ziehen (Fig. 3).<sup>2</sup>

Etwa 200 M. von Großdorf entfernt in einer Distanz von 10 M. nördlich von der Straße waren sechs aus Steinplatten errichtete Gräber; ihr Inhalt bestand nur aus Thoncherben, kein einziges ganzes Gefäß befand sich darin.

Diesem gegenüber waren an der Südseite der Straße, von dieser 20 M. entfernt, die Reste eines Ofens zum Brennen von Thongefäßen; ein Haufen von Scherben lag dort, unter ihnen

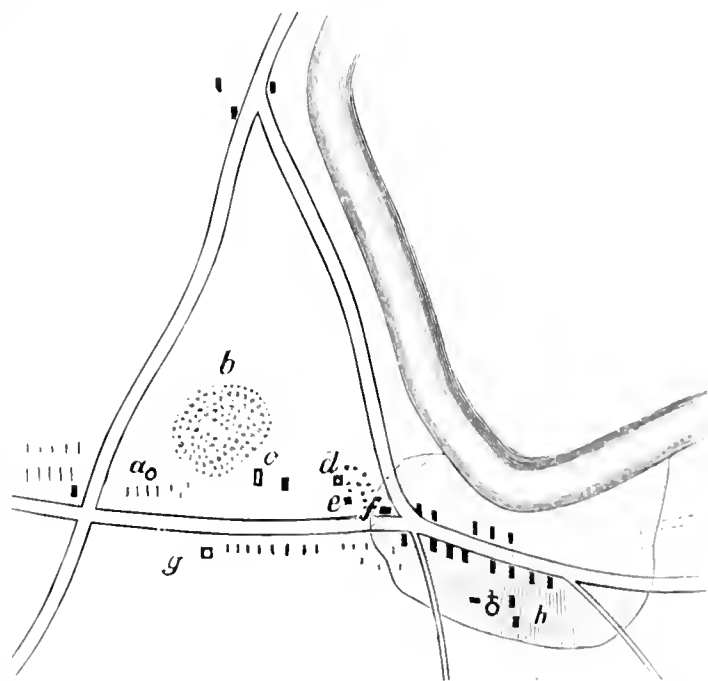


Fig. 3

<sup>1</sup> Auf dieser Plan-Skizze liegt Großdorf links, das Flußbett zeigt den alten Lauf der Save

<sup>2</sup> Zur Erklärung von Fig. 3 ist beizufügen, daß oben bei der Gabelung der Straße der Ort Belbreg liegt, die Straße links herab ist die Bezirksstraße nach Landstraße, die sie durchschneidende ist die alte Römerstraße von Großdorf, die nach und durch Dernovo (♁) führt; die strichlierte Partie deutet die Ausdehnung des einstigen Neviodunum an. Aus dem Neviodunum Gebiete zweigen folgende Straßen ab: gegen links die ehemalige Römerstraße gegen Brege, die Straßen gegen Munkendorf, die nach Cirle und die nach Gout. Das markierte Flußbett bezieht sich auf die vorige Richtung der Save, ist jetzt trocken. Stelle a ein brunnenschachtartiges Grab, sic leicht Topferei, b dichtestes Vorkommen der Gräber, c Grab mit Wandmalerei, d großer Steinfang, e Schmiede, f Topferei, g Wohnhaus

befanden sich zwei Münzen von Constantinus M. Weiter östlich von den früher genannten Gräbern gegen die Durchkreuzungsstelle der Römerstraße mit der von Gurkfeld nach Landtstraß führenden Bezirksstraße sind an mehreren Stellen Andeutungen vorhandener Gräber, deren Aufdeckung bei disponiblen Geldmitteln einem späteren Zeitpunkte vorbehalten bleibt.

Von der befagten Durchkreuzungsstelle weiter auf der Straße gegen Dernovo kam man auf der Nordseite der letzteren auf die ersten gemauerten Gräber. Besonders auffallend war das äußerste brunnenfachtartig ausgemauerte, es war ganz mit Geschirrfcherben und zerbrochenen Ziegeln ausgefüllt. Sollte dies nicht etwa der zusammengefüzte Ofen (furnum) einer Töpferei gewesen sein, dessen aus Ziegeln bestehende Kuppel auf die darin zum Brande aufgestellten Gefäße eingefürzt war, ein Seitenstück zu dem bei Caistor in der Graffschaft Northhampton in England aufgedeckten Töpferofen?<sup>1</sup> Schade, daß die Untersuchung sich nicht auch darauf erstreckt hat, ob ein unterirdischer Zugang (Praefurnium) zu dem zum Heizen bestimmten Raume noch vorhanden ist.

Zwar sind derartige brunnenfachtartige Gräber auch von Perg im Mühlkreise in Ober-Oesterreich, ferner von Müglitz in Mähren und von Böhmen bekannt. Der gelehrte Archäolog *Gaisberger*, der die ersteren beschrieb,<sup>2</sup> macht die Bemerkung, ob dieselben nicht etwa von den schon während der Römerherrschaft in Ober-Oesterreich angesiedelten Slaven herrühren.

Für die Geschichte des ersten Auftretens der Slovenen in Krain wäre es von großer Wichtigkeit, wenn außer dieser sehr zweifelhaften Andeutung eines flavischen Grabes verlässlichere Anhaltspunkte des Vorhandenseins einer flavischen Bevölkerung im einstigen Neviodunum durch die vorgenommenen Ausgrabungen geliefert worden wären, wofür jedoch nach den gemachten Funden kein weiterer Anhaltspunkt sich ergeben hat. Nach byzantinischen Quellen soll Kaiser Constantin der Große die im Jahre 334 über die Donau gedrunghenen 300.000 Sarmatos Limigantes aufgenommen haben; ihre neuen Ansiedlungen reichten bis an die Grenzen Italiens; es konnten sonach die Slaven schon damals in diesen Gegenden feste Wohnsitze innegehabt haben.<sup>3</sup>

Weiter östlich von dieser Stelle, 30 M. nördlich von der Straße entfernt, war die ausgiebigste Fundstelle der aus Steinplatten errichteten Gräber, ihre Anzahl betrug etliche 150 von verschiedenen Dimensionen, einige größer, andere kleiner, dicht aneinander, zwischen ihnen befanden sich einige fünf eingefürzte aus größeren Ziegelplatten; auch stieß man auf etliche ohne Steinlage in den Boden versenkte und mit Steinplatten zugedeckte Urnen.

Nach einer nun folgenden leeren Stelle überrasschte die Arbeiter die merkwürdigste bisher in Neviodunum aufgedeckte Grabkammer, 15 M. nördlich von der Straße entfernt, mit gut erhaltenen Wandgemälden in Fresco ausgestattet, von dieser hat Herr Professor *Hans Petschnig* in Grätz, correspondirendes Mitglied der k. k. Central-Commission, an Ort und Stelle eine Copie aufgenommen. *Petschnig* beschreibt die Kammer in folgender Weise:<sup>1</sup>

„Dieselbe ist von oblonger Form 180 M. lang, 115 M. breit und 161 M. hoch.<sup>5</sup> Im Norden ist eine Nische, 060 M. breit, 050 M. tief und 082 M. hoch angebracht, welche mit einer Steinplatte geschlossen ist, und den Eingang in die Kammer gebildet hat. Gegenüber ist durch die ganze Breite eine, 030 M. breite, und vom Fußboden sich 035 M. erhebende gemauerte Bank angebracht; ober selber befindet sich eine kleine viereckige Nische 040 M. lang, 024 M. tief und 025 M. hoch,

<sup>1</sup> Siehe die Beschreibung sammt Abbildung in *A. Rich (Cheruel) Dictionnaire des antiquités romaines et grecques*. Paris 1850. S. 597.

<sup>2</sup> Im Berichte des Museums Franciscus Carolinum. Jahrgang 1864, Seite 61—62. F. *Gaisberger*, Archäologische Nachlese.

<sup>3</sup> Siehe *Koptlar*: Glagolita Clotzianus. Vindobonae 1830. . . p. XXX u. LXXVI.

<sup>4</sup> Bei dieser Beschreibung ist der Wortlaut des Berichtes des Professor *Petschnig* wiederholt.

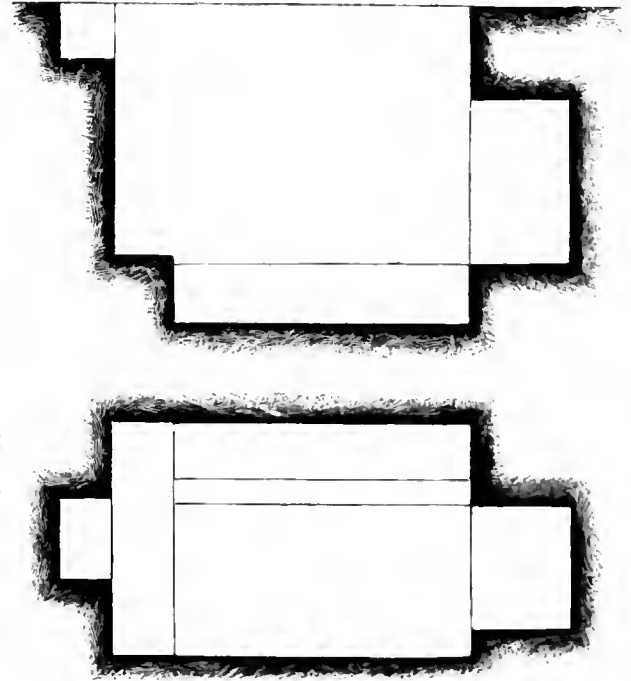
<sup>5</sup> Der in Laibach erscheinende slovenische „Ljubljanski list“ vom 30. Mai 1884 enthält hierüber eine ausführliche Correspondenz aus Gurkfeld, s. auch Grätzer Tagespost vom 12. September 1884.

oben offen und mit dem Ackerfelde in gleichem Niveau. An der Weßseite zieht sich eine Mulde von der befagten Bank bis zur Eingangsseite hin, selbe ist 0·25 M. breit und wird von einer 0·33 M. hohen, 0·15 M. dicken Wand gebildet (Fig. 4).“

„In dieser Mulde fand sich Asche vor; außer einigen Scherben war in diesem Grabe nichts zu finden, daher zu einer näheren Bestimmung dieser Grabkammer nur die Fresken Anhaltspunkte geben. Diese Fresken bedecken alle vier Wände und sind auf einer starken Mörtelschicht aufgetragen. Aus der Form der Stirnwände geht hervor, daß dieser Raum eingewölbt und dann wahrscheinlich mit einer Schicht Rafen bedeckt war, und einen Grabhügel gebildet hat. Die Fresken sind mit breiten rothen Bändern eingerahmt, in welchen noch schmälere Bänder in blaugrauer und grüner Farbe die einzelnen Darstellungen begrenzen.“

„Die interessanteste Darstellung in dieser Grabkammer befindet sich an der Südseite, ober der früher besprochenen gemauerten Bank, welche wahrscheinlich zum Aufstellen von Thongefäßen gedient hat. Es ist die Darstellung eines Liebesmahles, jedoch findet man, wie schon erwähnt, kein Symbol, um es für ein christliches Liebesmahl zu halten.“

„An einer mit einer roth gestreiften Tischdecke bedeckten Tafel sitzen fünf Personen. Dominirend ist die Frauengestalt in der Mitte. Zur rechten Seite sitzen zwei weibliche Gestalten, welche, wie aus der Malerei noch zu erkennen ist, jünger als die mittlere Gestalt sind. Zur linken ein bärtiger Mann, neben ihm ein jüngerer Genosse. Am linken Ende der Tafel ist leider der untere Theil, der obere am rechten schon abgeschlagen, man erkennt Figurenreste eines bedienenden Slaven mit einem Trinkgefäß in der linken Hand (der Deckel des Gefäßes zurückgeschlagen). Vor der bedeckten Tafel in der Mitte steht ein Tischchen mit drei geschweiften Füßen, wie selbe bei Griechen und Römern vorgekommen sind; auf selbem steht in der Mitte eine Glaschüssel, um selbe gelbe Südfrüchte, etwa Orangen; doch scheint eine Frucht den Granatapfel darzustellen, da in dem aufgesprungenen Theile die Körner zu sehen sind. (S. die beigegebene Tafel.) Zwischen diesem Tischchen und dem dienenden Slaven ist ein gelochter Speisetragkorb aufgestellt, oben mit rohem Handgriff, festem Deckel und gegitterten Wänden.“

Fig. 4<sup>1</sup>

„Dieses Gemälde ist 113 M. lang, mit grünen und blaugrauen Streifen, dann mit breiten rothen Bändern eingefasst. Ein solches Band begrenzt die schon anfangs erwähnte kleine Nische, die ein nach oben offenes Zugloch gewesen sein mag. Diese kleine Nische ist ebenfalls bemalt, hat aber derartig gelitten, daß trotz verfruchteten Benetzens der Flächen mit Wasser nicht mehr herauszufinden war, was die Malerei eigentlich darstellt. Rothe Blumen am grünen Stengel sind erkennbar, aber der gelbbraune Flecken zwischen ihnen ist zu undeutlich um zu bestimmen was damit vorgestellt sein soll. In dieser Seite ist auch die aufsteigende Bogenlinie, welche deutlich zeigt, daß dieser Raum mit einem Tonnengewölbe geschlossen war, ersichtlich. Links und rechts von der kleinen Nische sind primitiv gemalte grüne naturalistisch gehaltene Ornamente in Pflanzenform zur Ausfüllung des Raumes angebracht.“

<sup>1</sup> Die obige Abbildung gibt den Durchchnitt, die untere den Grundriß des Grabmale.

„An der westlichen Mauer ober der Afchenmulde ist die lineare Einfassung sehr geschickt gemacht, um das Bild in einen engeren Rahmen zu bringen.<sup>1</sup> Die Haupteinfassung bildet wieder

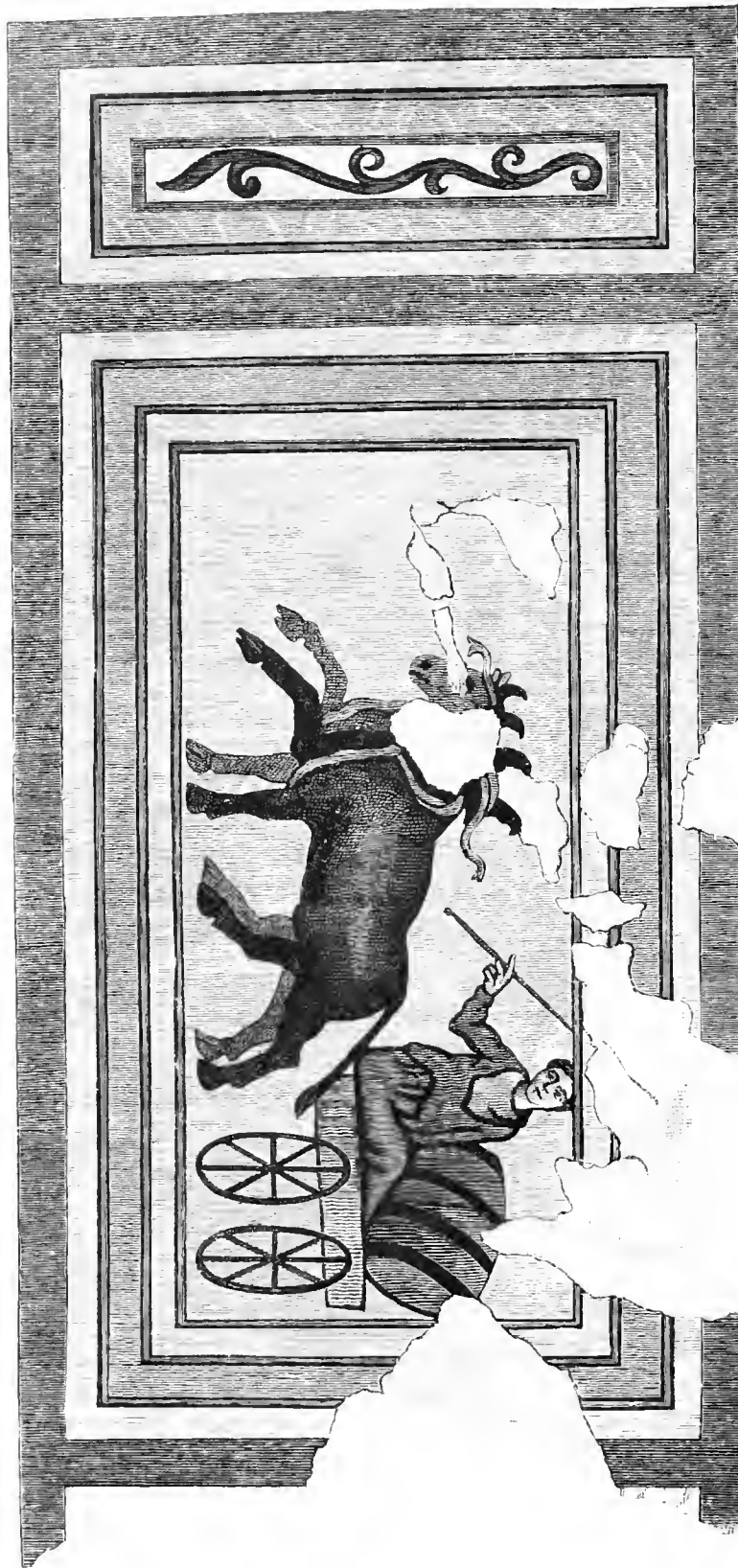


FIG. 5

ein breites rothes Band, in welches dann graugrüne und blaugrüne Streifen eingefügt sind, die innerste Einfassung aus graugrüner Färbung hat auch noch sehr flott hingefetztes Blattwerk, welches an Sumpfpflanzen gemahnt. Die Darstellung ist eine sehr lebendige. Vier Rappen mit rother Zäumung und Bauchgürtel sprengen, scharf ausgreifend, vor einem vierräderigen Wagen. Die Hinterfüße sind, wie selbe häufig in den antiken Darstellungen vorkommen, parallel zu einander, decken sich sogar theilweise; der bei dem vordersten Pferde sichtbare Schweif hat jene Ringelung, welche die römische Kunst und später auch die Renaissance des 17. Jahrhunderts gern angewendet hat, um Bewegung und Leben auszudrücken. Der Wagen hat einen aufsteigenden hohen Sitz mit rother Polsterung. Ein Mann in blaugrauem Gewande sitzt etwas nach vorn gebeugt, in der Linken die Zügel zusammenfassend, und in der Rechten eine Peitsche mit kurzem Stiel schwingend. Das Bild ist 1,2 M. lang, 0,8 M. hoch. Ober diesem Bilde sieht man ein kleines Stück des Gewölbe-Anlaufes, welches zeigt, daß die Decke ebenfalls in Fresco bemalt, vielleicht auch in der Mitte ein Gemälde gehabt haben mag.“

„Diesem Bilde gegenüber an der östlichen Wand findet man dieselben Umrahmungen, zwei Felder bildend, ein großes von länglicher Form; gegen die nördliche Seite ein hohes schmales Feld, welches innen mit einem graugrünen Blatt-Ornament belebt ist. Auch hier ist der Anlauf des Gewölbes etwas ersichtlich und eine Vase mit herabhängenden Pflanzen ist noch ziemlich

wahrnehmbar. Das Hauptbild stellt zwei Stiere vor, welche in gravitätischem, aber weit ausgreifendem

<sup>1</sup> Die Wand ist in drei Felder, zwei schmale hochstehende und ein großes Mittelfeld, getheilt.



Schritte an einen vierräderigen Wagen gespannt sind. Auch hier ist ein gewisses Temperament in den Charakter der Thiere gebracht; während der rechte Vorder- und Hinterfuß weit vortritt, ist der Schweif gerade ausgestreckt. Die rothen Stirnbänder und das Brustband beleben mit einem gewissen Effect die braunen Thiere. Der leitende Mann hält in der Rechten zwischen den Fingern einen Stab zum Antreiben der Thiere. Er sitzt gegen den Wagen hinein, ist jedoch mit dem Oberkörper nach vorn gewendet. Unter dem Ueberkleid sieht ein rothes Unterkleid hervor. Am Wagen rückwärts oben ist, wie man aus der eben nicht gut perspectivischen Zeichnung entnehmen kann, ein Fafs mit Gebinde dargestellt, was in dieser Gegend, wo der Weinbau von jeher betrieben worden sein mag, auf das Einbringen des Weines deuten mag" (Fig. 5).

Die Wand gegen Norden enthält, wie früher erwähnt, die Eingangsnische mit einer massiven Steinplatte geschlossen. Diese Nische ist nicht in der Mitte angebracht, sondern steht näher der östlichen Wand; der auf der andern Seite übrigbleibende Theil hat ebenfalls die rothe Bänder-einfassung mit schmälern inneren Streifen, diesmal auch roth, und in der Fläche ein nach unten laufendes Blatt-Ornament von grüner Farbe, welches in einfachen Wellenbewegungen mit auseinander laufenden Blattspitzen diesen schmalen Raum ausfüllt. Was die Malerei betrifft, so ist dieselbe allerdings kein eigentliches Kunstwerk, aber Routine und Verständnis für die Raumeintheilung liegt darin, auch sind die Darstellungen charakteristisch aufgefaßt, und was die Farben-Harmonie betrifft, wohl verstanden und flott ausgeführt. Beschränkt auf wenige Farbentöne ist gleich das Liebesmahl nicht ohne Wirkung. Das Roth günstig eingesprengt, ebenso das Gelb. Die Pferdegruppe hat Leben und die rothe Zäumung bringt Effect in das Bild, ebenso bei dem Bilde mit den Stieren, wo die rothen Bänder das Braun sehr wirksam unterbrechen. Wer in Rom und Pompej die Fresken gesehen hat, wird die Verwandtschaft mit den dort bloßgelegten alten Wandmalereien sehr bald herausfinden, wenn auch dort natürlich viel besseres zu sehen ist, ja manches als Kunstwerk bezeichnet werden muß.<sup>1</sup>

Nicht weit von diesem Grabe lagen zwei ganze Leichen, daneben ein massiver Steinfarg aus Korallenkalk mit der für eine Leiche ausgemeißelten Aushöhlung, er lag auf die Seite gestürzt, ohne Inhalt, und wiegt mindestens 20 Centner, seine Länge beträgt 15 M., die Breite 94 Cm., die Höhe 75 Cm.

Von da an, in einer Ausdehnung von 100 M. sind keine Gräber. Hierauf deckte man 20 M. nördlich von der Straße entfernt die Grundmauern eines Gebäudes auf, in dessen mit Kohlen vermengtem Schutt man die meisten Werkzeuge aus Eisen, deren später Erwähnung geschieht, nebst mehreren Kupfer-Münzen des Gallienus gefunden hat; es scheint dort eine Schmiede gestanden zu haben.

Nahe an den ersten Häusern vor Dernovo waren abermals einige wenige Gräber und eine Töpferei. An der Südseite dieser Strecke der Römerstraße, von ihrer Durchkreuzung mit der nach Landstraße führenden Bezirksstraße etliche 180 M. entfernt, deckte man die Grundmauern eines Wohnhauses auf; in dem mit Schutt angefüllten viereckigen Raume lagen etliche Münzen von Gallienus; dann folgte eine Reihe von acht gemauerten Grabkammern in größeren Zwischenräumen, die meisten davon hatten Nischen an den Wänden. In der Nähe von Dernovo war abermals eine Töpferei gestanden, dann reichten auch hier die Gräber bis zu den ersten Häusern des Dorfes.

Befagte Ortschaft steht auf dem Schutt der römischen Stadt, überall in den kleinen Gärthen, welche die Häuser umgeben, kommen nach Beseitigung der Rasendecke solid aufgeführte Grundmauern zu Tage, deren Steinmaterial seine Verwendung beim Bau der ärmlichen Häuser

<sup>1</sup> Der ober der Graböffnung angebrachte Bretterverkleb lag schützte die Wandgemälde nicht vor totaler Beschädigung durch die Dorfjugend; nachdem die dargestellten Figuren nicht mehr erkennlich waren, hat der Eigenthümer des Grabes die Mauertheile des Grabes ausgehoben und nach Hause verführt.

Dernovo's gefunden hat. Die römische Stadt dehnte sich längs dem Buge des Saveflusbettes aus, ihre größte Breite von 180 M. war an der Stelle, wo von der Munkendorfer Bezirksstraße der nach Zirkle führende Gemeindeweg abzweigt. Am dichtesten stehen die Grundmauern der Gebäude in der Mitte des Dorfes und gegen Brege zu, dann an der gedachten Wegabzweigung; hier scheinen auch die öffentlichen Gebäude gestanden zu sein.

Der weitere Verlauf der alten Römerstraße nach Ofen, jetzt in der Ackerflur, kaum mehr unterscheidbar, ist parallel dem alten Flußbette, von diesem nur 50 M. entfernt, er hält auch mit der Munkendorfer Straße in einer Distanz von 80 M. so ziemlich eine parallele Richtung ein. Längs dieser Strecke der Römerstraße außer Dernovo, erstreckte sich die römische Stadt noch etliche 250 M. in die Länge, zum Abschluß kommt eine starke Mauer, in der *Pečnik* die alte Stadtmauer erblicken will. Außer dieser begannen in einer Entfernung von 180 M. abermals Gräber an beiden Seiten der Straße, und zwar in sehr dichter Menge bis zum Dorfe Brege, welches 53 Häuser mit 239 Einwohnern zählt.

Weiterhin vom Dorfe Brege scheinen keine Gräberstätten mehr vorzukommen.

Außer der oberwähnten ausgiebigen Fundstelle von Grabkammern aus Steinplatten sind die reichlichsten Terracotten-Funde in der Strecke von Dernovo gegen Brege im Spät-Herbste gemacht worden. Auch hier waren an der Nordseite der Straße die Gräber aus Steinplatten vorherrschend, während das südliche Feld vorzüglich für die gemauerten Grabkammern bestimmt gewesen zu sein schien. In den ersteren waren die am besten erhaltenen Gefäße, unter denen die einhenkeligen bauchigen Krüge mit engem Hals hier häufiger auftraten als anderwärts. Einzelne gemauerte Grabkammern waren mit gemaltem einfachen Ornament verziert, auch hier waren mehrere mit Nischen versehen (Columbaria). Diese Stelle verspricht noch eine reiche Ausbeute.

Außer den bisher angeführten Gräberfeldern liegen Andeutungen vor, daß auch längs dem nach Zirkle führenden Gemeindewege Leichenbestattungen stattgefunden haben; etwa 400 M. von Dernovo entfernt, wurden links vom Wege etliche gemauerte Grabkammern aufgedeckt, alle eingestürzt, einige davon mit gemaltem einfachen Wand-Ornament.

Die *Terracotta-Gefäße* nehmen in der Museal-Sammlung der Fund-Objecte von Nevioudunum sowohl nach Anzahl als vorzüglicher Erhaltung den ersten Platz ein; in ihrer Anfertigung gibt sich ein edler Formsinne kund, barbarische Anklänge an die meist roh ausgearbeiteten Gefäße aus den krainischen Hügelgräbern treten bei den nicht ohne Sorgfalt ausgearbeiteten Stücken weder in der Formgebung noch in der Technik auf.

Sämmtliche Gefäße sind auf der Drehscheibe gearbeitet. Der hiefür verwendete Thon zeigt selbst bei ordinären Stücken am Bruch keine fremdartige Beimengung, er ist von so ausgezeichneter Qualität und so gut gebrannt, daß die Gefäßwände weder von innen noch von außen irgend welche Sprünge oder Risse im Laufe der Jahrhunderte erfahren haben. Alle sind unglasirt, nur ein einziges Fragment, das Mittelstück einer geschlossenen Urne mit Längsschlitz, und eine roh gearbeitete Grablampe tragen eine Glasur.

Die überwiegende Mehrzahl der Gefäße, namentlich jene, die sich durch schöne Formen auszeichnen, sind rothgebrannt, einige davon sind aus Terra sigillata und haben einen firnißartigen Ueberzug. Doch sind auch Gefäße von schwarzgrauer Färbung nicht selten, insbesondere die derberen Stücke und die minder sorgfältig ausgearbeiteten, als z. B. gewöhnliche Töpfe, Schüsseln u. s. w.<sup>1</sup> Bei den offenen Gefäßen überwiegt die blafsrothe Färbung, letztere namentlich bei den einhenkeligen Krügen.

<sup>1</sup> Es ist eine gewiß auffallende Erscheinung, daß noch heutzutage in den bäuerlichen Töpfereien von Altendorf im St. Bartholomäer Felde, nicht weit entfernt von Dernovo, mitunter Thongeschirre von überraschend schöner Form, wie man solche anderwärts in Krain nicht findet, verfertigt werden. Die von dort in den Verkehr gesetzten Töpfe für den gewöhnlichen Gebrauch in der Küche sind roth gebrannt, unglasirt, was anderwärts bei Küchentöpfen in Krain nicht der Fall ist, auch sind sie von mehr gedrungener bauchiger Form, den rothen offenen Afhenurnen der Röm.ergäber auffallend ähnlich.

Zu der Beschreibung der wichtigeren Formen der Terracotten übergehend ist zu bemerken, daß sich der Leichenbrand *in geschlossenen und in offenen Aschenurnen vorfand*.

Die *ersteren* tragen einen ziemlich gleichartigen Typus, ihr Untertheil verflachert sich oval gegen die Basis, das Mittelstück von der größten Ausweitung beginnend und in der Regel durch zwei umlaufende Fäden oder Leisten abgegränzt, verjüngt sich nur sehr schwach nach oben, und läuft dann in ein konisches, mehr oder weniger steiles Ende zu. Die Spitze des Gefäßes trägt häufig eine Wulst; auf der aus dem Jahre 1821 herrührenden Urne sitzt ein Hahn; ein bei Brege gefundenes Stück ist mit einer sitzenden Taube geziert. An dem Mittelstücke eines jeden dieser Gefäße befindet sich meist dessen ganze Höhe einnehmend, eine viereckige Oeffnung zum Einschütten des Leichenbrandes, ferner stehen meist am Umfange 2, 3, 4, 6 durchbrochene, in den beiden letzteren Fällen paarweise gestellte, verticale Längsfehlitze.

Das interessanteste dieser Gefäße (Fig. 6), vielleicht christlichen Ursprunges, hat ober der großen viereckigen Oeffnung der Vorderseite zwei kleinere durchbrochene Quadranten; der Hauptöffnung gegenüber ist an der Rückwand ein durchbrochenes Kreuz angebracht, und stehen ober diesem beiderseits je viereckige Löcher, außerdem befindet sich beiderseits ein durchbrochener Längsfehlitz. Die Mehrzahl dieser rothen Urnen trägt am Mittelstück eine Zeichnung im dunkleren nur wenig hervortretenden Farbenton, vorherrschend ist die quadratische Streifung mit diagonalen Balken; an lateinische Ziffern erinnert die Streifung auf dem Gefäße (Fig. 7); an einem Stücke sind zwischen verticalen Streifen hängende Festsens und Rosetten nur flüchtig angedeutet.

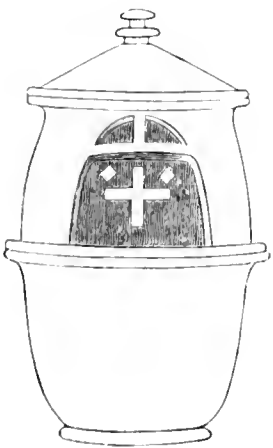


Fig. 6.



Fig. 7.

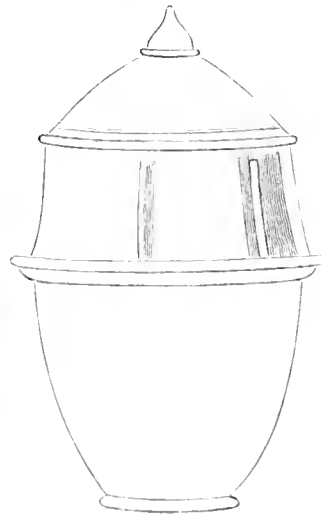


Fig. 8.

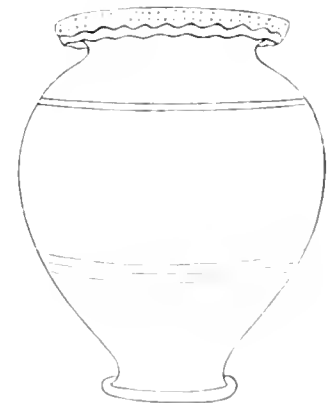


Fig. 9.

Von den 18 vorhandenen Urnen dieser Form sind 15 von rother und nur drei von schwarzer Farbe. Die Höhe der größten rothen beträgt 36 Cm., der Durchmesser ihrer größten Ausweitung 23 Cm., bei der kleinsten sind die bezüglichen Dimensionen 24 und 15 Cm.

Die schwarzen Urnen, mehr ordinär gearbeitet sind niedriger, mehr bauchig, ihre betreffenden Dimensionen betragen 28 und 21 Cm.

An *offenen Aschen-Urnen* besitzt das Museum 20 Stücke, davon sind 11 roth und 9 schwarz. Die beiden schönsten Stücke sind ein kugelig ausgebauchtes, fast wie aus Terra sigillata mit sehr fein eingeritzter Bezeichnung MIHI CARA CLAVDIAM und FILIAM CLAVDIAM ohne Verzierung, dann ein lichtroth färbiges von ovoider Form mit horizontal vortretendem Wellenband unter dem vertical gerillten Rande (Fig. 9). Alle diese Urnen sind henkellos, nur eine einzige in Schalenform trug zwei Henkel, von denen einer abgefallen war. Die hieher gehörigen rothen Urnen haben eine schwache Einschnürung vor dem kurz ausladenden Rande, während die schwarzen Gefäße in einen meist dicken cylindrischen abgeflutzten Hals auslaufen, und ober der größten

Ausweitung mit bandartig gruppierten Strichelchen verziert sind. Ein einziges dieser schwarzen Gefäße, aus dem oberwähnten Kindesgrabe herrührend, trägt am Umfange vier ellipsoförmige Eindrücke. Das Fragment eines großen offenen Gefäßes trägt am Rande ein abwechselnd eingedrücktes und verfehmälertes Band, unter diesem ist in der Rundung ein mit Stempel eingedrücktes fensterartiges Ornament angebracht.

Von *einhenkeligen bauchigen Krügen* sind dem Museum 13 Stücke zugekommen. Ihr engerer Hals ist beiläufig ein Drittel der Höhe des Gefäßes lang, mit dicker angefetztem Ausgufs, nur bei einem ist letzterer kurz schnabelförmig. Ihre Färbung ist blafsroth. Die meisten wurden in Brege gefunden. Von der nämlichen Form ist ein zweihenkeliger Krug mit braunrothem dunkleren in Längsstreifen angeordneten Wellen-Ornament. Ein zweihenkeliges großes rothgebranntes Gefäß hat die Form einer Laguna. An die Form des Guttus erinnert ein einhenkeliger langer Krug aus Terra sigillata. Mit der Form der jetzigen Krüge für Selterwasser stimmt vollkommen ein anderer Krug überein, seine an die Terra sigillata erinnernde äußere Färbung rührt von einem intensiv rothen Färbstoff her.

Zu den dickwandigsten Gefäßen gehören die *Schüffel*. Das Museum besitzt deren 11, davon sind 7 schwarz und 4 roth, zwei der rothen sind mehr feicht. Der Durchmesser der größten beträgt 27, die Höhe 15 Cm., sie haben am Rande keine Ausladung, sondern sind gerade abgefehnitten.

Die eingefendeten Töpfe, 15 an der Zahl, sind schwarz, ohne Henkel, sonst den jetzigen in der Küche verwendeten gleichend.

Sehr gut vertreten sind in der Sammlung die *kleinen Gefäße*, als: *Schälchen, offene Urnen, Töpfchen*, die beiden letzteren tragen den Typus der früher beschriebenen Gefäße. Viele davon mochten wohl nur als Kinderpielzeug gedient haben. Das Museum besitzt hievon 27 Stücke, deren Mehrzahl roth gebrannt ist. In den Gräbern waren sie theils in größeren Gefäßen, theils für sich aufgestellt; ob nicht etwa dieselben die beigefetzte Asche von Kinderleichen andeuten? Bei einem kleinen schwarzen Schälchen läuft der Boden in einen Dreifuß aus. Von sonstigen Schalen- und Trinkgefäß-Typen sind noch zu erwähnen: eine schwarze mehr dicke Schale mit horizontalem breiten Rand; eine hübsche Schale aus Terra sigillata, oben mit horizontaler abgefetzter Wand gefchlossen, in welcher erst die kreisrunde Oeffnung sich befindet; eine schmutzig weiße Schale mit sehr dünner Gefäßwand, unter dem äußeren Rande mit zwei Reihen eingedrückter kreisrunder Tüpfchen; drei längliche becherartige rothe Gefäße mit Einschnürung unter der Oeffnung, 7·5, 8·5 und 14·5 Cm. hoch, mit 3 bis 4 verticalen Längseindrücken und dazwischen befindlichen Längswülften; Gefäße mit derartigen Wülften treten erst im vierten Jahrhunderte auf; ein schwarzer Becher, in der Form eines verkehrten Kegelftuzes, an der Oeffnung mit stärkerem Ansatz.

Eine sehr dünne Schalenfcherbe aus Terra sigillata trägt auswärts Reliefs in horizontaler Mondhelfform, mit starken vorstehenden Querrippen versehen. Eine sehr gut erhaltene Schale vom identischen Typus wurde von *Pečnik* nebst anderen sehr dünnwandigen, mit Reliefs verzierten Schalen und Glasgefäßen aus einer angeblich ein Paar Stunden westlich von Dernovo aufgedeckten Gräberstätte an das Museum abgegeben. Die Beschreibung dieser letzteren bleibt dem Zeitpunkte vorbehalten, bis sich Berichterstatter persönlich über die Lage dieser, wie es scheint vielversprechenden Localität informirt haben wird.

Von *Lampen* aus Terracotta, in Neviudunum aufgefunden, wurden 37 Stücke an das Landes-Museum abgegeben, alle sind henkellos, von der gewöhnlichen Form, die meisten davon rothgebrannt, nur eine einzige, mehr bauchig und plump gearbeitet, ist glazirt. Bei 12 derselben kommen an der Oberseite folgende Reliefs vor: Kopf des Sonnengottes mit Strahlenkranz; zwei Personen zur Seite einer Ara (?) stehend (schlecht erhalten); laufender Knabe, eine große Panflöte (?) in den Händen haltend (schlecht erhalten); kleiner Mannskopf mit strichulirter anschließender Mütze; Kopf

mit Löwenhaut (?) zur Seite ein Füllhorn (schlecht erhalten); Maske; laufender bellender Hund; Delphin zweimal, Fisch, Eichenzweig mit Eichel. An einigen Lampen sind folgende Fabrikstempel AGILIS, CRESC, FORTIS zweimal, LEONETIVS, MVRRI, SEXTI, OCTAVI, VERI zweimal.

Große Ziegelplatten kamen nicht selten vor, keine derselben trägt einen Legionsstempel. Nur ein einziger Ziegel, in Quadratform mit 20 Cm. Länge war signirt. Da derselbe durch längere Zeit im Vorhause des Vicariatshauses gelegen war, so hat ein dort auf den Herrn Vicar wartender Bauernjunge sich die Zeit damit vertrieben, daß er die darauf befindlichen Buchstaben tiefer (?) einschneidete.

Auch ein hohler prismatischer Ziegel mit rechteckigen Oeffnungen zur Luft-Heizung dienend, wurde bei der Nachgrabung in den Resten eines römischen Bades in Dernovo zu Tage gefördert.

*Glasgegenstände.* Das Glas der betreffenden gut erhaltenen Gefäße, im Ganzen 10 Stücke, ist grünlich, meist sehr dünn, und zeigt infolge des Alters ein schön irisirendes Farbenspiel. Zu den größten Gefäßen dieser Art gehören zwei ganz übereinstimmende, mit Leichenbrand gefüllt gewesene Aschenurnen, ihre Höhe ist 18, ihr Durchmesser an der Oeffnung 20 Cm. Zwei viereckige prismatische Flaschen, die eine 21, die andere 10 Cm. hoch, sind gegen den Hals rechteckig eingebogen und mit einem breiten winkelförmigen gerippten Henkel versehen. Unbekannt ist der Gebrauch dreier an dem Ende spitz zulaufenden und dafelbst durchlöcherten Gefäße, dem Körper einer Ente mit Hals ohne Kopf ähnlich, an der Mundöffnung stumpf gerandet; sie stimmen mit dem feinerzeit beim Bau des Casino in Laibach auf dem Capucinerplatz aufgefundenen, vom Custos Heinrich Freyer<sup>1</sup> beschriebenen Glasgefäße überein, und dürften zum Ansetzen an die Brust der Frauen zum Milchsaugen gedient haben.

Die *Thränenfläschchen* haben theils die Form länglicher Tropfen, theils sind sie unten mehr in die Breite gehend, an der Basis eingedrückt, so daß man letztere aufstellen kann; das Landvolk bezeichnet diese als gläserne Leuchter.

*Glasperlen* kamen nur im Grabe eines Kindes vor, sie sind von verschiedener Form, melonenartig gerippt, pignolenähnlich, die meisten kugelig abgeplattet oder cylindrisch und prismatisch, ihre Farbe ist vorwiegend blau, grün, gelb, schmutzig-braun, sie haben große Aehnlichkeit mit den in den krainischen Reihengräbern mit Steinfatz, welche schon der spätrömischen Periode angehören, aufgefundenen Schmuckperlen. Eine einzige davon, aus durchsichtigem grünen Glas, am Rande mit einem welligen Streifen aus undurchsichtigem gelblichen Emailglas ist identisch mit den in den krainischen Tumulis der Hallstätter Periode sehr häufigen Glasperlen.

Befonders interessant wegen der Technik bei der Fabrikation, als auch deshalb, weil sie für die obgenannten Reihengräber charakteristisch sind, erscheinen die aus mehreren aneinander geschmolzenen Perlen aus Doppelglas zusammengesetzten, sie haben einen seidenartig schillernden Glanz, die äußere Glaschichte ist sehr dünn, leicht abspringend, beide Glaschichten sind durch ein dazwischen liegendes Goldblättchen getrennt. Eine schwarze viereckige, an der Vorderseite der Länge nach und zugleich quengerippte, an der Rückseite flache Perle ist doppelt durchbohrt. Ein blaßgrüner Glasknopf, unten kreisrund, flach, nach oben konisch zulaufend, durchbohrt, ist mit concentrischen Wülsten versehen.

*Bronze-Gegenstände.* Von diesen dürfte ein nicht unbedeutender Theil in anderweitigen Besitz gelangt sein. Jedoch enthält das dem Landes-Museum zugekommene Materiale einiges interessante, insbesondere an Gewandhaften (Fibulae), welche, nach ihrer Erhaltung zu schließen, meist an den Brandplätzen der Leichen gefunden worden zu sein scheinen, und charakteristische Merkmale für die Zeit, aus welcher die Gräber Neviodunum's stammen, darbieten dürften.

<sup>1</sup> Siehe *Anneth*, Archäologische Analecten. Wien, 1851. S. 6. Taf. 12. Fig. 8.

Unter den Fibeln kommt eine einzige ohne Spirale mit dem verhältnismäßig langen und starken Querbalken und der in einer Charnier sich bewegenden Nadel vor, eine Form, die sonst in Krain nicht selten ist. Am häufigsten ist die Armbrustfibel mit Spirale und rückwärts über die Rolle greifendem Haken, deren Bügel bogig und gegliedert am unteren Ende in den dreieckigen nicht durchbrochenen Nadelhalter zuläuft. Bei Brege wurden zwei ziemlich gut erhaltene Fibeln jener Form aufgefunden, die in Virunum häufig auftritt. Der gegliederte Bügel endet nach oben schief in eine knaufartige Platte mit einem daran befindlichen Schnabel, der das Querstück mit der Spirale festhält, der untere Theil dreieckig durchbrochen, hat am hinteren Leisten des Rahmens die Nuthe zur Aufnahme der Nadel. Massive derartige Fibeln, leider nur in Fragmenten, hat *Peřnik* jüngst in dem oberwähnten westlich von Dernovo gelegenen Gräberfelde gefunden.

Im Privatbesitze befindlich sind mir folgende drei Typen von Fibeln, aus Nevioudunum stammend, zur Einsicht zugekommen: *a*) Armbrust-Fibel, oben mit schmalem durchlöcherten Ansatz zum Festhalten der Rolle mit der Spirale zur Federung der Nadel, der Bügel etwas bogig, gegliedert, am unteren Ende mit langer querstehender Platte als Nadelhalter. *b*) Fibel mit knieförmigem Bügel, oben mit halbkreisförmiger verticaler Platte vor der Spirale, unten ein langes Querstück, die Nuthe tragend. *c*) Sehr schön decorirt war eine Bronze-Fibel gewesen, die, nach dem vorhandenen Fragmente zu schließen, bei der Verbrennung der Leiche im Feuer ihren Hauptschmuck, den Befatz mit Glasperlen oder Edelsteinen eingeüßt hat. Die Spirale sammt Nadel fehlt, oben am Bügel befindet sich ein abgerundeter Querbalken mit abgebrochenem Haken in der Mitte zum Halten der ersteren, an ihm schließt sich winkelig als oberster Theil des Bügels eine verticale quadratische auf die Spitze gestellte Platte, in deren Umrahmung verschiedenfarbige Perlen eingelegt gewesen zu sein scheinen; Reste von grünem Glas oder Smaragd (?) sind noch in der verbrannten Platte sichtbar; der untere Theil des schwach eingeknickten schmälern Bügels läuft flach in einen gefchnabelten Kopf einer Schlange (?) zu, in dessen Augenhöhlen sich ebenfalls kleine Perlen befunden haben mochten, rückwärts trägt dieser untere Theil eine dreieckige Platte als Nadelhalter.

Eine höchst originelle Fibel aus Nevioudunum kam dem Landes-Museum durch Herrn *Joseph Ritter v. Schneider* zu. Es ist dies eine flache Bronzeplatte in den Umrissen eines Hahnes, dessen Auge und Gefieder durch Eingravirungen angedeutet ist. An der Rückseite der Platte ist die Nadel sammt Spirale in der Nähe des Schwanzes befestigt, am Halbe befindet sich daselbst ein Häkchen als Nadelhalter.

Als eine Scheibenfibel, der Construction nach an die in *Sacken's* Grabfeld von Hallstatt, Tafel XIV, Fig. 11, abgebildete einigermaßen erinnernd, hat sich eine von mir anfänglich für ein phaleraartiges sehr einfaches Zierstück gehaltene kreisrunde kleine Bronzeplatte, in der Mitte durchlöchert und daselbst einen kurzen hohlen Cylinder tragend, entpuppt. Ich wurde vom Museums-Präparator *Ferdinand Schulz*, der für solche Gegenstände ein sehr scharfes Auge besitzt, darauf aufmerksam gemacht, das an der Unterseite am Rande des Loches sich noch die Reste einer sehr feinen Spirale befinden, wodurch offenbar eine zum Anheften bestimmte Nadel gefedert wurde. Gegenüber dieser Spirale ist nahe am Rande des Cylinders ein Löchelchen, die Annetungsstelle des Häkelchens oder der Nuthe zum Festhalten der Nadel. In der Oeffnung des angeetzten Cylinders mochte sich wohl ein eingefetzter Stein oder eine Glasperle befunden haben.

Die einfachste Fibelform ist ein dreieckig gebogener Draht mit einfachen Windungen in zwei Ecken, am Ende des unteren Querstückes befindet sich ein Haken zur Aufnahme der an der Spitze abgebrochenen Nadel.

Eine Haarnadel mit ruderförmigem Griff repräsentirt das einzige Stück dieses Kopfschmuckes wenn man nicht die viereckig und dreieckig gebogenen beiden Drähte als höchst primitive Griffe abgebrochener Nadeln ansehen will.









Lehrstuhl von TULLIUS ABBEY Wien.



Kleine viereckige bronzene Rahmen mit je zwei auf dem oberen Querstück sitzenden Eulen erinnern an diese in Virunum häufig vorkommende Art von Zierstücken, nur fehlt bei allen drei Fragmenten das untere Anhängfel mit der gewöhnlich sehr schönen, filigranartig durchbrochenen Arbeit. Wahrscheinlich sind dies Gürtelstücke. Ein Bronze-Stück mit den Buchstaben E und V zu einer Sigle vereint, trägt an der Rückseite vier Stifte mit angenieteten kleinen viereckigen Plättchen, womit es an dickes Leder oder an ein Holz befestigt gewesen sein mochte. Noch räthselhafter ist der Gebrauch des bretzenartig gekrümmten Drahtes.

Die Patina dieser Bronzen, sowie auch der meisten später noch anzuführenden Kupfermünzen ist in der Regel nicht schön, da diese Gegenstände meist im Feuer gewesen und dann in Asche gelegen sind.

Von sonstigen *Schmuck-Gegenständen* ist zu erwähnen ein mit Kupferoxyd stark belegter dünner Ringreif mit einem der Glühhitze ausgesetzt gewesenem Steine, vielleicht ein Türkis, in den die Worte eingravirt sind: KYPIA KAAH (Schöne Herrin). Ein anderer Ring dürfte mit drei kleinen Steinchen oder Glasperlen besetzt gewesen sein.

*Eisenwerkzeuge.* Dieselben zeigen eine ziemlich gute Erhaltung.

Eine Mörtelkelle (trulla) von der pompejanischen mehr löffelartigen Form abweichend, steht der jetzt üblichen ziemlich nahe, nur ist sie kleiner.

Zwei große Bohrer, sogenannte Gerad- oder Parallel-Bohrer, ihre Schneide ist nicht gewunden, sondern beiderseits gerade, das Ende löffelförmig zulaufend. Ein Messer an der Schneide 13, an der Angel 5 Cm. lang; bei einem Miniaturmesser betragen die betreffenden Dimensionen 6·5 und 3·3 Cm. Ein an der Spitze sichelförmig gekrümmtes Messer mit Dülle, 33 Cm. lang, scheint der von *Cato de re rustica* 10 und 11 angeführten Falx arborea zu entsprechen und als Gartenwerkzeug zum Beschneiden der Gemüse gedient zu haben. Ein würfelförmiges Eisenstück in einen pyramidalen Ansatz auslaufend, der mit vier federnden Eisenplättchen versehen ist, wurde vom Spezialisten im antiken Schlosserwesen Herrn *Andreas Dillinger* aus Wien bei seinem Besuche des Laibacher Museums als ein Schloßbestandtheil agnoscirt.

Im alten Gemäuer von Dernovo wurden außer obigen Eisenstücken häufig auch große Nägel aufgefunden, einer derselben trägt statt des Kopfes eine flache Platte mit zwei Löchern, eine eiserne Schnalle.

Schließlich sei noch ein kleiner Spielwürfel aus Bein, aus dem Gemäuer von Dernovo stammend, mit den jetzt üblichen ganz übereinstimmend, erwähnt.

*Münzen.* Zwar wurden die meisten derselben anderwärts verkauft, jedoch wird auch durch die dem Museum zugekommene Münzserie die oben erwähnte, aus den früheren Münzfunden sich ergebende Thatsache constatirt, daß die Zerstörung Neviodunum's in das Ende des 4. Jahrhunderts, in die Zeit der Kaiser Gratian oder Theodosius zu versetzen sei. Die relative Häufigkeit der Münzen gewisser Kaiser ist aus dem beigefügten Münzverzeichnisse theilweise zu ersehen.

#### In Silber.

*Vespasian.* Av. IMP·CAESAR·VESPASIANVS·AVG. Belorberter Kopf. Rev. COS·ITER·TR·POT. Schreitender Mars (zum Theil verwischt).

*Domitian.* Av. CAESAR·AVG·F·DOMITIANVS. Belorberter Kopf. Rev. COS·III Pegasus.

*Antoninus Pius.* Av. ANTONINVS·AVGVSTVS·P·F. Belorberter Kopf. Rev. TP·POT·COS·III. Weibliche Figur mit Füllhorn und Ruder.

*Septimius Severus.* Av. L·SEPT·SEV·PERT·AVG·IMP. Belorberter Kopf. Rev. PROVIDENTIA·AVG betreffende Göttin.

*Alexander Severus.* a) Av. IMP·C·M·AVR·ALEXAND·AVG· Belorberter Kopf. Rev. MILITVM· Stehende, weibliche Figur zwischen zwei Standarten. b) Av. wie bei a) Rev. P·M·TR·P·VIII·COS·III·PP. Mars mit Trophäe.

## In Erz.

- Augustus.* a) Av. DIVVS·AVGVSTVS·PATER. Kopf ohne Kranz. Rev. S·C· Geflügelter Blitzstrahl. b) Rev. Ara, unten PROVIDENT.
- Agrippa.* Av. M·AGRIPPA·L·F·COS·III. Kopf des Agrippa. Rev. S·C· Neptun mit Dreizack und Delfin in den Händen.
- Tiberius.* Av. TI·CAESAR·DIVI·AVG·F·AVGVSTVS·IMP·VII· Haupt nackt. Rev. PONTIFEX·MAXIM·TRIBVN·POTEST·XVII·S·C· Sitzende Ceres. 2 Stücke.
- Caligula.* Av. TI·CLAVDIVS·CAESAR·AVG·P·M·TR·P· Kopf nackt. Rev. LIBERTAS·AVGVSTA·S·C· Stehende, weibliche Figur, in der Rechten die Freiheitsmütze haltend.
- Vespasian.* Av. IMP·I·CAES·VESP·AVG·P·M·TR·P·COS·VIII· Belorberter Kopf. Rev. S·C· Spes links gewendet.
- Nerva.* Av. Unleferlich. Rev. CONCORDIA·EXERCITVVM· Zwei Hände.
- Hadrian.* a) Av. HADRIANVS·AVGVSTVS· Belorberter Kopf. Rev. COS·III·S·C· Stehende Salus. b) Av. Kopf gut erhalten, Legende unleferlich. Rev. Schreitende Spes. Umschrift verwischt.
- Antoninus Pius.* Av. ANTONINVS·AVG·PIVS·P·P·TR·P·COS·III· Belorberter Kopf. Rev. S·P·Q·R·OPTIMO·PRINCIPI·S·C· im Lorberkranz.
- Mark Aurel.* Av. Belorberter Kopf. Legende unleferlich. Rev. TR·POT·X·S·C· Sitzende, weibliche Figur mit Füllhorn und Steuerruder.
- Faulina junior.* Av. FAVSTINA·AVG·PII· Weiblicher Kopf. Rev. IVNO· Göttin mit Schale und Schlange 2 Stücke.
- Philippus Pater.* Colonial-Münze von Viminacum AN·VIII· Doppelt.
- Philippus filius.* Av. M·IVL·PHILIPVS· Nackter Kopf. Rev. PRINCIPI·IVVENT· Kaiser im Paludament mit Speer und Weltkugel in der Hand. Schön erhalten.
- Gallienus.* a) Av. Kopf mit Strahlenkrone. Rev. APOLLINI CONS·AVG· Pegasus. b) Rev. Gleiche Legende. Greif. c) Rev. AETERNITAS·AVG· Sol mit Weltkugel. d) Rev. FIDES·MILITVM· Weibliche Figur mit zwei Standarten in den Händen. e) Rev. MARTI·PACIFERO· Mars. f) Rev. VBERITAS· Frau mit Börse und Füllhorn.
- Claudius Gothicus.* Av. IMP·C·CLAVDIVS·AVG· a) Kopf mit Strahlenkrone. Rev. VICTORIA·AVG· Siegesgöttin. b) Rev. SPES·PVBLICA· Schreitende Hoffnung.
- Aurelianus.* a) IMP·AVRELIANVS·AVG· Kopf mit Strahlenkrone. a) Rev. IOVI·CONSER· Jupiter und die beiden Kaiser stehend. b) Rev. VIRTVS·MILITVM· Jupiter erhält von einem Soldaten eine kleine Siegesgöttin. c) Rev. ORIENS·SOL· Sonnengott.
- Probus.* Av. IMP·PROBVS·P·F·AVG· Kopf mit Strahlenkrone. Rev. FELICITAS·AVG· Göttin
- Diocletian.* Av. IMP·C·DIOCLETIANVS·P·F·AVG· Kopf mit Diadem: Rev. SAC·MON·VRB·AVGG·ET·CAESS·N·N· Göttin Moneta stehend.
- Maximian.* Av. IMP·MAXIMIANVS·P·F·AVG· Belorberter Kopf. Rev. IOVI·CONSER·VAT·AVGG· Jupiter mit Blitzstrahl und Lanze, Adler zu den Füßen.
- Licinius Patër.* Av. IMP·LICINIVS·AVG· Nackter Kopf. Rev. IOVI·CONSERVATORI·AVGG· Jupiter eine Victoriola haltend, rechts B, links Kranz.
- Constantin der Große.* a) Av. CONSTANTINVS·AVG· Belorberter Kopf. Rev. VOT·XX· im Kranze mit Umschrift: D·N·CONSTANTINI·MAX·AVG· häufig. b) Rev. PROVIDENTIAE·AVGG· Castrum. c) Rev. GLORIA·EXERCITVS· Fahne mit Monogramm Christi zwischen zwei Kriegern. d) Rev. VRBS·ROMA· Säugende Wölfin. Häufig.
- Crispus.* Av. IVL·CRISPVS·NOB·C· Kopf mit Diadem. Rev. VOTA·X· im Kranz mit Umschrift. CAESARVM·NOSTRORVM·

- Constantin II.* a) Av. CONSTANTINVS·IVN·NOB·C· Kopf mit Diadem. Rev. VOT·X· im Kranz mit Umschrift CAESARVM·NOSTRORVM· b) Rev. GLORIA·EXER·CITVS· Standarte zwischen zwei Soldaten. c) Rev. PROVIDENTIA·CAESS· Castrum.
- Conflans.* Av. D·N·CONSTANS·P·F·AVG· Kopf mit Diadem. Rev. FELIX·TEMP·REPARATIO· Phönix. Viel häufiger die Type mit der gleichen Umschrift und mit dem, den knieenden Befiegten durchbohrenden Krieger.
- Constantius II.* häufig. a) Av. D·N·CONSTANTIVS·P·F·AVG· Kopf mit Diadem. Rev. FEL·TEMP·REPARATIO· Krieger den Feind durchbohrend. b) Rev. FEL·TEMP·REPARATIO· Der Kaiser mit dem Labarum, links vor ihm zwei Gefangene. c) Rev. CONCORDIA·MILITVM· Der Kaiser zwei Labaren haltend. d) Rev. GLORIA·EXERCITVS· Labarum zwischen zwei Kriegern.
- Constantius Gallus.* Av. CONSTANTIVS·IVN·NOB·AVG· Kopf ohne Binde, rückwärts A· Rev. FEL·TEMP·REPARATIO· Krieger den Feind durchbohrend.
- Julianus.* Av. D·N·IVLIANVS·P·F·AVG· Kopf des Kaisers. Rev. VOT·X·MVLT· im Kranz.
- Valentinianus I.* Av. D·N·VALENTINIANVS·AVG· Kopf mit Diadem. Rev. SECVRITAS·REIPVBLICAE· Schreitende Siegesgöttin. b) Rev. GLORIA·ROMANORVM· Der Kaiser einen Gefangenen bei den Haaren haltend, mit dem Labarum in der anderen Hand.
- Gratianus.* a) Av. D·N·GRATIANVS·P·F·AVG· Kopf mit Diadem. Rev. REPARATIO·REIPVB· Der Kaiser einer knieenden Frau die rechte Hand reichend, mit der linken eine Siegesgöttin haltend. b) Rev. GLORIA·ROMANORVM· Der Kaiser mit der rechten Hand einen Gefangenen bei den Haaren schleppend, mit der Linken das Labarum haltend.

Die im December und Januar des Winters 1885 auf Kosten des Laibacher Museums fortgesetzten Nachgrabungen auf dem Gräberfelde nächst Brege<sup>1</sup> haben im Ganzen noch 61 Stück gut erhaltener Gefäße zu Tage gefördert. Die geschlossenen *spitz zulaufenden Urnen* sind in drei Exemplaren vertreten, zwei davon roth gebrannt, eines schwarz. Die *offenen* topfartigen *Urnen*, 12 an der Zahl, sind theils roth, theils schwarz, von verschiedenen Dimensionen. Die verhältnismäßig reichste Ausbeute war diesmal an dickwandigen *großen Schüsseln*, im Ganzen 12, davon drei roth, die übrigen schwarz. Das schönste Stück ist roth gebrannt, mit firnisartigem gleichfärbigen Anstrich, mit eingedrückten Ornamenten, abwechselnd ein vielspeichiges Rad und ein Blatt von eilanzettlicher Form (vielleicht Feder) mit Mittelrippe, aus welcher beiderseits die Seitenrippen schief ansteigen. Vielleicht ist das Rad eine Andeutung des bei den Celten beliebten Symboles des Sonnenrades, das man auf Barbaren-Münzen und auf celtischen Bronzen häufig antrifft. Von den schwarzen Schüsseln sind fünf an der Außenwand bandartig strichulirt. Unter den acht hinzugekommenen *Thonlampen*, wovon sieben von gewöhnlicher Form und Größe, ohne Darstellung, haben vier die Marken der Verfertiger, nämlich FORTIS, VERI, VETT, VIBIANI, die beiden letzteren sind für diese Localität neu. Als eine sehr gelungene keramische Arbeit ist zu bezeichnen das Brustbild des Sonnengottes mit Strahlenkranz ober der horizontalen Mondesichel, an deren beiden Enden je ein Stern angebracht ist, sehr hübsch in Halb-Relief in der feichten kreisovalen Aushöhlung der oberen Fläche gearbeitet. Den Rahmen dieses Bildes umschließt ein Eierstab.

Von den gut erhaltenen *Glasgefäßen* sind eine bauchige *Aschenurne*, eine größere und kleine *Flasche* mit winkeligem Henkel bemerkenswerth; bei einem mittelgroßen Stücke mit ebenfalls winkeligem Henkel ist das Gefäß cylinderförmig. Die vier *Thränen-Fläschchen* sind tropfenartig

<sup>1</sup> Die Fortsetzung der Nachgrabungen im Hochfommer und Spatherbil 1885, welche durch die Subvention des k. k. Unterrichts-Ministeriums von 200 fl. ermöglicht wurde, hat wieder ein sehr reiches Fundergebnis gehabt.

geformt. Auch fanden sich Bruchstücke einer kreisovalen *Spiegelplatte*, im Durchmesser von 7,5 Cm., bestehend aus einer 1 Mm. dicken olivengrünen undurchsichtigen, im Bruche sehr fein porösen schlackenartigen Masse, deren spiegelnde Fläche glatt polirt, die Rückseite rauh ist.

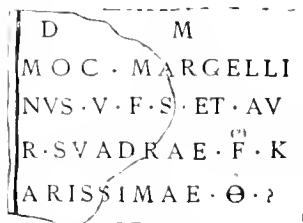
Das im ersten Berichte angeführte Münzverzeichnis erhielt folgenden Zuwachs an römischen *Kupfermünzen*:

1. Kleine bronzene Triumvirats-Münze Av. III VIR, in der Mitte SC. Rev. ASILIVS zwei rechte Hände einen Caduceus haltend. Dürfte der Augusteischen Zeit angehören und mit der in Arneth's Synopsis, S. 44 (209) angeführten Münze übereinstimmen.

2. *Marc-Aurel.* Av. IMP · CAES · M · AVREL · ANTONINVS · AVG · P · M. Belorberter Kopf. Rev. SALVTI · AVGVSTAE · TR · P · XVII · COS · III · S · C. Salus, einer Schlange am Altar die Schale reichend.

3. *L. Verus.* Av. L · VERVS · AVG · ARM · P . . . Haupt mit Zacken-Krone. Rev. TR · POT · IMP · II · COS . . . Mars mit einer Trophäe einhersehrend.

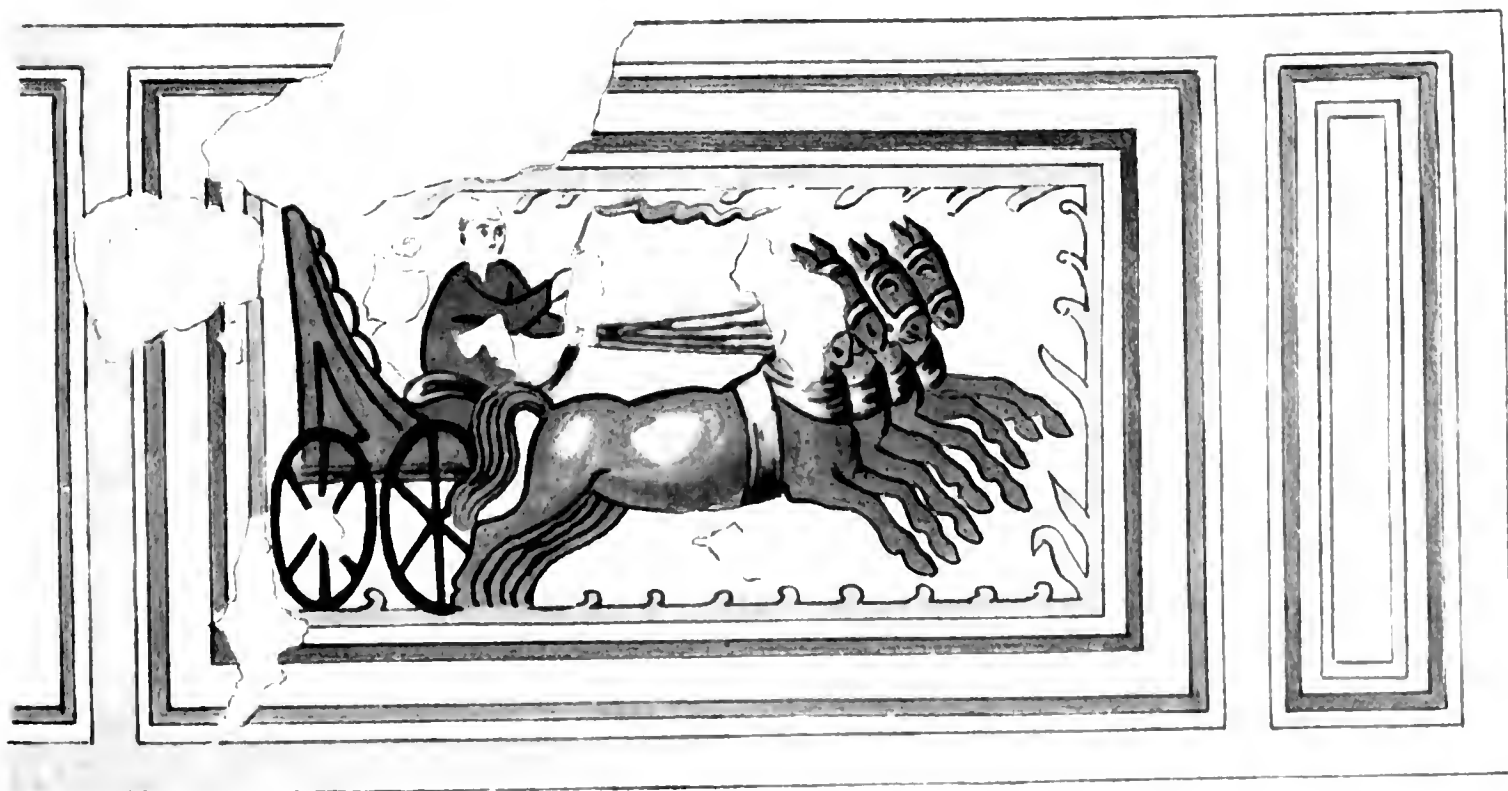
Bei diesen Ausgrabungen kam in dem reichen Gräberfelde vor Brege östlich von Dernovo auch ein römischer Grabstein zum Vorschein, der einzige Inschrift-Stein in den vielen Hunderten von aufgedeckten Gräbern. Es ist nur dessen linke, am verticalen Rande mit einer Leiste versehene Hälfte vorhanden, die rechte abgebrochene Hälfte fehlt. Der Stein ist Korallenkalk, an der Rückseite unbearbeitet.



Der Name MOC. mit der am Buchstaben C angedeuteten Abkürzung dürfte als MOCIANCVS zu vervollständigen sein, ein celtischer Männername, der auch auf zwei Gedenksteinen in Kärnten vorkommt. Der eine von Maria-Saal (Virunum) stammend, dormalen zu St. Andrä im Lavant-Thale (siehe *Jabornegg*, Kärntens römische Alterthümer S. 128, Nr. CCCXXIX); der zweite MOCIANCVS. INGENVI. FIL. etc. ist im Liechtenstein'schen Schlosse in Roffek eingemauert; Corp. inscript. lat. Vol III. P. II. Nr. 6491. Die zwischen den Buchstaben MA der zweiten Zeile und NVS zu Beginn der dritten Zeile vorhandene Lücke läßt sich zu MARCELLINVS ergänzen, ein Männername, der auf den Inschriftsteinen Ober-Pannoniens nicht selten ist; er kommt auf dem interessanten Römersteine vom Heidenhaus in Ober-Lichtenwald (dem Savethal angehörig und von Neviodonum nicht weit entfernt) nunmehr im Johanneum in Grätz, mit dem Beinamen MARONIVS zweimal vor (*Momf.* I. c. Nr. 5127), auch auf einem in der Kirche von Trifail eingemauerten Römersteine erscheint ein ALBINVS MARCELLINVS und ein ALBINVS MARCIANVS. Zwar könnte diese Lücke auch durch MACRIANVS, MACRINVS, MAGNVS, MAXIMINVS, ergänzt werden, jedoch entspricht MARCELLINVS am besten der gleichmäßigen Vertheilung der Buchstaben in der zweiten, dritten und vierten Zeile, deren Zahl 11, 10 und 10 betragen dürfte; die um eins geringere Anzahl derselben in den beiden letzten Zeilen ist wegen der dort häufigeren Interpunctionen erklärlich. Der Buchstabe R mit dem beigefetzten Punkt, womit die vierte Zeile beginnt, dürfte zu AV, womit die vorangehende Zeile zu schließen scheint, gehören. Dies wäre eine oft vorkommende Abkürzung des Frauennamens AVRELIA, obschon auch der Frauennamen CORNELIA, VALERIA u. a. m. von der Combination nicht ausgeschlossen sind. Dagegen ist der in der vierten Zeile vorkommende Eigename SVAD mit dem Buchstaben-Fragmente F in SVADRAE zu ergänzen. Der Frauename SVADRA ist auf den Römersteinen Ober-Pannoniens und Noricums gar nicht selten.

Weder MOCIANCVS noch SVADRA sind bisher auf einem Römersteine in Krain vorgekommen. Keinem Zweifel unterliegt es, daß die Buchstaben ARISS zu Beginn der letzten Zeile mit dem Buchstaben K (C) der vorhergehenden, in dieser Partie fehlenden Zeile zu dem Worte KARISSIMAE zu ergänzen sind.









# RUINE DEUTSCHLANDSBERG UND SCHLOSS HOLLENEGG.

BESPROCHEN UND ILLUSTRIRT VON HANS PETSCHNIG.

## II.



VOM Markte Deutschlandsberg führen Fahrstraße und Fußweg nach Hollenegg; Fremde mögen es nicht verfäumen, ihre Schritte nach dem benannten hochinteressanten Schlosse zu richten. Vom Orte aus führt der Fußweg über die Lasnitz den Hügel hinan, von wo aus man den Anblick der Ruine Landsberg in ihrer ganzen Ausdehnung genießen kann, und scheint sich selbe an die hinter ihr aufsteigenden dunkelbewaldeten Höhen gleichsam anzulehnen. Durch kleine Wäldchen, Wiesen und Felder, an Gehöften vorüber, die Bahnlinie zweimal durchschneidend, gelangt man zu der Anhöhe, auf welcher das Schloß dominirend steht. Es ist ein wunderbarer Punkt, hart an der nach Schwanberg führenden Landstraße. Am Fuße spiegeln sich die Waldbäume in dem Teiche, gegen Südosten Rebengelände und herum ein vorzüglich gepflegter Park mit großen herrlichen Baumpartien, die sich mit den gegen Norden den Hügel herabziehenden Waldpartien verbinden.

Das edle Geschlecht der Herren von Hollenegkh kommt schon im 12. Jahrhunderte vor, ist aber seit mehr den drei Jahrhunderten erloschen. Zweifellos sind sie die Erbauer des Schloßes, welches im Laufe der Zeiten durch viele Hände ging und durch mannigfache Zu- und Umbauten sich sehr verändert hat. Von Detail-Formen aus dem 12. Jahrhundert, ja selbst vom späteren Mittelalter ist nirgends eine Spur zu entdecken, und dürften nur die ursprüngliche Anlage mit den mächtigen runden Thürmen und die maßigen Umfassungs-Mauern auf jene Zeit zurückzuführen sein.

Das Geschlecht derer von Hollenegkh erlosch schon Ende des 16. Jahrhunderts. Die Familie theilte sich in zwei Linien: Hollenegk zu Kainach und Hollenegk zu Hollenegk. Schon 1165 zog ein Hollenegk der ersten Linie als Begleiter des Herzogs von Kärnten zu dem 10. Turniere nach Zürich an der Limat. Später, 1284, turnirte rühmlich ein Johann mit Herzog Albrecht von Oesterreich in Regensburg. Siegmund, Bischof von Seckau, wohnte 1413 dem Concile von Constanz bei, und starb daselbst 1417. Bei dem großen Aufgebote in Steiermark, Kärnten und Krain unter Kaiser Friedrich III. gegen die Ungarn zogen Andreas I., Anton, Wolf Heinrich und Erasmus mit. Andreas war 1457 kais. ehrlicher Rath bei Friedrich III. und Anton 1443 Marschall bei Herzog Albrecht von Oesterreich und später 1464 Hauptmann zu Pettau. Sie begleiteten früher, 1436, Herzog Friedrich III. über Triest nach dem heiligen Lande. In einer Urkunde „Grätz am 6. December 1461“, in welcher Sigmund von Lambach als erster Bischof von Laibach bestimmt wurde, kommen Andreas und Anton als Zeugen vor. Sigmund 1480 Dombherr, wurde 1495 als Erzbischof von Salzburg durch Papst Alexander VI. bestätigt und auf dem Reichstage zu Worms in Gegenwart aller Großwürdenträger von Kaiser Maximilian I. mit allen seinen Regalien bekleidet. Schon nach 5 Monaten und 5 Tagen starb er, und wurde im Dome zu Salzburg vor dem Kreuz-Altar beigesetzt. Der Letzte dieser Linie, Christoph von Hollenegk, starb 1550 ohne Erben. Das Vermögen ging an seinen Oheim Adam von Triebenegg im Jahre 1542, und an Abel von Hollenegk der anderen Linie 1543 über.

Von der zweiten Linie der Hollenegker zu Hollenegk wird Reinprecht als Aeltester 1277 genannt. Er ward unter jenen Rittern, welche für Kaifer Rudolph von Habsburg gegen Otakar König von Böhmen fochten. Er starb 1299 und wurde in der Pfarrkirche zu Hollenegk beigefetzt. Ein Rudolph wurde 1322 vom Erzbifchof von Salzburg nebst anderen steierifchen Edlen zum Ritter gefchlagen, und focht in der Schlacht bei Mühldorf in Bayern, wurde aber von den Bayern gefangen. Adam I. und Walther begleiteten Herzog Friedrich 1436 ins heilige Land. Georg kämpfte heldenmüthig 1475 gegen die Türken und fiel in der Schlacht bei Rann. Abel von Hollenegk war 1520 Landesobrißt von Steier. Er führte 1529 die steierifchen Hilfsvölker nach Wien zur Vertheidigung gegen die Türken, welches Soliman belagerte, zeichnete sich durch Tapferkeit und Umsicht aus, starb am 18. October 1545 und liegt in der Schlofskirche zu Hollenegg begraben. Adam II. 1537

war bei der steierifchen Gefandtschaft in Wien. Der letzte dieser Linie und zugleich des ganzen Geschlechtes Friedrich V. starb zu Linz 1582, als er ein Hochzeitskleid für seine Tochter Johanna kaufen wollte.

Friedrich V. vermachte Hollenegk den Nonnen vom Orden des heil. Dominicus als Klostergebäude, diese überließen es den Dominicaner-Mönchen. Es entspann sich jedoch ein langer Proceß zwischen Johanna Frein v. Hollenegk, der einzigen Tochter Friedrichs, und den Dominicanern, da Johanna als rechtmäßige Erbin mit der Stiftung ihres Vaters nicht einverstanden war. Johanna, verwitwete von Breuner und Gemalin Wolfgang's Freiherrn von Stadl, erhielt ihr Stammschloß wieder, nachdem ihr Gemal Freiherr v. Stadl den Dominicanern eine Ausgleichsumme zahlte. Die Stiftung wurde aufgelöst und Johanna blieb im Besitze des Schloßes, verkaufte jedoch daselbe 18. October 1655 an Christian Grafen v. Saurau. 1656 folgte im Besitze Johann Baptist Freiherr v. Buchbaum; dieser vererbte es seinem Sohne gleichen Namens. Am 22. Juni 1686 wurde die Herrschaft an Grafen v. Khuenburg verkauft und blieb bis 1821 bei dieser Familie, worauf die fürstliche Familie

Lichtenstein folgte. Fürst Johann von und zu Lichtenstein als erster Besitzer vererbte dieses Besitzthum an seinen zweitältesten Sohn Franz Fürsten v. Lichtenstein, in dessen Besitz es sich heute noch befindet.

Das Schloßgebäude hat eine bedeutende Ausdehnung (Fig. 1). Die Umfassungsmauern begrenzen ein unregelmäßiges Viereck, welches in der Diagonale von zwei mächtigen runden Thürmen flankirt wird. Die Langseite mißt 50 Klafter, die Breitenausdehnung 30 Klafter, die Thürme haben 7 Klafter Durchmesser mit 8 Schuh dicken Mauern, die Umfassungsmauern sind 6 bis 8 Fuß dick. Das Gebäude theilt sich in zwei große Höfe; im nordwestlichen Theile finden sich die Wohnräume, der eigentliche Herrensit; der südöstliche daran anstoßende Theil mag der von Mauern umschlossene Turnierplatz gewesen sein, jetzt ist eine zopfige Kirche eingebaut.

Die beigegebene Ansicht aus dem Schloßerbuche von Vischer 181 (Fig. 2) zeigt das Schloß von der Nordwestseite über Eck angefehen. Hier ist noch die crenelirte Mauer intact vorhanden, ein kleines Capellen-Thürmchen ragt über das Dach des Gebäudes empor. Die Thürme sind im obern Gefchoße noch anders gestaltet als gegenwärtig. Bis zur Gegenwart hat sich das Bild

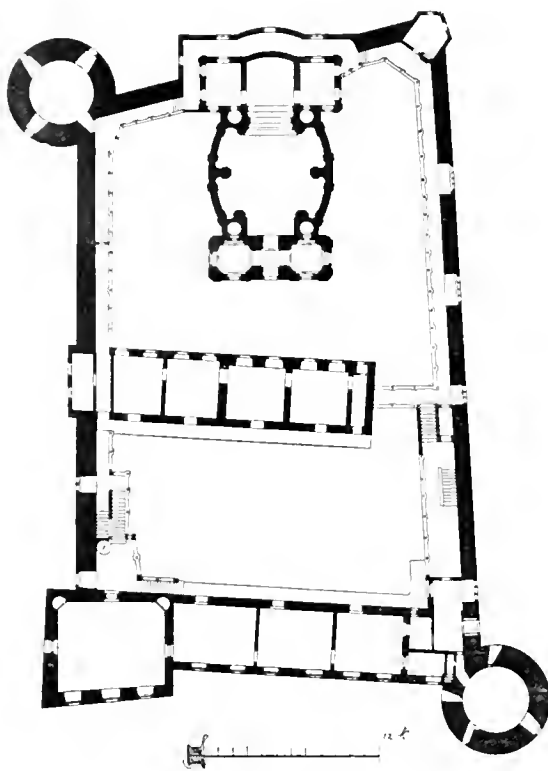


Fig. 1.

wesentlich geändert. Die im vorigen Jahrhunderte eingebaute Kirche mit dem hochaufragenden Thurme dominirt heute die Gruppe, aber auch die anderen Gebäudetheile haben bedeutende Veränderungen am Dachwerk und den Fenstern erhalten, sowie dadurch, dass die crenelirte Mauer verschwunden und wohnlich umgebaut worden ist.

Der bedeutendste und interessanteste Theil, der zugleich die damals ganz neue Richtung in den architektonischen Formen zeigt, ist die Gestaltung des ersten Hofes, in welchen man durch das gegen Westen angebrachte Thor eintritt. Dasselbe, halbrund geschlossen, entbehrt jeder architektonischen Gliederung und zeigt durch die rechteckig abgefasste Umrahmung und die breiten Schlitzfenster für die Aufzugsrollen, dass ehemals daselbst eine Zugbrücke bestanden hat. Darüber ist ein Doppelfenster (Fig. 3) angebracht in jener schönen Form der Hoch-Renaissance, welche sich auch in mehreren Fenstern wiederholt und in den Hof-Arcaden ihren Ausdruck findet. Eine zierliche canelirte und im unteren Drittel gebundene Mittelsäule mit attischem Fuße und schönen Capitale stützt die beiden Bogen, welche auf flach gehaltenen canelirten Pilastern aufsitzen. Die gegliederten Bogen-Chambranen werden durch ein schön profilirtes Sims mit breitem Fries geschlossen. Die Zwickel sind mit fein geschnittenem Laubwerke in Relief ausgefüllt. Die gegliederte Sohlbank wird von drei geschweiften Trägern gestützt. Zwischen Sohlbank und dem Thorsturz ist eine Marmortafel mit Wappen und Inschrift eingelassen. Zwei Wappenschilde, das rechtsseitige mit drei Spangenhelmen, das linksseitige mit zwei derlei Helmen, deuten auf die beiden Geschlechter der Hollenegker und der Kirchperger; die Inschrift lautet:

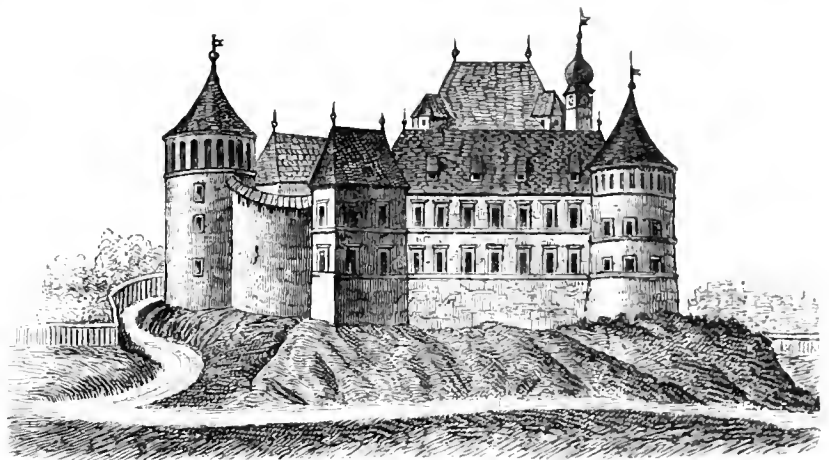


Fig. 2.

HERR FRIDRICH VON HOLLENNEGG ZV HOLLENNEGG VND KAYNACH  
 FRAV IVSTINA BENIGNA FVGGERRIN GEPORNE FREIIN ZV KIRCHPERG  
 1 · 5 · VND WEISENHORN 7 · 3 ·

Neben diesem Einfahrtsthor ist ein kleines Pfortchen angebracht. Ueberraschend ist der Anblick. Man glaubt eine brillante Theater-Decoration vor sich zu sehen. Im Mittelgrunde steht der schmiedeeiserne zierliche Brunnen im Sechseck construirt. Das Triebrad, sowie die Welle und das Wellenrad sind aus geschmiedetem Eisen angefertigt. Wilder Wein umschlingt die Ständer und erhöht den reizenden Anblick dieses zierlichen Eisenbaues, welcher in die Bauzeit des Schlosshofes fällt. Der weitere Raum ist durch Orangenbäume, Fliedersträucher und andere Ziergewächse in einen köstlichen Garten umgewandelt, hiezu kommen noch die hängenden grünen Wände von wildem Wein, welche die offenen, mit gebauchten Geländern versehenen Gänge der beiden Obergeschosse fast ganz verdecken. Leider, möchte man sagen, gedeiht die Vegetation zu üppig, dass selbst ein großer Theil der prächtigen Architektur, welche den Hofraum abschließt, verdeckt wird. Die Arcaden und die Freitreppe zu den Obergeschossen, welche den Abschluss des Hofes bilden, zeigen jene edle italienische Hoch-Renaissance, welche durch ihre einfachen aber rhythmisch durchgeführten Formen so vornehm wirkt. Die beiden Freitreppen sind mit aufsteigenden Arcaden in die Höhe geführt. Ober dem Eingange eine lateinische Inschrift, die den Friedrich von Hollenegg als Erbauer nennt (1575).

Sowohl bei den Arcaden wie bei den Freitreppen finden sich dieselben Bildungen, dieselben Abgröpfungen, daselbe Krönungsgefims, wie an den Arcaden des Hofes im Grätzer Landhaufe, daher die Annahme berechtigt erscheint, daß dieselbe Hand dieses herrliche Werk geschaffen haben mag. Glücklicherweise ist hier alles im alten Stand geblieben, bis auf ein mit gothischem Terracotta-Maßwerk ausgefülltes Rundfenster ober den Arcaden der zweiten Freitreppe, welches ganz überflüssigerweise eingefügt worden ist; auch das große Dachboden-Fenster ober den Arcaden beeinträchtigt dieses schöne Gesamtbild; wohl aber gehört der zierlich gegliederte alte Rauchfang zu dem Gesamtbau. Wie die Inschrift am Stiegenaufgange darthut, hat Friedrich v. Hollenegg diesen Bau 1575 beendet, während sich die Inschrift ober dem Eingange mit der Jahreszahl 1573 wahrscheinlich auf den Beginn des Baues beziehen dürfte. Es war dies der letzte

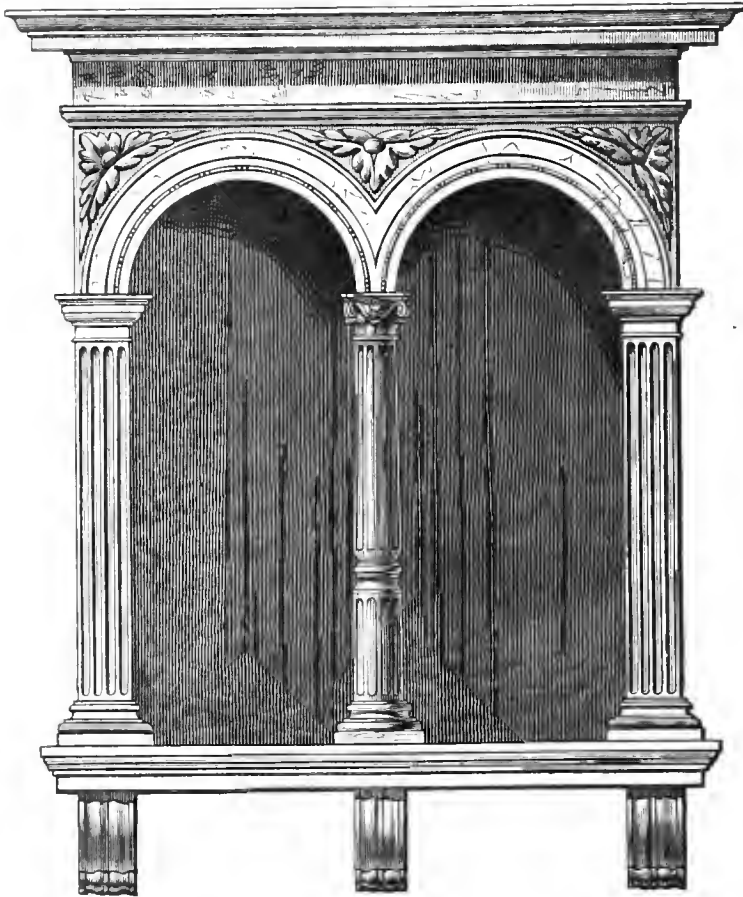


Fig. 3.

Hollenegger, welcher, wie vorerwähnt, 1582 in Linz starb. Die Arcaden, welche sowohl an der Eingangsseite, wie auch im zweiten Hofe angelegt sind, haben eine einfachere Anordnung.

Wie aus dem Grundrisse zu ersehen ist, nimmt im zweiten Hofe den Mittelraum die verzopfte Kirche mit ihren gebauchten Seitenwänden ein. Weitläufige Arcadengänge ringsum an den Umfangswänden führen zum Oratorium der Kirche. Die Kirche wie auch der große Saal im ersten Hofe tragen die Architektur des Roccoco. Eine Inschrift am Sockel im großen Saal nennt *Philipp Karl Laubmann* als den Maler (1750).

Vor allem verdienen die an der äußeren Kirchenwand eingefügten, in Marmor gemeißelten Grab-Monumente der Hollenegger und ihrer Frauen eine besondere Aufmerksamkeit. Diese Werke bieten nicht nur ein historisches Interesse, sondern sind auch künstlerisch hochvollendete Arbeiten der Hoch-Renaissance.

An der Westseite befindet sich das Grabmonument Friedrich v. Hollenegg's. Eine einfache Pilaster-Architektur umrahmt eine flache Nische mit Stichbogen geschlossen, darüber ein einfaches Deckgefims, welches unverhältnismäßig weit ausladet. Ueber selbem baut sich ein überhöhter Rundbogen auf. Die lebensgroße Figur steht aufrecht in voller Rüstung, das Haupt entblößt mit an beiden Seiten herabfallendem Haar und kurzgeschornem Barte, in der Linken die Fahne haltend. Zu Füßen der Helm mit geschlossenem Visire und die Eisenhandschuhe. In dem oberen Bogenfeld ist das Wappen der Hollenegger angebracht; nicht ohne Absicht hat man die alte Form des Schildes und überhaupt die einfache Anordnung, wie selbe im 14. Jahrhundert gebräuchlich war, gewählt. Der schrägfliehende spitzbogig geformte Schild hat als Heroldszeichen das Zahlbrett mit fünf Münzen, darüber der gegitterte Turnierhelm mit dem Zahlbrett, aus welchem 14 Straußfedern hervorstehen. Eine flatternde Helindecke mit geknüpften Zipfeln umgibt Helm und Schild. Die schräg in einen Ring gehängte Inschrifttafel besagt:

„Der von Hollenegkh gar alt erblich Wappen.“

Unter dem Sims ist in einer vertieften Umrahmung die Grabchrift angebracht, dabei rechts im Zwickel der Spangenhelm mit dem Storch und geschwungener ornamentalen Helmdecke, links der Schild mit dem Storch als Heroldszeichen. Die Inschrift lautet:

Hie ligt Begraben der Edl Ernftt und Gstreng Ritter Herr Fridrich des Namens von Hollnegkh ein Sun Erasm von Hollnegkh feines Alters im 89 Jar, gestorben am eilften tag Mey,  
Anno Cristli 1526 jar. Dem Gott genad.

Am rechtsseitigen Pilaster folgende Inschriften:

Herr Erasm Gepornn von Hollenegkh Ritter Herrn Fridrich von Hollenegkh Vatter; — Frau Argula eine geborne von Thurn Herrn Erasm von Hollenegkh Muetter; — Frau Regina eine geborne von payen Herrn Fridrich von Hollenegkh Gemahl. Am linksseitigen Pilaster: Frau Giburg eine geborne Schellerin von Gartnau Herrn Fridrich zu Hollenegkh Muetter; — Frau Wandula eine geborne von Falkenstein Frau Giburga Schellerin von Gartnau Muetter; — Frau Ertrautt eine geborne von Mosheim Frauen Regina von Pain Muetter. Bei jedem dieser Namen das bezügliche Familienwappen.

An der Nordseite neben dem Kircheneingange das Grabdenkmal der Gemahlin Friedrich's, ein einfach gehaltener Stein, die Hauptfigur in Lebensgröße mit der Frauenhaube und dem Mundtuche, einem herabwallenden Ueberkleid mit Kragen; die Arme gekreuzt, in der Rechten den Rosenkranz haltend. Die Rückwand mit geschwungenem Ornament belebt, im Stichbogen geschlossen und mit muschelförmig eingekerbter Vertiefung. Vier Wappenschilder, je zwei links und rechts an den Lifenen angebracht, welche in der Laibung mit zwei Medaillons (darin Köpfe) und mit schönem Ornament geschmückt sind. Oben folgende Inschrift:

Hie ligt Begraben die Edl Ern und Tugendftt Frau Regina Geporne von Painn ein ehlich Gemachell des Edln Gstrengen und Ernftten Ritter Herrn Fridrichs von Hollnegkh zu Hollnegkh sambt fünff aus Sibenzechen irer Kindt mit benennten iren Herrn Erworben.  
Ist verchdyden im 59 jar ired alters Anno Cristly 1526 jar.

Rechts an der Seite die Inschrift: Herr Gaspar vonn Painn Frauen Regina Vatter; — Frau . . . Geporne von Thurn Frauen Margret von Mosheim Muetter. Links die Inschrift: Frau Margret von Mosheim, Geporne . . . Frauen Regina Muetter: — Frau . . . Geporne Reiterin zu Reitnau Herrn Gaspar von Painn Muetter. — Bei jedem Namen ebenfalls das betreffende Wappen.

An der Westseite das große und in reicher Architektur durchgeführte Grabdenkmal Abel's von Hollenegg. Auf einem vasenartig profilirten Sockelsims stehen Pilaster von toscanischdorischer Art, drei Wappenschilder sind am Schaft jedes Pilasters angebracht, dazwischen Inschriften. Darüber ein hochauftretendes Gebälke, im Frieße Raum für die Hauptinschrift. Ueber dem Sturz ein gegliederter Halbkreis mit Schlitz in der Laibung, welcher ein reiches Wappenfeld umschließt. Zu beiden Seiten der Inschrift in der vergrößerten Fortsetzung der Pilaster je ein Totenkopf mit darunter gekreuzten Todtengebeinen. Die lebensgroße Figur in voller Rüstung starr dastehend, die Rechte in die Hüfte gestemmt; in der Linken eine Fahne haltend, das Haupt mit kurzgeschorenem Haupt- und Barthaar, der Ausdruck des Antlitzes edel und entschlossen. Zu Füßen der Figur liegen der federgeschmückte Helm mit aufgeklapptem Visir und die Eisenhandschuhe. In dem Halbkreis ober dem Sturzgesimse ist das Wappenfeld reich durchgeführt. In Mitten der Schild mit dem Zahlbrett als Heroldstück, welches als Kleinod auch den Spangenhelm schmückt. Rechts in der Ecke ein Spangenhelm mit dem Storch als Kleinod und links der hohe Stulphut auf dem Helm. Reich ornamentirte Helmdecken füllen den Raum hinter dem Schild und den Helmen aus, es ist eine ganz eminente heraldische Zusammenstellung voll Schwung und vorzüglicher Raumauffüllung.

Die lateinische Inschrift ist sehr verwittert und lauten davon einzelne Stellen: Isto fortis eques sub marmore dormit Abelus, Stirpis Hollenecciadum dit Obiit anno MDXLV, die XXVI octobris.

Rechts oben im Wappenschild der Storch, darunter zu lesen: „Herr Erasm von Hollneck Ritter Herrn Friderichs von Hollneck Vater.“ Darunter ebenfalls im Schild der Storch, unter selber steht: „Herr Ruprecht von Hollneck Ritter Herrn Erasm von Hollnegk Vater.“ Darunter im Schild der Storch mit zusammengelegten Flügeln. Links oben im Schild ein Krebs, darunter die Inschrift: „Fraw Gijurg eine geborne Schellerin von Gartnaw Herrn Erasm von Hollneck Gemachl.“ Darunter im Schilde schräg gestellte Wecken oder Rauten, und dabei die Inschrift: „Fraw Argula eine geborne Turn Herrn Ruprecht von Hollneck Gemachl“ darunter im Schilde ein Fischkopf.

Dieses schöne Grabdenkmal ist dem Führer der steierischen Mannen bei der Belagerung von Wien 1529, wo er das Kärnthnerthor heldenmüthig vertheidigte, gewidmet und zeigt, welche hohe Achtung Abel von Hollenegk bei seinen Nachkommen genossen hat.

Ein reicher Todtenschild, welcher in den Arcaden des zweiten Hofes aufgestellt ist, bezieht sich ebenfalls auf Abel (Fig. 4). In sehr geschmackvoller Anordnung stehen drei Wappenschilde nebeneinander, der mittlere Schild steht aufrecht, hat das Zahlbrett mit sieben Münzen als Herold-

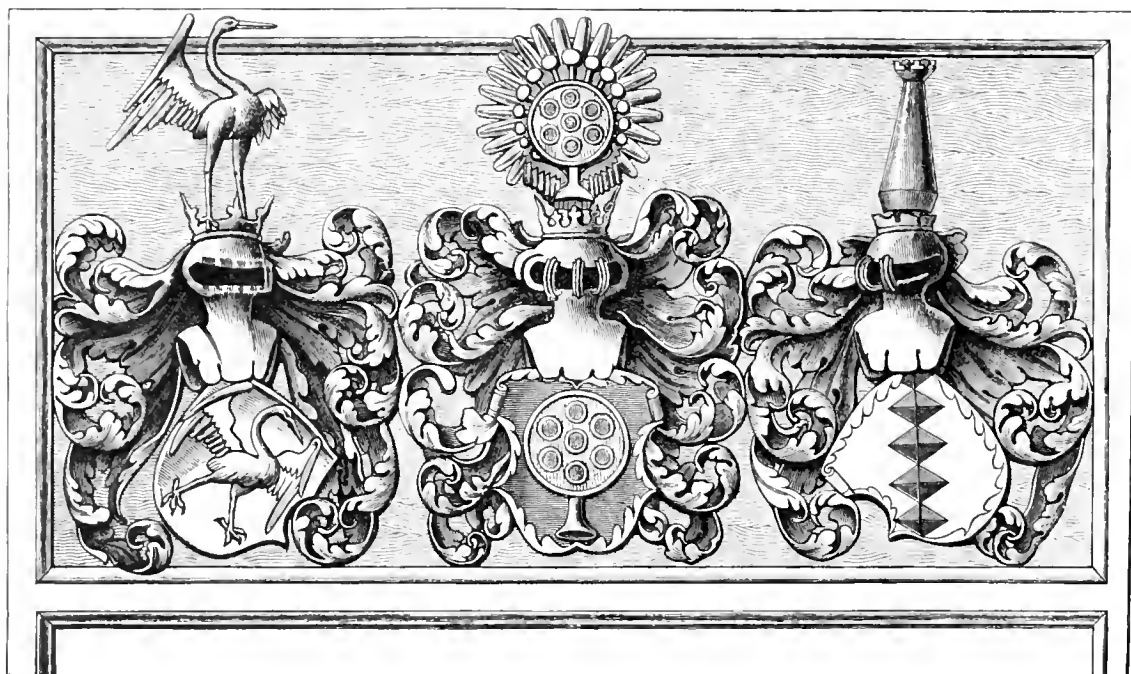


Fig. 4.

stück, darüber einen Spangenhelm mit Krone, aus welcher als Kleinod das Zahlbrett hervorragt, rechts schräggestellt ein Schild mit dem Storch, die Flügel ausbreitend, darüber ragt aus dem Helm ebenfalls der Storch als Helmkleinod hervor. Links in dem nach rechts schräg gestellten Schilde, die Wecken oder Rauten pfeilweise gestellt, auf dem Helm der hohe Stulphut. Reich flatternde ornamentirte Helmdecken umgeben jeden einzelnen Helm und jeden Schild; die Polychromie, obgleich schon verblaßt, erücht doch den Eindruck, ein in jeder Beziehung mustergiltiges Werk heraldischer Kleinkunst. Unter der Wappengruppe folgende Inschrift:

DER · EDL · GESTRENG · RITER · HER · ABEL · VO · HOLNECK · IST · AVS · VER ·  
 HENGNVS · DES · ALMECHTIGĒ · GOTS · HIE · ZV · HOLNECKE · IM · 1545 · IAR ·  
 DES · 26 · TAG · OCTOBRIS · AVS · DISĒ · VELT · MIT · TADT · ABGESCHIDĒ ·  
 VD · LIGT · HIE · PEGRABE · VD · SEINE · RITERLICHE · WABPE · HIE · OBEN ·  
 GESTELT · GOT · VELL · IM · VD · ALLĒ · CHRISTGLABIGĒ · SELLĒ · GENEDIG · VD ·  
 PARMHERZIG · SĒI · AMEN.

Bei der Kirchenthür ist der Grabstein der Gemahlin Adam's von Hollnegk eingemauert. In einer polygon geschlossenen flachen Nische mit muschelartig ausgefüllter Bogenfläche steht die

lebensgroße Frauenfigur, den Kopf nach links gewendet, mit Frauenhaube und Mundtuch, das Ueberkleid mantelartig mit Kragen, die Hände gekreuzt, in der Rechten ein langer herabhängender Rosenkranz. Die Inschrift darüber lautet: Hie ligt Begraben Die Edl Ern und Tugendfest Fraw Catheryna Geporne von Teufenbach Gemachell des Edln Gestrengen Herrn herrn Adamen von Hollnegkh zu H. derzeit konich Ungrisch und Seiner Königlichē Majestet Ratt und Landesverwefer des Herzogthumb Steyer Gestorben ires Alters 28. Año Cristli 1521 jar des allmächtig welle sich gotlich erparmen.

Im rechtsseitigen Zwickel liest man: „Herr Hans von Teuffenpach in Teuffenpach Ritter Frawen Caterina Vater.“ Die Inschrift links im Zwickel: „Fraw Walburg Geporne von Lichtenweg zum Wellan Frawen Caterina Muetter.“ Rechts und links an Capital und Fuß Wappenschilde, die Schäfte der Lifenen fein und zierlich ornamentirt, über das Ganze eine Sturztafel für die Inschrift. Rechts oben im Wappenschild zwei horizontale Balken, links oben ein einköpfiger Adler. Unten rechts in einem Spruchblatt: „Fraw Catherina geporne von Ratmandorff Herrn Hanfen von Teuffenpach Muetter.“ Darunter ein Wappenschild viergetheilt, rechts oben ein Balken mit drei Hufeisen, links ein an einem Felsen aufspringender Löwe, rechts unten drei Ringe, links unten ein Krebs, im Mittelfeld ein aus einer Krone aufsteigender Mannesrumpf. Links unten ein Spruchblatt mit der Inschrift: „Fraw Torothea Geporne von Neuhaus Frawen von Lichtenweg Muetter.“ Im Wappenschild darunter die horizontale nach rechts zugehende Spitze der Neuhauser. Unter der Grabplatte ist ein Gefimsfries eingemauert, welches zwar in keiner organischen Verbindung mit der darüber befindlichen Platte steht, eine Arbeit späterer Zeit, vielleicht Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts, die aber wegen der schwungvollen Ornamentik beachtenswerth erscheint. Ein ähnliches Fries-Ornament befindet sich auch unter dem Grabstein der Gemahlin Friedrich's.


Noch kommt zu erwähnen das Grabmal eines Hollenegkers, welches unter den Arcaden des zweiten Hofraumes seinen Platz hat. Im Gegensatz zu den früher angeführten Grabplatten, wo die Figuren aufrecht stehen, ist hier die Figur liegend dargestellt. Die lebensgroße Figur und in voller Rüstung mit Harnisch, Beinschienen und Panzerhemd, das Haupt auf einem Polster aufliegend, hat kurz geschorenes Haupt- und Barthaar, Halskrause. Ober derselben ein großer Todtenschild mit dem Storehe und dem Zahlbrett der Hollnegker; reiche und ornamental geschwungene Helmdecken füllen den von einem sechsmal gebundenen Lorbeerkranze umschlossenen Raum aus. Inschrift ist keine vorhanden, doch zeigt der Todtenschild an, das es ein Hollenegker ist, für welchen dieses Grabmal angefertigt worden war. Es könnte Erasmus, Vater Friedrich's, des letzten Hollenegkers sein.



# DIE SAMMLUNG ALTER GESCHÜTZE IM K. K. ARTILLERIE- ARSENALE ZU WIEN.

BESCHRIEBEN VON WENDELIN BOEHEIM.

XVIII. Jahrhundert.

IT gegenwärtigem Artikel schließe ich nun meine Abhandlung über die alten Geschütze des Artillerie-Arsenales in der Hoffnung, wenigstens einiges zur Aufklärung über diese geschichtlichen Zeugen beigetragen zu haben. Die überaus zahlreiche Menge von Objecten hat es nicht gestattet, alle einer Beschreibung und Würdigung zu unterziehen, ich mußte mich beschränken nur die in Bezug auf ihre Ausstattung charakteristischsten und die mir historisch wichtiger erscheinenden in den Kreis der Besprechung zu ziehen, und hier hauptsächlich den historischen und kunstwissenschaftlichen Werth ins Auge fassen. Eben darum ist es nicht ausgeschlossen, daß mit dem Nichtbeschriebenen mir manches historisch Werthvolle, manches technisch Interessante entgangen sein kann. Wäre dieses in bedeutendem Maße der Fall, ich würde mich nicht beklagen, da ich mich gern mit dem kleinen Verdienste begnüge, die Aufmerksamkeit auf den hohen Werth der Sammlung gelenkt und dabei vielleicht auch eine brauchbare Vorarbeit für eine umfassende Bearbeitung seines Inhaltes geliefert zu haben.

Der oft langsame, mühevollen Gang des Studiums der Objecte hat es mit sich gebracht, daß noch zwei Geschütze in dieser Abtheilung aus dem 17. Jahrhundert mitlaufen, sowie ich auch abermals in der angenehmen und unangenehmen Lage bin, einen Nachtrag zur I. Abtheilung bringen zu müssen, dessen Inhalt aber, wie ich hoffe, mich entschuldigen wird.

115. **Achtpfündige Batterie-Kanone** von Bronze. Zunächst des mit Akanthusblatt schön verzierten Kopfes findet sich in einer Cartouche der Name des Rohres „Vicüiges“ darunter „Ultima Ratio Regum“. Zunächst das Wappen der Herzoge du Lude, behängt mit dem heiligen Geist- und Ludwigs-Orden, oberhalb liest man in einem Bande LE·DVC·DV·LVDE. Die Henkel stellen Hunde dar, welche in Blattwerk auslaufen. Am Bodenstück ist eine Sonne dargestellt mit der Ueberschrift NEC·PLVRIBVS·IMPAR, darunter das Wappen Frankreichs: die drei Lilien zwischen Trophäen. Am hinteren Visirreif steht der Name der Meister:

IACQ<sup>AR</sup>·BALT·KELLER·COMI<sup>ES</sup>·DES·FONTES·DE·LARTILLERIE·DE·FRANCE·1681.

Die hier vor Augen liegende äußere Form des Geschützes ist die charakteristische für Frankreich bis zur Revolution.

Der hier bezeichnete Cavalier ist Henry de Daillon Duc du Lude, General-Lieutenant und Großmeister der Artillerie unter Ludwig XIV. Sein Geburtsjahr ist mir unbekannt. Er wurde 1675 zum Herzoge erhoben und starb am 30. August 1685. Frankreich zählt ihn zu den geistreichsten Männern seiner Zeit.



Von den beiden Gießern finde ich nur wenig in meinen Notizen. Sie hatten ihre Werkstätte in Douay. Von ihnen wird eine zwölfpfündige Kanone mit dem Wappen der Ducs de Humières, „le Solide“, von 1688 im Musée d'Artillerie in Paris (N. 74) bewahrt.

Nr. 119. **Achtpfündige Batterie-Kanone** von Bronze. L'TARQVIN mit dem Wappen der Herzoge von Humières am langen Feld und der Bandinschrift: LE·MARESCHAL·DVC·DE·HVMIERES. Die Henkel stellen Delphine dar. Am Bodenstück das französische Wappen wie bei Nr. 115. Zunächst der Zündung liest man: BRISAC·1691, am hinteren Vierring: BERCAN. Das Wappen am langen Feld bezieht sich auf Louis de Cremant, ehemals Marquis, später Duc d'Humières, Marschall von Frankreich. Sein Geburtsjahr ist mir unbekannt, er starb zu Verfailles 30. August 1694.

Der Gußmeister hieß eigentlich *Antoine Berquen*, er war ein Niederländer und hatte seine Werkstätte anfänglich zu Breifach, später nach dem Verluste dieser Festung in Straßburg, wo ich ihn noch bis 1735 begegne.

*Im Erdgeschofs rechts vom Eingange. Leder-Kanone.* Das Rohr besitzt eine Länge von 2955 Cm. bei einem Kaliber von 67 Cm. Es besteht aus einem Seelenrohre aus schwachem Metallblech, daselbe ist mit Bindfaden dicht umschnürt. Ueber diese Hanflage findet sich eine dünne Lage von Gyps und über diese eine Umhüllung von Leder, welche an der Oberfläche bronziert ist. Am langen Feld erblickt man eine tiefe Wanne, welche von einem Stosse herrührt und die Schwäche des Stoffes erkennen läßt. Das Rohr ist einfach gegliedert, nur die aus Bronze gegoffenen Henkel sind schön verziert und in selben weibliche Figuren dargestellt, die in Schnecken auslaufen. Das Rohr besitzt Centralzündung; die, übrigens abgängige, Traube war abschraubbar. Die leichte Wandlafette besitzt eiserne Besehläge von hübscher Zeichnung im Barock-Style. Eine Richtmaschine ist nicht vorhanden, woraus zu schließen ist, das in dem Objecte nur ein Schauffück vor uns liegt.

Diese Kanone ist den alten Zeughaus-Inventaren nach als ein Geschenk der Stadt Augsburg gelegentlich der Einnahme der Festung Landau 1702 an König Joseph I verehrt worden. Wer vermag zu sagen, welche Umstände den Rath von Augsburg veranlaßt hatten, dem siegreichen König nur das Bild einer Kanone zu spenden, denn ungeachtet ihres schwachen Kalibers war sie doch kaum geeignet, dem praktischen Zwecke zu dienen.

Bei Erwähnung *lederner Geschütze* erinnert man sich gemeinlich an die Schweden unter Gustav Adolph, welche angeblich zuerst derlei Kanonen im Felde mitgeführt und gebraucht haben sollen. Diese Angabe hat auch ihre Richtigkeit; sie wurden von dem englischen Baronet Robert Scot 1626 in das schwedische Heer gebracht, der mit 200 Mann in Gustav Adolph's Dienste getreten war. Ungeachtet mannigfacher Verbesserungen wurden sie aber schon 1631 wieder abgeschafft, wie es heißt, weil sie sich in der Schlacht bei Leipzig so sehr erhitzten (?), das sich die Patronen von selbst entzündeten, und bei einer Ladung von einem Viertel des Kugelgewichtes nur kurze Schußweiten gaben.

Diese Angaben unangefochten, gebührt aber den Schweden, wie schon *Leber*<sup>1</sup> sehr geistreich darlegt, die Ehre dieser übrigens bescheidenen Erfindung nicht, sie ist im Gegentheil weit älter. Im Arsenal zu Venedig wird ein lederner Bomben-Morser bewahrt, der dem Ende des 15. Jahrhunderts angehören dürfte. Inventare vom Anfange des 16. Jahrhunderts erwähnen wiederholt lederner Geschütze. Und bekannt ist, das die aufständischen Salzburger Bauern ihren Erzbischof Matthäus Lang theils mit hölzernen, theils aus dickem Leder gefertigten Geschützen auf seiner Veste Hohen- salzburg 1525 belagerten.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> *Leber*, Wiens kaiserliches Zeughaus I, pag. 150

<sup>2</sup> *Huchner*, Beschreibung der Stadt Salzburg II, 1793, pag. 11

Ein sehr ähnliches Rohr ist auch im k. bayerischen Armee-Museum. Es besitzt noch die originale Lafette. Diese und das Rohr gehören dem 17. Jahrhundert an. Auf der Lafette erblickt man das Wappen des Bisthums Salzburg.<sup>1</sup> Es scheint daher fast, als sei in der vorerwähnten Provenienz-Angabe statt Augsburg Salzburg zu lesen.

Nr. 55 bis einschließlich 66. **Zwölf dreifündige Kanonenrohre**, „Die zwölf Monate“, Länge ohne Traube 226, Kaliber 76 Cm. Der Kopf eines jeden gegliedert mit feinen Rococo-Verzierungen. Jedes Rohr trägt am langen Feld die Attribute eines Monates in Gebrauchsgeräthen, darüber die Jahreszahl 1708. Das Mittelstück ist reich geziert, die Henkel stellen hübsch gezeichnete Greife dar.

Am Bodenstück vorne findet sich an allen das getheilte Nürnberger Wappen in scharfem Relief, darunter bei den sechs ersten Rohren im Dreieck gestellt drei Wappen, und zwar oberhalb das Wappen des Volckamer mit darüberstehendem Schriftbände und die Buchstaben ·H·G·V· unterhalb, rechts das Wappen der Harsdörfer mit den Siglen ·H·C·A·H·, links das Wappen der Tucher mit den Buchstaben H·P·T· Vom siebenten Rohre an erscheint statt dem Wappen der Volckamer jenes der Schlüsselfelder mit den Siglen H·I·C·S· Zunächst unterhalb dieser Wappengruppe ist in feichtem Relief ein Storch dargestellt mit der darüberstehenden Bandinschrift:

G · TROST · OLIEVT ·

Vor dem rückwärtigen Visirreif ist eingravirt:

GOSS · MICH · IOHANN · BALTHASAR · HEROLDT ·

Am Visirreif steht die eingeschlagene Inschrift: „Georg Romsteck Verschnieden.“

Die Traube läuft in eine Adlerfigur aus. (Fig. 1.)

Wie überhaupt in der Forschung über die Künstlerfamilie Herold, so stellen sich aus Mangel an den wichtigsten Daten auch bezüglich des, wie es seine wenigen uns bekannten Arbeiten zeigen, außerordentlich geschickten und kunstverständigen Meisters *Johann Balthasar Herold* erheblich, Schwierigkeiten entgegen, um ein klares Bild seines Lebens und seiner künstlerischen Wirksamkeit zu bieten. Der Verfasser hatte, um diese Künstlerfamilie in der Kunstgeschichte nach ihrer Bedeutung darzustellen, keine Mühe gescheut, allein ungeachtet eines quantitativ reichhaltigen Materiales entbehrt dieses vielfach des genealogischen Zusammenhanges, ebenso mangelt es an Berichten über Werke der einzelnen und selbst der bedeutendsten darunter. Durch die besondere Güte des Nachfolgers der alten Kunstgießer-Firma Herold in Nürnberg, des königl. Professors und Erzgießereibesitzers Herrn Christian Lenz, der bekanntlich selbst zu den ersten Künstlern im Fache zählt, sind wir erst kürzlich zu Documenten gelangt, welche wenigstens für mehrere der wichtigsten Persönlichkeiten der Familie Einer Generation authentische Daten bringen, außerdem hatte Herr Professor *Lenz* die Güte, aus den Meisterbüchern Nürnbergs die auf die Herold'schen Glieder bezüglichen Daten herauszuziehen.

Indem wir unsere Quelle hier angeben, fühlen wir uns verpflichtet, für diese namhafte Unterstützung unseren verbindlichsten Dank auszusprechen. Unsere Bemühungen über einen anderen noch gegenwärtig in Komotau blühenden und im Glockengusse thätigen Zweig der Familie biographische Daten zu erhalten, hatte zwar nicht ganz den erwarteten Erfolg, doch verdankt der Verfasser Herrn Julius Herold, Besitzer der Glockengießerei in Komotau, immerhin einige schätzbare Beiträge, die mit dem lebhaftesten Danke begrüßt wurden, und hier benützt werden sollen.



Fig. 1.

<sup>1</sup> *Würtinger*, Catalog des baycr. Armee-Museums 1882, pag. 19, ff.

Was der Verfasser dieser Hilfe verdankt, ist für die Klarstellung der Künstler-Familie zwar noch nicht voll ausreichend, rechtfertigt aber dennoch auf dieselbe wieder zurück zu kommen und namentlich die Biographie Balthasar Herold's wieder zu berühren, zu welcher wir nun neue und wichtige Daten anreihen können:

Die Familie *Herold* als Gußmeister ist bis an den Beginn des 16. Jahrhunderts zu verfolgen, der älteste bekannte ist Sebald Herold,<sup>1</sup> von welchem in der Familie zu Nürnberg noch ein Wappenbrief vom Jahre 1551 bewahrt wird. Das Wappen ist ganz verschieden von dem später zu erwähnenden, es ist ein „redendes“ und enthält im Schild und im Zimier eine Heroldfigur. Das Meisterbuch von Nürnberg, welches das Jahr der Ernennung fämtlicher Meister von 1544 bis 1783 enthält, führt folgende dem Fache angehörende Glieder der Familie Herold an: 1544 Georg,<sup>2</sup> 1549 Hanns, 1575 Hanns,<sup>2</sup> 1576 Balthasar,<sup>3</sup> 1580 Wolf, 1582 Michael, 1585 Christoph,<sup>4</sup> 1593 Andreas,<sup>5</sup> 1611 Christoph,<sup>6</sup> 1620 Georg,<sup>7</sup> 1620 Wolf, 1624 Christoph,<sup>8</sup> 1625 Hanns, 1648 Hanns Wolff,<sup>9</sup> 1654 Wolf Hieronymus,<sup>10</sup> 1655 Wolf,<sup>11</sup> 1685 Hanns Leonhard,<sup>12</sup> 1692 Erasmus,<sup>13</sup> 1693 Johann Balthasar. Wir unterbrechen die Liste bei dem Meister unserer vorliegenden Geschütze und bemerken nur noch, daß wir hier Namen vermiffen, welche uns in anderen Werken mit vieler Sicherheit angegeben werden. Immerhin muß uns aber diese Copie aus einem officiellen Documente als hochwerthvoll gelten.<sup>14</sup>

Ueber die Lebensverhältnisse der älteren Herold ist bisher nichts zu eruiren möglich geworden, nur über den älteren Balthasar kam uns aus Komotau die Nachricht zu, daß in dem dort anfässigen Zweige der Familie ehemals ein kaiserlicher Freibrief, Datum Nürnberg 1560,<sup>15</sup> aufbewahrt wurde, welcher befagte, „daß dem Inhaber deselben, dem Rothschmied Balthasar Herold, das Recht zustehe, aller Orts des heil. römischen Reiches seine Kunst auszuführen und in jeder Stadt, wo sich derselbe niederlassen wolle, die Gerichte aufgefordert werden, bei einem Guße den Werkplatz abzusperren, damit ihm bei Ausführung seiner Kunst kein Schaden an Leib und Eigenthum geschehe“.<sup>16</sup>

Von bedeutend höherem Werthe zur Klärung der Familien-Verhältnisse ist der Adelsbrief, ausgestellt 1654 an Balthasar Herold den Jüngeren, unseren Wiener Meister, und dessen Brüdern, schon darum, weil wir damit zum erstenmal Kenntnis ihrer bürgerlichen Stellung erhalten, da eigenthümlicher Weise keiner der Begnadeten sich des Titels bediente. Nicht minder erfahren wir die Namen der Brüder und sind damit in den Stand gesetzt, wenigstens einiges über ihre Verhältnisse zu bringen. Der Adelsbrief, ausgestellt Regensburg am 16. März 1654, lautet mit Hinweglassung

<sup>1</sup> Die Grabstätte seiner am 6. Jänner 1551 verstorbenen Ehwirthin Margareth am Johannes Friedhofe zu Nürnberg.

<sup>2</sup> Sein und seiner beiden Frauen Barbara und Maria Grabstätte am Werder-Friedhofe zu Nürnberg.

<sup>3</sup> Dieser Balthasar ist als der Meister des im I. Theile unserer Abhandlung (Mitth. d. k. k. Centr. Comm. 1884, bechr. ebenen. Halbfalconets von 1615 (Nr. 24) zu bezeichnen.

<sup>4</sup> Sein und seiner Ehwirthin Barbara Begräbnis von 1605 auf den Johannes Friedhofe zu Nürnberg.

<sup>5</sup> War nicht Gießer sondern Metalldreher (Rothschmiededrehfel). Sein und seiner Gattin Helena Begräbnis von 1620 auf dem Werder-Friedhofe zu Nürnberg.

<sup>6</sup> Als Gießer unbedeutend, fertigte nur kleine Gegenstände.

<sup>7</sup> Eigentlich Hanns Georg, er verließ mit Frau und drei Kindern plötzlich Nürnberg und zog nach Eisingen, wo er sich als Stuck- und Glockengießer etablierte; als Bruder des Balthasar Herold werden wir über denselben später zu sprechen haben.

<sup>8</sup> Verließ das Fach und erhielt später eine kleine Anstellung als Kalkmetter im Bauhote zu Nürnberg.

<sup>9</sup> Dieser und der vorige sind im Fache unbedeutend, arbeiteten nur für andere Meister.

<sup>10</sup> Der berühmte Kunstgießer, von ihm und seinen Brüdern später das Niedere.

<sup>11</sup> Als Gießer unbedeutend, arbeitete für andere Meister.

<sup>12</sup> Stuck- und Glockengießer, Stuckhauptmann des frankischen Kreises.

<sup>13</sup> Unbedeutender Meister.

<sup>14</sup> Bei Durchsicht des Meisterbuches wurde auch constatirt, daß der Kunstgießer Georg Faberwoit 1595 Meister geworden war.

<sup>15</sup> Das werthvolle Document ging bei einem Brande im Jahre 1800, welcher Werkstätte und Wohnung des damaligen Hauptes der Firma Karl Julius († 1872) vollständig einäscherte, mit anderen wichtigen Familien-Papieren vollständig zu Grunde. Der Inhalt desselben wird somit nur aus der Erinnerung gegeben. Die Angabe des Jahres dürfte nicht ganz richtig sein und wahrscheinlich 1567 zu setzen haben.

<sup>16</sup> Zur Beurtheilung seiner Thätigkeit ist noch nachtraglich anzuführen, daß ein ganz gleich gestaltetes Herold'sches Netz (siehe unter Nr. 24 beschriebene) mit seinem Namen und der Jahrzahl 1615 im k. k. See-Arsenale zu Pola bewahrt wird.

alles Wortfehwalles und aller Wiederholungen: „Wir Ferdinand der Dritte von Gottes Gnaden Erwählter Römischer Kaiser etc. Bekennen für Uns und Unfere Nachkommen, wie wir gnädiglich angefehen die Ehrbarkeit, Redlichkeit, Tapferkeit, Adeligen guten Sitten, Tugend und Vernunft, damit von Unferer Kayl. Majt. Unfere und des Reichs Liebe Getreue Balthafar, Hanns Georg, Andreas, Johannes, Wolf Hieronymus und Achatius die Heroldt Gebrüder berühmt worden, auch die Getreu Gehorfam willigt und unverdroffenen Dienste, fo nicht allein Ihre Voreltern zu Kriegs- und Friedenszeiten, fondern fie felbst auch Uns, zumal Er Balthafar bey unferer Artollerie in Belagerung und Einnemung Unferer Städte Krems und Korneuburg (1646) etliche Jahr mit höchster Leib und Lebensgefahr treugehorfamft erzeigt und bewiffen. So haben wir demnach bemeldeten (folgen die Namen) diese befondere Gnad gethan und Sie mit allen Ihren ehelichen Leibserben in den Stand des Adels Unferer und des heil. Röm. Reichs, auch Unferer Erbkönigreiche Fürstenthümer und Länder als rechtgeborne Lebens- und Turnier-Genoffen und rittermäßige Edelleute erhoben. Zu mehrer Zeugnis folcher Erhebung haben wir Ihnen folgendes Wappen und Kleinod zu führen gnädiglich erlaubt; Als: ein quartirter Schild, dessen Hinter- und Vorder-Obertheil, darinnen in jeden auf schwarzen mit Silber beschlagenen Lauten<sup>1</sup> ein Feuermörfer mit auschlagendem Feuer zu fehen. Vor, unter und hinter obere Feldung roth, in jeder für sich ein Weiß zum Flug geschickter Pelikan, mit feinem Schnabel feine Brust eröffnend und feine darunter sitzenden drei Jungen mit feinem Blute speifend. Auf dem Schild ein freier offener Turnierhelm zur Linken mit roth und weißen, an der rechten Seite aber schwarz und gelben Helmdecken. Auf dem Helme eine Königliche Krone, daraus erfeheint für sich bis auf die Kniee eine in einem engen rothen Leibrock angethane Mannesgestalt mit einem weißen Bart, auf ihrem Haupt ein rothes Ungarifches Kappel, darauf eine schwarze und gelbe hinabhängende Feder. Die Gestalt hält in der Linken eine Stuckkugel, in der Rechten, wie um diese zu meffen, einen aufgethanen Zirkel.“ (Folgen die üblichen Versicherungen der Rechte und die Betonung der Strafen gegen die Verletzer des Adels und des Wappens.)<sup>2</sup>

Dieser Adelsbrief klärt uns über wenigstens eine Generation der Familie vollkommen auf, sein Wortlaut corrigirt auch einige Annahmen in der von uns an betreffender Stelle der Lebensbeschreibung unseres Wiener Meisters Balthafar Herold, die wir eben den vorhandenen literarifchen Quellen entnahmen. Nach diesem Adelsbriefe ist Balthafar, der älteste von sechs Brüdern, der Vater derselben ein Georg Herold, im Meisterbuche leider nicht zu finden, wir kennen denselben allein aus *Doppelmayer*.<sup>3</sup> Nachdem Balthafar bereits 1646, fomit in einem Alter von 25 Jahren, in kaiserlichen Diensten gestanden war und sich in der Belagerung von Krems und Korneuburg gegen die Schweden besondere Verdienste erworben hatte, fo ist wohl anzunehmen, dafs dessen Aufenthalt in Warschau nur kurze Zeit gewährt haben dürfte, es ist darum begreiflicher, dafs sich aus jener Zeit keine Werke seiner Hand mehr erhalten haben oder auch nur bekannt geworden sind. Hanns Georg, sein zweitältester Bruder, verließ, wie erwähnt, wahrscheinlich schlechten Geschäftsganges wegen mit seiner Familie seine Vaterstadt und zog in die schwäbische Reichsstadt Efslingen, wo er muthmaßlich in die Dienste der Stadt als Stuckgießer trat. Von ihm hat sich aus dem Jahre 1663 vom 20. October noch ein Document erhalten, in welchem er bezeugt, dafs er in der Theilung der Hinterlassenschaft seines unverheiratheten, ohne testamentarifche Verfügung zu Nürnberg verstorbenen Bruders Achatius unter seine drei lebenden Brüder Balthafar, Andreas und Wolf Hieronymus voll befriedigt sei und keine Ansprüche mehr zu stellen habe. Das beigedruckte Lackfiegel

<sup>1</sup> Lade, die sogenannte Schleife des Mörfers.

<sup>2</sup> Das Original in lateinischer Sprache mit dem gemalten Wappen und eine deutsche von dem Reichs-Hofkanzlei-Registrator Leonhard Pipins autorisirte Uebersetzung, welch' letztere uns hier vorliegt, ist im Besitze der Nachkommen des letzten Nürnberger Herold, Georg Friedrich Leonhard († 1870).

<sup>3</sup> *Doppelmayer*, Historische Nachricht von den Nürnberg'schen Mathematicis und Künstlern 1730. pag. 303.

zeigt das obenbeschriebene Wappen.<sup>1</sup> Hanns Georg zog später nach Breslau, wo er auch starb. In dem Kirchenbuche der St. Elifabeth-Kirche daselbst wird sein Tod ohne Angabe des Jahres berichtet, doch ist das Jahr 1676 anzunehmen. Er starb am 6. April im Alter von 54 Jahren und 19 Wochen. *Andreas Herold*, der dritte Bruder unseres Meisters, machte sich in Dresden ansässig und übernahm 1649 nach dem Tode des Hanns Wilhelm Hilger die churfürstliche Gießerei. Von ihm, und nicht wie ich ursprünglich angenommen hatte von Balthasar, sind jene vier großen Mörser, welche das Piedestal der Statue König Karl XII. zu Stokholm zieren. Jeder dieser Mörser trägt die Inschrift: „Gofs mich Andreas Heroldt in Dresden MDCLXXVIII“, ferner: „Erobert von der Festung Neumünde von Karl XII. den 11. December 1701“. In letzter Zeit ist auch eine Kanone in das Museum zu Stokholm gekommen, welche von Andreas Herold 1626 gegossen sein soll. Diese Jahreszahl dürfte irrig gelesen sein, da um diese Zeit der Meister noch kaum geboren war, möglich aber, daß damit ein anderer Andreas bezeichnet ist. Das Geschütz war auf dem schwedischen Kriegsschiffe, dem „Royal George“ geführt, das Admiral Kampenfels befehligte, das aber später als Friedensdecker schiff gesunken ist.<sup>2</sup> Der nächstangeführte Bruder *Johannes* dürfte jener Nürnberger Rothschmied sein, der von 1650 an der Lehrer des Kunstgießers Friedrich Hinterhäufel (geb. 1. Mai 1630, gest. 2. Februar 1708) gewesen ist. Er war, wie wir aus dem vorangeführten Documente des Hanns Georgersehen, im Jahre 1663 nicht mehr unter den Lebenden. Nebst Balthasar verdient dessen viertjüngerer Bruder *Wolf Hieronymus* in der Kunstgeschichte die meiste Beachtung. Schon nach seinen Werken zu urtheilen leiht er seine Kräfte nicht allein zum Schaffen von Werken der gemeinen Nützlichkeit, sondern dient der Kunst an sich, er fleht inmitten des künstlerischen Lebens der Zeit in seiner Vaterstadt und genoß eine weit über die Grenzen seines Vaterlandes reichende Achtung. Es ist nicht der Zweck gegenwärtiger Abhandlung, den Lebenslauf und die Thätigkeit dieses bedeutenden Gußmeisters erschöpfend darzulegen, doch mögen die wichtigsten Daten über selben hier ihre Stelle finden, die literarischen Quellen werden in den Anmerkungen angeführt werden. Wolf Hieronymus ist nach Doppelmayr 1627 geboren und am 1. Mai 1693 gestorben; nach dieser Quelle ist er schon 1653 als Meister bestellt, was, wie wir aus den Auszügen des Meisterbuches ersehen, unrichtig ist. Er wurde bereits in seinem 16. Jahre, also im Jahre 1643 nach Wien geschickt, von wo er 1653 nach Nürnberg wieder zurückkehrte und sich dort etablierte. Es scheint, daß derselbe in dieser Zeit mit seinem Bruder dem Kaiser Kriegsdienste leistete. Von seinen Werken sind nur einige aber sehr hervorragende bekannt. Von 1667 fällt seine vorzüglichste Arbeit, der sogenannte Peuntbrunnen, nach dem Entwurfe des Goldschmiedes Christoph Ritter und den Modellen des Bildhauers Georg, Schweigger der 1797 um 66.000 Gulden von der Stadt nach Rußland verkauft wurde. Sein bekanntestes Werk ist die *Statue des heil. Johannes von Nepomuk auf der Moldau-Brücke zu Prag*. Dieselbe ist nach dem Entwurfe *Mathias Rauchmüller's* gefertigt. Das Holzmodell ist von der Hand des *Johann Brokoff*, der Guß erfolgte zu Nürnberg. Das Werk wurde für Mathias Gottfried Freih. v. Wunschwitz ausgeführt und kostete über 7000 Gulden; dessen Aufstellung erfolgte am 31. August 1683.<sup>3</sup> Ein weiteres Werk der Hand unseres Meisters von 1685 ist ein bronzenes Crucifix, welches den Hoch-Altar der Kirche zu St. Caistor in Coblenz schmückt und gleichfalls nach dem Modelle Georg Schweigger's gegossen wurde. Es scheint dies daselbe „messin-

<sup>1</sup> Das Document im Besitze der Nürnberger Familiennachkommen, wurde uns durch Herrn Professor *Chr. Lenz* freundlichst zur Durchsicht übersendet; die Nachricht über Joh. Georg's Tod verdanke ich der Güte des Herrn Professors *L. Wernicke* in Buzlau.

<sup>2</sup> Gefällige Mittheilung des Herrn Professors *Ch. Lenz*.

<sup>3</sup> Vergl. *Doppelmayr*, pag. 303. — *Nendorfer Nachrichten von Künstlern und Werkleuten etc.* Fortsetzung des *Andreas Golden* herausgegeben von Dr. *G. W. K. Lochner*, Quellenchriften für Kunstgeschichte 1875 pag. 205. — *J. M. Schottky*, Prag 1832, II. pag. 21 ff. — *Dlabacz*, Historisches Künstler Lexicon für Böhmen. Art. Brokoff — *Wunschwitz*, Wahre Abbildung der vergoldeten vier Ellen hohen gnadenreichen Statue St. Joannis Nepomuceni. — *Wagel*, Vorstellung der Kunst und Handwerke pag. 320. — Der eigentliche Entwurf der vortrefflichen Prager Brücken etc. Prag 1710, pag. 158. — *Wagenfeld*, pag. 114. — *Sinnart*, Teutsche Academi 1670, pag. 353.

gene“ Crucifix zu sein, welches Schweigger 1652 gefertigt hatte und dessen Andreas Gulden in seiner Fortsetzung zu Neudörfer's Nachrichten erwähnt.

Die Abstammung *Johann Balthasar Herold's* können wir durch kein stichhältiges Document erweisen, und sind daher in dieser Frage auf Vermuthungen angewiesen; allein, überblicken wir die Namen der nächst vor selbem lebenden Generation und ziehen wir die Lebensverhältnisse der Einzelnen, wie wir sie gegeben haben, in Erwägung, so dürfte wohl die Annahme keinem Zweifel unterliegen, daß unser Meister ein Sohn des Wolf Hieronymus ist. Seine Ernennung zum Meister erfolgte auch im Todesjahre des letzteren. Gerade zu dieser Zeitperiode finden wir in unseren Notizen einen Wolfgang Hieronymus Herold; er war Doctor der Rechte und Advocat zu Nürnberg, geboren daselbst 1687, studirte in Halle und hielt 1713 pro Licentia unter dem damaligen Kanzler Ludewig eine sehr gerühmte Disputation: „Noriberga Insignium imperialium tutelarum“. Erst 1715 zum Doctor promovirt, kam er 1720 in das Collegium der Advocatur, mußte aber bald Schulden halber entweichen, worauf er Kriegsdienste nahm und als Soldat in Sicilien im September 1728 starb.<sup>1</sup> Wir halten diesen verunglückten Gelehrten und Johann Balthasar für Söhne des Wolf Hieronymus, Johann Balthasar dürfte der ältere gewesen sein.

Leider sind wir bisher nicht im Stande Geburts- und Todestag unseres Meisters anzugeben; doch dürfte derselbe etwas nach 1680 geboren sein.

Zur Vervollständigung erlauben wir uns noch die Auszüge aus dem Meisterbuche über die Kunstgießer der Familie Herold fortzusetzen und selbe mit kurzen Anmerkungen zu ergänzen, so erschienen daselbst 1697 Wolf Balthasar,<sup>2</sup> 1724 Christian Victor, 1742 Christian Victor der Jüngere, Stuckhauptmann von Nürnberg,<sup>3</sup> 1783 Andreas Gottschalk, 1825 wird Joachim Ernst Meister, 1858 der hochtalentvolle, leider aber 1870 in der Blüthe der Jahre verunglückte Georg Friedrich Leonhard, dessen wir bereits früher Erwähnung gethan haben. Er war der letzte des Namens im Fache des Kunstgusses in Nürnberg, die berühmte Gußstätte aber erinnert noch heute durch ihre Firma „Gebrüder Lenz und Herold“ an die alten Kunstmeister. Sie steht gegenwärtig unter der äußerst bewährten und viel gerühmten Leitung des Stieffohnes des Joachim Ernst, des königl. Professors *Christian Lenz*, eines Schülers Burgschmied's, und aus ihr sind unzählige bewunderte Kunstwerke hervorgegangen.

Der Komotauer Zweig der Familie cultivirt seit mehr als anderhalb Jahrhunderten mit großen Erfolgen den Glockenguß. Schon die einstige Existenz des erwähnten Documentes, des Freibriefes für den älteren Balthasar, beweist die Abstammung von diesem. Directe dürfte der Zweig von Andreas sich herleiten; 1730 ließ sich Johann Gotthold in Freiberg in Sachsen nieder, dessen Sohn Gottlob Fürchtegott 1760 in Schönhaida in Sachsen. Ein Sohn desselben, Carl Julius, machte sich 1810 in Komotau anfällig. Nach dessen 1872 erfolgtem Ableben übernahmen dessen zwei Söhne Otto und Julius das Geschäft.<sup>4</sup> Nach dem Tode des ersteren, 17. August 1882, führt nun dessen genannter Bruder das Geschäft allein fort.

Diese herrlichen Geschütze sind nicht nur Nürnbergischer Factur, sondern auch für die Stadt selbst gefertigt worden, wie die Wappen und Devisen der Kriegs- und Lozungsherren sowie der Functionäre beweisen. Wie dieselben nach Wien in die Sammlung des Arsenals gekommen sind, darüber gelang es mir nicht, authentische Daten zu erlangen. Die Angabe, daß sie als Geschenk an weiland Kaiser Franz II. gekommen, längere Zeit in Laxenburg gelegen und über kaiserlichen Befehl um 1848 mit anderen Geschützen ins Arsenal abgegeben worden sein sollen, ist doch zu

<sup>1</sup> Vergl. *Will*, Gelehrten Lexicon. Adclung. Fortsetzung des *Ch. G. Jöchers* Allgemeinen Gelehrten Lexicon 1787.

<sup>2</sup> Arbeitete nur für andere Meister.

<sup>3</sup> Besaß im Stuck- und Glockengießen besondere Kenntnisse und eine ihm eigene Manier, die seinen Arbeiten einen besondern Werth verschafften. *J. G. Meusel*, Teutsches Künstler-Lexicon 1778. pag. 53.

<sup>4</sup> Unter der Firma „Julius Herold Sohn.“

unficher, um selbe hier bestimmt hinzustellen. Wir beschränken uns demnach auf die Betrachtung der interessanten Wappen und ihrer Träger. Das erste ist bezeichnet: Herr Gottlieb Volckamer. Gottlieb Volckamer von Kirchen-Sittenbach ist geboren 15. November 1648, fei 1705 dritter oberster Hauptmann und Zeugherr, fei 1706 Lofungsherr, er starb 8. April 1709. Das zweite Wappen gehört Christoph Andreas Harsdörfer von Fischbach zu Enderndorf, er ist 2. Februar 1648 geboren, fei 1686 Genannter des Rathes, fei 1689 jüngerer Bürgermeister, fei 1690 Kriegsherr, fei 1708 Septemvir, fei 1709 oberster Hauptmann, fei 1710 kaiferlicher Rath und zweiter Lofungsherr. Er starb 27. August 1712. Er war verhehlicht mit Jacobina Haller von Hallerlein. Das dritte Wappen gehört Herrn Paulus Tucher von Simelsdorf und Winterlein, geboren 1660, Alt-Bürgermeister und Landpfleger. Er starb 1738. Seine Gemahlin war Maria Magdalena Imhof. Das letzte Wappen, welches wir erwähnten, stellt einen Anachronismus dar. Es kann sich nur auf Hanns Carl Schlüsselfelder von Kirchen-Sittenbach, Senator, beziehen. Derselbe ist 1653 geboren, starb jedoch schon 1690, wie es heißt als der letzte seines Geschlechtes. Seine Gemahlin war Helene Haller von Hallerlein.

Den auf den Rohren angegebenen Stückverfchneider oder Cifeleur kennen wir aus Doppelmayr. Er heißt eigentlich *Johann Georg Romfleck* und ist auch als Kunstgießer in Nürnberg thätig gewesen. Geboren 6. April 1675 kam er 1690 als Schüler zu dem Kunstgießer Johann Georg Beck, ging 1696 nach Niederfachfen Polen und Schlefien und kam um 1700 wieder in seine Vaterstadt zurück. Er starb 27. Juli 1716.<sup>1</sup> Von ihm stammen viele sehr zierliche und stylvolle Épitaphien.

Im Saale rechts vom Eingange:

**Zwei Regimentsstücke** auf Lafetten mit Richtkeilen. Bronze, Länge 97 Cm., Bohrungsdurchmesser 57 Cm. Das eine als die Sonne, das andere als der Mond bezeichnet. Beide Stücke im Wesentlichen gleich verziert. Der Kopf ist mit Barock-Ornamenten in Relief geziert, am langen Feld erblickt man an dem einen Rohre das Bild der Sonne, am anderen des Mondes; in den Henkeln sind Seelöwen dargestellt. Am hinteren Feld findet sich ein Wappen quergetheilt, oben ein wachsender Löwe, unten drei Lilien. Das gekrönte Wappen ist umgeben mit der Colone des königl. bayerischen St. Michael-Ordens. Am hinteren Visirreif liest man die eingeschlagene Inschrift:

BERENGER · DE · FALIZE · FECIT · DVACI · 1708.

Das Bodenstück schließt mit einem Löwenkopf ab, der einen ornamentirten Zapfen im Maule hält.

Die Rohre tragen ihren Entflehungsort Douay an sich, die Wand-Lafetten sind weit jünger und öfterreichischer Faetur.

Das Wappen ist der französischen Familie Chabot eigen und gehört wahrscheinlich Claude Chabot Marquis de Saint Maurice de Sau, französischem General-Lieutenant, Besitzer des Großkreuzes des bayrischen St. Michael-Ordens: ein achtpitziges Kreuz mit den Buchstaben P · F · F · P d. h.: „Principi Fidelis, Favere Patriae“.

Unter dem Namen *Berenger* finde ich in meinen Notizen eine bedeutende Menge von datirten Werken, welche den Zeitraum von 1694 bis 1793, also fast 100 Jahre umspannen. Ich kann daher nur annehmen, daß wir es hier mit den Werken von zweien Meistern, vielleicht Vater und Sohn zu thun haben. Jener welcher Berenger de Falize zeichnet, ist gewiß der Aeltere; er arbeitet in Douay. Ein Berenger J. ist Commissaire des fontes de l'Artillerie in Straßburg, von ersterem werden vier Stücke mit sphärischen Kammern (O. 31 - 34) im Artillerie-Museum zu Paris bewahrt, auch ein Zwölfpfünder „le taureau“ von 1733 ebendasselbst (N. 79) dürfte ihm zuzuschreiben sein. Berenger J. geht später, um 1760, nach Douay, wahrscheinlich nach dem Tode des Aelteren.

<sup>1</sup> *Doppelmayr*, pag. 312.

Auffällig ist die Ähnlichkeit des Namens mit unserer alten deutschen Landshuter Gießfamilie Perenger, aus welcher ein tüchtiger Meister noch im vorigen Jahrhundert in Wien thätig war. Es scheint fast, als sei unser Meister dieser Familie angehörig gewesen.

Nr. 102. **Zehnpfünder Bomben-Mörser** von Bronze mit 17 Cm. Bohrung in halbem Gut. Die Seele stark ausgehöhlet. Am Kopfe ist ein kleiner Manipulir-Henkel angehängt. Im vorderen Felde steht eingravirt:

ANNO · 1717 · DEN · 14 · AUGUSTI

WAR · ICH · <sup>DER</sup>FESTUNG · BELGRAD · GESEZT · ZUM · GROSSEN · SCHRÖCKEN · UND · MEINE · KLEINE · BOM · MUST · VIEL · ZUM · TOD · AUFWECKEN.

Im Mittelfelde steht der kaiserliche Adler mit dem Bindenschild im Herz. In der Binde das Monogramm C.VI. Rechts die Belagerung einer türkischen Festung; links das Brustbild des Prinzen Eugen von Savoyen. Unterhalb steht Nr. 1.

Am Bodenstücke weiters die gravirte Inschrift:

SIE · SCHLUG · INS · PULFERHAUS · UND · LIESE · NICHTS · DARIN · ALS · IAMER · TOD · UND · GRAUS · DEN · SCHRÖCKLICHSTEN · RUIN.

Rückwärts liest man:

GOS · M · L · HALIL · K · S · I · W.

(Kaiserlicher Stückgießer in Wien.) 1714.

Die Schildzapfen stehen am Bodenstücke.

Dieser kleine Mörser ist ein Andenken an die ruhmreiche Belagerung und die Einnahme von Belgrad, 17. August 1717. Der Tag zuvor, an welchem Prinz Eugen die türkische Armee unter ihrem Großvezier Ali in die Flucht schlug, gehört zu den ruhmreichsten Oesterreichs, für den Feldherrn Prinzen Eugen von Savoye nach seinem eigenen Geständnisse zu den gefährlichsten seines Lebens. Die 30.000 Mann starke Besatzung von Belgrad war durch den für sie unglücklichen Ausgang der Schlacht so entmuthigt, daß sie am 17. bereits die weiße Fahne aufsteckte und gegen freien Abzug die Festung übergab. Das auf dem Mörser ersichtliche Datum des 14. August ist sehr interessant; es ist der Vortag der großen Kanonade auf die Festung, durch welche der Angriff des Prinzen auf die verchanzte Stellung Ali's eingeleitet werden sollte, und erzählt eine kleine Episode aus der Beschießung dieses Tages.

Was war das für ein herrlicher Sieg! 70.000 Soldaten, die beinahe alle an der Ruhr litten, schlugen eine 200.000 Mann zählende glänzend ausgestattete Armee. „Nie seit das Andenken in die Geschichte zurückreicht,“ sagt ein Schriftsteller,<sup>1</sup> „ist von halbkranken Soldaten ein so glorreicher Sieg über einen dreimal stärkeren Feind erstritten worden.“ Die Folge war der Friede von Passarowitz; die Herrschaft des Halbmonds über Ungarn hatte ein Ende.

Nr. 103. **Sechszigpfünder Bombenmörser** von Bronze, eine der besten Arbeiten Leopold Halil's Stückgießers in Wien.

Die Manipulations-Henkel stellen verchlungene Delphine dar. Im Mittelfelde erblickt man das Wappen der Rappach. Dasselbe ist umgeben von trefflich componirten Rococo-Ornamenten. Dahinter der kaiserliche Doppeladler mit dem Bindenschilde.

Am hinteren Reife lesen wir:

GOS · MICH · LEOPOLD · HALIL · KAY · ST · IN · W · 1714.

Die Schildzapfen stehen am Bodenstücke.

Ueber die Lebensverhältnisse des productiven kaiserlichen Stückgießers *Leopold Halil* konnte ich keine Daten erlangen. Halil war vorübergehend auch im speciellen Kunstgusse thätig,

<sup>1</sup> *op.cit.*, Geschichte des 18. Jahrhunderts.



denn im Jahre 1716 arbeiteten an dem Altare der kaiserlichen Gruft am neuen Markte der kaiserl. Kammer-Bildhauer Marcus Prody und der kaiserl. Stückgießer Leopold Halil.<sup>1</sup>

Im Saale rechts vom Eingange:

**Hinterlad-Kanone** von Bronze. Länge 158 Cm. Bohrung 52 Cm. Project. Mit alter Wand-Lafette.

Das ganze Rohr ist theils mit Reliefs-, theils gepunzten Verzierungen bedeckt, so, daß selbes fast wie incrustirt erscheint. Am langen Feld laufen die Ornamente spiralförmig; darüber eine Banderolle mit der Inschrift:

M · F · E · V · EISENSTEIN · R · K · M · KRIEGSRATH · V · D · ZEUGL.

Der rückwärtige Theil ist ziemlich geschmacklos mit sternförmigen Punzen beschlagen. In der Mitte das Wappen der Rappach mit Blattkrone: ein schrägrechter Balken. Hinten der Doppeladler mit dem Bindenschild im Herz. Der einzige Henkel ist quergestellt.

Der Verchluß erfolgt durch senkrechten Verchlußkeil, der mittelst Zahnrad sich auf- und abwärts bewegt. Mit dem Zahnrade steht ein Verchlußhebel in Verbindung, welcher durch eine Viertelkreis-Wendung das Rohr schließt. In dem Verchlußkeil aus Schmiedeeisen ist das Zündloch gebohrt, er enthält somit die Ladung. Die Lafette hat eine Spurweite von 132 Cm.

Ein Hinterlade-Geschütz von 1615 von gleichem Verchluß aber einfacherer Ausattung des Rohres, wird im königl. bayerischen Armee-Museum bewahrt.<sup>2</sup>

Nr. 33. **Vierundzwanzigpfündige Kanone** von Bronze. Der Kopf ist roh im Akanthus-Blatt geziert. Am langen Feld ist theils im Relief, theils gepunzt das Wappen der von Rappach dargestellt, darüber eine Banderolle mit der Inschrift:

D · R · K · M · G · L · V · H · Z · M · H · C · E · G · V · H · V · R · A · P ·

Die Henkel stellen Seejungfrauen dar, dazwischen roh gravirte Trophäen. Am Bodenflücke der Doppeladler mit dem Wappen von Siebenbürgen. In einem Schriftbände:

CAROLUS · VI  
R · I · S · A · G · H · H · B · R  
1717.

Am Stabwerk vor dem Zündloche: Gofs mich Michael Frantz Winhoffler in Hermantlad Anno 1722.

Die Traube läuft in einen Adlerkopf aus. Roh ausgearbeitet, schwache Arbeit.

Feldmarschall Karl Ernst Graf von Rappach (geb. 1649, gest. 1716) bekleidete das Hauszeugmeisteramt von 1710 bis 1719, nach ihm erhielt es bis 1723 Feldmarschall Maximilian Adam Franz Graf von Starhemberg. Die Datirung am Visirreif ist nachträglich erfolgt, und, wie wir aus den Lebensdaten des Feldmarschalls ersehen, unrichtig.

Nr. 110. **Zehnpfündiger Steinmörfer** von Bronze mit 175 Cm. Bohrung auf einer Schleife. Vorn steht das getheilte Nürnberger Wappen in sehr correcter Zeichnung mit der Jahreszahl 1721. Die Henkel stellen zierlich gezeichnete Delphine dar. Am Bodenflück erblickt man eine Gruppe von drei Wappen in Relief zu 1 und 3 gestellt. Oberhalb das Wappen der Fetzler mit den Buchstaben H · G · G · T · in einem Bände. Unterhalb, rechts das Wappen der Baumgärtner mit den Buchstaben H · T · P · B ·, links das Wappen der Geuder mit den Buchstaben H · C · R · G ·. Das Rohr ist mit Nr. 3 bezeichnet

Rückwärts:

GOSS · MICH · IOHANN · BALTHASAR · HEROLDT

Die etwas jüngere Schleife ist schon sehr beschädigt (Fig. 2).

<sup>1</sup> *Schlager*, J. E., GeorgRaphael Donner, Wien 1848, pag. 30

<sup>2</sup> *Windingo*, Catalog des konigl. bay. Armee-Museum 1882 pag. 25

In diesem interessanten Mörfergeschütz haben wir eine weitere und spätere Arbeit des äußerst geschickten Nürnberger Kunstgießers Johann Balthasar Herold vor uns. Es ist, wie schon die Nummer 3 zeigt, kein Einzelproduct, sondern zu einer Batterie gehörig und wirklich existiren noch drei andere ganz gleich ausgestattete Mörser von dieser Batterie und zwar die Nummer 2 und 4 in der Waffensammlung im Schlosse Ambras in Tyrol,<sup>1</sup> die Nummer 1 im k. k. See-Arsenale zu Pola. Die ersteren beiden gelangten nach Ambras 1881 aus dem k. k. Luftschlosse Laxenburg. Die ganze Batterie gehörte der Stadt Nürnberg, wie das Wappen dieser Stadt, ferner die Wappen des Bürgermeisters, des vorderen Lofungsherrn und des obersten Kriegsherrn bezeugen. Das oberste gehört dem Geschlechte der Tetzl von Kirchen-Sittenbach an, von den unteren das eine dem Geschlechte der Baumgärtner, das andere jenem der Geuder von Heroldsberg, letzteres bezieht sich auf Karl Benedikt, kais. Rath, vordersten Lofungsherrn und Reichschultheiß, geb. 1670, gest. 1744. Es ist wahrscheinlich, daß die hübsche Batterie nach Auflösung des Nürnberger Zeughauses am Anfange des Jahrhunderts nach Oesterreich gelangt ist.

Nr. 34. **Vierundzwanzigpfündige Batterie-Kanone** von Bronze. Der Kopf ist in Akanthus geziert. Am langen Feld erblickt man das vollständige Wappen der Daun, mit der Colane des Vliesordens und der Inschrift:

WIRICH · PHILIP  
LORENS · G · V · H · VON · V · ZV  
DAVN · RITTER · DES · GVLD · VELVS  
R · K · M · GBMR · RAT · GRAL · VBLL  
MARSL · OBR · LAND · V · HAVS  
ZEIGMAY · OBR · VBR · EIN  
REGNT · Z · FVS · STATT · GVAR.  
OBR · VND · COMEND  
IN · WIENN

Die Henkel stellen Blitzstrahlen dar. Am Bodenstücke der Königsadler mit dem ungarischen Wappen im Herz mit der Bandinschrift: C · VI · R · I · S · A · Am hinteren Visirreif liest man: „Gofs mich Antoni Zehender in Ofen. Anno 1724.“ Die Traube stellt einen Adlerkopf vor.

Ich glaube von den berühmteren Zeugmeistern wenigstens je ein Geschütz hier anführen zu sollen, so sei hier eines aus der Zeit des Zeugamtes des Grafen *Wirich Daun*, des Vaters des Siegers von Kolin eingereiht. Er war 1668 geboren, führte das Zeugmeisteramt von 1723 bis 1741. Schon 1710 erhielt er das neapolitanische Fürstenthum Thiano und war 1713 Vicekönig von Neapel und Sicilien. Sein Tod erfolgte 30. Juli 1741.

Ueber den Gießer konnte ich nähere Lebensdaten nicht erfahren, seine Geschütze aber sind sehr mangelhaft gegossen und zeigen bedeutende Gußfehler.

Nr. 79. **Zwölfpfündige Batterie-Kanone** von Bronze. Am langen Feld ein Wolf im Relief, darunter die Bandinschrift:

REPELLAT · NON · PETAT · HOSTEM.

Die Theilungen sind verläßt, die Henkel stellen Wölfe in Phantasie Formen vor. Am Bodenstücke findet sich das reich ausgezierte Wappen der Stadt Genf im Relief; oben HHS, darunter in einem Bande die Devise:

POST · TENEBRAS · LVX.

Das Wappen ist von zwei Löwen mit Schwertern in den Pranken gehalten. Unterhalb steht die Jahreszahl 1725. Das Zündloch geht im Stoßboden aus, das Rohr endet in eine hübsch modellirte Weintraube. Am Visirreife liest man die zifelirte Inschrift:

<sup>1</sup> *Ung. und Boehem.* Das k. k. Schloß Ambras in Tyrol. Wien 1882, pag. 53.

FONDU A GENEVE PAR  
GEORGE MUNCH DE DRESDEN.

Das Rohr ist von sehr reinem und scharfem Guße (Fig. 3).

Sowohl dieses schöne Geschütz, als jene Halb-Karthaune, welche ich in der I. Abtheilung unserer Abhandlung unter Nr. 78 beschrieben habe, sind Trophäen-Stücke aus der Belagerung und Einnahme der Festung Genf durch den kais. Feldmarschall-Lieutenant *Ferdinand* Grafen von *Bubna*, Commandanten der ersten leichten Division, 29. und 30. December 1814. In Genf commandirte der bejahrte und kränkliche französische General *Jordy*; die Besatzung in der den Franzosen feindlich gesinnten Stadt, die eine 3—4000 Mann starke Nationalgarde besaß, zählte nur etwa 500 Mann, da Napoleon's Befehle, den Punkt zu verstärken, zu spät ergangen waren. Unterstützt durch die alten vor der französischen Invasion bestandenen Behörden und die Bevölkerung rückte Graf *Bubna* energisch gegen die Stadt vor, und besetzte dieselbe, während die Franzosen eilig durch das neue Thor nach Savoyen abzogen. In Genf wurden 107 ehemals der Republik gehörige Stücke schweres Geschütz, darunter 19 eiserne, außerdem 30 französische Feldkanonen erbeutet. General *Jordy* war der letzte in der Stadt geblieben, er war von den Ereignissen so ergriffen, daß ihn der Schlag rührte und er sterbend in die Hände der Oesterreicher fiel.<sup>1</sup>

Nr. 141. Vierpfündige Batterie-Kanone von Bronze. Der Kopf ist glatt. Am langen Feld erblickt man ein Wappen mit drei anhängenden Ordenskreuzen; die Henkel stellen Seelöwen dar. Am Bodenstück findet sich in einem von einer Fürstenkrone bedeckten Schilde der verhehlungene Namenszug des Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern von der Colone des Vließordens umgeben. Darunter die Jahreszahl 1731. Am Visirreif ist roh eingeschlagen:

FECIT · A · B · ERNST · MONACHY.

Das hier beschriebene unscheinbare Geschützrohr gehört zu den schönsten Andenken an die Geschichte des kaiserlichen Heeres. Wir erkennen in dem Wappen jenes des *Ignaz Felix Joseph* Reichsgrafen von *Törring*, kurfürstlichen später, unter Karl VII., kaiserlichen Kämmerers, General-Feldmarschalls und Oberst-Landzeugmeisters (geb. 1649, gest. 1763), deselben *Törring*, der als bayerischer Gesandter in Wien unmittelbar nach dem Tode Kaiser Karl VI. die Stände Nieder-Oesterreichs und der übrigen Länder zur Huldigung vor dem Kurfürsten Karl Albrecht aufforderte. Nach dem Ausbruche des Krieges, Ende 1741, befehligte er die bayerische Armee, mit der er im raschen Zuge nach Ober-Oesterreich eindrang und in Linz die Huldigung für seinen Landherrn entgegennahm. Der Siegeslauf fand schon einige Wochen darnach sein Ende. Das Gefecht bei Schärding 17. Januar 1742, in welchem General-Major *Johann Leopold Bäruklau* (geb. 1700, gefallen 10. August 1746) die bayerischen Garden über die Rott jagte,

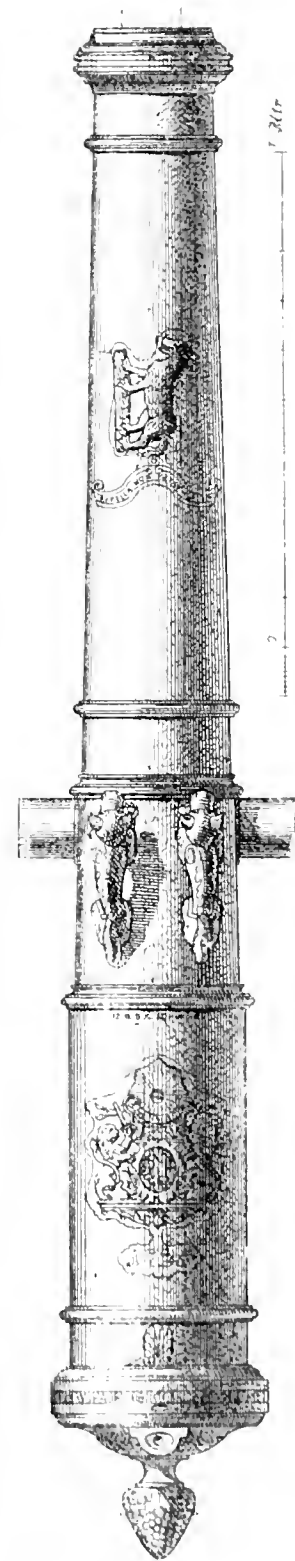


Fig. 3

<sup>1</sup> Ueber die Uebergabe der Stadt und die Bemühungen des Genfer Oberst-Lieutenants und Arsenal-Commandanten *Finck* um die Rückstellung der weggenommenen Geschütze vergleiche die ersichtlich etwas romantisch ausgeschmückte Schilderung von Dr. *M. Arzroth* im Morgenblatt für die gebildete Welt, 1838, Bl. 308—311.

war die Einleitung zu einer Reihe von siegreichen Gefechten, deren Erfolg die vollständige Eroberung Bayerns war.

Ob das hier vor Augen liegende Geschütz in dem flott geführten Gefechte von Schärding, bei Deggendorf, Landshut oder an einem andern Tage erobert wurde, das ist zur Stunde nicht klargefellt. Genug, es ist ein kriegerisches Andenken an die Tage der höchsten Bedrängnis des Vaterlandes, an die Zeit, in welcher der Ruhm des österreichischen Heeres am hellsten glänzte.

Der Gußmeister *A. B. Erndl* ist der letzte Meister einer Gießfamilie, die schon von 1492 an in ihrer Werkstätte am Glockenbache in München wirkte, mit ihr die nicht minder berühmten Frei ebendafelbst. Von unserm Meister stammt auch ein Sechspfünder-Rohr „Wasserburg“, gleichfalls mit dem Wappen des Grafen Ignaz Törring und des Kurfürsten aus dem Jahre 1732, das im königl. bayerischen Armee-Museum bewahrt wird.<sup>1</sup>

Im Erdgeschofs, rechts vom Eingange:

**Kanonrohr** von damascirtem Eisen mit Bronzeverzierungen, Länge 178 Cm. Bohrung 46 Cm., die Seele besitzt 10 Hohlzüge in starkem Drall. Das Rohr ist außer schmalen Verfläbungen glatt, die Henkel sind von Bronze, die Traube stellt einen geschuppten Zapfen dar. Auf dem langen Feld findet sich ein Messingplättchen aufgenietet, in welchem das Monogramm Kaiser Karls VI. ersichtlich ist. Rückwärts am Bodenstücke ist ein leerer Rahmen von Messing aufgenietet, der mit Trophäen und einer Fürstenkrone geziert ist. Nächst dem Zündloche liest man die eingeschlagene Inschrift:

IACOB·TRIEBEL·A·ZELL.

Die technische Ausführung dieses Rohres mit Rücksicht auf das Materiale und dessen Bohrung und Ziehung ist staunenerregend und verdient die Bewunderung jedes Fachmannes, der in Anschlag bringt, das hier zum allergrößten Theile nur Handarbeit vorliegt.

Die älteren Zeughaus-Inventare, denen auch *Leber* folgt, befagen, es sei dieses Rohr um (!) 1736 von August II. Kurfürst von Sachsen und König von Polen (dem Starken?) an Kaiser Karl VI. verehrt worden. Abgesehen von der Sonderbarkeit, das dieser König dem Kaiser ein Geschütz verehrt haben soll, das in des letzteren eigenem Erbstaate gefertigt und, wie wir zunächst ersehen werden, von einem hervorragenden österreichischen Künstler ausgeziert wurde, ist entweder hier die Jahrzahl irrig gegeben, oder das Geschenk ist nicht von August II., der 1733 starb, sondern möglicherweise von August III, König von Polen, an den Kaiser verehrt worden.

In dem erwähnten nun leeren Rahmen war, wie die österreichische Topographie<sup>2</sup> und *Leber* berichten, ein Medaillon aus Perlmutter eingefügt, das, „von dem berühmten Künstler Donner“ geschnitten, das wohlgetroffene Bildnis Kaiser Karl VI. zeigte. Mit diesem berühmten Künstler Donner kann nur Mathäus gemeint sein, der 1736 37 Lebensjahre zählte.

Nr. 40. **Vierundzwanzigpfündige Batterie-Kanone** von Bronze. Der Kopf zeigt schöne Rococo-Verzierungen. Am langen Feld ist das Wappen der Grafen Königsegg ersichtlich, darunter die Inschrift:

IOS·LOT·D·H·R·G·V·  
KONIGSEGG·R·D·G·VEL·  
DER·Z·N·H·N·B·K·M·G·  
N·CONF·R·FELDMARS·OB  
LN·H·Z·E·G·MS·GRL·DER  
WINDNPETRIN·GRAN·OBER·  
UBER·RGMN·Z·FUS·

<sup>1</sup> *Wardinger*, Catalog des königl. bayr. Armee Museums 1882, pag. 5.

<sup>2</sup> Oesterr. Topographie Wien 1770, III, B1, pag. 90.

Die Henkel stellen Blitze dar. Am Bodenstücke das österreichisch-burgundische Wappen mit den Buchstaben:

M·F·R·H·B.

Am hinteren Visirreif. Anton Zechenter in Ofen 1744.

Das Rohr ist unter dem Hauszeugmeisteramte des Feldmarschalls Lothar Joseph Dominik Grafen von Königsegg (geb. 1673, gest. zu Wien 1751) gegossen; es stammt aus demselben Jahre seiner Ernennung durch die Kaiserin.<sup>1</sup>

Im Saale rechts vom Eingange:

**Zwei reichornamentirte Regiments-Stücke**, Bronze, auf eisenbeschlagenen niederen Lafetten. Die Zündlochkerne sind noch nicht eingefschraubt. Länge 107 Cm., Bohrung 65 Cm. Die Rohre sind mit schön modellirten Rococo-Ornamenten reich geziert. An dem einen zeigt sich am langen Feld zwischen Lorbeer-Guirlanden der Tyroler Adler, am Bodenstück das Wappen von Ungarn, bedeckt von einer Fürstenkrone. Die Henkel stellen Löwen dar, ebenso läuft das Bodenstück in einen Löwenkopf aus. Das andere Rohr trägt am langen Feld stylisirte Blatt-Guirlanden, die Henkel stellen schön bewegte Seejungfrauen dar, dazwischen erblickt man Blattwerk mit einer Füllung, die den Blafon des Wappens der Daun enthält. Am Bodenstücke findet sich der Bindenschild, bedeckt von einer Fürstenkrone im Relief. Das Bodenstück läuft wie bei dem vorigen Geschütze in einen Löwenkopf aus, doch ist derselbe in Folge eines Guffehlers angenietet. Beide Rohre sind ersichtlich nur zu decorativen Zwecken gefertigt worden, sie sind von meisterhafter Zeichnung und Cifelirung, der Guß ist minder gelungen.

Nr. 75. **Achtzehnpfündige Batterie-Kanone** von Bronze, Länge 326, Kaliber 13·5 Cm. Der Kopf ist glatt; am langen Feld erblickt man die Initialen August III., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, umgeben von einem Fürstenmantel im Flachrelief. Jeder Henkel stellt zwei gegeneinander gekehrte Adler vor, deren Hälfte von einer Krone gehalten sind; sie tragen auf der Brust des Königs Monogramm. Am Bodenstücke ist zu lesen:

FRIDERICUS AVGVSTVS · D · G · REX · POL · DVX · SAX · F · C · M · O · N · A · W · S · R · F · ARCH · ET ·  
ELECTOR · IN · PROV · IVR · SAX · PROVIS · ET · VICARIVS.

Darunter im Flachrelief ein Doppeladler mit dem viergetheilten polnischen Wappen das Wappen von Kurfachsen im Herz. 1741.

An der Kehlung des Visirreifes:

GOSS · MCH · IOHANN · GOTTFRIED · WEINHOLD

Nr. 127, 128. **Zwei zwölfpfündige Batterie-Kanonen** von Bronze, von den gewöhnlichen Formen. Am langen Feld zeigt sich das französische Wappen mit der Inschrift: „Louis Charles de Bourbon, Comte d'Éy, Duc d'Aumale“. Am Stoßboden: Strasbourg, am hinteren Visirreif: Fondu par Maritz le 3<sup>me</sup> Mars 1742.

Unter dem Namen *Maritz* kennen wir eine ganze Gießfamilie, die aus Bern stammt. Der älteste tritt am Anfange des 18. Jahrhunderts hervor. Er soll 1710 zuerst die Kanonenrohre massiv gegossen und durch von ihm erfundene, wie es heißt: „verticale und horizontale“ Maschinen gebohrt haben. Ebenso soll er 1713 die Kanonendreh-Maschinen erfunden haben. Jean Maritz, wahrscheinlich dessen Sohn und zwei andere des Namens arbeiten im Haag, in Douay, in Straßburg und in Lyon. Im Musée d'Artillerie befinden sich unter diesem Namen: 21  $\bar{n}$  Kanone, l'Affineur 1732 (N. 75), 12  $\bar{n}$  Kanone, le Danois (N. 78). Eine Kanone in Lyon 1751 gegossen (N. 82), sie trägt, wie unser Zwölfpfünder, die Insignien des Großmeisters der Artillerie Louis Charles von Bourbon. Eine

<sup>1</sup> Ich bemerke hier mit einem Male für mehrere andere, daß einige Geburts- und Todesdaten *Wozel's* Biographischem Lexicon entnommen wurden.

24  $\bar{n}$  Kanone von 1778, die ich im Cataloge vergebens suche, habe ich auf dem Perron vor der Esplanade der Invaliden selbst gesehen und mir notirt.

Nr. 45. **Vierundzwanzigpfündige Batterie-Kanone** von Bronze. Der Kopf ist glatt. Am langen Feld ist das Wappen der Liechtenstein umrahmt von der Colane des Vließordens ersichtlich mit der Inschrift:

I·W·F·V·V·Z·  
LIECHTENSTEIN·  
GBR·RHT·GL·D·CA·  
OB·E·RT·DK·GL  
FELDLD·V·IIS  
ZEUGMSTR

Am Bodenstücke ist der Reichsadler mit dem österreichisch-ungarisch-burgundischen Wappen im Herzschilde mit den Buchstaben:

M·T·R·I·R·H·B·

im Relief dargestellt. Am hinteren Visirreife lesen wir den Namen des Gußmeisters: „Anton Zechenter Ofen und die Jahreszahl 1750.“

Wir haben hier ein Rohr aus der Zeit des Aufschwunges der österreichischen Artillerie unter dem Zeugmeisteramte des hochverdienten Feldmarschalls Grafen *Joseph Wenzel Liechtenstein* (geb. 1696, gest. 1772) vor uns. Es ist schade und zu beklagen, daß die Sammlung nicht ein einziges Feldgeschütz aus der Periode seiner Amtswirksamkeit (1744—1772) mehr bewahrt, denn die Reformen Liechtenstein's kamen anfänglich nur dem Manövriermateriale zu Gute. Im schweren Geschütze wird auch unter ihm der Guß nicht bedeutend besser und nur der Umstand, daß auch die preußischen Geschütze im Guße sehr viel zu wünschen übrig ließen, ja anfänglich weit schlechter waren, ließ diesen Nachtheil weniger empfindlich erscheinen.

Nr. 179. **Sechspfündige Batterie-Kanone** von Bronze. Der Kopf ist mit gekrönten Adlern geziert, darunter liest man in einem Flugbände: „Il leone“, in einem zweiten zunächst am langen Felde:

„A·COMES·SABBATINI“.

Das Mittelfstück ist mit zarten Guirlanden geziert. Am Bodenstücke erblicken wir das modenese Wappen. Auf der Verstärkung des Stoßbodens liest man:

„FRAN·III·D·G·DUX·MUT·&·MDCCLI·“

„Harivel Fondeur de S. A. S de Modene.“

Ein zweites gleichgestaltetes Rohr, „l'unico“ von 1752 steht unter Nr. 183.

Nr. 162. **Sechspfündige Batterie-Kanone** von Bronze. Am langen Feld liest man die Bandinschrift: „Egoisto“, unterhalb in einer Rococo-Cartouche: „Ultima ratio regum.“ Nächst dem Mittelfstücke ist das Wappen der Markgrafen Palavicini ersichtlich. Am Bodenstück findet sich ein einköpfiger Adler mit dem favoyischen Kreuz im Herzschilde mit der Colane des Anunciaten-Ordens. Am Boden ist roh der Meister bezeichnet:

„GIO·BATT·CEBRANO·F·L'ANNO 1758.“

Die hier angegebene Form ist im allgemeinen für sämtliche sardinische Geschütze des vorigen Jahrhunderts charakteristisch.

Nr. 47. **Zwölfpfündige Feld-Kanone**. Vorn am langen Feld erblickt man das Wappen von Lothringen mit Adlern als Schildhältern im Relief, umgeben von der Colane des Vließordens. Am Bodenstücke ist der kaiserliche Adler mit dem Wappen von Oesterreich und Burgund, das Wappen von Toscana im Herzschilde ersichtlich. Am hinteren Visirreife lesen wir:

FECT·P·F·DIETRICH·MECHLINIAE·1761.

*P. F. Dietrich* stammt vermutlich aus der Glockengießer-Familie gleichen Namens in Prag ab. *Zacharias Dietrich* zimentirt 1736 die große von *Jarofch* gegoffene Glocke der Veits-Kirche in Prag.<sup>1</sup>

Nr. 48. **Zehnpfündige Häubitze**. Am langen Feld findet sich das Wappen des Herzogs Karl von Lothringen, umgeben von den Insignien des deutschen Ordens mit Adlern als Schildhaltern. Am Bodenstücke ist wie auf Nr. 47 der kaiserliche Adler ersichtlich. Am hinteren Visirreife steht: FECIT·P·F·D (ietrich) MECHLINI·E· 1765. Eine dreipfündige Feld-Kanone (Regimentsstück) mit ganz gleichen Emblemen aus dem Jahre 1770 und von Dietrich gegossen steht unter Nr. 49.

Nr. 134. **Vierpfündige Batterie-Kanone** von Bronze „Le Guerrier“. Am Bodenstück ist das Wappen des Freiherrn Friedrich Ludwig Franz Wangen zu Geroldseck, Fürstbischofs von Basel (geb. 1727, gest. 1782) im Relief ersichtlich. Am hinteren Visirreif ist zu lesen: „Strasbourg, le 2. Janvier 1775, B<sup>c</sup> d'Artein, Commiss<sup>re</sup> des fontes des l'Artillerie.“

Dieses letztere Datum kann nicht richtig sein, denn Prälat Wangen zu Geroldseck wurde erst am 29. Mai 1775 Bischof von Basel. Das vorliegende Geschütz, wiewohl in Straßburg gegossen, ist kein Geschütz des französischen Staates, sondern ein eidgenössisches insofern, als es wahrscheinlich zur Ausrüstung von Genf gehörte. Später mag es vorübergehend allerdings in französischen Besitz gekommen sein.

Der Gießer *Jean Baptiste d'Artein* gehört zu den ersten Meistern seines Faches in Frankreich, sein ältestes mir bekanntes Geschütz („le fulminant,“ ein 16pfündiges Rohr) datierte von 1769.<sup>2</sup> Er wurde seiner hohen Verdienste wegen um 1778 von Ludwig XVI. mit dem Ludwigsorden ausgezeichnet, erhielt die Hofwürde eines Ecuyer und eines General-Commissärs der königlichen Artillerie-Gießereien. Von ihm ist das für die Geschichte der Technik der Stückgießerei wichtige Werk: „D'Artein, Traité élémentaire pour la fabrication de bouches à feu d'Artillerie etc.“ mit 64 Plänen, das aber erst lang nach dem Tode des Autors 1812 zu Straßburg erschien, denn d'Artein starb zwischen den Monaten Februar und Juni 1781.

Nach letzterem Zeitpunkte erscheint auf den Geschützen Straßburgs der Name Felix d'Artein, wahrscheinlich ein Sohn des Jean, der sich ebenfalls als Ecuyer betitelt. Er arbeitete noch unter der Republik. Sein mir bekanntes jüngstes Geschütz (le Thébain, ein 16pfündiges Rohr) datirt von 1797, er arbeitete aber gewifs noch später

Nr. 200. **Regiments-Stück** mit dem Wappen des Papstes Pius VI. am Bodenstücke. Ohne Gießer. Dieses seltene, vielleicht einzige Geschütz aus der Regierungszeit des vielgeprüften Papstes gehörte zur Ausrüstung der päpstlichen Infanterie und kam zweifelsohne 1798 in die Hände der Franzosen, später in jene der Oesterreicher.

Nr. 72. **Sechspfündige Feld-Kanone** von Bronze. Am langen Felde ist in einem Flugbände der Name: „Salm“ eingravirt. Am Bodenstück erblickt man den verchlungenen Namenszug T C, bedeckt von einer Fürstenkrone, darunter 1785. Ohne Meißler.

Das Rohr trägt die Zeichen des Kurfürsten Karl Theodor von Pfalzbayern (geb. 10. December 1724, gest. 16. Februar 1799). Wie daselbe in österreichischen Besitz gekommen, ist unerklärlich. Möglich, daß es bei dem Vorrücken des Erzherzogs Karl in Bayern 1796 erbeutet wurde.

Nr. 69. **Sechspfündige Feld-Kanone**, sehr roh, wie alle preußischen Kanonen der Zeit Friedrich II. Der Kopf glatt mit Visirkorn. Am langen Feld erblickt man in gepunzter Arbeit den gekrönten preußischen Adler mit der Bandinschrift: Gloria et Patria. Am Bodenstück die ver-

<sup>1</sup> Schottky, Prag II. 171

<sup>2</sup> Nach *Leber* waren noch 1848 von den d'Arteins 25 Geschütze im alten Arsenale in der Keingasse, gegenwärtig befinden sich von diesen Meistern nur mehr deren 11 im neuen Arsenale, die übrigen, darunter auch die beiden hier erwähnten, wurden eingeschmolzen.

fehlungenen Buchstaben von *Friedricus Rex* mit der gewöhnlichen Devise: *Ultima ratio regis*. Sonst ohne alle Zier.

Am Mittelfläche wurde von späterer Hand die polnische Inschrift eingravirt:

LEGION · 3<sup>a</sup> POLSKI  
 POD · KOMENDA · GEN-  
 DABROWSKIEGO · ZDO-  
 BYL · TE · ARMATE · NA  
 PRUSAKACH · POD · TCZE ·  
 WEM · DNIA · 23 · LUTEGO  
 1807 · ROKU.<sup>1</sup>

Zu diesem Rohre nur einige Bemerkungen: Der hier bezeichnete General ist Johann Heinrich Dąbrowski (Dombrowski), geb. 29. August 1755, gest. 6. Juni 1818; mit Wybicki die Seele des von Napoleon angeregten Aufstandes der Polen von 1807. Das Gefecht von Tczew ist ein Nachspiel der blutigen Schlacht von Eylau gewesen. Das Geschütz ist wahrscheinlich den polnischen Aufständischen von 1848 abgenommen worden.

Nr. 70. **Vierundzwanzigpfündige Batterie-Kanone**, preussisch, aus der Zeit des Königs Friedrich Wilhelm II. Am langen Feld der gegen die Sonne fliegende Adler mit der Bandschrift: *Non foli cedit*. Am Bodentücke sieht man das verfehlungene Monogramm des Königs: „*Friedericus Wilhelmus Rex*“. Das Rohr ist ohne Zier und sehr roh ausgeführt.

Nr. 50. **Regimentsstück** von Bronze, 68 Cm. Länge, mit 57 Cm. Bohrung. Die Verzierungen in spätem Rococo-Style sind roh in die Form geprefst. Am langen Feld lesen wir:

GIORNATA · DEI · 23  
 APRILE · 1801 · PATRIA  
 RIGENERATA.

Das Rohr ist ohne Henkel; zwischen den Schildzapfen steht:

STANCO · DI · SERVIRE · GIOVE · OR · MARTE · SERVO

Am Bodentücke ein Wappen im Relief.

Längsgetheilt, rechts: dreigetheilt, im oberen und unteren Felde je ein achtpitziger Stern im Mittelfelde zwei S-förmige Figuren, links ein zum Grimmen geschickter Löwe. Am Zimier zwei nach auswärts gerichtete wachsende Löwen mit Doppelschwänzen. Unterhalb der Meistername:

GIUS · CHIAPPANI · F · N.

Nr. 51. **Regiments-Stück** gleich wie Nr. 50 mit der Inschrift:

O · PATRIA · O · SPEME  
 TRENTO  
 LI · 23 · APRILE · 1801  
 GIUS · CHIAPPANI · F · N ·

Darunter ein verkehrt stehendes Wappen. Quergetheilt. Oben: drei achtpitzige Sterne zu 1 und 2 gestellt, unten eine Rosette. Am Zimier ein wachsendes Männlein mit einem Schwerte in der Rechten.

### Nachtrag.

In der Vorrede der I. Abtheilung meiner Abhandlung habe ich eines Geschützes Erwähnung gemacht, welches im Konak zu Mostar ist, eines anderen, welches in Livno befindlich sein soll. In Bezug auf ersteres war ich zu jener Zeit nur durch Nachrichten von äußerst gefälligen, doch mit dem Gegenstande minder vertrauten Persönlichkeiten unterrichtet; weshalb ich dasselbe für älter hielt, als es wirklich ist. Nun war ich mittlerweile so glücklich, eine vorzügliche Beschreibung und Zeichnung

<sup>1</sup> Die dritte polnische Legion unter dem Befehle des Generalen Dąbrowski eroberte dieses Geschütz von den Preußen bei Tczew am 23. Februar des Jahres 1807.



diefes Rohres zu erhalten.<sup>1</sup> Obwohl dasfelbe zur Stunde noch nicht im Stande der k. k. Sammlungen des Arsenales sich befindet, fo ift doch und zumal unter den jetzigen günstigen Verhältniffen kein Zweifel, dafs es in nächfter Zeit und mit ihm noch manches andere Gefchütz im felben prangen wird. Ich anticipire diefen vorauszufehenden Fall und glaube damit umfomehr Recht zu thun, als wir mit diefem Gefchütze, wie wir fehen werden, eines der intereffanteften erworben, ein öfterreichifches Gefchütz, das feine Gefchichte hat.

**Halb-Karthaune** von Bronze mit 321 Cm. Länge und 15 Cm. Bohrung auf 24  $\bar{n}$  Steingewicht Ladung. Der Kopf ift mit hübfchen Engelfköpffchen geziert. Am langen Feld lieft man die Infchrift:

ICH · BIN · DER · IAN  
AIN · REDLICH · MAN  
DER · KRAIEN · KIAN  
DA · TVRN · VND · MAVREN  
ZV · PODYEN · GAN.

Darunter die Abbildung eines Hahnes im Relief. Zunächst dem Mittelftücke ift in einem fchmalen Rahmen die Infchrift zu lefen: „Maximilianus fecundus Dei gratia Electus Romanorum Imperator Semper Auguftus ac Germaniae, Hungariae, Bohoemiae ac Rex Archidux Auftriae Dux Burgundiae ad. MDLXVIII.“ Hinter diefer Relieffchrift ift von fpäterer Hand eine türkiſche Infchrift eingravirt worden, welche von einem Linienrahmen im orientalifchen Stile eingefafst ift. Am Abfchluffe des langen Feldes ift das Rohr mit Akanthus-Blättern geziert. Das Mittelstück ift glatt, die Schildzapfen befitzen Angußſcheiben. Die Henkel ftellen gekrümmte Akanthus-Blätter dar. Am Felde des Bodentückes ift der kaiserliche Doppeladler in einem Renaissance Schilde im Relief dargeftellt, welch' letzterer von der Kaiferkrone bedeckt ift. Der Adler führt im Schilde das gewechfelte Wappen von Altungarn und Böhmen, bedeckt mit dem ſpaniſch-burgundifchen Schilde mit dem Wappen von Oeſterreich im Herz. Die Verftärkung am Stoßboden ift mit Blattwerk geziert. Der Kern ift ausgebrannt, die Zündlochklappe weggebrochen. Am hinteren Viſirreife lieft man die eingefchlagene Infchrift:

OPVS · IANNS · CHRISTOFF · LÖFFLER.

Die fehr elegant modellirte Traube ftellt einen mit Blattwerk gezierten Henkel dar (Fig. 4).

Wir haben damit ein weiteres Werk des berühmten öfterreichifchen Gußmeifters *Hans Chriſtoph Löffler* vor uns, aus einem Jahre datirend, welches zwifchen jenen zehn Jahren liegt, in welchen ich in der biographifchen Skizze des Meifters kein Werk bezeichnen konnte. Das Rohr ift in Hötting bei Innsbruck gegoffen und gehört

<sup>1</sup> Herr Hauptmann *A. Schwingshandl*, Commandant des k. k. Artillerie Zeugdepots zu Moftar, hatte die Gute die vortreffliche Zeichnung und Befchreibung des genannten Rohres einzufenden; ich fehe mich für diefe außerordentliche Gefälligkeit angenehm verpflichtet, meinen innigften Dank hieumt auszufprechen.

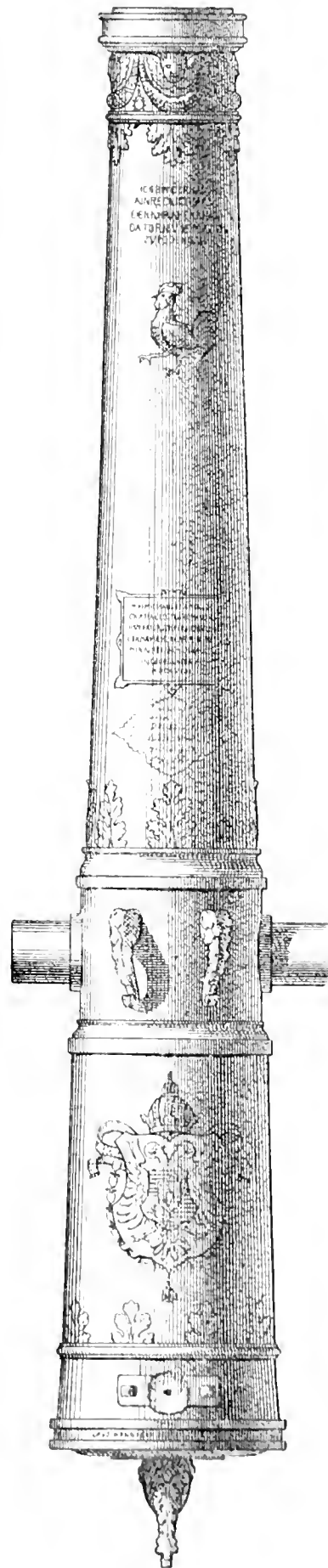


Fig. 4.

zu einer zahlreichen Serie schwerer Geschütze, welche für Maximilian II. bald nach dessen Regierungsantritte gefertigt wurden; von einigen derselben sind mir noch Namen und Inschriften bekannt. Sie wurden größtentheils zur Ausrüstung ungarischer Festungen bestimmt; unser Geschütz gelangte in die Hauptfestung Raab.

Ueber das weitere Schickfal dieses Geschützes belehrt uns die angegebene türkische Inschrift. Es war zwar sehr schwierig dieselbe zu entziffern, da der Zeichner derselben in Unkenntnis der Schriftzeichen, ungeachtet aller Aufmerksamkeit, theilweise unlesbares lieferte. Dennoch gelang es den Bemühungen des Herrn Professors *Ŷ. Karabacek*, wenigstens das Wesentliche des Inhaltes zu entziffern.<sup>1</sup> Der wortgetreue Sinn der Inschrift ist folgender:

„Der Sultân, Sohn eines Sultans, Sultan Murâd Chân, Sohn des Sultân Selîm Chân! Durch Gottes Gnade (ist es geschehen), daß Seine Majestät Murâd Chân den (Großvezîr) Sinân Pâschâ in einer Mission hat ankommen lassen vor Raab, wo derselbe den Kommandanten der Giauren, Grafen Hardek . . . . . zugleich Osmân Pâschâ zwei Falkhähne nach Serajewo . . . . befohlen . . . . . Datum des Geschehnisses: Jânik (d. i. Raab) Anfang des Monats Sefer 1003 (16. October 1594).“

Der Text genügt vor der Hand vollends um festzustellen, daß das schöne Rohr an dem Unglückstage des 29. September 1594, an welchem Graf Ferdinand Hardek die Hauptfestung Ungarns Raab dem Erbfeinde überlieferte, mit allem anderen Kriegsmateriale in die Hände der Türken gelangte. Soweit wir urtheilen können, ist das Rohr über Befehl Murad III. nach Sarajevo gelangt und da wäre ohne gewaltsamen Schluß anzunehmen, daß es innerhalb 300 Jahren nach Mostar überführt wurde, wo es noch zur Stunde liegt. Aber ich finde eine Stelle in *Hanthaler*, die, wenn sie auch noch keinen Zweifel in die Richtigkeit der obigen Annahme erregt, doch interessant genug ist, um hier Aufnahme zu finden; der Autor bemerkt bei Gelegenheit der Schilderung der Eroberung von Kanifa 1. April 1690: „Anno 1690 dedita Caesareis Kanifa, reperta fuerunt ibidem in armamentario inter alia tormenta etiam sequentia.“

Der Autor beschreibt nun fünf Geschütze, Halbkarthaunen, deren Inschriften er auch anführt und zwar: Der Bär aus der Zeit Erzherzogs Ferdinand von Steiermark, der Igel von 1548, das Reh aus der Zeit Kaiser Ferdinand I., der Vogel von 1580, endlich der Hahn. Letzteren Paffus glaube ich hier im Wortlaute bringen zu müssen: „Ibidem (Halbkarthaune) 44 (sic!) libras jaciebat Maximiliano II. anno 1569, gallo notatum:

„Ich bin ein Hahn, ein redlicher Mann  
Der krähen kann, daß Thür und Mauern zu Boden gahn.“<sup>2</sup>

Wir ersehen aus diesem sicher wahrheitsgetreuen Berichte, daß entweder zwei gleichnamige Geschütze aus gleichem Jahre und nur etwas verschiedenem Kaliber vorhanden waren oder wir müssen annehmen, daß das in *Hanthaler* angegebene Gewicht eine Irrung in sich begreift. Dann wäre freilich das Geschütz nicht directe nach Sarajewo, sondern nur bis Kanifa gekommen, um erst später ins Hinterland geschafft zu werden. Diese Annahme hätte einige Wahrscheinlichkeit für sich, denn Kanifa wurde laut Ratification vom 1. April 1690 an General Batthiány gegen die Bedingung freien Abzuges der Garnison und der mohamedanischen Einwohnerchaft und Mitnahme von vier Geschützen übergeben. Unter diesen vier Geschützen könnte leicht „der Hahn“ gewesen und dieser erst später nach Bosnien und endlich in die Herzegovina geschafft worden sein.

<sup>1</sup> Der Verfasser erlaubt sich Herrn Professor *Ŷ. Karabacek* für die ausreichende Hilfe, welche er durch diese Uebersetzung gewährte, seinen verbindlichsten Dank auszudrücken.

<sup>2</sup> Nachträglich finde ich die ganze Note *Hanthaler's* in deutscher Uebersetzung auch in *Rink*, Leopold d. Großen R. Kaisers etc. Leben und Thaten 1708 II, 570.

In Zvornik befindet sich ein Kanonenrohr „die Henne,“ über die mir bis jetzt ein näherer Bericht mangelt. Ich vermuthe, es ist ein Zwillingrohr zum Hahn und befand sich einst gleichfalls in Raab.

Mit dem gegenwärtigen Objecte erhalten meine Untersuchungen über die Geschütze des k. k. Artillerie-Arsenales einen vorläufigen Abschluß. Der Autor ist sich bewußt, daß dieselben noch mancher Ergänzung bedürfen. Ein Feld, das wissenschaftliche Studium des sachlichen Materiales zur Geschichte des kaiserlich-königlichen Heeres, ist zu lang brach gelegen, als daß die ersten Pflüge die Furchen bis in ihre ganze Tiefe aufzubrechen im Stande wären. Es wird daher noch vieler Arbeit, und vor allem des Studiums der Relationen und Feldacten bedürfen, um das angestrebte Ziel zu erreichen. Ich werde, soviel ich vermag, beitragen, dieses Werk zu fördern und behalte mir vor, neugewonnene Daten über die Geschützfammlung zur Pflege der ruhmreichen Geschichte des Heeres von Fall zu Fall in besonderen Abhandlungen zu veröffentlichen.

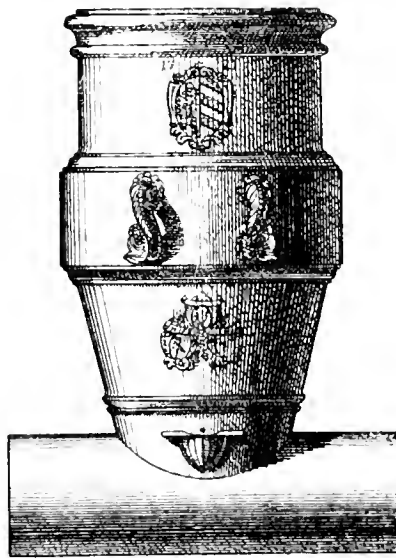


Fig. 2

## VERZEICHNIS

DER IN DER SAMMLUNG ALTER GESCHÜTZE IM ARTILLERIE-ARSENALE ZU WIEN VERTRETENEN GUSSMEISTER.

*Oesterreich.*

- Arbe Johannes von, Ragusa 1505.  
 Castner Johann Michael, kais. Stückgießer, Wien, 1731, 1733, 1737, 1739.  
 Chiapanni Giuseppe, Trient, 1801, c. 1801.  
 Dinekhelmaier Hans, Wien, 1594.  
 Dobler Michael, (Wien), 1554.  
 Halil Leopold, kais. Stückgießer, Wien, 1714, 1714, 1717, 1717, 1723, 1720, 1720.  
 Herold Balthasar, kais. Stückgießer, Wien, 1058, 1063.  
 Löffler Hans Christoph, Innsbruck, 1509, 1579, 1583, 1580, 1580.  
 Marhoffer Leopold, Wien, 1537.  
 Perger Jörg, Graz und Wien, 1543, 1543, 1547.  
 Reig Medardus, Grätz, 1688, 1668.  
 Schon (Schön) Hans, Wien, 1608, 1608.  
 Schultes Jacob, Wien, 1630.  
 Wagner Peter (?) c. 1590.  
 Weis Urban, Wien, 1550.  
 Winhoffer Michael Franz, Hermanstadt, 1722.  
 Zechenter Anton, kais. Stückgießer, Ofen, 1724, 1729, 1731, 1731, 1731, 1738, 1740, 1744, 1750, 1750.

*Deutschland.*

- Bartels C. E., Hannover, 1788.  
 Benningk Albert, Lübeck, 1600.  
 Ernst A. B., München, 1731.  
 Herold Balthasar sen., (Nürnberg), 1015.  
 — Johann Balthasar, Nürnberg, 1708 (12mal), 1721.  
 Neidhart Wolfgang, Augsburg, 1603, 1609.  
 Pender Hans, Siegen, 1538.  
 Romfleck Johann Georg, Stückverschneider, Nürnberg, 1708 (12mal).  
 Weinhold Johann Gottfried, Dresden, 1741, 1769.

*Dänemark, Niederlande, Schweiz.*

- Dietrich P. F., Mecheln, 1701, 1705, 1770.  
 Emer Martin, (Genf), 1680.  
 Maritz Johann, Haag, 1773, 1785.  
 Münch George aus Dresden, Genf, 1725.  
 Waerck Friedric (?) (Copenhagen?), 1700.

*Frankreich.*

- D'Artein Felix Ecuyer, Commissaire Général des fontes, Straßburg, 23. Juni 1781, 27. Juli 1782.  
 — (auch Dartein und de Dartein) Jean Baptiste, Commissaire des fontes de l'Artillerie, Straßburg, 27., 29. März, 15. Juli, 26. August 1773, 2. Jänner 1775. — Ecuyer, Chevalier de l'Ordre du Roy, Commissaire Général, 13. August, 19. September 1778, Ecuyer, Commissaire Général des fontes de l'Artillerie, 21., 23. Februar 1781.  
 Bercan, Breifach, 1601.  
 (Berquen) Antoine de, Commissaire des fontes de l'Artillerie, Straßburg, 1714, 1714, 1730, 1733, 1733, 1734, 1735.  
 Berenger de Falize, Douay, 1708, 1708.  
 J., Comité des fontes de l'Artillerie, Straßburg, 2. Juni 1759.  
 Berenger J., Douay, 18. September 1779, 20. September 1788.  
 Boury Erneston, Valence, Brumaire An 4. de la République.  
 Brezin, Paris, 24. Germinal An 2 de la République.  
 Cruicy, Straßburg, 20. Juli 1808.  
 Derier Frères, 1791.  
 Hebran le jeune, Paris, An 3 de la République.  
 Keller Jacob und Balthasar, Breifach, Fondateurs d'Artillerie de France, 1681, 1681, 1681.  
 Maritz, Straßburg, 3. März 1742, 14. September 1813.  
 Maritz Jean, Douay, August 1748.  
 Poitevin M. M., Barons de Saint Empire, Directeurs Généraux des fontes de l'Artillerie, Straßburg, 18. Juli 1789, 8. August 1789.

*Italien.*

- Alberghetti, (Venedig), c. 1565.  
 Bianco Aleffandro, (Turin?), 1750.  
 — Biaggio, Pavia, 1805, 1808, 1809, 1810.  
 Francesco (Turin?), 1793, 1793, 1793, 1795.  
 Giacomo Antonio, (Turin?), 1780, 1780, 1780, 1781, 1782, 1783, 1785, 1789, 1790.  
 Bouquero, Chef de Bon. d'Artillerie, Turin, 4. Februar, An 11 de la République, 25. Jänner, 12. October 1800, 27. Mai 1807, 6. April, 21. Juni, 5. September 1808.  
 Carderina Colonello, Direttore, Turin, 1820.  
 Cebrano Giov. Battista, (Turin?), 1751, 1758, 1758, 1759, 1761, 1769.  
 Harivel Fondateur, Modena, 1751, 1752, 1752, 1752, 1752.  
 Mazzaroli Francesco, 1670, c. 1670.  
 Picco, Maggiore Direttore, Turin, 1841.  
 Roffet, Direttore de la Reale Fonderia, Turin, 1803, 1803.  
 Sobrero Cav., Tenente Colonello Direttore, Turin, 1832, 1832.  
 Vitalis Geronimo, Cremona, 1571.

# ADAM UND EVA,

BRONZE-RELIEF VON LUDWIG KRUG IM BRÜNNER MUSEUM.

VON DR. ALBERT ILG.

(Mit einer Tafel.)

**D**AS Original des diesem Artikel beigegebenen Lichtdruckes, welches mit demselben in den GröÙenverhältnissen vollkommen übereinstimmt, befindet sich im Besitze des Franzens-Museums in Brünn, dessen Custos, Herrn Conservator *Moriz Trapp*, ich die Ueberlassung der photographischen Aufnahme verdanke. Es ist ein Relief in Bronzeßuß, 4 Mm. stark, 13 Cm. hoch und 11 Cm. breit. Ober dem Haupte der männlichen Figur ist später gewaltsam eine Oefel eingenetet worden, wodurch die Tafel aufhängbar wurde, und in der Mitte der Platte ist, gleichfalls rückwärts, die Jahreszahl 1518 in erhabenen Ziffern angebracht. Das Vorkommen zweier Datirungen an demselben Werke, beide aus derselben Epoche und ganz verläßlich, bleibt räthselhaft. *Trapp's* fleißig gearbeitete Brochüre: „Das Franzens-Museum in Brünn“, daselbst 1882, pag. 31, verzeichnet den Gegenstand unter Nr. 6 des Folgenden: „Eine Tafel von Bronze und vergoldet. Adam und Eva. Auf dem Baume ist die Jahreszahl 1515. Am FuÙe deselben L. K. (Ludwig Krug, ein Nürnberger Künstler). Geber: „Fischer, Bankal-Administrations-Controlor in Brünn, 1821.“ Aus weiterer freundlicher Mittheilung des Herrn Custos erhellt, daß das Relief durch genannten Fischer den 3. August 1821 dem Museum gespendet wurde, in dessen Inventar es sub Nr. 372, pag. 106 erscheint.

Die beigegebene Abbildung überhebt mich der Nothwendigkeit, eine Beschreibung der Darstellung zu geben. Hingewiesen sei blos auf den beinahe rohen Realismus, womit dieselbe aufgefaßt erscheint. Eine ganz merkwürdige Kahlheit und Leere charakterisirt die Composition. Der Hintergrund ist eine vollkommen leere Fläche, das Terrain oder Felsboden, ohne ein Gräschen oder Pflänzchen, das den Garten des Paradieses andeuten würde. Darauf erhebt sich in der Mitte ein wieder ganz blätterloser Baum, welcher fast von der Wurzel aus in mehrere Aefte auf ziemlich unschöne Weise sich gabelt, einer derselben ragt, abgebrochen, nur als Stumpf in die Höhe; darunter ist am Hauptstamme die Jahreszahl 1515 angebracht. Vor dem Baume, mit dem Oberkörper die Bildhälfte rechts ausfüllend, sitzt Eva, die Beine diagonal bis in die linke untere Ecke deselben ausstreckend, auf einer felsigen Erhöhung, in welcher am untersten Rande das Täfelchen mit dem Zeichen des Künstlers, ein Krug zwischen den Buchstaben L und K, angebracht ist. Der rechte Arm stützt den Oberkörper gegen den Boden, der linke ist sehr eckig und ungraziös in den Zwiesel eingelenkt, welchen der erwähnte stumpfe Ast mit dem Hauptstamm bildet, die Hand hält den Apfel. Um den Ast hat sich die Schlange gewickelt, welche, ihren Kopf, ganz nahe zu dem Munde der Frau bringend, mit ihr zu sprechen scheint. Eigenthümlich ist das Haar auf dem Haupte Eva's verflochten. Auf der anderen Seite steht Adam, linkes Standbein, das rechte im Knie etwas gebogen, mit vorgeneigtem Oberkörper, das Gespräch der Schlange belauschend. Mit den Armen umklammert er den Baumstamm, wobei die linke Hand die Wurzel der rechten umfaßt. Sein Haar ist kurz gefchnörkelt.

Vergleicht man die beiden nackten Gestalten, so ergibt sich auf den ersten Blick eine wesentliche Verschiedenheit in der formellen Behandlung, welche denn auch kunstgeschichtlich

verschiedene Folgerungen nothwendig macht. Eva erscheint ästhetisch viel weniger gelungen; ihr Körper leidet an größeren Härten, anatomischen Fehlern, Misverhältnissen und Unschönheiten als der männliche, welcher, wenn auch vielfach unrichtig gezeichnet, doch einen bei weitem harmonischeren und ebenmäßigeren Eindruck macht. Die einzelnen Theile, Gliedmaßen und Muskeln des Letzteren stehen untereinander in besserem Zusammenhange, die Pose ist natürlich und bedacht, das Motiv des feitlich geneigten rechten Fußes, dessen Sohle sichtbar wird, sogar sehr gut beobachtet. Dagegen hat das Weib im Ganzen eine häßliche zufällige und ungewählte Stellung, magere Arme, unschöne Beine und Unterkörper; überdies eine Gesamtlänge, welche diejenige des Mannes, wenn beide aufrecht stünden, unverhältnismäßig überragen müßte. Halten wir diese Umstände zusammen, so wird Folgendes mehr als wahrscheinlich.

Ich bin der Meinung, daß der Nürnberger Meister, wie es Dürer und andere Zeitgenossen und Landsleute häufig genug gethan haben, für seinen Adam eine antike oder italienische Vorlage benützte, in welcher ihm richtigere und schönere Formen bereits geboten waren, während er bei der Eva — was den Körper betrifft — zu einem jener scheußlichen Weiber seine Zuflucht nahm, wie sie damals den deutschen Künstlern in nächster Umgebung als Hausmodelle zu Handen waren, und welche mit der ganzen Verkümmernng des Leibes in die damaligen Kunstgebilde Eingang fanden, wie sie unter den ungünstigen Verhältnissen eines sanitär verwaahrlosten Daseins in den engen dumpfen Städten des Nordens an der Tagesordnung sein mußte. Bei dem Benützen eines solchen Modells hat sich der Künstler dann auch in den Größenverhältnissen gegenüber der anderen Gestalt, welche ihm gegeben vorlag, verhalten. Der Profilkopf der Frau jedoch verräth ebenfalls fremden Einfluß, besonders mit dem eigenartigen Haarschmuck. Was die Figur und Stellung des Mannes betrifft, so schieene es mir sehr plausibel, daß irgend eine über die Alpen gekommene antike Bronze, etwa ein Satyr, wie solche, eben an Baumstämme gelehnt, ein beliebtes Motiv bilden, die Anregung gegeben haben dürfte.

Es ist nothwendig, bei dieser Gelegenheit der Literatur über Arbeiten von *Krug*, welche diesen Gegenstand darstellen, eingehender zu gedenken. *Nagler* sagt in seinem Künstler-Lexikon VII., pag. 188, unter Nr. 16, daß *Krug* ein Holzschnitt, Adam und Eva bei dem Baume, zugeschrieben werde, den *Bartsch* nicht erwähne, *Heller* bezweifle jedoch überhaupt, daß der Künstler in Holz geschnitten habe. Jenen Holzschnitt beschreibt *Paffavant* im *Peintre-graveur*, III, pag. 134: 1. La chute du premier homme. Eve est au milieu de l'estampe et cueille une pomme sur l'arbre, tandis qu'elle en presente à Adam, assis à gauche, une seconde, qu'il accepte. Dans le fond brisé on voit un cerf couché. Sur une tablette au bas, le monogramme. Pièce d'un travail un peu raide. H. 6, pag. 50. L. 4, pag. 7 c. In der Hof-Bibliothek zu Dresden kommt noch ein Gegenstück davon vor, welches die Vertreibung aus dem Paradiese vorstellt. Damit stimmt die *Derfchau'sche* Sammlung I. C. n. Schon aus obiger Beschreibung ergibt sich, daß der, allerdings mit dem Zeichen des Meisters versehen Holzschnitt in der Composition von dem Brünner Bronze-Relief gänzlich abweicht. Ein gegenständlicher Zusammenhang findet also zwischen beiden nicht statt.

Ferner bemerkt *Nagler* im Monogrammistens-Lexicon, IV, Nr. 1158, daß daselbe Sujet von der Hand *Krug's* zweimal in der königl. Kunstammer zu Berlin vertreten sei. Einmal durch ein Relief aus Marmor, welches 1514 datirt ist und außerdem durch einen Gypsabguß. Auch *Trautmann*, Kunst und Kunstgewerbe (Nördlingen 1869, pag. 142) nennt es ein Marmor-Relief. *Retberg*, Nürnberg's Kunstleben, pag. 159, sagt von dem Meister, er schnitt in Stahl und Marmor, „wie z. B. einen Adam und Eva, halberhaben (1514) in der Berliner Kunstammer; von einer anderen Darstellung Adams und der Eva ist daselbst nur ein Gypsabguß vorhanden.“ Endlich heißt es bei *Richard Fischer*, Historisch-kritische Beschreibung der Kunstammer in dem Neuen Museum zu Berlin (ibid. 1859, pag. 43): „Nr. 1151. Relief, an 6" hoch und 4" breit, Adam und Eva unter dem Baume der

Erkenntnis, von Ludwig *Krug* vom Jahre 1541. Dichter grauer Kalkstein.“ Die Jahreszahl ist natürlich Druckfehler für 1514.

Auf meine Erkundigung hatte nun Herr Director Dr. *W. Bode* in Berlin die befondere Liebenswürdigkeit, mich von der Sachlage in genaue Kenntnis zu setzen. Das mit dem Zeichen *Krug's* verfehene Relief, dessen Photographie Herr *Bode* mir gütigst einsendete, besteht aus Kehlheimerstein. Auf demselben stehen beide Gestalten aufrecht nebeneinander, Eva ganz von vorn gesehen, Adam fast ganz von rückwärts, nur etwas mit der linken Seite herausgekehrt, zur Linken seiner Gefährtin. Neben Eva, den äußersten Rand rechts einnehmend und nur zur Hälfte sichtbar, steht der Apfelbaum mit einem Ast, Blättern und Früchten oben, der Stamm von der Schlange umringelt. Eva, deren im Profil zu dem Manne gewendetes Haupt langes, den Rücken hinabfallendes Haar trägt, hält mit hochoberer Rechten den Ast fest, die andere Hand hebt den Apfel bis zum Munde empor. Adam's krauslockiger Kopf ist gleichfalls en profil, aber entgegengesetzt, gewendet; mit der Rechten faßt er seine linke Schulter, während die andere Hand, nach der Schamgegend gelenkt, den biblischen Text sehr derb zu commentiren scheint. Auf dem Boden ist ein Affe angebracht, welcher die Scene parodirt, indem er einen aufgelesenen Apfel zum Maule führt. Das Täfelchen befindet sich in der Ecke links oben. In diesem Gebilde erscheinen die nackten Figuren bei weitem schöner, weicher und proportionirter als auf unserm Bronze-Täfelchen, die Köpfe aber sind ihnen im Ganzen ziemlich verwandt. Das Berliner Relief ist 1514 datirt, entstand somit ein Jahr vor dem in Rede stehenden. Die Inventare in Berlin geben über die Provenienz keine Auskunft, abgesehen davon, daß es aus der alten königl. Kunstkammer in's Museum gelangte.

Von dem mit 1515 bezeichneten Gypsabguß schreibt mir Herr Director *Bode*, daß er mit dem Brünner Relief vollkommen übereinstimme.

Hiedurch sind alle Umstände genau beleuchtet. Es bliebe nur noch, die Literatur betreffend, eine Notiz bei *Nagler* in Erwägung zu ziehen. Derselbe bemerkt, daß *Neudörffer* in seinen Nachrichten von Künstlern und Werkleuten, Nürnberg 1547, von *Krug* mittheile, derselbe habe 1523 ein Relief Adam und Eva unter dem Baume aus gelbem Marmor verfertigt. Ich kann diese Stelle jedoch in der Ausgabe von Dr. *G. Lochner* (*Eitelberger's* Quellenchriften für Kunstgeschichte etc. X. pag. 124) nicht entdecken. Sollte es sich damit richtig verhalten, so müssen wir wohl annehmen, daß der Künstler, welchen der Gegenstand so sehr gefesselt zu haben scheint, ihn noch ein viertesmal dargestellt habe.

Mit meiner obigen Hindeutung auf die Bekanntschaft *Krug's* mit antiken oder italienischen Vorbildern dürfte die Bemerkung *Neudörffer's* gut in Einklang zu bringen sein, wo er sagt: was er in Stein, Eisen etc. geschnitten hat: „das war auch bei den Wahlen (Wälchen) löblich.“

Zum Schlusse seien hier die wichtigsten Literaturstellen über den Künstler zusammengestellt: *Neudörffer-Lochner* l. c. — *Bartsch*, peintre-graveur. — *Paffavant*, peintre-graveur — *Rost*, I. pag. 144. — *Füeffly*, Künstler-Lexikon, pag. 348. — Nachträge I. pag. 649. — *Doppelmayer*, Nachrichten etc. pag. 190. — *Murr*, Nürnberger Kunstgeschichte, pag. 244. — *Sandart*, Teutsche Akademie I. pag. 134. — *Christl*, Monogr. pag. 200, 404. — *Nagler*, Künstler-Lexikon und Monogr. l. c. — *Baader*, Beiträge etc. I. pag. 37; II. pag. 19 ff.

Auch möchte ich bei dieser Gelegenheit die Bemerkung machen, ob nicht der um 1600 in Wien lebende Bildhauer *Peter Krug* oder *Krueg* der Nürnberger Künstlerfamilie d. N. angehört haben dürfte? (Vergl. *Tschischka*, Kunst und Alterthum etc. pag. 371). Nach *Lochner's* archivalischen Ausweisen bestanden Beziehungen der *Krug* zu Krennütz und zur Königin Maria von Ungarn — es wäre demnach wohl denkbar, daß ein späterer Nachkomme nach Wien gelangt wäre

## ZU DEN GOBELINS IM DOME ZU TRIENT.

**D**IRECTOR Dr. *J. Hg* veröffentlichte in den Mittheilungen des österreichischen Museums Nr. 5, von 1886 einen Artikel über diese Gobelins anlässlich der bezüglichen Besprechung desselben Gegenstandes in dem laufenden Jahrgange unserer Mittheilungen, daraus wir, so weit es sich um dessen fachlichen Theil handelt, uns verpflichtet halten, unseren geehrten Lesern eine auszugsweise Mittheilung zu machen, nachdem Dr. *Hg* in der Lage ist, sehr wichtige Beiträge zur Erörterung dieser vornehmen Denkmale der Textilkunst zu liefern.

Auf dem siebenten (also letzten) Stücke in der Reihe, der Darstellung der Auferstehung Christi, steht eine Legende, von der Gegenseite geschrieben, also mit nach links gekehrten Buchstaben (I statt P), wie bei Geweben sehr häufig, die hier aber in gewöhnlicher Schreibung gegeben lautet:

PEETER DE ARSETTL  
WOE BRVESEL.

Director *Hg*, bestrebt dieser Inscription nachzuforschen, berücksichtigt vor allem, dass, wie genügend bekannt, in den eingewobenen Schriftrollen, Bändern, Sprüchen auf älteren Gobelins in der Regel die außerordentlichsten Verballhornungen, Verwechslungen und Irrthümer in den Schreibungen vorzukommen pflegen. Einem beliebigen Worte der modernen Journalistik analog, könnte man wie von einem „Kobold des Setzkastens“, auch von einem solchen des Webestuhles sprechen; es sind diese sehr häufigen Irrungen sozusagen die Druckfehler der Textilkunst und wohl aus der Unkenntnis der Weber im Lesen zu erklären, welche die ihnen auf dem Carton des Malers vorgezeichneten Texte nicht verstanden und wie bloße nichtsbedeutende Ornamente nachbildeten. Dabei ist aber gar nicht ausgeschlossen, dass auch schon a priori von den Malern selbst, deren stärkste Seite zu jener Zeit das Lesen und Schreiben nicht war, derlei Verflümmelungen veranlasst worden sein mögen. So ist Dr. *Hg* der Meinung, dass auch in vorliegendem Falle, und zwar im dritten Worte, eine derartige Verwechslung und Verstellung einzelner Buchstaben stattgefunden habe, und, dass statt Arsettl — Affelt zu lesen sein werde. De Affelt ist eine Provenienz-Bezeichnung des Pieter genannten Meisters. Orte des Namens Affelt oder Hasselt gibt es aber viele in den Niederlanden, worunter die Stadt Hasselt im ehemaligen Gebiete des Bischofes von Lüttich einer der hervorragendsten war.<sup>1</sup> Auch ein Maler des 14. Jahrhunderts, 2. Hälfte, Johannes van der Affelt, ist bekannt, welcher sich selbst Johannes de Affelt zeichnet; er kommt in Urkunden vor, wo man auch die Schreibungen del Affelt, d'Affelt, del Hasselt, de le Hasselt und Verhasselt begegnet. Soviel erhellt also mit Sicherheit, dass ein Meister des Namens *Pieter van Affelt*, der in Brüssel lebte, der Verfertiger der schönen Trientiner Gobelins gewesen ist. Es drängt sich bei diesem Anlasse auch die Frage auf, ob die zahlreichen flandrischen Künstlernamen, wie van Affe, van Affen, van Afch etc. nicht ebenfalls hiehergehören?

Dass schon zu Zeiten Kaiser Maximilian I. in dem Trientiner Castell Tapeten aufbewahrt wurden, davon geben die Urkunden mehrfach Zeugnis. Am 14. August 1503 schreibt der Kaiser aus Innsbruck an den Hauskämmerer in Innsbruck, der dortige Hoftapissier solle alle die tappifferie, so zu Trient gewesen ist, nebst Anderer nach Augsburg schaffen (Jahrb. d. kunsthift. Samml. d. Allerh. Kaiserhauses, III. Urk. 2534). Den 17. Juli 1518 befiehlt Maximilian aus Augsburg die Auszahlung von 135 fl. rh. an den Tapissier, „welcher unfer tappifferie so wir daselbst zu Trient ligen gehebt, damit gen Ynsprugg herausgefueert hat“ (Ibid. I. Urk. 470). Damit sind wohl kaum jene sieben Gobelins gemeint, aber es wird dadurch sehr wahrscheinlich, dass auch sie dereinst kaiserliches Besitzthum gewesen sein dürften.

<sup>1</sup> In der Provinz Ober Yffel liegt die einst besetzte Stadt Affelt nahe dem Dedems-Canal; das größere, einst zu Lüttich gehörige Hasselt oder Affelt ist nun Hauptort der Provinz Limburg, am Demerflusse gelegen.





Brünn.







Engraving by J. F. A. M. B. R. A. 1850







# ANTONIO DARIO.

VON DR. ALBERT ILG.

**J**EDER „Führer durch Salzburg“ oder verwandtes Baedeker'sches Fabricat weiß, daß der prachtvolle Marmorbrunnen neben dem dortigen Dome ein Werk „des Italieners Dario“ sei. Der Eine oder Andere kennt vielleicht noch den Taufnamen des geistvollen Bildhauers und die Entstehungszeit des effectreichen Monumentes, das Jahr 1668. Damit ist aber auch die gesammte profunde Weisheit unserer bisherigen Literatur erschöpft. *Pillwein* in seinem Salzburger Künstler-Lexicon (daselbst 1821, pag. 21) sagt, Dario habe den Hof-Brunnen 1656 bis 1659 mit seinem Personale vollendet, und nichts besseres wissen *Hübner*, *Gärtner* und die übrigen älteren und jüngeren Local-Topographen, welche selbstverständlich dort, wie in ganz Oesterreich, seit hundert Jahren Einer den Andern abgeschrieben haben, ohne nur einen Finger zu rühren, auf daß endlich einmal neue und bessere Nachrichten an die Stelle der abgedroschenen und mangelhaften Angaben in unsere Kunstgeschichte gebracht würden. Auch unser *Tschischka* macht es sich mit dem Gegenstand bequem, indem er (Kunst u. Alterth. pag. 131) von diesem „schönsten Springbrunnen (sic) in Europa“ (!) bloß sagt, „er wurde 1668 durch Erzbischof Guidobald Grafen von Thun errichtet und hat eine Höhe von 45 Fuß. Die Muschel, die Pferde und die Atlanten sind Monolithen; das Ganze ist aus weißem Marmor.“ Den Meister kennt er hier also gar nicht, aber im Künstler-Verzeichnis, pag. 350, heißt es: „Dario Anton, Bildhauer, lebte um 1656—1659 zu Salzburg,“ was zu dem obigen Datum 1668 nicht ganz passen will. Hier weiß *Tschischka* wieder nicht, was Dario in der Stadt gemacht habe.

Wir wollen dem Künstler, der es in hohem Grade verdient, ein wenig genauer nachgehen. Zwar vermögen über seine Salzburger Thätigkeit nur die dortigen Archive Auskunft zu geben, deren kunstfönniger Hüter, Conservator *Hr. Pirckmayer*, gewiß einmal auch Dario seine Aufmerksamkeit in ähnlicher Weise widmen dürfte, wie er so viele werthvolle kunsthistorische Fragen bereits in seiner jüngsten Schrift<sup>1</sup> trefflichst behandelt hat; wir wissen das also in guten Händen und spähen anderwärts auf dem Felde der zerstreuten Literatur umher, ob nicht ein helleres Licht auf den bedeutenden Meister zu lenken wäre, von dem man bisher nichts kennt als seinen Namen und seinen Brunnen!

Voraus schicken muß ich, daß neben der Schreibart Dario auch die andere, Daria, in gleichzeitigen Urkunden häufig ist.

Daß Antonio Rom gesehen habe, dürfte wohl auch dem Laien wahrscheinlich dünken, welcher dortige Pracht-Fontainen und den Salzburger Dom-Brunnen gesehen hat. Tritt ja auch in den übrigen Anlagen dieser Gattung, den sogenannten „Schwemmen,“ der Capitel- und anderen Schwemmen, in der prachtvollen Bischofsstadt überall das Vorbild der Fontana Trevi, der Piazza Navona und ähnlicher Brunnen entgegen. Die figurale Decoration mit Tritonen, Hippokampen etc. entspricht hier wie dort dem Ideale Lorenzo Bernini's, als dessen geistlicher Nachfolger sich auch

<sup>1</sup> Gesammelte Notizen zur Bau- und Kunstgeschichte Salzburgs. Aus der Zeit von 1685—1727. Salzburger Zeitung. 1885.

Dario deutlich erweist. Wenn aus urkundlichen Nachrichten noch hervorgehen sollte, daß unser Künstler sowohl als Mitarbeiter an einigen jener Römischen, sowie an den übrigen Salzburger Fontänen Antheil habe, so würden wir das sehr begreiflich finden. Jedenfalls ist es also der Beachtung würdig, daß ein Künstler eines verwandten Faches, welcher denselben Namen führt, schon früher in Rom auftritt. Es ist der Stuccatorer Simone Daria, welcher bereits um 1600 in der Kirche Santa Maria della Scala in Trastevere in Rom arbeitete (*A. Bertolotti, Artisti Lombardi a Roma, Milano 1881, II. pag. 114*). Aus dieser Anführung geht auch hervor, daß der wahrscheinliche Vorfahr Antonio's aus Ober-Italien, aus der Lombardei stammte, ein Umstand, der wieder festgehalten und beachtet werden muß. Denn wir werden Antonio in den nachfolgenden Nachrichten an einem Orte und in der Umgebung und Gesellschaft von mitstrehenden Künstlern erblicken, wo gerade der lombardische Einfluß der allerwichtigste und kräftigste gewesen ist. Ich vermüthe, daß Dario ein Landsmann der für Oesterreichs Kunst-Geschichte im 17. Jahrhundert bedeutamen Meister aus der Gegend des Comersees, der Carlone, der Turriani, der Buffi gewesen sei.

Eine ganze Reihe interessanter Mittheilungen über Antonio Dario, den ausgezeichneten Urheber des Salzburger Brunnens, eröffnet das vortrefliche eben erschienene Werk: *Kunst und Kunstgewerbe im Stifte St. Florian von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Albin Czerny, Linz 1886*. Er tritt da als stark betheiligter Mitarbeiter bei den großartigen Unternehmungen auf, durch welche der Prachtbau der Kirche und des Stiftsgebäudes in jenem oberösterreichischen Stifte zu Ende des Jahrhunderts in's Werk gesetzt wurde. Die Aufzeichnungen des Haus-Archives nennen ihn Antonio Dario, Daria und Dari; die Zeit, in welcher sein dortiges Wirken beginnt, fällt spät nach dem Salzburger Aufenthalt, also offenbar in sein höheres Alter und kurz vor seinem Tode. Er ist als „Werkmeister“ beschäftigt und hat in dieser Stellung mit Carl Antonio Carlone zu wirken, dem bedeutenden Architekten, welchem damals nebst dem Bau der großen Stiftskirche überhaupt das wichtigste oblag, womit sich jene kunstliebende Epoche auch in S. Florian bethätigte.

Als nun Carlone 1686 bis 1689 den Bau der dem Stift gehörigen Capelle von Marbach bei Mauthausen zu besorgen hat, ist Dario damit beschäftigt, die dafür nöthigen Steinmetzarbeiten zu prüfen und die Kosten derselben zu bestimmen (pag. 126, n. 2; 166). Im Jahre 1689 starb Probst David. Es wurde damals ein Inventar aufgenommen und wir finden Dario in den Posten desselben. Unter den Arbeiten, welche für den Hoch-Altar der Stiftskirche bereits zu jener Zeit fertig waren, kommt nämlich auch das Wappen des Verstorbenen vor, welches unser Künstler gemeißelt hatte. Er stellte auch in der Folge den ganzen Altar zusammen, dessen architektonischer Entwurf jedoch von Giov. Batt. Colomba und dessen statuarische Ausschmückung von Giuseppe Boni herrührte; es geschah in den Jahren 1690 und 1691, wie *Czerny* vermüthet, aus dem Grunde, daß Colomba und Boni durch anderweitige Beschäftigung die Aufrichtung nicht selber mehr besorgen konnten (pag. 167). Jenes Probst-Wappen befindet sich über dem Altar-Bilde und ist aus verschiedenfarbigem Marmor zusammengesetzt. Dario war Witwer und heiratete im selben Jahre 1689 am 24. Mai in S. Florian, wurde dort auch Bürger und Vater mehrerer Kinder. Er besorgte die Anschaffung des Marmors zu den zwanzig Säulen in der Stiftskirche, von denen sechszehn am Eingange der acht Seiten-Capellen, vier aber unter dem hohen Chore stehen. Sie sind in den Basen und Capitälern von Lofensteiner Marmor, welcher der Billigkeit wegen gewählt wurde, obwohl er nach dem Contracte dazu solchen vom Untersberg bei Salzburg verwenden sollte. Diese Notiz verweist uns also auf seinen früheren Aufenthalt. Siebzehn von den Säulen sind Monolithe, drei aus Stücken zusammengesetzt. Im Jahre 1690 verweilt er aber wirklich in Adneth, um wegen der Marmorlieferungen abzuschließen, und das folgende Jahr erhält er 5837 Gulden für die Errichtung des Haupt-Altars und die zwanzig Säulen. Ueberdies sind der Kreuz-, der Abendmahl-, der Barbara- und Magdalena-Altar sein Werk als „Architekt“, für die beiden letzteren erhält er 4000 Gulden; auch die Marmor-Port-



tale beim Durchgang der Seiten-Capellen entstanden unter seiner Leitung, wobei der später für die Arbeiten im Stifte wichtige Bianco sein Gehilfe war. Dieser vollendete auch erst die beiden genannten Altäre. Der fixe Jahresgehalt Dario's betrug zweihundert Gulden. Nachdem der Meister den 8. März 1702 in S. Florian gestorben war, heiratete seine Witwe den Steinmetz Rößlhuber (pag. 169 f.). Indem aber 1705 in einem Contracte eine Anna Rößlhuber, Steinmetzwitwe, erscheint, dürfte dieser zweite Gatte sehr bald gestorben sein (pag. 129).

Aus den gewiß höchst interessanten Angaben des Florianer Haus-Archives bei *Czerny* geht somit hervor, daß Dario, welcher 1668 den schönen Brunnen in Salzburg geschaffen hatte, später seinen Aufenthalt und den Schauplatz seines künstlerischen Wirkens nach dem damals in so hohem Aufschwung begriffenen S. Florian verlegte. Dazwischen liegen allerdings 21 Jahre, und wir wissen weder, wo er unterdessen thätig gewesen, noch welche Veranlassungen ihn nach Oberösterreich gebracht haben. Möglich, daß auch er, wie die Carlone, in dieser Zeit in Passau bei den Arbeiten am Dome zu thun hatte? Vielleicht werden uns die Salzburger Acten auch über diesen Punkt Aufklärungen geben, denn möglicherweise hatte er in jener Stadt auch nach Vollendung des Brunnens am Dome noch mehreres zu schaffen, oder findet sich ein Fingerzeig darüber, wohin er sich zunächst von dort aus gewendet hat.

*Keyser's* Reifen (8. Juni 1729, Hannover 1776, I. pag. 44) berichten Folgendes: „Vor der Residenz gegen die Seite des neuen Baues steht ein Springbrunnen, der für den größten und schönsten von Deutschland ausgegeben wird. Die daran befindlichen Bilder sind alle in Riefengröße aus weißem Marmor gehauen. Das unterste Wasserbehältnis hat im Umfange 177 Schuhe, ohne die auslaufenden Staffeln. In demselben spritzen vier große Pferde das Wasser aus den Mäulern und Nasenlöchern, wiewohl nicht so dick, als die oberen Statuen. Die Höhe des ganzen Werkes ist von mehr als fünfzig Schuhen, über welche das Wasser, im Durchschnitte oder Diameter von etlichen Zollen, noch 18 Fuß hoch springt.“

Indem ich somit weiteren Beiträgen über die Geschichte dieses hervorragenden Künstlers entgegenstehe, schließe ich diese vorläufige Notiz. Hinzugefügt sei nur noch, daß wir eine sehr interessante Aeußerung eines Künstlers des 17. Jahrhunderts besitzen, in welcher sehr wahrscheinlich eine Kritik über Dario's Brunnen abgegeben wird. Sie findet sich in *Fitelberger's* Quellenchriften X. Bd. pag. 206, wo Andreas Gulden in seiner Fortsetzung der Neudörffer'schen Nachrichten bemerkt, der Nürnberger Plafiker *Georg Schweicker* und der Goldschmied Christian Ritter hätten auf ihrer Reise alle Bilder auf den Brunnen zu Augsburg und Salzburg „falsch befunden.“ Und weiters heißt es: „Der Salzburger Brunnen ist zwar von rothem (i) Marmor, aber dem Stein fehlt eben die Perfection, daß man ihn nicht wie das Metall formiren und überfehneden kann. Der Bischof hat das Stadthor lassen aufheben, als man die großen Marmorblöcke dazu heringebracht.“

Wir werden eine solche Kritik heute wohl nicht unterschreiben. Wir sehen wohl deutlich, daß sie nur dadurch veranlaßt worden ist, daß ihr Urheber auf einem ganz verschiedenen Standpunkt des Styles und Geschmacks stand, sowohl gegenüber den Meisterwerken Adrian's de Fries (vergl. meinen Aufsatz in dem Jahrbuch der kunsthistor. Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses, Wien, L 1883, pag. 122), als jenem des Dario. Schweicker empfindet eben als ein nordischer Künstler jener Zeit, dem die italienische Weise der Spät-Renaissance wie der Barocke fremd anmühet. Wir werden Dario's Fontaine als eines der ausgezeichnetsten Werke seiner Zeit hochschätzen und sie als eine der großartigsten Schöpfungen betrachten, welche in dieser Richtung auf österreichischem Boden entstanden sind. Es läßt sich überhaupt nur noch Ein Werk hier ihr an die Seite stellen, und dieses ist der schöne Platzbrunnen beim Dome in Trient, dessen Geschichte nicht minder in Dunkel gehüllt ist und auf welchen ich ein andermal an dieser Stelle zu sprechen komme.

# BAULICHE ÜBERRESTE VON BRIGANTIUM.

## VILLA EINES VORNEHMEN.

VON SAMUEL JENNY.

(Mit einer Tafel.)



IN den „Mittheilungen“ des Jahres 1884 beschrieb ich eine unweit des Boden-See's gelegene römische Anlage, deren Einrichtung als echte Villa rustica sich streng dem Betriebe der Landwirthschaft anpaßte; einen lehrreichen Contrast hiezu, einen Typus in feiner Art bildet das am äußersten Rande des höher gelegenen Plateau's situirte, nach ganz verschiedenem Grundplan angelegte und mit aller Rücksichtnahme auf Behaglichkeit ausgestattete Wohnhaus, bei dessen Studium man fogar den Eindruck von Luxus erhält, immerhin nur im Vergleiche mit den bisher beobachteten Verhältnissen Brigantium's aufgefaßt.

Verwischen auch beim ersten Anschein die mancherlei Vorsprünge und Anbauten an dem umfangreichen Gebäude den Eindruck der Regelmäßigkeit, so liegen doch dem Bauplane (Taf. I) ausgesprochen symmetrische Verhältnisse zu Grunde, die bald herausgefunden sind. Ihrer Haupteintheilung nach besteht die Villa aus dem Rechtecke *A, A, A, A*, dem an drei Seiten die Flügel *B, C* und *D* angefügt sind; ein schmaler Raum *2* schied das Oblong der Breite nach, ein langer Corridor *3, 4* das ganze Haus in zwei Hälften von gleicher Größe. Die innere Hälfte *1, 1* des Rechtecks ( $30.72 \times 8.42$  M.) erhob der Baumeister zur eigentlichen Hausmitte, um welche herum sich die drei großen Abtheilungen *B, C* und *D* gruppirten, er gestaltete daselbe gleichsam zum Atrium, welches, wenn auch in Form und Einrichtung nicht völlig zutreffend mit dem, was man streng genommen darunter versteht, an dieser Stelle doch vollständig dem Zwecke eines solchen entspricht, von dem aus alle Räume ringsum ihr Licht empfangen und in welchem der Verkehr des ganzen Hauses zusammenlief, denn nicht weniger als zwölf Räume sind von demselben aus direct zugänglich.

Die Lage der Villa hart am Abhang schließt von vornherein aus, die Nordwest-, respective Seeefseite als Hauptfront anzusehen; es ergibt sich daraus, daß es die Südostseite war und der stattlich breite Corridor *4* — der einem stark verlängerten Ostium entspricht — den Haupteingang bildete. Jenseits des Atriums und des langen Raumes *2* begegnen wir der Fortsetzung des nämlichen Corridors, wenn auch mit wesentlicher Beschränkung seiner Breite, wodurch eine weitere Kennzeichnung dieser Seite als Hinterhaus gegeben ist. Die gerade Verbindung beider Corridore vermittelt ein quer durch die Atrium-Mitte ziehendes intact erhaltenes Trottoir *5* ( $2.43$  M. breit), mit großen Sandsteinplatten bedeckt. Zur Seite rechts berührte diese ein verwitterter Steinblock *6*, ( $1.56 \times 0.60$  M.), jetzt noch  $7$  Cm. höher als die besterhaltene der Platten (ursprünglich aber wohl noch höher), getragen von einem schwachen Fundamente aus Rollsteinen, das sich darüber hinaus bis zur Mauer gegen das Ostium hin deutlich fortsetzte; ein entsprechendes Fundament lief jedenfalls auch der linken Seite entlang, aber nicht zu erkennen in seiner Form, nur erhalten in seinem Material. Die rechtsseitig vorgefundenen Ueberreste ersetzen diesen Mangel; sie berechtigen dazu, den Steinquader zu einem dem Plattenweg beidseitig entlang laufenden Sockel zu ergänzen und

diesen mit Säulen besetzt zu denken als Träger eines Daches, damit die Ueberfchreitung des innern Hofes unabhängig war von der Ungunft der Witterung.

In der langen Abtheilung 2 fehlte jede Fortsetzung des Plattenweges, weil sie — wie anzunehmen ist — ein Dach getragen, gestützt von Säulen oder Pfeilern, wodurch sich der Familie eine Veranda zum Aufenthalte bot, die ihre Langseite, wie es der günstigsten Stellung entsprach, offen dem freien Hofe zuwandte, denn so traf sie des Morgens ebenso sehr die lieblichste Sonne, wie des Nachmittags der volle Schatten.

Die Halle schließt an ihren beiden Enden mit je einem nach dieser hin feinen Ausgang suchenden Cabinet 7 und 8 ( $3.20 \times 4.55$  M.) ab, über deren Bestimmung kaum ein Zweifel obwalten kann. Jedes war mit einem Mosaik-Fußboden geschmückt, das links gelegene 7 mit Hypocaust versehen. Nur dem Herrn des Hauses, dem Besitzer der Villa können wir diese luxuriös ausgestatteten Zimmer zur Wohnung anweisen, denen in wohlüberlegter Weise die der Jahreszeit entsprechende Lage zugetheilt ist, dem für Sommergebrauch eine nördliche, dem im Winter bewohnten eine südliche.

Kein besser erhaltenes Hypocaust ist mir jemals begegnet, als das im letztgenannten Raume 7; alle Pilae, 28 an der Zahl, standen darin, auf natürlichem Lettenboden ruhend, unverrückt an ihrer Stelle, denn völlig unbeschädigt breiteten sich die aus 55 Mm. dickem Sandstein erstellten Suspensivplatten aus, zu deren Unterstützung den Grundmauern entlang eigene Würfel aus Sandstein dienten, die ihrerseits wieder auf schmalem (24 Cm.) niedrigem Mauerauffatz ruhten, dessen Aufbau getrennt von der Hauptmauer erfolgte. Von der Südseite her zieht sich das Heizloch als ein von 47 auf 37 Cm. sich verjüngender Canal, der im Gegensatz zu dem alle Innenwände des Hypocaustes auskleidenden Ziegelestrich-Anwufe beidseitig mit 10 Cm. dicken Sandsteinplatten gefüttert ist. Ueber der viereckigen Mauerunterbrechung bei *a*, die ebenfalls mit röthlichem Estrich-Cement beworfen war, muß sich der Kamin erhoben haben, da hier die Wände mit kleinen Tubuli bekleidet waren die den Abzug der Verbrennungsgase besorgt hatten. Auf der entgegengesetzten Seite breitete sich über der Suspensiva eine Schicht der bekannten Estrichmasse in 10 Cm. dicken Lagen aus, wie sie dem Mosaik als Unterlage dienen; vom Mosaik selbst fand ich den die Mauer fast berührenden Rand in einer Länge von 3 M., am breitesten Theile 63 Cm. messend, wohl erhalten vor. Die

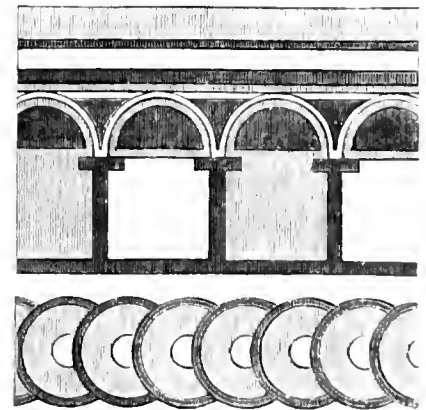


Fig. 1.

Zeichnung besteht aus Bogenstellungen, getragen von Säulen mit viereckigen Deckplatten an Stelle der Capitale; über die Bogen zieht sich ein Gesimse dahin, unter der Säulenbasis eine fortlaufende Randverzierung aus sich schneidenden Kreisbogen, die sich wohl zu dem in der Fig. 1 dargestellten scheiben- oder tellerförmigen Ornament ergänzten. Solche Gewölbebauten, wie im Mosaik uns entgegentreten, gehören ganz der Spätzeit an, in der sie als hauptsächlichstes constructives Moment für Theater und Amphitheater benützt wurden, von denen das eine oder das andere weit eher ein Amphitheater darzustellen beabsichtigt war. Das Mosaik, soweit es erhalten, ist aus sehr großen Steinchen zusammengesetzt in den drei Farben, schwarz, weiß und gelbgrau, zu denen gegen die Mitte des Bildes hin im zerstörten Theile noch roth hinzutrat.

Ungleich länger beschäftigt uns der im Raume 8 aufgedeckte Mosaikboden, der, wenn auch in seinem werthvollsten Theile, dem signalischen von der Zerstörung stark betroffen, immerhin zu einem guten Drittheil und zwar derart erhalten ist, daß nur diese Reconstruction und keine andere möglich ist. Zuvörderst theilt sich der 4.55 M. lange und 3.20 M. breite Boden in drei Abtheilungen: vorn ein 113 Cm. breiter Streifen mit Quadraten und Rauten zu jeder Seite, die

wieder kleinere in abwechselnd schwarzen und weißen Steinen eingeschlossen, rückwärts ein 78 Cm. breites Band, durch welches sich Ranken mit spitzen Blättern winden, dazwischen das Hauptbild von vorwiegend figuralischem Inhalt. Der Künstler hatte sich das so vielerorts vorkommende Sechseck als Mitte gewählt, an je-le der sechs Seiten ein Quadrat mit einer figuralen Darstellung gefügt und die noch erübrigenden Zwischenräume durch theils gleichschenkelige, theils ungleichschenkelige Dreiecke mit je einem eingefetzten breiten, herzförmigen Blatt ausgefüllt. Das bekannte, nahezu in keiner größeren Römerstation fehlende Seil- oder Ketten-Ornament (spina) in schwarz, roth, gelb und weiß schattirt, auf weißen Grund gefetzt, zieht sich um sämmtliche Linien der beschriebenen, geometrischen Eintheilung herum, wodurch eine reiche Farbenwirkung, vereint mit lebendiger Bewegung erzielt wurde.

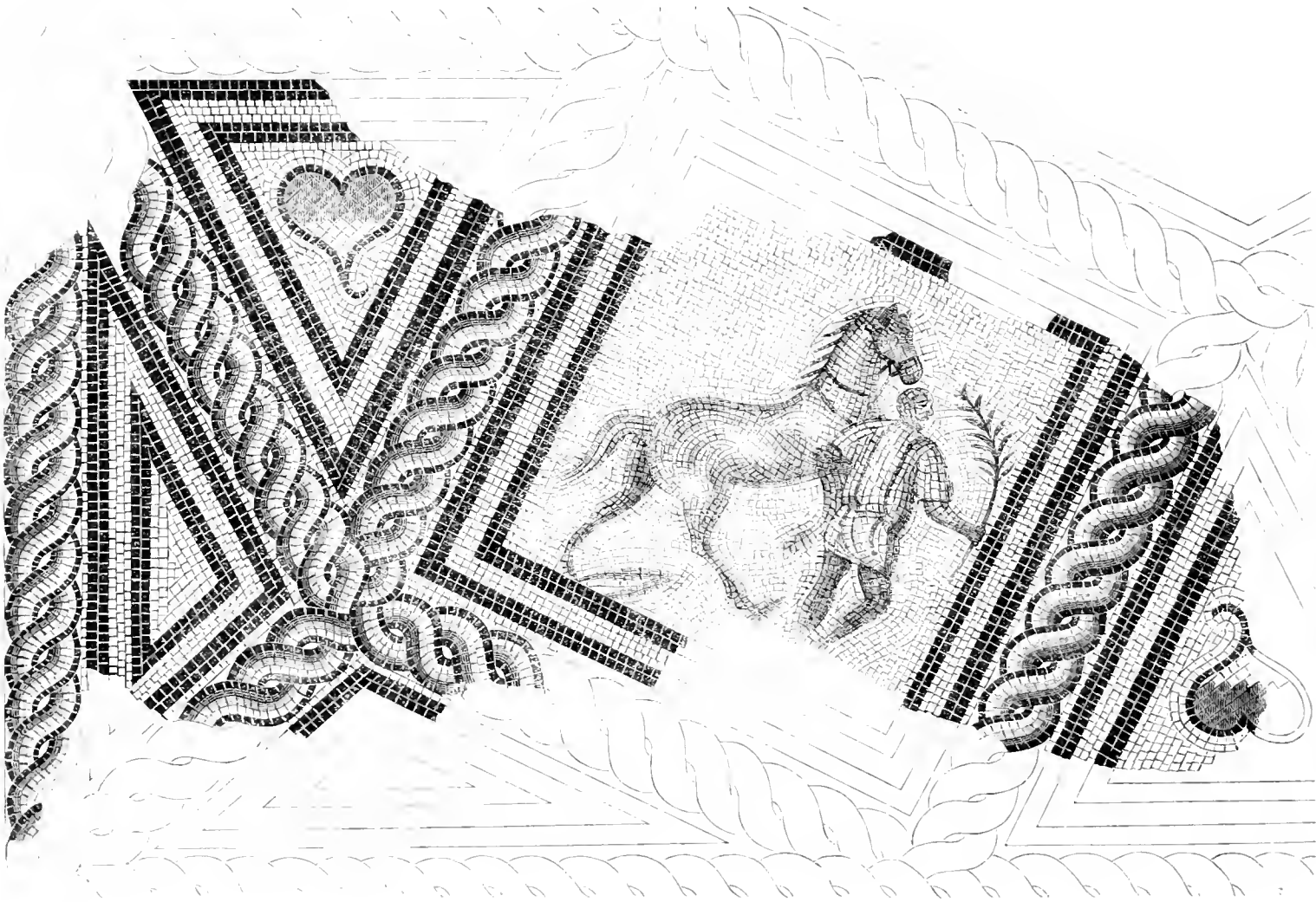


Fig. 2.

Das von mindestens sechs Darstellungen (ob das Sechseck der Mitte zu Ornamentik oder zu einer großen Scene mit Menschen und Thieren benützt war, läßt sich nicht mehr bestimmen) einzig Erhaltene führt uns eines der Circusspiele vor, indem der Moment erfaßt ist, da der mit einem Palmzweig als Siegespreis belohnte Reiter sein Pferd — einen Grauschimmel — der Zuschauer-menge vorführt; den Kopf lebhaft erhoben, den Hals mit fliegender Mähne muthig stellend, drängt es mit kräftiger Fußbewegung nach vorn: so drückt sich in dem edlen Thiere unmittelbar nach Ueberwin-lung der höchsten Kraftleistung ungebrochener Ungeftüm aus; leider stört nur der mislungene rechte Vorderfuß, der zum raschen Weitersehreiten erhoben ist, die sonst guten Formen und Verhältnisse des Pferdes. Sein Führer faßt es mit der linken Hand kurz gehalten an dem Zaume,

der fehr deutlich in dunkelbraunen Steinchen ſich abhebt und hält in der Rechten die Siegespalme. Bekleidet iſt der Mann mit weißer ärmelloſer anliegender Tunica, an deren Rücken und Saum zwei rothe Streifen entlang laufen. Kopf, Arme und Beine, die frei blieben, zeigen das auffallend dunkle Colorit, die ſtark gebräunte Hautfarbe des Südländers (Numidier?). Mit den fehlenden Füßen iſt auch jede Vorſtellung über die Befchuhung verloren gegangen. In den zwei rothen blattähnlichen Gebilden iſt wohl nur eine Andeutung des Terrains zu ſuchen, damit das Pferd nicht im weißen Felde gleichſam in der Luft ſchwebte (Fig. 2).

In der Darſtellung des Mannes ſucht man vergeblich nach allen jenen Details in Kleidung und Ausrüſtung, die den Wagenlenker kennzeichnen. Da vermiffen wir ebenſo fehr die helmartige Lederkappe auf dem Haupte, als die Riemen um Hände und Füße und ſo auch den breiten Ledergurt, welcher die Tunica zuſammenhielt und an dem das krumme lange Meſſer hing. Ebenſo wenig läßt das Pferd die Anſicht, es ſei zum Wagenrennen beſtimmt, aufkommen: ihm fehlt die echerne Maſke vor der Stirn, die Lederumwicklung an den Beinen; ſtatt geſtutzter Mähne und aufgebundenem Schweife wallen ihm lang die Haare. Der Zaum iſt der eines Reitpferdes, nirgends ſieht man die langen Zügel des Wagenpferdes.

Wo immer beabſichtigt war, ein Wagenrennen darzuſtellen — mag der Gegenſtand auch nur ein kunſtloſes Oellämpchen ſein — da iſt das eine oder andere Attribut dem Mann oder Roß beigegeben. Ihr Fehlen auf unſerm Moſaikbild iſt mir Beweis, daß deſſen Verfertiger ſich nicht den Schlußact eines Wagenrennens zum Vorwurf gewählt, vielmehr einen jener Reiter vorzuführen beabſichtigte, welche im Circus häufig nur mit einem Pferde allein neben den Wagen einherſprengten oder bisweilen in größerer Anzahl Vorſtellungen gaben (Liv. XLIV, 9). Auch traten dieſe *desultores*, wie man ſie nannte, mit zwei Pferden zugleich auf und ſchwangen ſich im vollen Rennen von einem Pferde auf das andere, in Nachahmung einer alten römischen Kampfart, oder wie Andere behaupten, eines von numidiſchen Reitern ausgeführten Kunſtſtückes.

Wie beklagenswerth, daß wir uns an dieſer einen Darſtellung genügen laſſen müſſen, die uns die Größe des Verlustes aller übrigen bemeffen läßt! Dieſes Moſaik muß einen Cyklus lebensvoller Darſtellungen circeniſcher Spiele vereinigt haben, die, wenn auch nicht über eine handwerksmäßige Ausführung ſich erhebend, doch an realiſtiſcher feffelnder Auffaſſung jenen der Villa in Nening nicht fern geſtanden haben dürften. Hier Circus, drüben Amphitheater! Entſprechendere Ergänzung konnte nicht gedacht werden, als daß die Randverzierung mit den Bogenſtellungen eines Amphitheaters in einem oder mehreren Mittelbildern Scenen aus demſelben vorführte, um den Herrn der Villa an die leidenschaftliche Schauluft zu gemahnen, der in Rom Hoch und Niedrig fröhnte.

Die Eintheilung des Moſaikbodens weist uns auch auf die des Wohnraumes, dem er angehörte: der erſte Abſchnitt mit Rauten und Quadraten mußte dem Eingang zu gelegen ſein und ſpeciell das mittlere quadratiſche Feld dem Thüreingang von der offenen Halle 2 her entſprechen; ihr gegenüber an der Wand, wo der Streif mit Blatt-Ranken liegt, ſtanden wohl die Biſſellen für den Hausherrn und ſeine Gäſte. Mögen wir auch zu beiden Seiten des Eingangs über den Rauten uns Sitze geſtellt denken — in allen Fällen blieb der mittlere Theil des Bodens mit der anziehenden Darſtellung frei und unbedeckt.

Ueber die techniſche Herſtellung des Moſaiks mögen mir noch einige Worte geſtattet ſein: auffallend iſt deſſen flüchtige nachläſſige Fundamentirung auf alten Schutt von bemaltem Stuck unter vollſtändiger Unterlaſſung einer Gußſchichte aus Kalk und großen Rollſteinen (ſogenannten Katzenköpfen) unterhalb der dicken Eitrich-Schichte, was denn auch die vielen Riffe und partiellen Senkungen der Moſaikfläche zur Folge hatte.

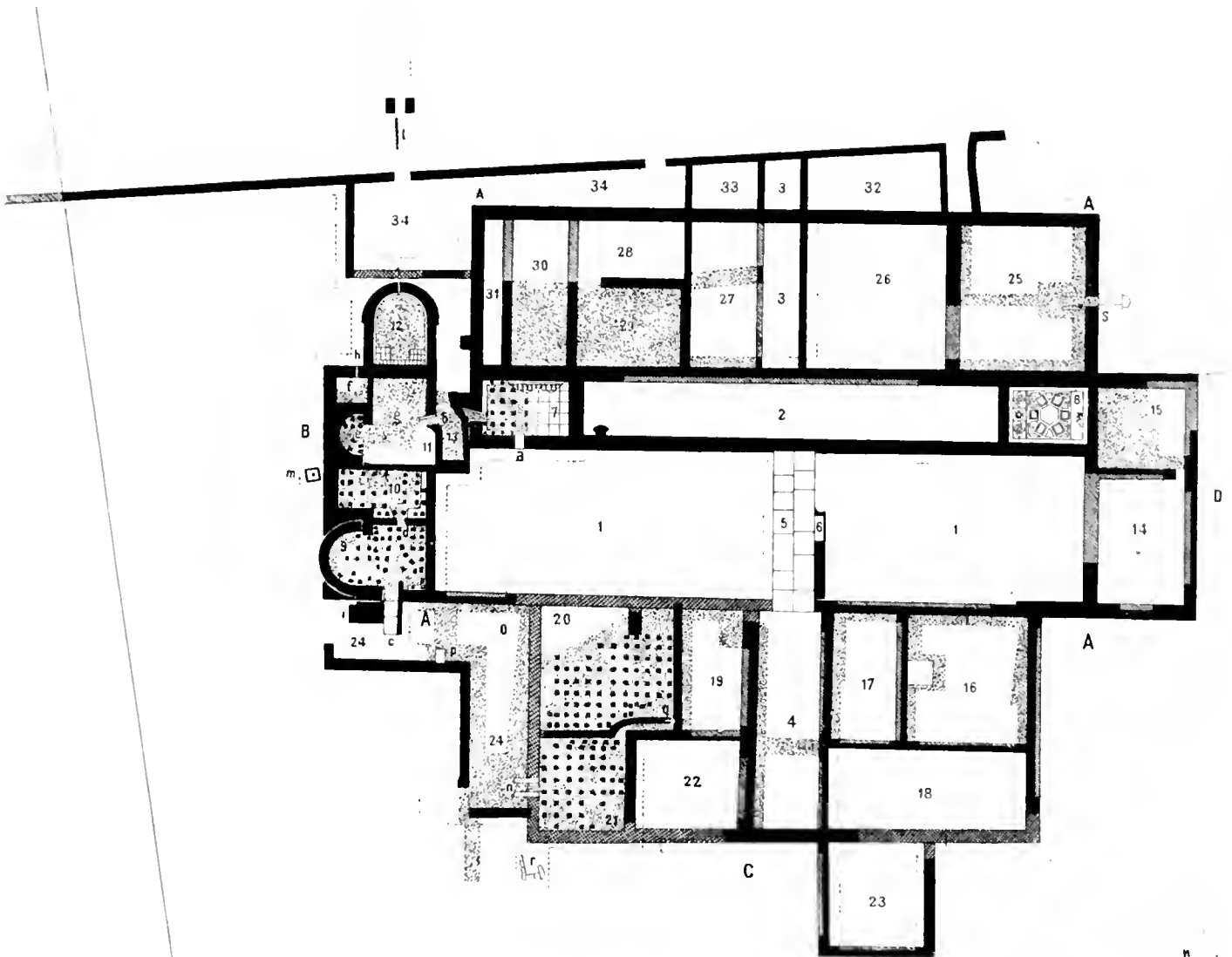
Wie die Größe der Steinchen nach dem beabsichtigten Effect der Zeichnung sich richtete und darnach mit Vorbedacht gewählt wurde, ist durch folgende Zusammenstellung ersichtlich: es gehen nämlich auf 10 □ Cm.







in den Figuren .....	200—230	Steinchen
in dem weißen Grund um dieselben herum .....	153—160	"
in dem Ketten-Ornament und den Dreiecken .....	130	"
in den Rauten und Quadraten schwarze Streifen .....	100—108	"
in den Rauten und Quadraten weiße Streifen .....	88—95	"
in dem Mosaik des Raumes 7 .....	80—83	"

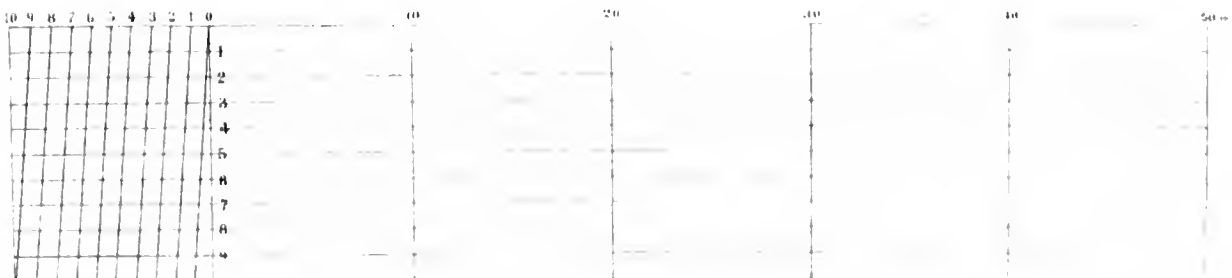
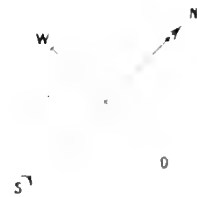
Gelbe, rothe, braune, schwärzliche verrathen durch manchenorts kennbare abgerundete Flächen ihre Herkunft aus dem Beet der Bregenzer Ache, wo sich Kollsteine in allen zutreffenden Nüancen herausfinden lassen. Zu den helleren Fleischfarbtönen des Reiters dienten zumeist Ziegelstückchen. Eine offene Frage bleibt es noch, ob zu den bläulich schwarzen des Mosaiks in 7 Marmor aus Bürs bei Bludenz in Verwendung kam und ob das Material für die weißen oder schwach in's Graue und Gelbe nüancirenden für beide Boden aus Solenhofener Lithographirstein bestand, mit denen es viele Eigenschaften theilt, unter andern auch die: beim Erhitzen ins Rofaroth überzugehen. Die vielen Flecken rother Färbung im weißen Grund des Bodens werden also noch Wirkungen des Brandes sein, durch den die Villa einmal betroffen worden sein muß.

Nächst diesen Mosaiken bekundet den Reichthum des Erbauers dieser Villa die eigene Badeanlage (balneum), die keinen zum Bade-System der Alten gehörigen Raum entbehrend, den ganzen linken Flügel *B* der Villa einnimmt. Durch zwei Präfurnien *b* und *c* wird die Beheizung der drei aufeinander folgenden Abtheilungen 9, 10 und 11 beforgt; der sehr lange (2 Meter) Feuerungs-Canal *c* gehört zum Hypocaust des größeren Raumes 9 mit der halbkreisförmigen Nische und dem anstoßenden kleineren 10. Empfing auch dieser die Hitze erst vom Raume 9 her durch die Oeffnung *d*, so folgt daraus nicht eine geringere Erwärmung desselben, denn im Gegentheil kam letzterem die stärkere zu, weil das Feuer den mit Heizröhren bekleideten hohlen Wänden hinauf abziehen konnte, während es im Vorraume nur den Boden allein erwärmte. Dieser diente somit als Ankleidezimmer (apodyterium) mit gemäßigter Temperatur, jener andere wärmere als Tepidarium, hier in einem so kleinen Bade wohl auch als Salbzimmer (unctorium, claeothesium), in welchem der Badende seinen Körper für die große Hitze des Schwitzbades vorbereitete und nach demselben sich mit der strigilis schaben und reiben ließ.

In der Reihe der Badezimmer als drittes folgte das Dampf- oder Schwitzbad 11 (sudatorium), dessen Hypocaust von dem gleichen Gange 13 aus beheizt wurde, zu dessen Rechten sich das Präfurnium nach 7 öffnete. Dieser Heizgang, für den der nöthige Raum durch ein in den Hof vorspringendes Eck gewonnen werden mußte, ist bis zum verengten Eingang mit Estrich belegt und seine mit starkem Anzug (9 Cm. per Meter) gebauten Seitenmauern sind mit Estrichbewurf abgeglättet. Wie in fast allen öffentlichen und Privatbädern eine Anordnung nach gleichem Plane festgehalten erscheint, so finden sich auch in unserm Dunstbad die nämlichen Einrichtungen in ihren drei Haupttheilen wieder vor: ein halbkreisförmiger Alkoven *e* (schola, auch laconicum genannt) an einem Ende, in welchem das aus einer flachen Steinschale bestehende Kühlbecken (labrum) auf einem in der Mitte errichteten Fuße zu stehen pflegte — ein Warmwasserbad *f* (alveus), in der Regel am andern Ende dem Laconicum gegenüber, in unserer Anlage aber neben ihm liegend — und ein leerer Raum des Zimmers *g* (sudatio) dazu bestimmt, dem Badenden gymnastische Uebungen zu gestatten, wodurch er sich in Schweiß brachte; daneben bot sich ihm abwechselnd die Wahl, durch den Aufenthalt im Laconicum noch kräftigerer Transpiration sich zu unterwerfen oder ins Warmwasserbad unterzutauchen



-  Aufgedeckte Mauern
-  Conjecturale "
-  Ausgebrochene "
-  Platten & Quader von Sandstein.
-  Aufgedeckte Estrichboden.
-  Ausgegrabene Flächen







Unfer Alveus liegt als rechteckige auscementirte Wanne von 190 M. Länge und 142 M. Breite in der viereckigen Nische zur Seite des Labrum, die vorgefundene Tiefe von nur 11 Cm. mußte durch einen höheren Rand ehemals natürlich weit mehr betragen haben. Die Entleerung des Bassins ins Freie vollzog sich mittelst einer Bleiröhre, deren Lager aus Hohlziegeln, die bei *k* fest in die Estrichmasse eingebettet sind, ich vorfand. Das Badewasser wurde nicht in der Wanne selbst erwärmt, mußte also von außen hereingetragen werden, wie es in der Mehrzahl der Fälle in Bädern üblich war. Der Ofen, in welchem das Wasser in den Kesseln erhitzt wurde, mag nirgends anderswo gefunden haben als bei *i*, wo die Beheizung gleichzeitig mit der des Präfurniums geschehen konnte.

Die Baderäume der Villa schließen ab mit dem Kaltwasserbad 12 (*frigida lavatio*), welches den in nordwestlicher Richtung vortretenden halbrund endigenden Anbau vollständig ausfüllt, also einzig und allein aus dem Vollbad, aus einer Piscina besteht. In dasselbe führen an jeder Wand je zwei — wie immer sehr steile — Stufen oder Sitzbänke hinab, die durchwegs aus Ziegelplatten sich aufbauen; da zweierlei Größen in Verwendung kamen, fielen die Stufen ungleich aus, sowohl in Länge als Breite (Fig. 3).

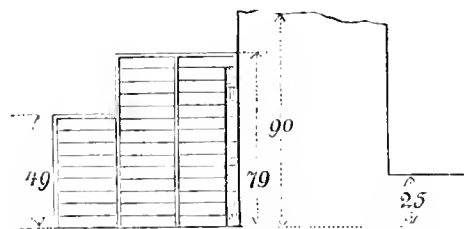


Fig. 3.

Der harte noch wohlerhaltene Estrich-Boden ergab auf die Länge von 4 M. volle 105 Mm. = 2.62 Perc. Gefälle, wodurch das Wasser durch die Oeffnung am Boden mittelst einer mit Hohlziegeln gefütterten Rinne *k*, die abseits der Bassinmitte die Mauer durchbrach, rasch Abzug fand; von da wurde es, nachdem es auch den Abfluß des Alveus aufgenommen, bis zum steil abfallenden Rande des Abhangs geleitet. Auf eine Strecke von fast 2 M. hat sich diese Dohle aus einer doppelten Reihe aufwärts gestellter, mit der flachen Rückseite sich berührender Tegulae bei *l* noch erhalten, seine Fortsetzung muß die Anlage der im Jahre 1849 angelegten ärarischen Straße durchbrochen haben.

Die Umfassungsmauer des Kaltwasserbades schieft sich beträchtlich an den Innenwänden ab, große gebrannte Thonplatten (48 Cm. im Gevierte) bekleiden dieselben ringsum und ein hydraulischer Mörtel von scharfem Sand, zerstoßenen Ziegeln und Kalk, bildet die — ehemals fein geglättete — Außenschichte, welche die Wände des Bassins und der Stufen überzog.

Baderäume wurden in den meisten Fällen von oben beleuchtet, und zwar, wie uns die Bäder Pompeji's belehren, vermittelt viereckiger Fenster in der Kuppel der halbrunden Nischen. Gewiß ist es auch hier vorauszusetzen, was die häufigen Funde von dickem grünem Fensterglas in jedem Raume genugsam bestätigen. Das Vorkommen eines weißen schwarz geäderten Marmorplättchens im Tepidarium bleibt der einzige Fingerzeig für Wandbekleidungen aus kostbarem Material, wenn sich auch nimmer nachweisen läßt, wie viele Räume in dieser Art geschmückt waren, ebenso wenig ein Anhaltspunkt dafür besteht, welches Gemach durch die so seltene Kunstarbeit eines Glasmosaiks geziert sein mochte, dessen Elemente besonders zahlreich beim Ausfluß des Alveus und längs der Mauer des Sudatoriums, die das Tepidarium begränzt, gefunden wurden.

Möglicherweise dienten diese Glaswürfelchen nur für einzelne, besonders zu markirende Theile des Mosaik-Mittelbildes in 7, wovon ein analoger Fall im berühmten Mosaikboden zu Vilbel vorliegt, in welchem Kopf, Flügel und Schwanz eines durch Farbenschmuck ausgezeichneten Entenpaares nicht aus Marmorsteinchen, sondern aus Glaspallen von lebhaftem Blau und Grün zusammen-

gesetzt sind. Unter den fast 300 kleinen Würfelchen aus Glasfluß, von denen circa 290 eine Fläche von 10<sup>2</sup> Cm. decken, sind milch- und grünlichweiße, lafar- und türkisblaue, perl- und bläulichgraue, smaragd- und flafchengrüne, leberbraune und bräunlichrothe Farben vertreten, von mancherlei Zwischennüancen ganz abgesehen.

Hart an der Außenfront des Balneums, ziemlich in deren Mitte gelegen, begegnet uns eine quadratische Sandsteinplatte *m* (23 Cm. dick und 69 Cm. im Gevierte) auf solidem Fundament aus Kiesel- und Bruchsteinen. Was den Gegenstand anbelangt, der in das 8 Cm. tiefe, 10 Cm. im Quadrat messende Loch in der Mitte eingelassen war, möchte ich am ehesten auf eine Sonnenuhr rathen.

Ueber den dem Bade symmetrischen Flügel *D* gegen Nordost läßt sich wenig vermuthen und noch weniger sagen, es wäre denn, dafs man ihn den Gefindezimmern zuwies; in 15 hat sich ein Estrichboden erhalten, dessen Unterlage nicht Rollsteine, sondern ausnahmsweise Dachziegelstücke bilden. Das Vorderhaus zerfällt durch den Corridor 4 in zwei Hälften, deren jede ursprünglich einer Dreitheilung unterzogen worden war; die Unterabtheilung in die Räume 21 und 22 in der Hälfte links brachte wohl erst eine bauliche Aenderung späterer Zeit zuwege. Gußboden fanden sich in den Abtheilungen 16, 17, 19 und im Corridor 4; in gleicher Höhe des Estrichs in 16 lag eine große Sandsteinplatte, vielleicht den Unterbau zur Feuerstelle der Küche bezeichnend. Zur Beurtheilung, welche Bestimmung dem vorspringenden Bau 23 zukam, fehlt jeder Anhaltspunkt.

Defto deutlichere Verhältnisse liegen auf der linken Hälfte dieses Vorderhauses vor. Ein schmaler Annex 24 schloß sich an die Außenseite an, als Magazin für Brennmaterial und als Aufenthalt jenes Slaven, welcher die Hypocauste *ε*, *η*, *ο*<sup>1</sup> und die nach meiner Annahme auf dem Ofenfundament *i* sitzenden Wasserkessel zu besorgen hatte. Bei *ρ* ist aus zwei liegenden Hypocaustsäulchen ein Mauerockel construiert, etwa zur Sitzbank des Heizers bestimmt, wenn er seines Dienstes wartete.

In den Hypocausten 20 und 21 steht die Mehrzahl der Säulchen noch intact, im ersteren kleineren, dessen Boden um 3 Cm. tiefer liegt, hat sich auch das an zwei massiven aufrecht stehenden Steinplatten erkennbare Heizloch *η* erhalten und besonders deutlich die Ausleitung für die Heizgafe in den Kamin, was ein besonderer Canal bewirkt, zu dessen Anlage wir den benöthigten Raum dem Hypocaust daneben abgewonnen sehen. Es biegt zu diesem Behufe die Scheidemauer im Viertelkreisbogen sich in das Hypocaust 20 hinein und verläuft als sich verjüngende Mauerzunge bis zur Mauer, welche die neben einander liegenden Kamine beider Hypocauste bei *γ* aufgenommen haben mußte.

Wie die beiden kleinen, dem Hausherrn zugewiesenen Räume 8 und 7 in das Verhältnis von Sommer- und Winterwohnung zu einander treten, so nehme ich es auch bezüglich der rechten und linken Seite des Vorderhauses an. Dafs man die im Winter zu bewohnenden Gemächer dem Bade so nahe als möglich rückte, ist ganz selbstverständlich.

In südöstlicher Richtung vom Eck des Hypocaustes 21, ziemlich in gleichem Niveau seines Bodens, entdeckte ich die Steinumfassung eines außer Gebrauch gesetzten Präfurniums *τ*; denn es ist kein Zusammenhang mit der benachbarten Heizung in ihrem Bestande zur Zeit der Aufdeckung nachweisbar. Von den einzelnen Abtheilungen des Hinterhauses, das für die Gemächer der Frauen nicht ungeeignet erscheinen dürfte, bleibt nur das beheizbare Zimmer 25 (7'30 × 8'40 M.) und die bemalten Räume 29 und 30 zu besprechen. Im ersten traf ich das wohlerhaltene Präfurnium *σ* außerhalb des Hauses verlegt; wie man dies des Oeftern begegnet, ward das Feuer durch zwei Seitenmüerchen aus Backsteinen noch eine Strecke von 2 M. weit zusammengehalten, bevor es sich im

<sup>1</sup> Das Präfurnium *ο* für die Heizung 20 mußte da hinaus sich öffnen, wenn auch wegen Abbruch jener ganzen Seite sich keine Andeutung davon erhalten konnte.

unterirdischen Raume ausdehnen konnte. Der Boden des Hypocausts bestand aus vorzüglich hartem Estrich; ein kurzer Sandsteinstumpf war als einziger Ueberrest der Pilae am Eingang des Heizloches stehen geblieben.

Während die zu beiden Seiten des Corridors gelegenen Räume 26 und 27 nichts erwähnenswerthes bieten, der schmale Zwischenraum 31 als directer Zugang für den Diener zum Zimmer des Hausherrn benützt worden sein kann, verdient das fast quadrate Zimmer 29, wie jenes daneben durch die maffenhaft vorgefundenen Reste der Wandbemalung einige Worte. Der Sockel im ertlen imitirte eine Mauerbekleidung in verschiedenen Marmorarten (kreisrunde Medaillons in Schwarzmarmor, eingesetzt in Tafeln von buntgefärbtem). Die Grundfarbe der Wände oberhalb des Sockels war weiß, durch gelbgefäunte rothe Streifen in abwechselnd schmale und breite Felder getheilt. Auf einer ziemlich großen Fläche, die sich restauriren ließ, füllten die erlteren phantastisch componirte dünne Palmenstengel aus, als Träger von zierlich geförmten Dächern, auch von allerlei Festons, fast alles in gelben Tönen. In dem großen Felde hängt, mit Bändern an die rothen Streifen gehängt, eine dicht geflochtene Guirlande aus Oliven- oder Lorbeer-Blättern, in deren Mitte ein Vogel sitzt, den eine zoologische Diagnose am ehesten als Taube erklären wird.

Noch einfacher sehen wir den Raum daneben bemalt, nämlich in der zu Brigantium häufig vorkommenden Spritzmanier: schwarze Linien theilen den durch rothe, gelbe und braune Farbtropfen melirten Grund in Felder ein. Unter den Flächen des Maueranwurfes ziehen sich 2 Cm. dicke Schichten vermoderten Holzes hin, mit vielen Eißennägeln darin, dann folgte Lettenboden, gemengt mit viel verkohltem Holze in eben solchen Streifen wie das vermoderte. Zur Zeit, als der bemalte Stucco noch an den Wänden des Zimmers haftete, mußte also der Boden, wie keinem Zweifel unterliegt, nach heutiger Weise mit genagelten Dielen belegt gewesen sein. Würde die Behauptung *Dr. F. Keller's*, als wären solche holzgetäfelte Böden bei den Römern nicht gebräuchlich gewesen, nicht schon längst durch die von *Wilmowsky* in der Villa zu Nening vorgefundenen Verhältnisse widerlegt sein, so ist sie durch die angeführte Auffindung vermoderter und verkohlter Bodenreste in wiederholter Aufeinanderfolge fogar auch mit Bezug auf unsere Gegend völlig unhaltbar geworden.

In beschriebener Ausstattung sahen diese Räume jedoch nicht den letzten Ruin der Stadt über sich hereinbrechen; ihre Zerstörung vollzog sich noch während der Bewohnung durch die Römer; denn über jene Trümmerfchichten folgten zwei unmittelbar übereinander liegende Estrichboden, jeder von 15 Cm. Dicke, von denen wohl der obere nach Abnützung des unteren aufgetragen worden. Aus schlechtem dünnen Kieselsteingemäuer sind dem rückwärtigen Haupte Vorbauten angehängt, zu deren schiefwinkliger Anlage die Richtung der steilen Böschung zwang, wahrscheinlich waren es nur die Fundamente hölzerner Baracken oder von Fachwerkbauten. Sie enthalten nur 3 Abtheilungen 32 bis 34 — etwa Selavenwohnungen, Stallungen oder Vorrathsräume — besonders die dem Bade genäherte Seite eignete sich als Aufbewahrungsort von Heizmaterial, als welcher der Heizgang 13, weil zu klein, nicht benützbar erscheint; von da aus fand dem Diener auch der nächste Zugang offen, um die beiden Hypocauste zu beheizen, und wie vorausgegangen erwähnt zum Wintergemache 7 zu gelangen. Den Corridor des Hinterhauses sehen wir auch durch diesen Anbau zwischen 32 und 34 fortgesetzt, und zu einem Ausgang gegen den steilen Abhang hinunter führend.

An die Rückseite der Villa schließen sich endlich noch die Einfassungsmauern des zu ihr gehörenden Hofes oder Gartens an; gegen Norden brechen sie bald ab, zerstört durch den Bau der Reichsstraße, in südlicher Richtung aber war sie noch 16 M. weit über das Eck des Raumes 31 hinaus in ununterbrochen gerader Linie bis zur Gutsgränze zu verfolgen. Wiederholungen zu vermeiden, behielt ich mir für den Schluß vor, über die Einrichtungsweise der in dieser Villa auf

gefundenen Hypocauste, deren wir nicht weniger als 7 kennen gelernt, noch einige Erklärungen zu geben und die Veränderungen, welche die Villa im Laufe der Zeiten erlitten, im Zusammenhang zu berühren. Es tritt uns im Vergleiche zum Hypocaust im kleinen Nachbargebäude der bemerkenswerthe Unterschied entgegen, daß zu allen Tragpfeilern der Suspensura ohne Ausnahme Sandstein zur Verwendung kam, nirgends gebrannte Thonplatten; ebenso wenig nimmt man Ausfütterungen der Heizlöcher aus letzteren wahr, auch da dient Sandstein zum Schutz der durch Feuer zerflöhbaren Mauern aus Flußgeröll. Mit Ausnahme des Hypocausts 7 stehen die Pilae auf regelrecht und höchst solid angelegten Gußböden, denen eine sanfte Steigung vom Feuerloch zum Kamin gegeben ist. Die Innenmauern dieser unterirdischen Heizräume schützt ein 13 Mm. dicker Bewurf von Ziegelfrich vor der Wirkung des Feuers, welches sonst die großen Rollsteine aus der Bregenzer Ache zu Kalk gebrannt hätte.

Durch die nachfolgende Zusammenstellung beabsichtigte ich zu bestimmten Zahlenverhältnissen zu gelangen, von welchen sich die Intensität der Beheizung ableiten ließe. Mag auch alle Vorlicht geboten sein, nicht zu rasch mit Schlußfolgerungen vorzugehen, so scheint sich denn doch aus dem Vergleiche zu ergeben, daß der Grad der Erwärmung sich umgekehrt verhält, wie die auf eine Pila sich berechnende Suspensurfläche oder, wie sich als fast identisch herausstellt, wie der auf gleiche Einheit sich berechnende Kubikinhalte des Hypocausthohlraumes. Die Bauregel hätte also davon auszugehen gehabt, die Pilae desto höher zu construiren und desto weiter auseinander zu setzen, je geringere Erwärmung verlangt wurde und umgekehrt; das stimmt in der That mit den Verhältnissen unserer Villa, indem sich das kleine Zimmer des Hausherrn als wenigst erwärmtes, die Wintergemächer 20 und 21 als höher, endlich Apodyterium und Tepidarium als stärkst erwärmte Räume herausstellen. Werfen aber die nahezu gleichen Coefficienten für diese zwei Baderäume diese Theorie nicht von vornherein über den Haufen? Durchaus nicht, denn man hat sich außerdem nach einem zweiten maßgebenden Factor umzusehen, ob ein Hypocaust mit Heiziegeln versehen war oder nicht? Unser Tepidarium unterschied sich, wie wir wissen, durch die Einrichtung mit tubuli vom Apodyterium, wodurch es trotz gleicher Verhältnisse des erhitzten Bodens vermittelt feiner durchbrochenen Wände einer ungleich größeren Wärmeabgabe fähig war.

	Anzahl der Pilae		Hohe der Pilae	Heizfläche der Suspensura	Hohlraum des Hypocausts	Auf je 1 Pfeilerchen	
	angefunden	berechnet				sich berechnende Heizfläche der Suspensura	sich berechnender Hohlraum des Hypocausts
Apodyterium c . . . . .	41	54	58	10'04 □ M.	9'30 Cub. M.	0'297 □ M.	0'172 Cub. M.
Tepidarium 10 (tubuli) . . . . .	27	34	58	11'75	6'81	0'345	0'200
Sudatorium 11 (tubuli) . . . . .	9	unbestimmbar	58	—	—	—	—
Vorderhaus kleines Hypocaust 21 . . . . .	52	72	60-05 <sup>1</sup>	24'93	15'58	0'346	0'216
Vorderhaus großes Hypocaust 20 . . . . .	79	110	57-62 <sup>1</sup>	45'72	27'20	0'304	0'234
Wintergemach des Hausherrn 7 . . . . .	28	28	75	12'44	9'33	0'444	0'333

Die Veränderungen, von denen nachweisbar die Ausgrabungen berichten, sind alle solcher Art, wie sie den Zerfall eines Wohnsitzes, mit dem zugleich der Niedergang der Colonie Hand in Hand gegangen sein wird, begleiten. Mit der hereinbrechenden Verarmung und Abnahme der Bewohner, verfielen die Luxus und Behaglichkeit spendenden Einrichtungen und Räumlichkeiten; die nachherigen Bauten bezweckten nur Raum zu schaffen, der den Infassen vor Ueberfall und Unbilden der Witterung Zuflucht bot. In der Villa ist es für's erste nachweisbar, wie das Kaltwasserbad schon zu Römerzeit außer Gebrauch gesetzt wurde, denn es zeigte sich bei der Ausgrabung zum Kehrwinkel herabgewürdigt, für mich hingegen zur ergiebigen Fundgrube aller Arten Scherben und Abfälle. War das Vollbad nicht mehr benützt, so werden die übrigen Theile der Badeanlage um so weniger ihrer ursprünglichen Bestimmung weiter gedient haben, als ja überhaupt die deutlichsie Außergebrauchsetzung mehrerer Hypocauste im Haufe vorliegt. In der Abtheilung 25

<sup>1</sup> Die Höhendifferenz der pilae gleicht die Steigung des Hypocaustbodens vom Feuerloch bis zum Kamine aus.

trennte nur eine 15 Cm. dicke Schuttschichte den ursprünglichen Estrichboden, der die Säulchen trug, von einem zweiten 9 Cm. dicken, ohne daß man wieder eine Heizeinrichtung damit verbunden fand. Ebenso machte ein gleich mächtiger Gußboden, der sich über das Präefurnium hinzog, die beiden Heizungen des Vorderhauses unbrauchbar; vielleicht verschuldete eben die Anlage dieses Estrichs die Zerstörung so vieler Mauern im Umkreise, weil deren Kiesel, zu Kalk gebrannt, das nabeliegendste Material zur Herstellung boten. Die Fundamente sind an den kreuzweise schraffirten Stellen oft bis auf den letzten Stein herausgehoben, die Höhlungen darnach mit Mauer- und Estrichschutt, fogar mit Sandsteinpfeilerchen des anstoßenden Hypocausts wieder zugefüllt, von denen ich drei wohl erhaltene aus der Tiefe eines halben Meters unter dem Niveau des alten Estrichbodens hervorzog.

Münzfunde innerhalb der Villa:

26 Mm. Bronze Ti(berius) Caesar. Divi. Aug. F. August. Imp VII. Kopf des Kaisers.

☉: Tribun. Potest. XVIII Pontif. Maxim., im Felde S·C Kaiserin Livia verfleiert, thronend mit Scepter und Opferchale. 15 n. Chr.

27 Mm. Bronze Imp. Caesar Vesp. F. Domitian. Aug. Imp.

☉: Trp. Cos. VIII. Des. VIII. P·P. Pallas mit Schild und Speer zwischen S·C 82 n. Chr.

34 Mm. Bronze Traiano Ger. Dac. P. M. Tr. P. Cos. V. P. P Kopf des Kaisers.

☉: C. S. P. Q. R. Optimo Principi S·C Roma stehend mit Speer und Victoria, zu Füßen ein gefangener Dacier. 104—110 n. Chr.

35 Mm. Bronze Imp. Caesar Nervae (Traian) o Aug. Ger. Dac . . . . P. P. Cos.

☉: Felicitas stehend, in der Rechten den Caduceus, im linken Arme das Füllhorn zwischen S·C Felicitas Augusta am Rande. Sesterz des Trajan geprägt zwischen 112 und 115 n. Chr.

30 Mm. Bronze Imp. Alexander Pius Aug. Kopf mit Lorbeer.

☉: Providentia Aug. Stehende Frau, in der Rechten das Füllhorn, mit der Linken Aehren haltend, zu Füßen ein Getreidescheffel mit hervorragenden Aehren zwischen S·C. Sesterz des Severus Alexander 222—235 n. Chr.

17 Mm Bronze mit Silberfuß. Julia Mamaea.

☉: (Feli)tas publica. Stehende Frau. Alexandri mater † 235 n. Chr.

18 Mm. Bronze mit Silberfuß. Claudius [II (Gothicus)].

☉: Victoria Aug. Siegesgöttin mit Lorbeer und Palmzweig. 268—270 n. Chr.

20 Mm. Bronze mit Silberfuß. Imp. C. Probus Aug. Brustbild des Kaisers.

☉: Providentia Aug. Die Providentia mit Kugel und Scepter. 276—282 n. Chr.

21 Mm Bronze . . . . . Probus Pi(us) Aug. Kopf des Kaisers.

☉: Tempor(um) Felici(tas) Stehende Frau 276—282 n. Chr.

23 Mm. Bronze Carinus Nobil. Caesar.

☉: Saeculi Felicitas. Carinus stehend in militärischer Kleidung. Lanze und Globus haltend. 282 n. Chr.

22 Mm. Imp. C. M. Aur. Carinus Aug.

☉: Salus Augg. Stehende Frau (Salus) 283—285 n. Chr.

Funde von Anticaglien:

Bruchstück einer Bronzetafel, welche in sogenannter Pinfelschrift den Anfang einer Inschrift trägt, welche zu lauten scheint: Imp(erator) C(aesar) Divus Vespasianus, möglicherweise auch Imp(eratoris) C(aesar) divi Vespasian. Filius Domitianus. Der durch schiefe Linien rauhgemachte Rand deutet an, daß die Platte in den Mauerbewurf eingelassen war. Sind auch 43 Jahre seit Auffindung dieses Fragments verstrichen, so ließ sich doch durch Augenzeugen feststellen, daß sein Fundort innerhalb dieser Villa lag (Mith. N. F. V. Jahrg., pag. CXXII, Fig. 5).

Doehthaken (acus) aus Bronze, gefunden in der südöstlichen Ecke der Verranda.

3 Schloßbefehläge, 2 kreisrunde aus Bronzeblech (73 und 112 Mm. Durchmesser) und 1 vier-eckiges aus Eisenblech; bei allen hat sich der Auschnitt für den Schlüssel und die 4 Löcher zur Befestigung deutlich erhalten. Das eiserne Befehlag zeigt fogar noch einen zweiten Schlitz neben dem Hauptschlüsseloch; alle 4 Nägel steckten noch in ihren Oeffnungen; da ihre Enden keineswegs umgebogen, setzt es eine sehr dicke Holzthüre voraus, zu dem das Schloß gehörte; alle vier Kanten der Platte sind schwach nach einwärts gebogen.

Großes eisernes Messer, Heft und Klinge in einem Stück; kleines Messerchen von Eisen, Klinge mit Bronzeblech belegt, welches die Holzschalen zu beiden Seiten festklemmt; Gefäßhenkel aus Blei, gefunden innerhalb des Präfurnium *r.* Rand einer großen Reibschale aus rötlichem Thon mit Ausguß, zu dessen beiden Seiten der Töpferstempel Q · PETR (ullus oder ulius) SATVRNI (Fig. 4); Ausguß einer großen Reibschale aus Terra sigillata; kleines Salbentöpfchen aus gelbem Thon, roh geformt, ein anderes von sehr gefälliger Form aus Terra sigillata und ein niederes, offenes Gefäßchen aus schwarzem Thon, dessen stark ausladender Bauch durch einwärts gedrückte Ovale in sechseckige Gestalt gedrückt erscheint. Viele Terra sigillata-Scherben von flachen Schalen, Näpfchen und besonders zahlreich von Bechern, von welchen ein Fragment den Namen SALINVS eingekratzt trug. Eine sehr dünnwandige Schale aus vorzüglichem Material scheint zum Aufhängen gedient zu haben (Blumenampel:), da ihre Form auf keinen Fuß zu schließen erlaubt, und der Rand an einer Stelle ein scharf durchbohrtes Loch zeigt. (Feinstes Dessin in Pflanzen-Ornamentik, das die Sammlung besitzt, leider nur zur Hälfte erhalten.) Auf Schalen- und Vasenfüßen finden sich die Töpferstempel: Apairi, Bassi, Buccio, Januairius, Momo, Secundi, Of. Sever und Severinus.

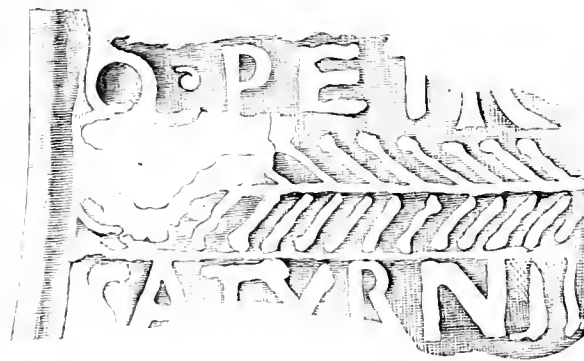


Fig. 4.

# Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniß zur Cultur der Indogermanen.

Von Dr. Mathias Much.

## II.

**A**USSER dem Dreiecke kommen auch das schraffierte Viereck, der mehrfache concentrische Kreis und das Kreuz in verschiedenen Abänderungen, seltener das getheilte Hackenkreuz oder andere geometrische Figuren vor. In den meisten Fällen finden diese Ornament-Elemente nicht für sich allein, als Einzelfiguren, sondern in Zusammenstellung mit anderen Anwendung.

Sehr entschieden und in weitaus überwiegender Weise tritt diese charakteristische Ornamentirung in den Pfahlbauten der krainischen, oberösterreichischen

ihnen knopfartige Vorsprünge mit einem Loche<sup>1</sup> zum Durchziehen von Schnüren nicht selten.<sup>2</sup>

Vergleicht man mit diesen merkwürdigen und höchst charakteristischen Gefäßen jene aus den Gräbern von *Alambra* auf *Kypern*, so ergibt sich mit Ausnahme kleiner meist nur Nebentheile betreffender Abweichungen eine so vollständige Verwandtschaft der Gefäße dieses Fundortes mit jenen unserer Pfahlbauten, daß ich die gegebene Beschreibung der letzteren ohne Aenderung eines Wortes auf die kyprischen hatte anwenden können.<sup>3</sup> *Cesnola* sagt nämlich über



Fig. 24

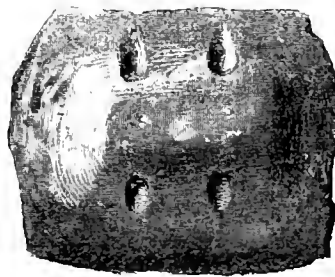


Fig. 25

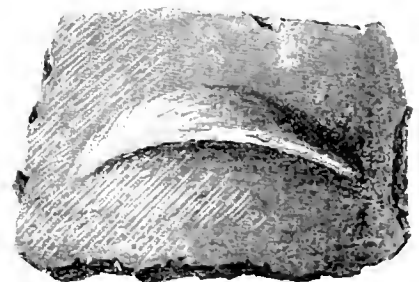


Fig. 26



Fig. 27

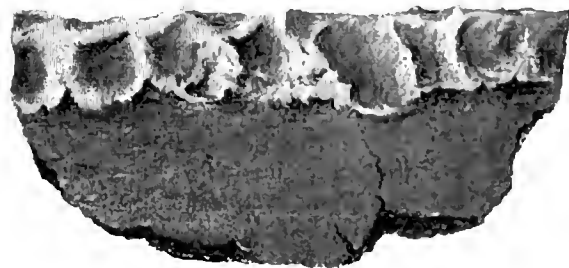


Fig. 28

und schweizerischen Seen auf, also gerade dort, wo wir auch das Kupfer vielfältig und zahlreich und in unmittelbarer Verbindung mit Steinwerkzeugen gesehen haben.

Vielleicht die meisten dieser verzierten, wohl auch manche unverzierte Gefäße haben eine sich der Kugel sehr annähernde Gestalt und gleichen somit einer Art noch heute gebräuchlicher Krüge; sie haben gewöhnlich große Henkel zum Anfassen, doch sind auch bei

dieselben in feinem bekannten Buche Folgendes. „Ich entdeckte hier (in *Alambra*) 82 Gräber, welche ich zu verschiedenen Zeiten zwischen 1868 und 1874 öffnete; sie interessirten mich außerordentlich, da ich sie zu den ältesten auf *Kypern* rechne. — Die Vasen, welche sich in diesen Gräbern fanden, waren von zweierlei Art

<sup>1</sup> Die hier beigegebenen Abbildungen sind Illustrationen zu Beispielen der Gefäß-Decorationen. *Mith.* XI, pag. XXXIX.

<sup>2</sup> Man vergleiche: *Arch. Geol.* v. a. O. Tab. I Fig. 1, 2, 3, 4. Tab. XXXI Fig. 10, 11. *Arch. Geol.* v. a. O. Tab. II Fig. 1, 2, 3, 4. *Mith.* XI, pag. XXXIX. *Wiener Anthropol. Ges.* Bd. II, Lfg. I, Fig. 1, 2, 3, 4. und *ibid.* Bd. VI, Lfg. III, Fig. 1, 2, 3, 4.

<sup>3</sup> *Cesnola* *Cypern*, Tab. XIII, nos. 1, 2, 3, 4, 5.

<sup>1</sup> Die hier beigegebene Tafel illustriert die Mittheilungen dieses Aufsatzes über die Funde im Mondsee. *Mith.* XI, S. XXXIX.

Die einen waren aus rohem rothlichen Thon verfertigt, *unvollkommen gebrannt* und hatten die Form großer Schalen mit *Löchern am Rande* zum Aufhängen; auch waren einige *Krüge mit nur einem Griffe* darunter. Die Vasen der zweiten Gattung bestanden in glänzend rothem oder *schwarzlackirtem* Geschirr<sup>1</sup> von *Kugelform*, einem Aryballos ähnlich, aber mit langem engen Halse<sup>2</sup> versehen. Die Verzierung auf diesen Vasen besteht in Zickzacklinien und anderen *geometrischen* Mustern, welche *tief in den Thon eingeschnitten* und *hiernach mit einer weißen Masse, vermuthlich Mortel,*<sup>3</sup> angefüllt sind.

Diese merkwürdige Aehnlichkeit des Ornaments beschränkt sich nicht auf die Gleichartigkeit der Technik desselben, sondern erstreckt sich auch auf die Formen. Was *Cesnola* kurz als geometrische Muster bezeichnet, ergibt sich aus den Abbildungen auf der Tafel XIII seines Werkes; sie bestehen wesentlich aus verschiedenen angeordneten Dreiecken, Vierecken und Zickzack-Bändern, deren eingeschlossene Flächen mit den in der mehrerwähnten Weise hergestellten weißen Linien



Fig. 29

dicht ausgezogen sind. Welche Aehnlichkeit zwischen den Gefäßen von Alambra und unserer Alpen herrscht, zeigen die vorstehenden Abbildungen (Fig. 29 und 30), welche einen Krug von der erstgenannten Fundstelle und einen aus dem Pfahlbau im Mondsee zur Anschauung bringen.<sup>4</sup>

In noch klarerem Lichte zeigt sich die Verwandtschaft zwischen der ältesten Thonindustrie auf Kypern und jener in den osterreichischen Pfahlbauten, wenn wir endlich auch noch auf die in den Gräbern von Alambra gefundenen Thonfiguren (Götter- und Almen-Bilder) Rücksicht nehmen, die in den Menschen und Thiere darstellenden Thonfiguren aus dem Laibacher und Mondseer Pfahlbau eine merkwürdige Analogie finden.<sup>5</sup>

Wie überraschend ist es nun, in Gesellschaft derselben Thongefäße, die wir in den Alpen als Begleiter von Kupfergeräthen kennen gelernt haben, an einem

so entfernten Orte ebenfalls *Kupfergeräthe*, und zwar *ausschließlich* Kupfergeräthe ohne Spur irgend eines anderen Metalles wieder zu treffen. Die Mannigfaltigkeit derselben ist eine größere als in den Alpenländern, denn es finden sich darunter auch Lanzenspitzen, Sicheln, eine Pinzette, eine Hammeraxt, doch ist die Ausführung weder in Bezug auf die Form noch auf die Technik eine vollkommener, die Aexte haben weder Schaftlappen noch Dülle, gleichen also ebenfalls ganz den Steinbeilen.

Allerdings fehlen in den bezeichneten Gräbern auf Kypern die in den Alpen von den Kupfergeräthen unzertrennlichen Steingeräthe, allein es ist denkbar, daß man diese einer Sitte zufolge nicht zu Grabbeigaben verwendete oder was wahrscheinlicher ist, daß die Bewohner Kyperns infolge des Reichthums ihrer Heimat an Kupfer früher in der Lage waren, sich der Steingeräthe zu entäußern. Ihre Anwesenheit ist aber zum Nachweise des hohen Alters und der Gleichzeitigkeit mit den Funden auf dem europäischen Festlande gar nicht erforderlich, da dieser Beweis genügend durch die Gefäße vermittelt wird, die *Cesnola* selbst zu den ältesten auf Kypern rechnet.<sup>1</sup>



Fig. 30.

Könnte hierüber noch ein Zweifel bestehen, so müßte er durch die Funde auf dem in allen Zeitaltern classischen Boden von *Troja* beseitigt werden. Auch auf dieser für die gesammte Alterthumsforschung unerforschlichen Stätte zeigt sich derselbe scharf ausgeprägte Charakter der Gefäße und neben diesen zahlreiche Geräthe aus *Kupfer*, wie auf Kypern und außerdem noch aus *Stein*, wie in den Alpen.

Namentlich haben die Funde in der untersten, also jedenfalls ältesten Stadt, eine ganze Reihe von Charakter-Merkmalen der Gefäße mit denen der bisher genannten Orte gemeinsam. Die größeren Gefäße bestehen auch hier aus grobem Thon, haben eine ungleiche Dicke, unebene Oberfläche und sind schlecht gebrannt; statt der Henkel finden wir Knöpfe oder Mammillen, die entweder eine wagrechte Rohre bilden oder fenkrecht und in diesem Falle manchmal doppelt durchbohrt sind, um die Tragschnüre aufzunehmen.<sup>2</sup> Für alle diese Merkmale finden sich in unseren Pfahlbauten hunderte von analogen Stücken.

Bei den kleineren Gefäßen zeigen sich dieselben in die Thonmasse eingegrabenen und mit weißer Masse ausgefüllten, zum größten Theile auch in ihrer Zeichnung gleichartigen geometrischen Ornamente auf schwarzem Grunde, wie wir sie bisher kennen gelernt haben. Man vergleiche die nebenstehenden Abbildun-

<sup>1</sup> Zweifellos ist hierbei nicht an wirklichen Lack, sondern nur an einen schwarzglänzenden Überzug gedacht.

<sup>2</sup> Es ist dies der wesentlichste Unterschied von den Pfahlbaukrügen, die zwar einen weiten Hals haben, doch kommt auch bei den kypriischen Krügen dieser zu einem weiten Hals vor.

<sup>3</sup> Offenbar eine Kalk-Masse gemeint.

<sup>4</sup> Man vergleiche ferner die Zeichnung auf den Krügen, auf der 2. und 5. Stelle der Taf. XIII von *Cesnola* mit der Zeichnung auf Fig. 27, der Taf. XXXIII von *Georg Protokhelvetes*, oder die Zickzack-Bänder des Kruges auf der 3. Stelle der Taf. XIII *Cesnola* mit Fig. 1 der Tafel III von *Mach*, Dritter Pfahlbau Bericht, Mitth. der Wiener Anthrop. Ges., Jahrg. 1871.

<sup>5</sup> *Cesnola*, a. a. O. S. 52.

<sup>2</sup> *Schliemann*, *Ilios*, S. 244, 248, 249. *Schliemann* constatirte noch Reste von Flachschnüren in diesen Röhren; im Mondsee fand ich sehr oft Reste von Schnüren aus Rind in denselben.



gen zwei ornamentirter Scherben (Fig. 31 u. 32), von denen der erste aus Troja, der andere aus dem Mondsee stammt.<sup>1</sup>

Auch die Formen der sorgfältiger ausgeführten Gefäße, namentlich der Krüge<sup>2</sup> und der Schalen mit eingezogenem Rande<sup>3</sup> nähern sich den unferigen; selbst die auf Füßen stehenden Gefäße sind den heimischen Fundstätten nicht fremd.<sup>4</sup>

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß sich an den Gefäßen der untersten Schichten von Troja auch manche fremdartige Erscheinungen zeigen, sie sind aber in der sogenannten ersten prähistorischen Stadt doch nur selten, und nehmen erst in den oberen Lagen, von der dritten Stadt an, die für unsere Betrachtungen nicht mehr in Rede kommen, an Zahl und Bedeutung zu. Diese wenigen und geringen Abweichungen und vereinzelt Erscheinungen können der Verwandtschaft der Keramik an all' den genannten Fundstätten keinen Abbruch thun, da sie durch die Wesenheit und die Zahl der Charaktereigenschaften in der Technik, Form und Ornamentik in genügender Weise nachgewiesen ist. Landschaftliche Abweichungen in den Thongefäßen derselben Zeit stellen sich überall ein. Für den, der

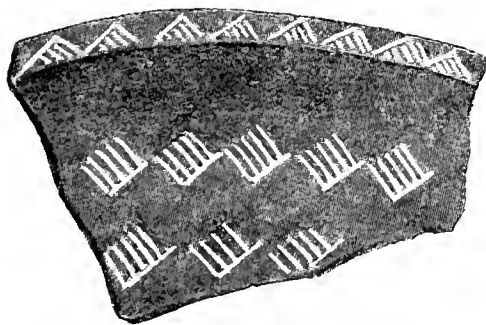


Fig. 31.

die Funde der oberösterreichischen und krainerischen Pfahlbauten genau kennt, besteht kein Zweifel, daß dieselben der nämlichen Zeit angehören, und doch welche Verschiedenheit in den Einzelheiten der gemeinsamen Eigenschaften! Selbst bei Gefäßen nahe gelegener Orte finden sich derlei Abweichungen, wie z. B. bei denen aus den großen Gräbchen von Zegersdorf, Pillichsdorf, Bernhardsthal, Rabensburg und Bullendorf in Nieder-Oesterreich, die auf einem kleinen Gebiete vereinigt bei aller Verwandtschaft der allgemeinen Charaktere sich doch durch viele Einzelmerk-

male deutlich von einander unterscheiden. Wenn nun schon an so nahe gelegenen Orten Abweichungen sich einstellen, so dürfen sie an von einander so entfernten Fundstätten nicht überraschen; man darf eben nicht vergessen, daß der menschliche Geist nie ruht und daß nichts so geeignet ist jeder bildnerischen Laune zu dienen als der Thon.

Ohne Zweifel haben wir es an den durch ihre verwandte Keramik gekennzeichneten Orten, also vornehmlich in den neolithischen Pfahlbauten der Alpen, in den Gräbern von Alambra und in der ältesten Stadt von Troja, mit derselben culturgeschichtlichen Periode zu thun. Ist dies richtig, dann müssen auch die anderen wesentlichen Erscheinungen zutreffen. Der Reichthum nun der untersten Schuttlagen von Troja an Steingerath ist bekannt, für unsere Zwecke aber genügt es beizufügen, daß auch die Zahl der Kupfergegenstände eine nicht geringe ist, deren Bedeutung überdies durch die Mannigfaltigkeit der Funde, wie Bolzen, Nadeln, Spangen, Messer, ein Armband,<sup>1</sup> Ohringe<sup>2</sup> sich wesentlich erhöht.

Schliemann sagt über die Metallfunde der ersten und zweiten Stadt<sup>3</sup> folgendes: „Ware unter zahl-



Fig. 32.

reichen Bronzewerkzeugen eines aus Kupfer gefunden worden, so möchte dann dies letztere in der That auf einen mehr zeitweiligen Mangel an Zinn hinweisen; da aber alle Gegenstände aus der ersten und zweiten Stadt von Hisarlik bei Professor W. Chandler Robert's hochwichtiger Analyse sich als aus reinem Kupfer bestehend erwiesen, so müssen wir daraus natürlich schließen, daß das Zinn ihren Einwohnern gänzlich unbekannt war“. Schliemann's neuestes Werk über die Ausgrabungen in Troja<sup>4</sup> hebt allerdings die Ausschließlichkeit des Kupfers in der zweiten, ja selbst in der ersten Stadt wieder auf, doch genügt die Thatfache, daß in der ersten Stadt nach Chandler Robert's zuverlässiger Analyse zahlreiche Gegenstände aus reinem Kupfer und in primitiven Formen neben einer großen Menge von Steingerathen und neben jenen so scharf charakterisirten Thonerzeugnissen vorkommen.

Diese primitiven Formen der Metallgerathe erhalten sich in Troja auffällenderweise sehr lange, denn während in der dritten Stadt bereits eine vollständige Umwälzung in der gesamten Keramik eingetreten ist und zahlreiche neue Formen von Metallgegenständen, namentlich der große Fund von Goldschmuck und von Goldgefäßen erscheinen, erhalten sich die

<sup>1</sup> Ein klares Bild der ältesten trojanischen Keramik gibt *Trichow* in seinem Werke „Alttröjanische Gräber und Schadel“ S. 11 u. ff., sowie auf Taf. VIII. Was *Trichow* hierüber sagt, bezieht sich fast ganz auf unsere oberösterreichischen Pfahlbau-Gefäße in Anwendung bringen, insbesondere ist der technische Vorgang bei der Glättung derselben hier genau der nämliche, nur scheinen bei uns statt der Glättsteine Knochenpateln verwendet worden zu sein; die Ornamente auf der ersten Figur, S. 53, das schräglinnige Dreieck und Viereck, könnten auch in einem Pfahlbau Oberösterreichs hergestellt sein. Ein Unterschied scheint darin zu bestehen, daß die weißen Ornamente in Troja zumeist auf dem Rande und selbst auf der Innenseite von flachen Schalen, anderwärts — Kypern eingeschlossen — fast ausschließlich auf der Außenseite von Gefäßen vorkommen, die sich mehr oder weniger der Krugform nähern. Man sehe ferner *Schliemann*, Troja, Fig. 1, 2, *Hios*, S. 249, Fig. 23, 35 und vergl. insbesondere Fig. 28 und 29 mit Fig. 13 und 14 der Taf. III in *Much*, Dritter Pfahlbau-Bericht. Mitth. der Wiener Anthropol. Ges., Jahrg. 1879 und Fig. 1, Taf. XXXIII in *Große*, Protohelvetes, weiter *Schliemann*, *Hios*, Fig. 45 mit Fig. 5, Taf. III in *Much*, Dritter Pfahlbau-Bericht a. a. O., *Schliemann*, *Hios*, Fig. 72 mit Fig. 9 und 10, der Taf. III in *Much*, Dritter Pfahlbau-Bericht.

<sup>2</sup> Vergl. *Schliemann*, *Hios*, Fig. 47, 56, 57, 58, mit den Krügen von Alambra und den auf S. II angeführten Krügen aus den oberösterreichischen Pfahlbauten.

<sup>3</sup> *Schliemann*, *Hios*, Fig. 37, 38, gleiche Schalen kommen auch im Mondsee vor.

<sup>4</sup> Vergl. *Schliemann*, *Hios*, Fig. 60, *Große* X, a. a. O. Taf. XXXII Fig. 1, auch im Mondsee kommen sie vor.

<sup>1</sup> *Schliemann*, *Hios*, S. 42, 43 und II.

<sup>2</sup> *Trichow*, Zeitschrift für Linnologie XV, S. 231.

<sup>3</sup> *Hios*, S. 202.

<sup>4</sup> *Troja*, S. 11 und 113.

Beile in ihrer ursprünglichen dem Steinbeil nachgeahmten Form, wenngleich sie nun nicht mehr aus Kupfer, sondern aus Bronze bestehen.<sup>1</sup> Dies scheint darauf hinzudeuten, daß sich mit einer gewissen Raschheit fremde Einflüsse, namentlich bei den Thon- und Goldfächern geltend gemacht haben, während das Arbeitsgeräth als einheimisches Erzeugnis bei der gewohnten Form verharrt. Gold muß übrigens schon in der ersten Trojanischen Stadt reichlich vorhanden gewesen sein, wie sich aus der Vergoldung eines kupfernen Messers ergibt; in der zweiten Stadt fanden sich Schmuckgegenstände aus diesem Metall.<sup>2</sup>

Endlich scheinen auch noch die Funde auf den Inseln *Thera* und *Therassia* im griechischen Archipel in diese Zeit zu gehören und insbesondere den Funden von Troja nahe zu stehen. Dort fanden sich unter einer mehr als 20 M. mächtigen Schichte von Lava oder Bimssteintuff Reste von vorgeschichtlichen Wohnstätten, in welchen Scherben von Thongefäßen, Messer, Pfeilspitzen, Schaber von Obsidian und andere Geräthe aus Stein, sowie eine Sage aus reinem Kupfer, und Plättchen und Perlen von Gold vorkamen.<sup>3</sup>

Von der größten Bedeutung für die Klarstellung dieser Periode ist endlich *Virchow's* Vortrag vom 20. October 1883 über Gräberfunde der jüngsten neolithischen Zeit aus Kujavien, den Provinzen Posen und Sachsen.<sup>4</sup> Mit Bethätigung einer staunenswerthen Detailkenntnis und mit dem freien Ueberblicke des Meisters wird im Anschlusse an die Gräberfunde von Kujavien auf eine ganze Reihe von Gefäßen aufmerksam gemacht, denen durch Gestalt, Technik und Form der Ornamente und durch die Art der Nebenbestandtheile (Henkel) ein bestimmter gemeinsamer Charakter verliehen wird. Schon in einem früheren Berichte<sup>5</sup> hat es *Virchow* ausgesprochen, daß die kujavischen Gefäße, obwohl sie einerseits zweifellos der sogenannten neolithischen Zeit angehören, anderseits doch in sicherer Beziehung zur Metallzeit stehen. Derartige mit den kujavischen in ihren wesentlichen Merkmalen übereinstimmende Gefäße sind nun auf einem viel weiteren Gebiete Nord-Deutschlands nachgewiesen. Sie scheinen zu den Gefäßen der älteren Pfahlbauten in einer gewissen Parallele zu stehen, denn in ihrer Gesellschaft fanden sich zahlreiche Steingeräthe der neolithischen Periode, doch laßt sich, wenn auch vorläufig erst durch wenige Funde der Nachweis führen, daß sie, wie *Virchow* sagt, „auf der Gränze oder auf dem Uebergange von der neolithischen Zeit zur Metall- (Kupfer- oder Bronze-) Periode stehen.“ Charakteristisch für diese Funde ist, daß das „Metall, wo es vorkommt, meist sehr spärlich und zugleich sehr primitiv gearbeitet ist,“ wo endlich eine genauere Untersuchung möglich war, hat es sich als reines Kupfer gezeigt.

*Virchow's* diesfällige Untersuchungen sind von der größten Bedeutung und mit Recht hat er selbst ausgesprochen, daß damit für ein weites Gebiet Norddeutschlands ein großer und wichtiger Abschnitt der prähistorischen Zeit, nämlich der Beginn der Metallperiode sicher festgestellt ist. Was sich zuerst bei den kujavischen Gräbern von Janischewek ergab, ist nun

für eine ganze Reihe von Funden, speziell von Gefäßen Norddeutschlands umso gesicherter, als letztere in vielen charakteristischen Merkmalen mit den Gefäßen aus der Zeit des ersten Auftretens des Metalles in den südlicheren Ländern übereinstimmen. Für die Zwecke dieser Abhandlung aber ist die Thatfache von der größten Bedeutung, daß uns auch hier am Beginne der Metallzeit das Kupfer zuerst entgegentritt.

Alle diese über ein großes Gebiet verbreiteten, in ihrer archäologischen Bedeutung zumeist durch die Beobachtungen hervorragender Forscher gesicherten Funde reichen allein hin, nachzuweisen, daß die Bewohner eines großen Theiles von Europa schon während der sogenannten jüngeren Steinzeit in der Kenntnis des Kupfers gewesen sind und Geräthe aus ungemischtem Kupfer besaßen und gebrauchten. Außer diesen Funden gibt es noch eine große Zahl anderweitiger Funde von Kupfergeräthen, namentlich von Kupferbeilen, die wir nun folgerichtig ebenfalls dieser Zeit zuweisen müssen. Allerdings fehlen bei vielen derselben nähere Belege für ihre örtliche oder zeitliche Gemeinamkeit mit Steingeräthen oder mit Gefäßen oder anderen Gegenständen der Steinzeit, allein sicher nicht deshalb, weil letztere nicht vorhanden waren, sondern weil nur mangelhafte Beobachtungen oder Berichte darüber vorliegen; in manchen Fällen mag wohl auch noch eine Prüfung der Qualität der Funde nothwendig sein.

Die nachfolgenden Mittheilungen machen auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sie sollen nur als Ergänzung der schon bisher genügend gesicherten Funde dienen und dort wo es noth thut, zur Prüfung der vorliegenden Objecte anregen.

Ich beginne mit Funden, die in der letzten Zeit Gegenstand umfassender Verhandlungen gewesen sind, nämlich mit jenen in Portugal. Aus den Berichten, die mir hierüber zugänglich sind,<sup>1</sup> geht hervor, daß in diesem Lande und auf der iberischen Halbinsel überhaupt Kupferfunde gar nicht zu den Seltenheiten gehören. Die von *Virchow* beschriebenen Dolche und Flachbeile entsprechen in ihrer Form nach des Autors Meinung genau jenen von Hissarlik, sie gleichen aber auch mehr oder weniger den Kupferfunden aus den schweizerischen und österreichischen Pfahlbauten, und erweisen dadurch ihren einheitlichen Charakter und die Gemeinamkeit ihrer Zeit. Angesichts der schon erwähnten Funde von Césareda, wo Kupfergegenstände und Steingeräthe zusammen erhoben worden sind, kann wohl kein Zweifel über das Alter aller iberischen Kupferfunde bestehen.

Von Gegenständen aus reinem Kupfer, beziehungsweise von kupfernen Flachbeilen, sind in Frankreich 16 bis 19 bekannt. Eines dieser Flachbeile wurde bei Sempesseure,<sup>2</sup> zwei andere bei Port-Saint-Père, eines bei Saint-Père-en-Retz, endlich 12 bis 15 in einem irdenen Topfe beisammen bei Blaye (Gironde) gefunden.<sup>3</sup> Bei den Kupferbeilen von Saint-Père-en-Retz befand sich auch ein Schmuckstück aus Gold; *Mortillet* ist im

<sup>1</sup> *Virchow*, Ueber den internationalen prähistorischen Congress in Lissabon. Zeitschrift für Ethnologie, Jahrgang 1880, S. 352. *Schwauffhausen*, der neunte internat. Congress für prähistorische Anthropologie und Archäologie in Lissabon. Separat-Abdruck aus dem Archiv, S. 10.

<sup>2</sup> *Gabr. et. Abr. de Mortillet*, Musée préhistorique. Pl. XCIII. Fig. 1156 et 1157.

<sup>3</sup> *Gabr. Mortillet*, Classification et chronologie de haches en bronze. Matériaux V. p. 450.

<sup>1</sup> *Schliemann*, Ilios, S. 530 u. ff.

<sup>2</sup> *Schliemann*, Ilios, S. 305. Troja, S. 113.

<sup>3</sup> *Holländer*, Der vorgeschichtliche Mensch. II. Auflage, S. 260 und ff. Ueber die Art der Thongefäße ist aus dieser Quelle nichts sicheres zuzunehmen.

<sup>4</sup> Zeitschrift für Ethnologie, Jahrgang 1883, S. 431, eif. Mittheilung 1884.

<sup>5</sup> Zeitschrift für Ethnologie, Jahrgang 1880, S. 370.

Zweifel ob von gallischem oder Hallstätter Typus. Dieser Zweifel gestattet uns anzunehmen, daß das Schmuckstück überhaupt schwer einer bestimmten Periode zugewiesen werden und daher auch ebenso alt sein kann, wie jene Goldfunde, welche auch anderwärts zuweilen Kupferfunde begleiten.

Außer diesen Funden erwähnt *Virchow* in dem schon bezeichneten Berichte<sup>1</sup> dreier roh gegoffener Beile und einer richtigen Axt, welche bei St. Jean de Mac gefunden wurden und sich jetzt im archäologischen Museum in Bordeaux befinden, wozu noch ein Kupferfund bei Arvieux kommt.<sup>2</sup> In seiner Fundstatistik führt *Freih. v. Tröulsch* Habay la Neuve in Belgien an, wo eine Waffe aus Kupfer („arme de cuivre“) gefunden worden ist.<sup>3</sup>

Diesem ausgezeichneten Werke, sowie besonderen schriftlichen Mittheilungen verdanke ich die Kenntnis einer weiteren Reihe von Fundorten in der Schweiz, und zwar: Auvener, Chardonne, Basel, Cortaillod, Estavayer (Perlen), Gerlafingen (Dolch, 5 Meißel, 1 Beil), Meikirch (Schmelztiegel), Montreux, Mt. de Charpigny, Siffach, Tschugg (Kupferkuchen), Wartenberg, Yvorne, obere Zihl (Dolch), von denen Meikirch wegen des Fundes zweier Schmelztiegel und Tschugg wegen eines 15 Pfund schweren Kupferklumpens hervorzuheben und wozu vielleicht auch die Funde von Altenstadt (mehrere Klumpen von reinem Kupfer und von Kupfer mit Nickel), und Heutrich (2 Klumpen reines Kupfer und 2 Klumpen Kupfer mit Nickel) zu zählen sind.

Diese nicht unbedeutende Zahl von schweizerischen Kupferfunden wird endlich durch die schon erwähnte Statistik des Herrn *B. Forrer* noch um ein namhaftes erhöht. Dasselbe<sup>4</sup> werden außer schon genannten noch folgende Fundorte aufgezählt: Hallau (Beil), Hinwil (sehr großes Beil), Katzensee (zwei Beile, Meißel, Dolch und Niete), Wollishofen (Pfahlbau: „Haumeißer“, zwei Beile, Pfriemen), Zürich (großer Hafner-Pfrieme, in der Limmat: ein Nagel, außerdem ein Dolch), Dietikon (Beil), Oberwil bei Bremgarten (Beilhammer), Ehrendingen (großes Beil), Greng am Murtener See, (Pfahlbau: zwei Beile), Vallamand (Murtener See: Dolch), Champvevres (Pfahlbau: Dolch), Monruz (Pfahlbau: Dolch, zwei Messerchen), Portalbau (Pfahlbau: ein Beil, Dolche, Lanzen- und Pfeilspitzen), Concise (Pfahlbau: großer Meißel), Chevroux (Pfahlbau: zwei Spitzen). Auch von diesen Kupfergegenständen wurden viele in Gesellschaft von Steinwerkzeugen getroffen. Die Gesamtzahl der bisher in der Schweiz gefundenen Kupfergeräthe erhöht sich damit auf beiläufig 250 Stücke.

In Italien wurde ein kupfernes Flachbeil in der Provinz Siena gefunden;<sup>5</sup> ein zweites derartiges Beil stammt aus den Kupferminen von Montauto in Toscana,<sup>6</sup> ein drittes endlich, welches gleichfalls den gewöhnlichen Steinbeilen vollkommen entspricht, sechs Zoll lang und anderthalb Zoll breit ist, stammt aus einem etruskischen Grabe und wird gegenwärtig im Berliner Museum aufbewahrt. Sein Vorkommen in einem etruskischen Grabe könnte zu der Vermuthung führen, daß dasselbe viel jüngeren Ursprungs als die

Kupferbeile der Pfahlbauten, und somit zu dem Nachweise geeignet sei, daß auch noch in viel späterer Zeit Kupfergeräthe gemacht wurden und demnach von einer eigentlichen Kupferzeit nicht die Rede sein könne. *Lezans* bezweifelt daher auch, daß dieses Stück je als Werkzeug benutzt worden ist, und meint, daß es gewissermaßen statt eines Steinbeiles oder Ceraunius (Donnerkeil) aus Kupfer angefertigt und in das Grab gelegt wurde. Man konnte sich mit dieser Ansicht ganz gut befremden, ohne eine besondere Kupferzeit preiszugeben; denn da in allen anderen so zahlreichen Gräbern Etruriens nichts ähnliches gefunden worden ist, so könnte es sich bei dem fraglichen Stücke nur um einen ganz speciellen Fall handeln. Es ist aber gar nicht nothig, die besondere Anfertigung des kupfernen Beiles zu einem sacralen Zwecke anzunehmen; zur Zeit der Bereitung jenes Grabes war die Verwendung des reinen Kupfers zu Werkzeugen schon ebenso vergessen, wie es die der Steinbeile war, und ein im Boden gefundenes Kupferbeil von dieser Form mußte daher nicht minder sonderbar und darum geeignet scheinen, zu dem beabsichtigten sacralen Zwecke zu dienen, als die zu ähnlichen Zwecken verwendeten Steinbeile.

Vier andere kupferne Flachbeile italienischen Ursprungs sah ich im vorigen Jahre im Museum zu Reggio nell' Emilia; drei derselben von 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> bis 11 Cm. Länge stammen aus der Provinz, sie sind nach den freundlichen Mittheilungen des Directors *Chierici* Einzelfunde; das vierte, 16 Cm. lang und 5 Cm. breit, soll aus der Terramare-Ansiedlung Casinalbo in der Provinz Modena gekommen sein; es besteht dem Anscheine nach aus tiefrothem, aber sproden und unreinen, von nichtmetallischen Stoffen durchsetzten, also wahrscheinlich aus einem unvollständigen Schmelzverfahren hervorgegangenen Kupfer.<sup>1</sup>

In nicht geringer Anzahl kommen die kupfernen Flachbeile in Irland vor; im Dubliner Museum sollen 30 Kelte und eine Schwertklinge aus unvermischem Kupfer sich befinden.<sup>2</sup> In England scheinen dieselben seltener zu sein; *Lubbock* bringt in seinem Werke die Abbildung eines bei Waterford gefundenen kupfernen Flachzertes,<sup>3</sup> das ganz den bisher beschriebenen gleicht. Außerdem berichtet *Hellwald*<sup>4</sup> von einem Kupferfunde in der Kenthöhle. In derselben fanden sich bekanntlich Reste aller urgeschichtlichen Perioden; für unsere Aufgabe von besonderem Interesse ist darunter der Fund von Kupfer Schmuck und zweier plattgequetchter Kuchen von metallischem Kupfer, welche Gegenstände unter einem wahrscheinlich herabgestürzten Felsblocke bei irdenem Geschirr, Holzkohlen, menschlichen Zähnen und Beinen, Steingeräthen, Zinngefäßen und zwei Todtenurnen lagen.

Bei dem Reichthum vorgeschichtlicher Denkmale in Danemark ist im vorhinein zu erwarten, daß hier auch die kupfernen Flachbeile nicht fehlen. Ich sah deren bei meinem Besuche des Museums in Kopenhagen im Jahre 1880<sup>5</sup> und zwar 5 bis 6 Stück, von wechselnder Größe ohne Vorrichtung zum Schneiden

<sup>1</sup> Zeitschrift für Ethnologie, Jahrgang 1880, S. 353.

<sup>2</sup> *Freiherr v. Tröulsch*, a. a. O. S. 65.

<sup>3</sup> *Freiherr v. Tröulsch*, a. a. O. S. 65.

<sup>4</sup> *Antiqua*, Jahrg. 1885, S. 87, 176.

<sup>5</sup> *Gabr. et. Ad. de Mortillet*, Musée. Pl. XCIII, Fig. 11.

<sup>6</sup> *Gabr. de Mortillet*, Revue. An. 1881, p. 70.

<sup>1</sup> Von einem in diesem Museum und einem zweiten im Museum von Verona befindlichen Flachbeile wird späterhin die Rede sein.

<sup>2</sup> *John Lubbock*, Die vorgeschichtliche Zeit, I. Bd., S. 10. Bezüglich des Schwertes muß dies wohl zweifelhaft erscheinen, eine Analyse hegt nicht vor, aber auch keine Beschreibung, welche Art dieses Schwert ist.

<sup>3</sup> *Lubbock*, a. a. O. I. Bd., S. 12.

<sup>4</sup> *Hellwald*, Der vorgeschichtliche Mensch, II. Auflage, S. 17. Die Quelle ist wie bei *Hellwald* in der Regel nicht angegeben, vielleicht *Journal*.

<sup>5</sup> Im 4. Saale im Schrank Nr. 71 und im 5. Saale im Schrank Nr. 72.

und genau in der Form der übrigen kupfernen Flachbeile, zumeist ohne oder mit schlechter Patina. Eine Analyse ist mir nicht bekannt, doch spreche ich diese Stücke als kupferne an. Ein aus Danemark stammendes Flachbeil aus ungemischtem Kupfer mit allen Charaktereigentümlichkeiten der Objecte dieser Art befindet sich in meiner Sammlung (Fig. 33).

Bei dem Umfange, als der Zeitabschnitt, welcher diese Abhandlung zu charakterisiren sucht, in Deutschland bis jetzt wenig Beachtung gefunden hat, und fast ausschließlich nur von unserem Altmeister *Virchow* in seiner Bedeutung gewürdigt worden ist, sollte man glauben, daß die Funde von Objecten aus ungemischtem Kupfer sehr selten sind; ihre Zahl ist aber eine unerwartet große und es ist zu hoffen, daß sich dieselben rasch vermehren und die Periode, der sie angehören, klareres Licht erhalten wird, sobald man nach dem Vorgange *Virchow's* auch den begleitenden Fund-Objecten eingehendere Aufmerksamkeit zu schenken sich entschließt.

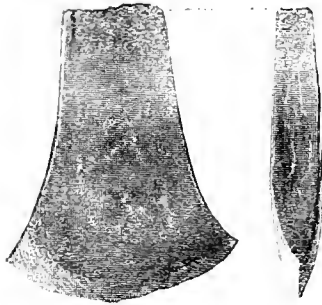


Fig. 33.

Einer der merkwürdigsten Kupferfunde dieser Art ist jedenfalls jener von *Bythin*.<sup>1</sup> Hier sind hart an einem großen Steine in einer Tiefe von 2 $\frac{1}{2}$  bis 3 Fuß zwei kleine durch ein Joeh verbundene Stiere von reinem Kupfer und daneben sechs Aexte (Kelte) verschiedener Größe von demselben Metall gefunden worden. Eine ähnliche Axt bespricht *Virchow* in Verbindung mit diesem Funde.<sup>2</sup> Es ist sehr bedauerlich, daß gerade bei diesen Metall-Gegenständen nichts anderes gelegen war, was über die Zeitstellung sichere Anhaltspunkte geben könnte, dennoch trage ich kein Bedenken, die Beile sammt den Stierfiguren dem Beginne metallurgischer Thätigkeit zuzurechnen, also jener Zeit, in der noch Steingeräthe in überwiegendem Gebrauche waren. Schwierigkeit in der Zeitstellung konnten nur die Stierbilder bereiten; allein was die figurale Darstellung betrifft, so ist dieselbe in der That eine sehr ursprüngliche, weit hinter den bronzenen Stierbildern der Hallstatter Periode<sup>3</sup> zurückstehend. Mit mehr Recht kann man die Stierfiguren von *Bythin* den, meist Kinder, Schweine und Hunde darstellenden Thonfiguren des Pfahlbaues im Mondsee,<sup>4</sup> den Schweizer Pfahlbauten,<sup>5</sup> dann den die Kupfergegenstände in dem Laibacher Moore<sup>6</sup> und in den Gräbern von

*Alambra*<sup>1</sup> begleitenden menschlichen Figuren aus Thon, endlich dem aus Bronze oder Kupfer gegossenen Idole aus der zweiten prähistorischen Stadt von *Troja* vergleichen.<sup>2</sup>

Auch in technischer Beziehung ergibt sich kein Bedenken gegen die Zuweisung an eine so frühe Zeit. Die Leute, welche die in schönen Verhältnissen geformten Kupferbeile — wie es den nahen Ansehn hat mit Hilfe von Wachs-Modellen<sup>3</sup> — zu erzeugen im Stande und Thierbilder zu machen gewohnt waren, konnten auch einmal ein solches Thierbild aus Wachs modelliren und auf den Gedanken kommen, dasselbe nun in Kupfer zu gießen. Zudem werden wir noch sehen, daß in dieser Zeit noch weit complicirtere Gegenstände aus Kupfer gemacht worden sind, weshalb auch der Anfertigung jener Stierbilder keine nennenswerthe Schwierigkeit entgegenstehen konnte.

Entscheidend bleiben immer die in Gesellschaft dieser Figuren gefundenen Beile aus Kupfer, welche wegen ihrer dem Steinbeile entlehnten Form den Kupferbeilen der Pfahlbauten an die Seite zu setzen sind.

Das von *Virchow* an der angeführten Stelle abgebildete Flachbeil besteht überwiegend aus Kupfer, es ist gar kein Zinn darin. Ebenso enthält ein von *Gissmann* analysirter, auf dem Geiersberg gefundener Kelt reines, das heißt nicht mit Zinn gemischtes Kupfer und etwas Eisen, Wismut, Antimon und Nickel, also Bestandtheile, die durch natürliches Vorkommen an das Kupfer gebunden waren.

An einer anderen Stelle<sup>4</sup> berichtet *Virchow* über eine Anzahl von kleinen röhrenförmigen und größeren armbandähnlichen Spiralgewinden aus bandartigen Streifen, welche bei *Skarbnice* nächst *Znin* im Großherzogthume *Posen* gefunden wurden. Die von *Salkowski* vorgenommene chemische Analyse ergab 96·6% Kupfer, etwas Eisen und Verunreinigungen, jedoch weder Zinn noch Zink; das Material erweist sich also als ein allerdings ziemlich unreines, doch nur mit natürlichen Beimengungen veretztes, daher absichtlich nicht vermischtes Kupfer. In der Nähe des Fundortes, doch nicht bei den Kupfergegenständen selbst lag ein Steinhammer mit nicht vollendetem Bohrloche.

Eine ähnliche Kupferlocke oder Kupferrohre scheint der „krausgewundene Kupferdraht“ gewesen zu sein, dessen Freiherr von *Ledebur* (Das königliche Museum vaterländischer Alterthümer 1838) gedenkt.<sup>5</sup>

Nicht mit voller Sicherheit, aber doch mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit laßt sich annehmen, daß auch einige in der Gegend von *Quersfurt* gefundene Kupfergegenstände dem Bereiche dieser Untersuchung angehören. Sie stammen aus mehreren Gräbern mit unverbrannten Leichen, welche auf dem Hutberge südlich von *Leitra* eröffnet wurden<sup>6</sup> und bestehen aus dem Reste eines Ringes von dünnem Kupferblech und einem kupfernen tiegelartigen Gefaße mit Handgriff. In demselben Grabe befand sich eine bronzene Spange (z) ohne Dorn und in einem benachbarten ein

<sup>1</sup> Zeitschrift für Ethnologie, Jahrgang 1873, S. 29.

<sup>2</sup> Zeitschrift für Ethnologie, Jahrgang 1876, S. 186.

<sup>3</sup> *Precht, v. Sacken*, Das Grabfeld von Hallstatt, Taf. XVIII, Fig. 31, 32, 33, Taf. XXIII, Fig. 6. Dr. *Harberl*, Mittheil. d. Wiener Anthropol. Ges., Bd. II S. 3-7.

<sup>4</sup> *Muller*, Dritter Pfahlbau-Bericht, Mittheil. d. Wiener Anthropol. Ges., Bd. VI S. 183, Taf. IV, Fig. 15-21.

<sup>5</sup> *Leibniz*, Les Protohelvètes, Taf. XXVI, Fig. 65, 66.

<sup>6</sup> *Prechtmann*, Mittheil. d. Wiener Anthropol. Ges., Bd. VIII, Taf. I, Fig. 10 und Taf. II, Fig. 12, 13, 14.

<sup>1</sup> *Cesnola*, a. a. O. Taf. XII.

<sup>2</sup> *Schliemann*, Troja, S. 186.

<sup>3</sup> Man erinnere sich des in einer Lehmform liegenden Kupferbeiles von *Sipplingen*.

<sup>4</sup> Zeitschrift für Ethnologie, Jahrg. 1879, S. 134.

<sup>5</sup> Zeitschrift für Ethnologie, Jahrg. 1879, S. 136.

<sup>6</sup> Zeitschrift für Ethnologie, Jahrg. 1879, S. 158.

kleiner polirter Steinmeißel und eine ziemlich regelmäßig abgearbeitete Kugel.

Derselbe Berichtertatter, Pfarrer *O. Walter* zu Crumpa, gedenkt schließlich noch eines bei Schnellrode gefundenen kupfernen Beiles, das „sonderbarerweise ohne Stielloch“ sei, also offenbar die Form der Steinbeile hatte.<sup>1</sup>

In der Ausstellung prähistorischer Funde Deutschlands zu Berlin im Jahre 1880 befand sich ein „Keil“ von der Insel Rügen,<sup>2</sup> seinem Material nach nicht näher untersucht, doch anscheinend aus Kupfer. Dort sah ich auch zwei vom Markischen Museum ausgestellte aus dem Sorauer Kreise stammende Flachbeile, in ihrer Form einerseits den Steinbeilen, andererseits den Kupferbeilen der Pfahlbauten vollkommen ähnlich und dem Anscheine nach ebenfalls aus Kupfer.

Auch in Mecklenburg scheinen die kupfernen Flachbeile nicht zu den besonderen Seltenheiten zu gehören; *Lisch* bespricht diese „gegoffenen und nicht polirten Keile von den Formen der Steinzeit“ wiederholt.<sup>3</sup> Insbesondere werden genannt die Beile von Güstrow, Goldberg, Stubbendorf und Kirch-Jesar; es ist jedoch Pflicht einer gewissenhaften Berichterstattung zu bemerken, daß die beiden zuerst angeführten Fundstücke Zinn wenn auch nicht in einer bedeutenden Menge enthalten und wahrscheinlich auch der Form nach nicht in die hier behandelte Classe von Alterthümern gehören. Ueber die mecklenburgischen Kupferfunde wird noch folgendes bemerkt: „Wenn auch im allgemeinen in den mit großen Steinen umringten und bedeckten Hügelgräbern aus der Steinzeit nur Geräthe aus Stein und Schmuckfachen aus Bernstein gefunden worden, so sind doch in der Altmark schon einige Gegenstände aus Metall in dieser Art Gräber gefunden, und zwar in solchen, welche wahrscheinlich der Uebergangs-Periode aus der Steinzeit in die Bronzezeit anheimfallen. Es bestehen diese metallenen Geräthe der Hunnengraber aus rothem Kupfer, noch nicht aus Bronze, da die Metall-Legirung wohl noch nicht bekannt war. In Mecklenburg-Schwerin waren bisher nur zwei Geräthchaften aus Kupfer gefunden, nämlich die zwei Keile, welche Frid. Franc. Tab. XXXIII, Fig. 2 und Tab. X, Fig. 6, abgebildet sind, ein dritter ähnlicher Keil befindet sich in der großherzoglichen Alterthümer-Sammlung zu Neustrelitz.“<sup>4</sup>

Ein kupfernes Beil mit Schaftloch wurde zu Eldagsen (Kalenborg) gefunden und wird gegenwärtig in den vereinigten Sammlungen zu Hannover aufbewahrt.<sup>5</sup>

Aus dem Westen Deutschlands führt *Lindenfchmit* noch folgende Funde von einfachen kupfernen Beilen an, und zwar eines aus der Gegend von Steinfurt<sup>6</sup> und ein zweites aus der Umgebung von Mainz<sup>7</sup>; beide haben die Gestalt der gewöhnlichen kupfernen Flachbeile, beziehungsweise der Steinbeile.

Eine weitere Reihe von bisher wenig bekannten Kupferfunden ergibt sich aus des *Freiherr v. Tröltzsch* schon mehrmals genannter Fund-Statistik. Von den nachstehend angeführten Funden waren einige während der XI. Jahres-Verammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Berlin ausgestellt. Im Rheinland und Westfalen sind zu verzeichnen: Balve-Ring<sup>1</sup> Schmerlecke (Sichel),<sup>2</sup> in der Pfalz, Großherzogthum Heffen und Heffen-Nassau: Stallberg, Rothenditmoold, Mühlberg, Langendiebach (zwei Ringe), Hochstact (Kelt); Hanau (Haarnadeln, Arm- und Hals-ringe)<sup>3</sup> Friedberg (Beil) Fulda,<sup>4</sup> Finkenberg; von einiger Bedeutung durften die Funde von Fulda sein, Zierfcheibe und ein Spiraldiscus, welche letzterer nach *Freiherr v. Tröltzsch* einer jener Nadeln angehört zu haben scheint, deren Kopf aus einem derartigen einfachen oder doppelten Spiraldiscus besteht.<sup>5</sup>

In Bayern sind folgende Fundorte zu verzeichnen: Epolzheim Beil im Torfmoor gefunden,<sup>6</sup> Grafrath (Meißel);<sup>7</sup> im Großherzogthum Baden: Bodman, Halttau (spatelförmiges Beil) Mindlsee (Dolche),<sup>8</sup> Rickelshausen (Flachbeil);<sup>9</sup> Radolfzell kleines Beil, Petershausen (Flachbeil); in Württemberg: Kornwestheim bei Ludwigsburg (Flachbeil), Hohentwiel (Meißel)<sup>10</sup> und Wasseralfingen (Palstab); in Elsass-Lothringen: Daspich, Grau, Metz und Oberjeutz (an diesen vier Orten viele kleine, sogenante Sonnen-Räder), Hardhausen bei Hagenau (ovale Platte), Heiðolheim und Schlettstadt (Ringe).

Ein in Seehausen (Konstanz) gefundenes kupfernes Flachbeil, welches ich im Rosgarten-Museum zu Konstanz gesehen habe, dürfte mit jenem von Petershausen identisch sein; es gleicht den Kupferbeilen aus dem Mondsee in aller und jeder Beziehung.

Zu den wichtigsten, wengleich wie die meisten übrigen fast unbeachtet gebliebenen, Kupferfunden gehört jener von der langen Wand bei Stollhof in Nieder-Oesterreich. Im Dolomitschutte, der frei ist von jeder Humusschichte, also anscheinend als verborgenes Gut (Depot), wurden hier in geringer Tiefe beisammenliegend folgende Gegenstände gefunden: 1. Zwei massive Meißel oder Keile von primitiver Form ohne Vorrichtung zur Befestigung an einem Stiel. Die Schneide des einen war scharf gedengelt, die des anderen gefchliffen, woraus hervorgeht, dass beide als Werkzeuge im Gebrauch waren. 2. Acht flache Doppelspiralen (Spiralfcheiben) aus cylindrischem Draht und von sehr sorgfältiger Arbeit. 3. Zwei Spiralen aus zwei Linien breiten, innen flachen, außen etwas convexen Streifen bestehend, mit einem Durchmesser von  $1\frac{1}{4}$  Zoll und einer Länge von 3 Zoll; sie scheinen den auf S. VI besprochenen kupfernen Spiralarmschienen von Skarbnice vollkommen zu entsprechen. 4. Rohrchenartige Spiralen aus schmalen Blechstreifen in engen, fest aneinander liegenden Windungen gebildet, in verschiedenen Längen und mit einem Querdurchmesser von

<sup>1</sup> Zeitschrift für Ethnologie, Jahrg. 1879, S. 159.

<sup>2</sup> Dr. *Rudolph Bauer*, Die vorgeschichtlichen Alterthümer des Provinz-Museums für Neuvorpommern und Rügen in der Ausstellung prähistorischer Funde Deutschlands, S. 33.

<sup>3</sup> Jahrbücher des Vereines für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, Bd. IX, S. 129 u. f. Bd. XXVI, S. 139, Bd. XXX, S. 136, dann Jahresbericht, Bd. VII, S. 29, Friderico Franc, Bd. XXXIII und Erlaut. S. 135.

<sup>4</sup> *H. L. v. Sauten*, Chemische Analysen antiker Bronzen aus den beiden Gräbern Mecklenburgs, Jahrbücher des Ver. f. Mecklenb. Gesch. u. Alterthumskunde.

<sup>5</sup> *L. Lindenfchmit*, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, I. Bd. IV. Heft, Taf. II, Fig. 3, 4.

<sup>6</sup> *L. Lindenfchmit* a. a. O. Bd. I. Heft I. Taf. III, Fig.

<sup>7</sup> *L. Lindenfchmit* a. a. O. Bd. I. Heft I, Taf. III, Fig. 3.

<sup>1</sup> Katalog der Ausstellung prähist. u. anthrop. Funde u. d. W. u. Berlin, 1880, S. 502.

<sup>2</sup> Katalog, S. 502.

<sup>3</sup> Katalog, S. 247.

<sup>4</sup> Katalog, S. 244. *Schweizer*, Zeitschrift Buchonia.

<sup>5</sup> *Freiherr v. Tröltzsch* a. a. O. S. 3.

<sup>6</sup> Katalog, S. 34.

<sup>7</sup> Katalog, S. 37.

<sup>8</sup> *Leitung Löwen*, Geräthe von Kupfer und kupferner Bronze u. d. W. Correspondenzblatt Jahrg. 1881, S. 40.

<sup>9</sup> *Leitung Löwen*, a. a. O. führt auch noch eine Kupferkeule aus Hagenau und mehrere kupferne Sichel aus dem Taublich-Burgen an.

<sup>10</sup> *Freiherr v. Sauten*, Die Funde an der langen Wand bei Wöden, Sitz-Ber. d. phil. hist. Cl. d. k. Akad. d. Wiss. XLIX. Bd. S. 11.

4 und  $4\frac{1}{2}$  Linien, welche sich von den ebendort erwähnten Kupferlocken von Skarbnice im Wesen nicht unterscheiden. 5. Ein halbrunder Beschlagreifen. 6. Zwei getriebene Scheiben aus Gold von 4 und  $5\frac{1}{2}$  Zoll im Durchmesser, offenbar Schmuck, mit je drei Buckeln auf dem Planum, primitiven aus Punktreihen bestehenden Ornamenten und am Rande mit durchgeschlagenen Lochern zum Anhängen.

Die unter Nr. 1—5 angeführten Gegenstände bestehen aus ungemischtem Kupfer; bei der vom Professor *Freiherrn v. Sommaruga* vorgenommenen Analyse ergab sich ein Gehalt von  $98.63\%$  an Kupfer, der

Abgang ist auf die Kohlenäure und das Wasser des Ueberzuges zu rechnen, von einer absichtlichen Beimengung ist keine Spur. Wenngleich bei den Kupferfunden von Stollhof weder Steingeräthe noch andere Dinge zum Vorschein gekommen sind, welche die Zeit derselben feststellen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß sie derselben Periode, nur vielleicht einem etwas entwickelteren Abschnitt zugezählt werden müssen, wie die Gesamtmasse der Kupferfunde überhaupt. Entscheidend dafür ist die Gefellchaft der kupfernen Flachbeile, welche sich von den übrigen Beilen dieser Art in keiner Weise unterscheiden.

## Urkundliche Beiträge zur Prager Künftlergeschichte.

Von *E. Wernicke*.

**N**ACHSTEHENDE Daten und Namen wurden von mir vor fünf Jahren aus den ältesten Bürgerkatalogen, vornehmlich aus dem liber ungelatorum, im Stadtarchiv zu Prag gesammelt. Es haben sich zunächst über 40 Persönlichkeiten ergeben, von denen mit Sicherheit behauptet werden kann, daß sie der Malerkunst beflissen gewesen sind; darunter finden sich auch Glasmaler, die sich durch den Zusatz „vitreator et pictor“ oder durch den veränglicheren „Glafer“ als solche ausweisen, endlich drei Illuminatoren. Vielleicht hätte sich diese immerhin erhebliche Zahl auf die Annahme hin vermehren lassen, daß die jedesmaligen Bürger, sobald ihre Berufsart unbestimmt gelassen bleibt, auch dem Malerstande angehört haben mögen. Die Nationalität der aufgeführten Maler anlangend, so haben, wofern man, von der Angabe der Herkunft abgesehen, aus den Namen allein einen Schluß zu ziehen berechtigt ist, die Deutschen freilich das Hauptcontingent gestellt, indem auf Slaven, nach der Ortsangehörigkeit und den Namensbildungen zu urtheilen, im Ganzen nur zwölf gerechnet werden dürften; gleichwohl konnte auch hierbei eine irthümliche Voraussetzung obwalten.

Ein ziemlich häufiges Auftreten von Malern erfolgte während der Jahrgänge 1390—1391, was jedenfalls nicht bloß zufällig ist. Es wäre jedenfalls von Werth, die mir unbekannt gebliebenen Ursachen dieser Erscheinung zu ergründen. Hierauf folgt leider eine bedauerliche Lücke von über zwölf Lustren.

Noch ansehnlicher liefs sich die Zahl der Goldschmiede herstellen, die noch 30 Jahre weiter als die Maler zurück zu verfolgen sind. Sie stammen ebenfalls in der Mehrzahl aus Deutschland. Daß sich auch Schlesier unter ihnen zeigen, war mir von besonderem Interesse, wogegen unter den von Professor *Alwin Schultz* publicirten Breslauer Goldschmieden nur zwei nach Böhmen gehörige stehen, es sind dies *Jacob von Kuttenberg*, auch de Chutnis, de Montibus Chutnis, vom Berge genannt, welcher 1402 Bürger wurde und seit 1408 wiederholt als Gefchworner der Innung fungirte, und ein früherer 1373 *Laurentius de monte Kuttensis*.

Gering ist, was über Prager Baukünstler in Erfahrung gebracht werden konnte. Wie wenig erlichpfend nun auch die folgenden Verzeichnisse ohne Zweifel sein mögen, so schienen sie doch einer Veröffent-

lichung nicht unwerth, um Forschern, die sich demselben Gegenstände eingehender zu widmen beabsichtigten, eine sichere Unterlage zu gewähren. Wenn die Deutung mancher Ortsnamen von ungewöhnlicher Form mitunter mißlungen sein sollte, so bitte ich dieses Versehen aus unzureichender Bekanntschaft mit der Topographie Böhmens erklären zu wollen.

Den Eingang mögen zwei Malerurkunden bilden, die, obwohl bereits in einem älteren Drucke erschienen, nach erfolgter Collationirung mit der Quellenhandschrift nicht ganz unwillkommen sein dürfte.

### a) Maler.

1. Kaiser Karl IV. gewährt seinem Hofmaler *Nicolaus Wurmser von Straßburg* das Recht freier Disposition über alle seine Güter. 1359, Nov. 6.

Dominus imperator fecit gratiam magistro Nicolao dicto Wurmser de Argentina,<sup>1</sup> pictori suo, propter hoc, ut ipse diligenciori studio pingat et loca castra, ad que deputatus fuerit, quod ipse possit disponere, legare, donare, testari et ordinare de bonis suis omnibus mobilibus et immobilibus et rebus suis in vita sua uel in morte pro sue libito voluntatis cum et sine clausula ratihabicionis, non obstantibus quibuscunque iuribus, consuetudinibus, statutis et ordinacionibus, quibus omnibus presentibus<sup>2</sup> extitit derogatum. Mandamus igitur vniuersis et singulis etc., ut non impediatur sub pena indignacionis . . Datum Pragae anno 1359 indicione XII. VIII<sup>o</sup>. Idus Nov. (Fol. 7a).

2. Der Kaiser befreit den Hof des Malers in Morfie von der Leistung jeglicher Abgabe. 1360, Decbr. 13.

Karolus . . . notum facimus, quod nos consideratis multiplicibus meritis probitatis necnon fidelibus gratisque obsequiis, quibus dilectus nobis magister Nicolaus pictor, familiaris noster, nobis (h)actenus complacere studuit et volet<sup>3</sup> et poterit amplius in futurum, sibi curiam in Morfie tercium medium lancum continentem ab omni censu, collecta sine berna seu cuiuslibet alterius solucionis onere ad vite ipsius dumtaxat tempora de speciali nostra gracia et ex certa sciencia et auctoritate nostra regia Boemie eximimus

<sup>1</sup> Ueber die Persönlichkeit *Sreeberg*, die Juncker von Prag, S. 41.

<sup>2</sup> Fehlt im Abdruck

<sup>3</sup> Abdruck: valet

ac tenore presencium graciosius libertamus, mandantes vniuersis et singulis officiatis nostris in Karlstein, bernarum collatoribus ceterisque officiatis nostris quibuscunque, qui sunt aut pro tempore fuerint, fidelibus nostris dilectis, quatenus dicto magistro Nicolao ratione dicte curie nullos penitus census, bernas seu alias quaslibet solutiones exigant aut requirant, prout grauem nostre indignacionis offensam diligunt euitare. . . Datum per dominum de Koldicz. Io. Eysteten. Anno 1360 Id. Dec. (Fol. 60 b).

Aus dem Registum registrandorum Karoli quarti. Die Handschrift ist Eigentum des königl. Hauptstaatsarchivs zu Dresden. Ein Abdruck derselben erschien in Dresden und Leipzig 1734.

1370. Henstinus de Auspurk pictor ius recepit civile, et pro eo Henstinus Freiburger, Frana de Brunna et magister Ulricus Glasser fideiusserunt. Ob dies der Familienname ist oder Glasmacher, respective Glasmaler bedeutet, bleibe dahingestellt; doch ist das letzte wahrscheinlicher.
1380. Johannes dictus Rogel pictor de Halberstat i. r. c. in die S. Bonifacii (5. Juni); Wenceslaus Leuthomischil pro es f<sup>t</sup>, dedit XXX grossos.
1383. Henricus pistor, Maler de Patavia (Paffau) i. r. c. Petrus Schotter f<sup>t</sup>. Pistor ist entweder Schreibfehler für pictor oder überfetzt den Beinamen des Malers „Bäcker“.
1383. Cunczo glaser f<sup>t</sup> für Witko de Welcze (Wellisch b. Gitschin?) aurifaber.
- 1390 Fer 2. proxima post Judica (21. März) Wenceslaus de Glatovia (Klatow?) vitreator et pictor r. i. c., et pro eo f<sup>t</sup> Nicolaus Mathes aurifaber.

Hierauf folgen hintereinander sechs Maler, die ohne Bürgerschaft Bürgerrecht erworben, was bei den Einzelnen durch den Zusatz „quia pictor“ motiviert wird. Es hat den Anschein, als seien diese einer besonderen Berufung gefolgt: 1391. Claus de Erfordia (Erfurt), Philippus, Cuncz Pildschniczer, Nicolaus Glaser, Petrus Regenbogen, Georius (sic!), Polan de Munsterberg. Ohne Zweifel ist das schlesische Münsterberg (Regierungsbezirk Breslau) gemeint. Uebrigens findet sich bei A. Schultz, Breslauer Malerinnung, 1866, S. 51. 1421 ein Jorge Polaw in Breslau, ohne das jedoch a. a. O. zu ersehen ist, ob auch dieser ein Maler gewesen. Die Möglichkeit der Identität bleibt natürlich nicht ausgeschlossen.

1391. Thomas pictor. Stephanus pannicida (Tuchmacher) f<sup>t</sup>.
- „ Nicolaus de Chotwors (Chotieborz) pictor. Cuncz sniczter f<sup>t</sup>.
- „ Nicolaus pictor (ohne Bezeichnung der Herkunft).
- „ Nicolaus Rotpacher pictor.
- „ Michael de Praga. Den Namen Michael bin ich unter den Prager Malern älterer Zeit nur dieses einmal begegnet. Was lag da näher, als auf eine Vermuthung *Seeberg's*, die Juncker von Prag, Leipzig 1871, S. 58 bezugzunehmen, welcher auf Grund der schönen Sage vom „traurigen Marienbilde“ im Straßburger Münster in dessen Verfertiger den berühmten Bildhauer Meister Michael Böhme (was sich nach seiner Annahme einfach mit Angabe der Abstammung deckt) den bislang un-

bekanntem dritten der *Juncker von Prag* erblickt. Dafs diese auch Maler waren, scheint doch wohl festgestellt. Der Zeit nach konnten die beiden Persönlichkeiten schon zusammenfallen, da die Entstehung jenes Bildwerks in's Jahr 1404 veretzt wird. Ich gestatte mir darum diese Conjectur zur Discussion zu stellen und füge hinzu, dafs A. Klemm in feinen Württ. Baumeistern und Bildhauern (1882) S. 45 zum Jahre 1383 einen Steinmetzer Michael aus Köln als Schwiegersohn des Peter Arler von Gmund erwähnt und gleichzeitig einen Michael de Gmund lapicida dictus Parler kennt.

1391. Franz Glaser pictor, Witkonis filius de Praga (des Goldschmieds v. J. 1383?)
- „ Johannes de Vosna (Wosnitz, Kr. Gitschin?) pictor. Christophorus aurifaber f<sup>t</sup>.
1454. Stephanus pictor; dessen zweiter Bürge ist Sacha pictor.
- „ Hanussek pictor; pro eo f<sup>t</sup> Procopius et Sacha pictores.
1462. Sigismundus pictor; unter den Bürgen Georgius aurifaber.
1471. Michael pictor.
1472. Matthias pictor. Sigismundes p. f<sup>t</sup>.
- „ Martinus vitr(e)lator. Sigismundus p. et Jeronimus vitr(e)lator f<sup>t</sup>.
1477. Valentinus illuminator.
1479. Augustinus pictor. Unter den Bürgen Petrus pictor Slowak.
1487. Simon pictor de Rokyczana suscepit ius civile. Johannes Broz et Joh. mensatista (Tischler) f<sup>t</sup>.
1490. Johannes pictor. Stephanus braseator (Brauer) et Simon pictor f<sup>t</sup>.
1492. Sigismundus p. bürgt für Clemens aurifaber.
1494. Laurencius illuminator.
1504. Martinus illuminator.
1511. Stanislaus pictor. Unter den Bürgen Simon pictor.
- „ Ambrosius vitr(e)lator. Bartholomaeus et Andreas pictores f<sup>t</sup>.
1514. Jacobus pictor.
- „ Matthias pictor Hasyk dictus.

#### b) Goldschmiede.

1340. Ulricus aurifaber de Mutha (Hohenmauth) factus est civis Pragensis.
1342. Engelprecht de Lanezhut aur. Ob das baierische oder schlesische Landshut?
1343. Matthias de Jauer (Jauer in Schlesien).
- „ Jectinus aurif. de Czaclauia; Pescio Weis (?) aur. f<sup>t</sup>.
1344. Laurencius aur. de Ratispona (Regensburg).
1345. Dytricus aur. de Grez (Münchengratz?).
1346. Otto aur. de Wienna; Trencinus et Wollimus f<sup>t</sup>.
1350. Unter den Geschwornen dieses Jahres Vrowinus aurifaber.
- „ Weigel aur.
- „ Ulricus Payer aur. de Ratispona.
1351. Johlinus aur. de Znoyma (Znaim) factus est civis. Treuzel aur. f<sup>t</sup>. Dieser fleht 1352 als Ulricus F. unter den Geschwornen.
1352. Laurencius aur.
1356. Heinczel de Egra
- „ Ulricus.

1356. Petrus dictus Silber. Ulricus Treuzel aur. f. Letzterer bürgt auch als Schwiegervater für Nicolaus aur. dictus Heckler.<sup>1</sup>
1358. Henricus aur. de Ratispona Burge.
1303. Nicolaus Klaus aur. de Lygnic (in Schlefien) r. i. c.
1304. Jesco aur. de Pilsna.
1368. Jurgo aur.  
„ Frenczil
1375. Engelmarus.  
„ Henricus Fuger.  
„ Claus de Damis.<sup>2</sup>
1376. Jurgo de Wienna  
„ Hans Ehrer de Wienna.
1377. Henricus aur. de Misna (Meiffen); Hensil Sitich, cultellator (Mefferschmied) de Wratislavia f. Im ältesten Stadtbuche Fol. 146 heißt er im Juli 1419 Goldschmied in der großen Stadt zu Prag und bestimmt ein Vermächtnis für die Witwe seines Sohnes Wenzlaw. Dabei wird auch der Goldschmied Michel von Kottbus erwähnt. Uebrigens erlangt auch ein Goldschmied Henricus de Misna 1424 in Breslau Bürgerrecht.<sup>3</sup>
1378. Bernhardus aur. de Reutlingen.
1381. Burgen die Goldschmiede Christoph und Niklas Mathes.
1381. in vigilia S. Adalberti (22 April) Petrus Walach de Spremberg sartor r. i. c. Jacobus aurifaber sororius, Froschmaul f. Nach einer Signatur desselben Jahres wohnte der Goldschmied in platea ferrea.  
„ Otlinus de Nurenberg.  
„ Henricus de Egra. Vincetinus aur. f.

<sup>1</sup> Ein Maler Hannus Heikil in Breslau, 1392—1410 bei Schultze a. a. O. S. 47, und Zeitschrift für Gesch. Schlesiens, X, 139, wo übrigens S. 249 auch ein Hans Heikil von Prag vorkommt.

<sup>2</sup> Damitz im Erzgebirge; ein Richard des Damis in den Regesten z. schlef. Gesch. 1251, 58 Nr. 752, 1358.

<sup>3</sup> Zeitschrift für Gesch. Schlesiens, V, 350.

1381. Jesco de Slan (Schlan).  
„ Claus Sturzer de Czasslauia. Petrus Silbert f.  
„ Hana aur. Dominicus aur. f.  
„ Johannes de Spira. Wenceslaus politor f.
1383. Gerhardus aur. de Scuborten.<sup>1</sup>  
„ Waltherus de Rotenburg.  
„ Petrus de Lintwurm. Christophorus aur. f.<sup>2</sup>  
„ Petrus de Coln (?).  
„ Hannus de Wirezpurg. Hannus Fuger (alias Finger) f.  
„ Otto de Wyenna. Christophorus aur. f.  
„ Jacobus de Culn dictus Pawingarten.  
„ Michael de Calaw (Kalau). Fuger f.
1388. Rupertus de Salezburg. Henricus Fuger f.  
„ Ulricus de Cham.<sup>3</sup> Nic. Mathes (cf. 1381 N. Mache) f.  
„ Otto Hornsdorff. Otlinus (cf. 1381) f.
1389. Claus Off de Strasburg. Nic. Mathes f.
1391. Gauslus Sachs de Hechsberg. Petrus Silbert f.  
„ Conradus Smelzer de Ausperg. Nic. Mathes f.
1393. Partoldus de Weyda.<sup>4</sup> Pessoldus aur. f.  
„ Nicolaus Brieger de Nysa<sup>5</sup> (Neiffe in Schlefien).
1457. Matthaues aur.  
„ Cuncz.
1462. Otlík.
1463. Nicolaus.
1481. Symon de Strzibro (bei Pilsen).  
„ Johannes Metinpek de Pasow. Georgius aur. f.
1492. Clemens Sigismundus pictor f.

<sup>1</sup> Schuttern bei Lahr in Baden; Vielleicht ist statt de auch dictus zu lesen, wonach der Goldschmied Schubert hieße.

<sup>2</sup> An Lintorf oder Lintrup ist wohl kaum zu denken; möglicherweise ist's ein Eigennamen, wie ein solcher urkundlich belegt ist. Zeitschrift II, 241, Baurechnungen des Breslauer Dominicaner Convents 1492 item 10 gr. Lyntwurm, qui formacem reformavit.

<sup>3</sup> Am Regen.

<sup>4</sup> In Sachfen-Weimar.

<sup>5</sup> Derselbe Name eines Goldschmieds 1367—1390 in Breslau Zeitschrift V 347 ff.

## Zur Kunde mittelalterlichen Städteiegel.



IR haben bereits S. CLIV, Bd. II n. F. ein Siegel der Gemeinde *Horawiovic* publicirt. Ein weiteres Siegel derselben Gemeinde ist in Fig. 1 abgebildet; es ist ein rundes Siegel, Durchmesser



Fig. 1. (Horawiovic.)

54 Mm., das im Bildfelde zwei von Wellen bespülte freistehende Burgtürme zeigt, jeder ein Stockwerk

hoch, in diesem ein großes Rundbogenfenster und als Krönung eine vorkragende Crenellirung. Die Wand des Erdgeschosses jedes Thurmes ist mit einem Tartfenschild — darin ein gegen schräg links gerichteter Pfeil — belegt. Der Hintergrund des Bildfeldes ist mit Ranken belegt, oben zwischen beiden Thürmen ein sechsstrahliger Stern. Die Legende, welche sich auf einem Spruchbande befindet, das sich von rechts nach links am oberen Rande zieht, lautet: *Sigillū Civitatis In horawicz*. Der Stempel mag im 15. Jahrhundert angefertigt worden sein.

Siegel der Stadt *Königgrätz* (Fig. 2), es ist rund und hat einen Durchmesser von 53 Mm. Der die Mitte des Siegelfeldes einnehmende wiederholt eingebogene und wieder ausgefweifte Schild liegt auf einem aus drei Ringen konstruirten Dreipaß und enthält den gekrönten böhmischen Löwen in vorzüglicher heraldischer Ausführung. Ein Schriftband schlingt sich in zierlichen Windungen durch den Dreipaß. Die in Uebergangs-Lapidaren geschriebene und durch die häufigen Windungsbrechungen schwer zu lesende Legende lautet: *Sigillū civitatis grecoensis super albeam*. Der silberne Original-Stempel, der aus dem 15. Jahrhun-



der flammen dürfte, soll noch in Königgrätz erhalten sein.

Ein weiteres Siegel der Stadt *Königgrätz* (Fig. 3), klein, rund 25 Mm. im Durchmesser. Innerhalb eines



Fig. 2. (Königgrätz.)

Dreipaßes ein unten abgerundeter Schild, darin der Buchstabe G, die Vereinigungsecken des Dreipaßes sind mit Knorren besetzt. Um den Schild zwischen Roslein vertheilt s. c. — gre — ce. Außen Stufenrand. Das Siegel gehört in das 16. Jahrhundert. Der silberne Stempel ist noch vorhanden.



Fig. 3. (Königgrätz.)

Das in Fig. 4 abgebildete Siegel gehört der Stadt *Krumau*. Es ist rund, mit 44 Mm. im Durchmesser und zeigt im Bildfelde eine crenellirte Quadermauer mit hervortretendem Thorbaue und offenem rundbogigen Thore, darin das halbfesenkte Fallgitter, innerhalb der Mauer zwei Quaderthürme mit je einem viereckigen



Fig. 4. (Krumau.)

Fenster, Crenellirung und Satteldache. Zwischen beiden Thürmen ein Schild mit der fünfblattrigen Rose. Beim Thorbogen beiderseits der Buchstabe v r; das Bildfeld eng gegittert mit eingefreuten Kreuzen. Die Legende befindet sich auf der Randleiste, die sich vom Thurm links nach unten und dann rechts empor zum

anderen Thurm wendet, daher das Siegel nicht völlig einfachst. Sie lautet: Sigillum civium civitatis crumnow. Der Stempel dürfte in den Anfang des 15. Jahrhunderts gehören.

Das in Fig. 5 abgebildete, aber etwas jüngere Siegel gehört ebenfalls der Stadt *Krumau*. Im Bildfelde des runden Siegels 50 Mm. Durchmesser ein unten abgerundeter Schild, darin eine gezinnte Stadtmauer mit Thorbau, rundbogigem Thore und halbaufgezogenem Gitter, beiderseits zwei über Eck gefesselte Thürme



Fig. 5. (Krumau.)

mit fehmalen Fenstern und Satteldach sammt Crenellirung. Ueber dem Thor schwebt in einem Kranze mit flatternden Bandenden die fünfblattrige Rose der Rosenberge. Auf dem Schilde der Stechhelm mit flatternden Helmdecken und einer großen fünfblattrigen Rose als Zimier. Die Legende in deutschen Minuskeln auf einem verflochtenen Schriftbände rechts und links, sie lautet: Sigillum civium civitatis krummlav. Außere Stufenlinie mit Roslein belegt.



Fig. 6. Leitmeritz

Siegel der Stadt *Leitmeritz*: Fig. 6, dasselbe ist fipzoval, mit einem Durchmesser von 53 Mm. in der Höhe und von 53 Mm. in der Breite. Es zeigt innerhalb des Schriftrahmens eine viermal gezinnte Mauer aus Quadern, in der Mitte ein rundbogiges Thor mit Kleeblattöffnung, vor der Mauer leicht gewelltes Watter. Aus der Mauer wachst der gekrönte böhmische Löwe in vornehm-heraldischer Gestaltung. Die in Lapidaren geschriebene Legende lautet: † sigillum civitatis - livi-

mericensis. Dieses schonige Siegel dürfte in das 15. Jahrhundert gehören.

Das Siegel der Stadt *Leitomischl* Fig. 7 ist rund mit 43 Mm. im Durchmesser und zeigt im mit Ranken belegten Bildfelde einen unten abgerundeten Schild mit einer zweimal sich übereinander entfaltenden heraldischen Lilie, die oberen Blumen-Blätter glatt, die



Fig. 7. (Leutomischl.)

unteren gewunden. Die Legende in Minuskeln innerhalb des Schriftrahmens, der aus Stufenrand und Perllinie besteht, lautet: † figillvm. civitatis. et. civivm. lutomislenfis. Der Stempel gehört in das 15. Jahrhundert.



Fig. 8. (Melnick.)

Siegel der Stadt *Melnik* Fig. 8. Daselbe ist dreieckig, etwas ausgebaucht und misst 40 Mm. fenkrech und 34 Mm. der Breite nach. Innerhalb des Schrift-



Fig. 9. (Rokycan.)

randes zeigt sich rechts ein gekrönter rechts gewendeter Lowe, links knapp daran ein links schauender gekrönter Adler, doch fehlt der rechte Flügel. Die in Lapidaren geschriebene Legende lautet: † fecretvm.

melnicensis. Dieser Stempel mag in das 14. Jahrhundert gehören, und war noch vor einigen Jahren im Gemeindeamte der Stadt vorhanden.

Das in Fig. 9 abgebildete Siegel der Stadt *Rokycan* ist rund, mit 60 Mm. Durchmesser, enthält im Bildfelde einen stark verfehmorkelten Schild, der in seiner oberen Hälfte zwei einstöckige Thürme mit crenellirtem Abschluß, rundbogigem Eingange und je einem Fenster mit Kreuztheilung zeigt. Zwischen den Thürmen der Bindenschild mit darüber wachsender Bischoffsfigur. Im



Fig. 10. (Schlan)

unteren Felde sieht man eine aus sechs Quaderfichten aufgebaute Stadtmauer, die das ganze Feld ausfüllt. Die in Lapidaren geschriebene Legende lautet: Sigillvm. civitatis. rokycauae. maius. Der Stempel ist laut der im Bildfelde beiderseits des Schildes getheilt angebrachten Jahreszahl 16—09 entstanden.



Fig. 11. (Schlan.)

Siegel der Stadt *Schlan*, Fig. 10, rund, mit 62 Mm. im Durchmesser. Im Siegel Felde ein gegen rechts gewendeter zugespitzter etwas ausgebauchter kräftig gerandeter Schild, darin der böhmische Löwe, auf der linken Ecke des Schildes der Sturzhelm mit flatternder Helmdecke und aufgelegtem großen Flügel, der mit Blättern bestreut ist. Als Schildhalter rechts eine jugendliche Figur mit entblößtem lockigen Haupte, mit langem Gewande und Spitzschuhen, sie hält mit beiden Händen den Helm. Die Legende zwischen einer äußeren Perllinie und einem inneren mit Rosetten belegten Stufenrand lautet in Lapidaren geschrieben:

† Sigillum civitatis flanenſis. Der noch vor einigen Jahren erhaltene Original-Stempel gehört in das 14. Jahrhundert.

Ein weiteres Siegel der Stadt *Schlan* veranschaulicht Fig. 11, rund mit 53 Mm. im Durchmesser, im Bildfelde ein tartchenförmiger Schild mit dem böhmischen Löwen, darüber ein Stechhelm mit geschlossenem Fluge, reicher Helmdecke und gegen den Rand der obern Hälfte ein mehrmals verchlungenes Schriftband mit folgender in Minuskeln geschriebenen Legende: fecerunt civitatis flanenſis. Aeußerer Stufenrand. Der Stempel mag in das 15. Jahrhundert gehören und war vor einiger Zeit noch in Schlan vorhanden.



Fig. 12. (Soběslav)

Siegel der Stadt *Soběslav* Fig. 12, rund mit 53 Mm. im Durchmesser. Im Bildfelde erscheint in kräftiger Arbeit eine viermal gezinnte Quader-Stadtmauer von je einem gegen links gewendeten Thurme flankirt, dieser zweistöckig mit Spitzdach, im Erdge-



Fig. 13. (Tachau.)

choffe mit einem rundbogigen Fenster, im zweiten zwei quadrate kleine, im dritten ein solches großes Fenster enthaltend. Das Erdgeschoss ist vom ersten Stockwerk durch ein kräftiges Gefims getrennt. In der Mauer ein offenes rundbogiges Thor mit rechteckiger Umrahmung und halbgefenktem Fallgitter, davor die herabgefenkte Zugbrücke. Zwischen beiden Thürmen ein abgerundeter Schild mit der bekannten fünfblättrigen Rose der Herren von Rosenberg. Die Legende auf einer langs des mit einer Stufe versehenen Randes

erscheinenden Schriftrolle lautet: sigillum civitatis de fobieclaw. Dieses Siegel durfte noch im 14. Jahrhundert entflanden sein.

Das Siegel der Stadt *Tachau*, Fig. 13, ist rund mit 63 Mm. im Durchmesser und enthält im runden Bildfelde den gegen rechts schreitenden böhmischen Löwen. Die Legende lautet: Sigillum civium et tachovie civitatis. Aeußerer Kranzrand, innerer Perstrand mit Stufe. Der Stempel ist im 14. Jahrhundert entstanden,



Fig. 14. (Tabor.)

Siegel der Stadt *Tabor* Fig. 14, rund mit 53 Mm. im Durchmesser. Im Bildfelde eine viermal gezinnte Mauer mit offenem rundbogigen Thore und auf halbe Höhe gezogenem Fallgitter. Beiderseits conſolartig angeſchloſſen je ein über Eck geſtellter viereckiger



Fig. 15. (Tabor.)

Thurm mit Pultdach und einem größeren rundbogigen Fenster auf jeder Seite. Zwischen den Thürmen drei abgerundete Schilde, im oberen der Reichsadler ohne Krone und Nimbus, in den unteren rechten ein Lowe gegen links im horizontal viermal getheilten Felde und im linken der böhmische Lowe. Die Legende, den Siegelrand umlaufend, aber ohne innere Leiste lautet: sigillum civitatis braditle dicti tabor. Außen kräftige Leiste. Das Siegel gehört in den Beginn des 15. Jahrhunderts.

Siegel der Stadt *Tabor*, Fig. 15, rund mit 76 Mm. im Durchmesser. Innerhalb des Schriftrahmens auf dem



Fig. 10. (Tabor.)

kreisrunden Bildfelde im unten halbrund geschlossenen Schilde eine fünfmal gezinnte Quadermauer mit offenem rundbogigen Thor, darin ein halbaufgezogenes Fall-

gitter. Hinter der Mauer zwei über Eck getheilte hohe Thürme mit je einem quadraten Fenster nach den beiden sichtbaren Seiten, Zinnenkranz und hohem Satteldache. Im Hintergrunde des Schildes der Reichsadler, die beiden ungekrönten Köpfe nimbirt, im Brustschilde der böhmische Löwe; die in neueren Lapidaren geschriebene Legende lautet: *Sigillvm. civitatis. hradist. dicti. tabor. et. cetera.* Der Schriftrahmen ist von kräftigen Leisten eingefasst. Das Siegel gehört in das 16. Jahrhundert.

Weiteres Siegel der Stadt *Tabor*, Fig. 16, rund, mit 40 Mm. im Durchmesser. Im Bildfelde der ungekrönte Reichsadler nimbirt, Brustschilde mit dem böhmischen Löwen. Die in neuen Lapidaren geschriebene Legende, die in dem von zwei kräftigen Leisten umfaumten Schriftrande angebracht ist, lautet: *Sigillvm: minvs: civitatis: hradist: dicti: tabor.* Der Stempel dürfte zu Anfang des 16. Jahrhundert angefertigt worden sein

## Einige Notizen über das alte Tribunal-Gebäude in Trient.



ALS man im October 1884 daran ging, an dem gegen den Stadthurm zu gelegenen Theile des sogenannten alten Tribunal-Gebäudes (Palazzo Pretorio) in Trient, dort, wo sich gegenwärtig die Kanzleien der k. k. Genie-Direktion befinden, in der Façade des zweiten Stockes gegen die Domgasse zu, zur besseren Erhellung eines Zimmers ein Fenster auszubringen, stieß man unter der Mortelschichte auf ein dem romanischen Style angehöriges Fenster, offenbar einen Ueberrest des früheren alten Baues.

In gleicher Höhe mit der übrigen Fensterreihe kam nämlich ein zwei Meter hoher und einen Meter breiter Blendbogen zum Vorschein, welcher in seiner rechtwinkelig angefügten Laibung ein in dieselbe zurücktretendes, aus zwei einfachen Arcaden-Bögen bestehendes und von einer Mittelsäule getragenes Doppelfenster einschloß. Das ganze Fenster war aus behauenen Werkstücken von rothem Marmor, welcher durch Alter und wie es schien auch durch Rauch stark gefehwärzt war, zusammengesetzt.

Die Mittelsäule von weißgrauem Marmor hatte ein Würfel-Capital mit einfacher Blatt-Decoration; an der Basis der Säule trat an den vier Ecken der Platte das für den romanischen Bau-Styl charakteristische Eckblatt, hier in der Gestalt einer klauenähnlichen Figur aus dem Wulste hervor; Der Schaft war in mehrere Fragmente zertrümmert. Man hatte dieselben als Material bei dem Zumauern des Fensters benützt, denn die Trümmer steckten ohne Ordnung und Zusammenhang in dem Mauerwerke. Wenn man die Geschichte des oben benannten Gebäudes, welches sich vom Dome bis zum Stadthurme erstreckt, etwas näher in das Auge faßt, so erfährt man, daß sich hier die alte bischöfliche Residenz mit dem Gerichtshofe und dem Amtssitze des Prätors befand.

Als nach der Angabe von *Ranzi* in seiner *Pianta antica della città di Trento*) noch die Fersina durch die Via Calepina herabfloß, gründete Bischof Vigilius (385-405) an dem Ufer des Baches die Kirche zu den

Heil. Protasius und Gervasius, indem er einen Theil seines Wohnhauses dazu umgestaltete.

Die Kirche lag, wie alte Märtyrer-Acten berichten, infra, unter, nach einer zweiten Leseart *intra muros civitatis*, inner den Mauern der Stadt. Beide Lesearten haben eine gewisse Berechtigung. *Ranzi* weist nach, daß die alte römische Stadtmauer quer über den Domplatz zum Stadthurme zog, daß dann in späterer Zeit, jedoch noch vor der Zeit des Ostgothen-Königs Theodorich eine Erweiterung der Befestigung gegen den Borgo nuovo hin platzgegriffen habe. Die kleine Kirche, sowie das Wohnhaus des Bischofs Vigil standen auf dem Raume zwischen der alten inneren Mauer und der Fersina, lagen somit unter den Mauern der Befestigung; andererseits befanden sie sich innerhalb der erweiterten Umwallung.

An dieser Stelle verblieb nun fortwährend die Wohnung der Bischöfe und der Canoniker. Im Jahre 845 wird in einer Urkunde, welche sich auf ein in Trient abgehaltenes Placitum bezieht, ein *Palatium Tridentinum* erwähnt; es wäre möglich, daß das Haus, worin die Streitfache des Abtes Audibert von Verona ausgetragen wurde, der bischöfliche Palaß gewesen ist, da auch späterhin sich immer der Gerichtshof darin befand.

Den bischöflichen Palaß möchte ich mir jedoch nicht als ein einziges geschlossenes Gebäude, ähnlich dem gegenwärtigen, denken, sondern als einen Complex von mehreren Häusern und Höfen, wie ihm noch ein Holzschnitt von 1580 in der Beschreibung der vorzüglichsten Städte der Welt von *Georg Braun* und *Franz Hohenberg* zeigt.

In dem Hauptgebäude, dem eigentlichen Palaße, haben zwei Capellen bestanden; die eine war dem heil. Blasius (*Biagio*), die andere dem heil. Johannes dem Täufer geweiht. Beide wurden im Jahre 1070 consecrirt und zwar erstere durch den Trienter Bischof Heinrich, letztere durch Thiemo Bischof von Feltre, wie eine Notiz in dem V. Bande Fol. 53 der *Miscellanea*

*Alberti* ausdrücklich erwähnt. Dafs die Capelle des heil. Blasius nicht ebenerdig sondern in dem oberen Gefchoffe des bischöflichen Palaſtes und zwar anſtoßend an den Chor der Domkirche gelegen war, geht aus einer Urkunde von 1185, welche eine Bergwerksordnung enthält, hervor.

Am Ende derſelben findet ſich folgende Stelle: „Actum hoc existentibus et residentibus ipsis silbrariis Tridenti in Curia sedente autem suprascripto Domino Episcopo (sc. Alberto) in finestra, quae est proximior muro sancti Blasii in summitate scalae per quam ascenditur de Choro sancti Vigili ad eandem Capellam sancti Blasii feliciter.“ (Miscellanea VI. Band, Fol. 103). Man ſtieg vom Dom-Chore über eine Stiege, welche noch beſteht, zur Capelle hinauf.

Was die Lage der einſtigen Johannes-Capelle betrifft, ſo ſetzt *Toncati* Saggio d'illustrazione del Duomo di Trento, pag. 44, dieſelbe unter die alte Sacriſtei: „Questa era la pala dell'altare nella chiesa, che stava sotto l'antica sagrestia e fu chiamata ora di San Giovanni Battista ed ora di S. Biagio e di S. Lucia.“ Beide Capellen ſind nicht mehr vorhanden, ſie waren ſchon zur Zeit des Biſchofs *Franz Felix Alberti* (1759—1761) zerſtört, denn er ſagt in ſeinen *Annali del Principato ecclesiastico di Trento*, pag. 6: „Queste due Capelle, state nei tempi piu bassi incorporate alla Cattedrale, oggidi sono distrutte.“

Außer dieſen befand ſich, vielleicht erſt in ſpäterer Zeit, eine Capelle in dem am Stadtthurme angelegenen Theile des Palaſtes, wie aus den Inveſtitur-Verhandlungen vom Jahre 1574 zwiſchen dem Monte di Pietà (Verfaßamt) einerſeits und den Conſulen der Stadt, ſowie dem alium Collegium der Doctoren anderſeits hervorgeht. (Miscellanea IV. Band, Fol. 186.) Sie hieß Capella sancti Montis und war ebenfalls im oberen Gefchoſſe des Palaſtes, vielleicht im Thurme ſelbſt gelegen.

Der Palaß verblieb bis in das 13. Jahrhundert die excluſive Reſidenz der Biſchöfe in Trient. Biſchof Ulrich II. (1006—1055) von dem das Dyptichon meldet: „Cryptam in Ecclesia Cathedrali fundavit, altare relevavit (revelavit) totamque Ecclesiam in melius mutavit,“ nahm gewifs auch Einfluß auf die Verſchönerung des bischöflichen Palaſtes; daselbe läßt ſich vom Biſchof Altmann (1124—1149) behaupten, welcher den Vigilius-Dom neu reſtauriren und denſelben 1146 von Pelegrinus, dem Patriarchen von Aquileja, confecriren ließ. Im Jahre 1144 fällt Biſchof Altmann einen Urtheilsſpruch in Palatio Episcopali civitatis Tridenti; 1183 wird der Palaß auch Curia sancti Vigili und Palatium Canonicum genannt. 1212 iſt eine Urkunde in Camera apud turrum Palatii Episcopalis ausgeſtellt.

Biſchof Friedrich von Wangen (1207—1218), welcher als der eigentliche Erbauer des Domes in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt gilt, ließ auch durch Meiſter Adam von Arogno an dem bischöflichen Palaße, welcher durch Alter und Feuersbrunn ſtark gelitten hatte, bedeutende Veränderungen vornehmen. Die alten Nachrichten darüber lauten: „Perfecit insuper Palatium Episcopale cum Capella sancti Blasii multisque aedificiis adornari mandavit Tridentinum Cathedralis templum“ (bei *Bonelli* monumenta Ecclesiae Tridentinae IV. Band).

Eine weitere Nachricht meldet gewiſſermaßen die vorige ergänzend: „Iste Fridericus . . . et palatium cum capella nimia vetustate et incendio consumptum eminentiori muro reedificavit, et Ecclesiam Sti. Martyris Vigili muro firmissimo construere desideravit.“ (Dyptichon Udalicianum.)

Erſt Biſchof Egno (1248—1273) verlegte ſeine Reſidenz in das feſte mehr Sicherheit bietende Caſtell Buon Consiglio, welches kurz vorher einen umfaßenden Neubau erfahren haben muß, denn der Proteſt Biſchof Egno's gegen die erzwungene Belehnung des Grafen Meinhard iſt im neuen Schloſſe zu Trient abgefaßt: „Anno Domini 1256 die Martis 2. intrante Majo Tridenti in Castro novo Domini Egnonis Dei gratia Episcopi Tridentini in camera apud cisternam.“

Von dieſer Zeit an ſcheint der biſchöfliche Palaß neben der Domkirche nicht mehr die vorzugsweiſe Reſidenz der Biſchöfe, ſondern vielmehr der bloße Amtſitz des Gerichtes (Praetura) geweſen zu ſein. Egno reſtaurirte dieſes Gebäude und wies zu dieſem Zwecke dem Maſſarius Albert von Placentia die Gerichtseinkünfte der Curie zu (*Bonelli* II. Band, pag. 154). Im Jahre 1427 confecrirt Biſchof Alexander nochmals die Johannes-Capelle, welche wie es ſcheint immer als zum Dome gehörig betrachtet wurde, und Biſchof Johann von Hinderbach nahm an dem damals wieder baufällig gewordenen Palaße nicht unwefentliche Reparaturen vor, welche ſich auch auf die Capelle des heil. Blasius erſtreckten. *Innocenz von Prato* ſchreibt in ſeiner Chronik: „(Johann Hinderbach) Palatium Episcopale in bonam partem reformavit“ und die Miscellanea, V. Band, Fol. 236, geben folgende, einem Calendarium des Biſchofs Hinderbach entnommene Notiz: „ad 1472. XI Cal. Decembris Dedicatio capellae Palatii Episcopalis ad latus Ecclesiae Tridentinae.“ Die Blasius-Capelle galt als die eigentliche Palaß-Capelle und von ihr findet ſich noch im Jahre 1514 eine Nachricht; bei der Wahl des neuen Biſchofs Bernardus Cleſius ſaß nämlich der Canonicus Ortwin in derſelben und ſammelte von den einzeln vorgerufenen Domherren die Stimmen. (Miscellanea VII. Bd., Fol. 80.)

Unter dem Cardinal Ludwig Graf Madruzzo diente die beſagte Capelle als Sacrarium oder Ort, um Kirchengerathe und Reliquien aufzubewahren, denn *Hyppoliti* in ſeinem Compendium rerum Trident. ſagt ausdrücklich von der Capelle des heiligen Blasius: „ubi modo est Sacrarium a Cardinale Ludovico in ea constitutum,“ und *Bonelli* im IV. Bande der Monumenta Ecclesiae Tridentinae erwähnt eines alten Steines, welcher eine Zeit lang im Friedhofe des Domes lag und folgende Inſchrift trug: „Locus hic, cum antea Divo Blasio et Luciae dicatus esset, redactus est in usum Sacraii impensa Illmi et Remi D<sup>ni</sup> Ludovici etc. anno 1584.“

Dieſer Stein war wahrſcheinlich bei Gelegenheit der ſpäteren Zertörung der Capelle in den Friedhof hinabgeworfen worden, wo ihn *Bonelli* noch geſehen hat.

Als Bernardus Cleſius ſich im Jahre 1531 den neuen prächtigen Palaß neben dem Caſtelle Buon Consiglio erbaut hatte, verodete die alte biſchöfliche Reſidenz immer mehr. Nur der Sitz des Gerichtshofes befand ſich noch in dem Gebäude, welches nun allgemein Palazzo Pretorio genannt wurde. Es war derart bereits

in seinem Bauzustande verwahrloßt, daß Cardinal Christoph Graf Madruzzo den leerstehenden, gegen den Stadtturm zu liegenden Theil des Palaſtes als „quoddam Palatium vetus, ruinofum et inhabitabile“ an den Monte di Pietà von Trient überließ, worüber die päpstliche Befatigung vom Jahre 1553 im IV. Bande der Miscellanea, Fol. 185, vorliegt.

Im Jahre 1574 schloß der Monte di Pietà mit den Consulen der Stadt und mit dem Doctoren-Collegium einen Vertrag, wornach die beiden letzteren den zweiten Stock des nunmehr dem Monte di Pietà gehörigen Palaſtantheiles gegen eine jährliche Miethe eingeräumt erhielten. Diese ebenfalls im IV. Bande der Miscellanea, Fol. 186, aufbewahrte Vertrags-Urkunde (Location) bespricht ausführlich die vorzunehmenden Adaptirungen, als Anlagen einer neuen Stiege, Ausbesserung des schadhaften Daches, Abmauerung der Capelle und andere Verbesserungen. Im zweiten Stocke war ein Saal, welcher als disponibel dem Doctoren-Collegium überlassen wurde.

Trotz dieser Arbeiten verblieb der alte Palaſt in einem defolaten Zustande, denn *Mariani*, welcher 1673 sein Werk Trento con il Sacro Concilio et altri Notabili herausgab, spricht sich sehr despectirlich über den Palazzo Pretorio aus, und behauptet, daß das schönste an ihm das Alter (l'antichità) sei, sonst sei er im Verfall.

Die zunehmende Baufalligkeit bewog nun endlich den Bischof Sigmund Alphons Grafen Thun, wahrſcheinlich im Einvernehmen mit den Consulen der Stadt, den vor Alter zerbrockelnden Palaſt eingreifend im modernen Style zu restauriren, und ihm jene Gestalt zu geben, wie wir ihn heute sehen. Die an dem Gebäude befindliche, darauf bezügliche Gedenktafel am Domplatze lautet:

Hoc  
Episcopale Palatium  
Vetustate Collapsum  
Restituit  
Sigismundus Alphonsus  
Episcopus Princepsque  
Tridentini et Brixinae  
Anno Domini  
M·DC·LXX·VI.

Bei diesem Umbau, welcher dem Augenschein nach sich damals auf das ganze Gebäude erstreckt hat, ging der alte Bau-Charakter vollständig verloren. Die romanischen doppelbogigen Fenster mußten den modernen rechteckigen weichen; die ersteren wurden entweder beseitigt oder in die Mauerwände einbezogen. Auch der über der heutigen Sacristei der Beneficiaten gelegene, hoch über den Palazzo Pretorio sich erhebende südliche Theil der alten bischöflichen Residenz (das Palatium superius der Urkunden) muß damals tief eingreifende Veränderungen erfahren haben, und nur im dritten Stocke dieses Tractes haben sich die alten romanischen Fenster erhalten. Es ist wahrſcheinlich, daß in den breiten Mauerwänden der Façade des alten Tribunal-Gebäudes, sowohl im ersten als zweiten Stocke noch einige derartige alte Fenster stecken, welche, wie das oben besprochene, unlängst aufgefundenen uns Kunde von längst verschwundenen Zeiten geben. Bei dieser Metamorphose dürften auch

die beiden vorerwähnten Capellen, die Johannes-Capelle und die eigentliche Palaſt-Capelle des heil. Blasius zerstört worden sein. Im Jahre 1780 scheint der früher in dem Besitze des Monte di Pietà gewesene Palaſtantheil bereits ganz an die Stadtgemeinde Trient übergegangen zu sein, denn auf der an der Stirnseite des Hauses neben dem Stadtturme angebrachten Gedenktafel über eine im selben Jahre neuerdings bewerkstelligte größere Restaurirung ist nicht mehr von dem Monte di Pietà, sondern nur von der Stadtgemeinde die Rede. Die Inschrift ist folgende: „Hanc Curiam pene collapsam restituit S. P. O. T. (Senatus populusque Tridentinus) A.MDCCLXXX.“ Das ganze alte Tribunal-Gebäude, soweit es sich von der Domkirche bis zum Stadtturme erstreckt, besteht aus drei zusammenhängenden, jedoch schon durch den äußeren Anblick sich von einander unterscheidenden Theilen. Der südliche Tract über der Sacristei erhebt sich castellartig, zinnengekrönt, um ein ganzes Stockwerk über den eigentlichen Palazzo Pretorio. Im dritten Stocke enthält er einen einzigen großen Saal mit romanischen Fenstern, deren Säulen das reichdecorirte Capital der Bauperiode unter Bischof Friedrich von Wangen aufweisen. Die Fenster vertheilen sich zu je zwei auf die Schmalseiten, zu je drei auf die Langseiten des Saales.

An den Wänden fanden sich unter der Kalktünche dürftige Spuren alter Bemalung. An der nordwestlichen Ecke des Saales tritt aus der Mauer eine Halbsäule hervor, jedoch ohne Basis und Capital. Letzteres befindet sich wahrſcheinlich in dem Bogen des aus späterer Zeit stammenden Tonnengewölbes verborgen.

Der zweite Stock dieses Tractes, wohin man vom Gange des oberen Stockwerkes des Tribunal-Gebäudes über eine ungefähr 2 Meter hohe Stiege gelangt, ist direct über der sogenannten Beneficiaten-Sacristei gelegen. Hier finden sich drei gewölbte Gemächer. Das vierte, eine kleine über der Apsis der Sacristei gelegene Kammer, wurde im Vorjahre abgetragen. Die einfachen nüchternen Rundbogen-Fenster dieses Stockwerkes sind allem Anscheine nach ein Werk des 17. oder 18. Jahrhunderts.

Hier dürfte die alte Capelle des heil. Blasius, die Capella Palatii Episcopalis, von welcher in den Urkunden so oft die Rede ist, gewesen sein, denn in dem vom Eingange rechts gelegenen saalartigen Raume, welcher an der Westwand ein rundes Fenster enthält, ist nahe am Fußboden die deutliche Spur einer abgemauerten Thür zu finden, welche nach vorgenommenen Klopferfuchen zu der in der oben aufgeführten Urkunde von 1185 erwähnten Chorstiege geführt hat.

Das übrige Tribunal-Gebäude, noch bis zum Jahre 1881 Sitz des k. k. Kreisgerichtes, wird durch den unter dem Hause durchfließenden breiten Wassercanal in zwei Theile geschieden, wovon der südlich gelegene, an die Sacristei anstoßende, noch gegenwärtig zur bischöflichen Mensa, der andere bis zum Stadtturme dem Aerar gehört.

Beide Theile hängen im Innern zusammen und bilden zwei Reihen von modernen Zimmern und Kanzleien, zwischen welchen sowohl im ersten als auch im zweiten Stocke ein Mittelgang liegt.

Der Stadtturm, dessen Innenräume in Kerkerzellen abgetheilt sind und der mit dem Tribunal-Gebäude in enger Verbindung steht, weist an dem

knapp an ihm anliegenden Mauerwerke in der Höhe des ersten Stockes die Reste einer alten steilen schmalen Stiege auf.

Das Terrain der Domgasse ist gegen jenes des Domplatzes um beiläufig  $1\frac{1}{2}$  M. erhöht. Dafs in älterer Zeit diese Anschüttung nicht bestand, lassen die an der Außenseite der Sacristei-Apsis befindlichen Halbfäulen deutlich erkennen; denn die Basen derselben stecken tief in dem Boden, ebenso der Sockel der Apsis.

Was das aufgefundenene anfangs beschriebene Fenster betrifft, so dürfte dasselbe der Zeit vor Friedrich von Wangen angehören; der ernste einfache

Styl der Mittelfaule des Fensters ist der frühromanische, das Würfel-Capital mit seiner dürftigen Blatt-Decoration kennt noch nicht den reichen, fast phantastischen Blätterfchmuck des 13. Jahrhunderts, wie wir ihn an den Säulen-Capitalen des Domes sehen.

Da unter den gegenwärtigen Verhältnissen an eine Erhaltung des aufgefundenen romanischen Fensters nicht gedacht werden konnte, so wurde der Dom-Architekt Herr *Nordio* durch die k. k. Genie-Direktion von dem Funde verständig und zur Besichtigung eingeladen, zugleich wurde eine Aufnahme durch den k. k. Genie-Director veranlaßt.

Dr. *Al. Wözl*.

## Die Pfarrkirche zu Hallstatt.

Beschrieben und aufgenommen von *Hermann Ritter v. Rievel*.

(Mit 11 Text-Illustrationen.)

**D**ER Markt Hallstatt, am Südwestende des von hohen Bergen umrahmten Hallstätter Sees gelegen, verdankt seine Entstehung den reichen Schätzen des Salzberges, von welchen auch die Benennung jener Gegend „Salzkammergut“ seinen Ursprung hat. Dafs bereits die Römer hier nach Salz gegraben, beweist die Auffindung von römischen Münzen, Waffen und 1733 der Mumie eines römischen Kriegers mit Seitenwehr am Salzberge.<sup>1</sup>

Nach den fast anderthalb Jahrhunderte, bis 955 dauernden Streifzügen der Ungarn in Ober-Oesterreich, fingen auch die steyerischen Markgrafen an, sich in Hallstatt mit der Salzgewinnung zu befassen.

Hallstatt wird in alten Urkunden nur „Hall“ und da es noch zu Bayern gehörte „Bayrisch-Hall“ genannt und zwar zum Gegenfatze des im Erzbisthum Salzburg gelegenen Hall.

Markgraf Ottokar V. sagt in einer Urkunde vom Jahre 1163 die Salzgruben Hallstatts betreffend „in der bayrischen Stadt Halla,“ (in bavaria civitate Halla), woraus der Name Hallstadt oder Hallstatt entstanden sein dürfte.

Ein reges Leben erhielt die Salzgewinnung erst durch Kaiser Albrecht I., der schon 1284 den sogenannten Rudolphs-Thurm als Vertheidigungsbau der Salzwerke gegen die Anfälle der Salzburger erbaute und zu Ehren seines Vaters „Rudolphs-Thurm“ nannte. Im Jahre 1311 erhielt Albrechts Gemahlin „Elisabeth“ die Hallstätter Salzwerke zu ihren Witthume und schlug mit eigener Hand eine neue Wand (Neuberg) des Berges zur Salzgewinnung auf.

Kaiserin Elisabeth erhob den Ort Hallstatt zum Markte, was eine größere Pfarrgemeinde nebst der nöthigen Kirche voraussetzt, welche letztere an der Stelle der jetzigen stand und wovon der alte Thurm theilweise noch vorhanden ist.

Die alte Kirche dürfte im 12. Jahrhundert erbaut worden sein, weil bereits im Jahre 1145 hier das neunte Salzburger Concilium abgehalten wurde, und solche

geistliche Synoden gewöhnlich nur in Kirchen stattfanden.

Eine besondere Weihe erhielt diese alte Kirche im Jahre 1320 durch den Weihbischof Hermann von Passau,

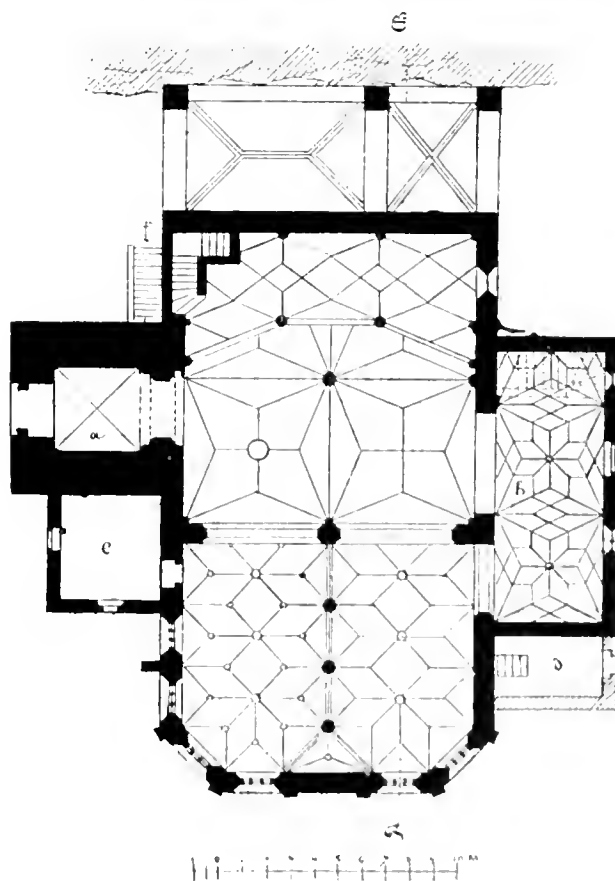


Fig. 1

worüber es urkundlich heißt: „Consecravimus ecclesiam B. Mar. Virginis in Hallstadt, nec non reconcilivimus ecclesiam B. Martini in Geusarn, atque ecclesiam St. Nico'ai in Ischl.“ (Wir haben die Kirche zur heil.

<sup>1</sup> Topographie von Ober-Oesterreich von Dechant *Wersbacher* und Prof. *Hartenfischer* 1835, III. Bd.

Jungfrau Maria in Hallstatt eingeweiht, und die Kirche zum heil. Martin in Goisern, sowie die Kirche zum heil. Nicolaus in Iffel verhöht. Nach einem im Markte befindlichen Denkstein besuchte 1459 Erzherzog Albrecht VI. Hallstatt und die Salzwerke,<sup>1</sup> 1494 erweiterte Maximilian I. die Marktfreiheiten von Hall-

gedeckte Felder getheilt wird. Das durch zwei starke Gurtbögen vom Schiff getrennte Presbyterium ist durch drei Mittelfäulen in schmale aus den Stern-Figuren der Gewölbe sich ergebende Felder zerlegt, wobei stärkere von Säule zu Säule gehende Gurten die Zweitheilung des Chors markiren.

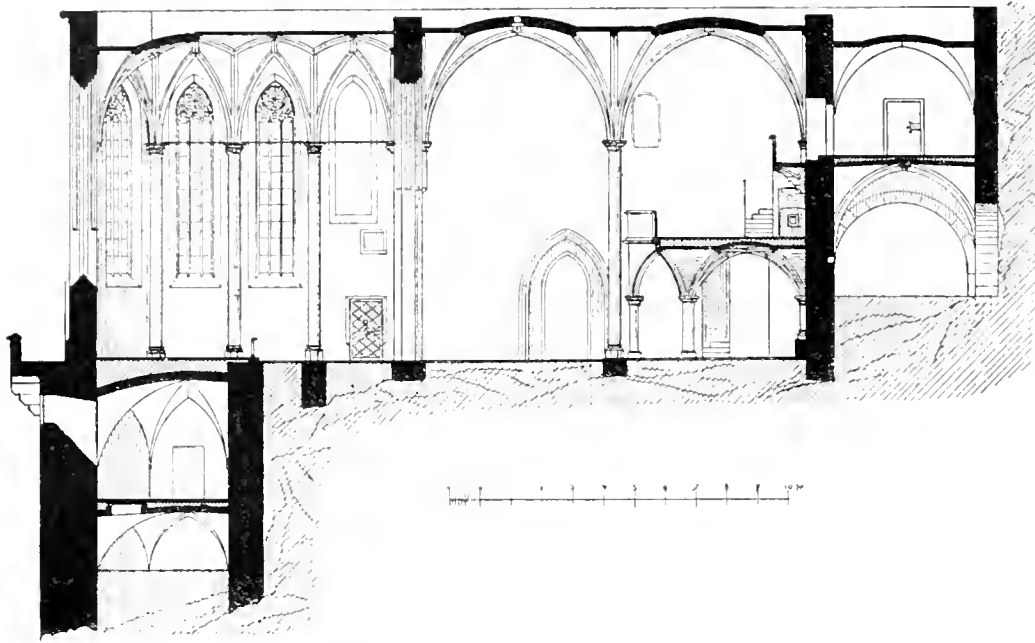


Fig. 2. (Hallstatt.)

statt und verlieh dem Markte ein eigenes Wappen. Dieses Wappen besteht in einem senkrecht in zwei Theile getheilten Schilde, wovon sich im rechten Felde ein goldenes Steuerruder auf blauem Grunde befindet, das die Form der Ruder der alten Salzschiffe hatte. Das linke Feld zeigt den österreichischen Bindenschild, nämlich einen weißen Mittelbalken, nebst zwei rothen Feldern, in welchen sogenannte Salzpflanzen kupferfarbig angebracht sind, somit sich das ganze Wappen auf die Salzgewinnung bezieht.

Was nun die jetzige Pfarrkirche betrifft, so steht dieser hübsche aus dem 15. Jahrhundert stammende Bau hoch über den Häusern Hallstatts, auf einem Felsenvorsprunge, gegen Westen direct an die Kalksteinwand des Salzberges gelehnt, während die Ostseite von einer hohen Terrassen-Mauer umgeben ist, von wo aus man einen herrlichen Blick über den See genießt.

#### *Beschreibung der Kirche.*

Der von der Berglehne abgerungene Bauplatz war für die Gestaltung des Grund- und Aufrisses der Kirche von großem Einfluß. Fig. 1 zeigt die eigenthümliche Anlage einer zweischiffigen gothischen Kirche, wobei sich das Presbyterium dem Schiffe analog zweitheilig fortsetzt und mit aus dem Achteck entwickelten Sterngewölben abschließt.

Der Lange nach ist der impofante Innenraum in beinahe zwei gleiche Hälften getheilt, wovon der westliche (eigentliche Schiffsraum) genau quadratisch ist und durch eine Mittelfäule in vier mit Sterngewölben

<sup>1</sup> Siehe Mittheilungen der Centr. Comm.

Befonders kühn in der Construction und von schöner Wirkung ist die aus dem Längenschnitt Fig. 2 ersichtliche Wölbung des 11 M. hohen Schiffes, welche in der Mitte von einer schlanken, nur 0.40 M. starken Säule getragen wird. Die drei das Presbyterium theilenden Säulen, wovon Fig. 3 Capital und Sockel zeigt,



Fig. 3.

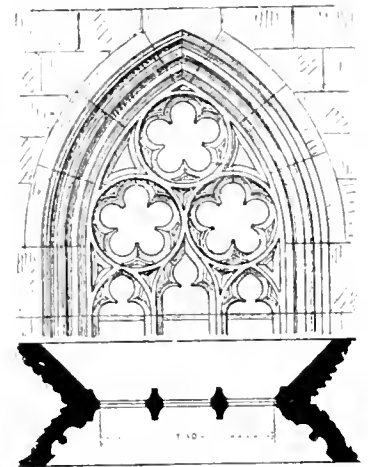


Fig. 4.

sind mit der Mittelmauer durch eine eiserne Schließe verbunden, welche Anordnung hauptsächlich in dem abfallenden Terrain des Baugrundes gegen den See seinen Grund haben mag. Im westlichen Schiffs-Travée ist eine aus drei Gewölbfeldern bestehende Orgel-Bühne eingebaut, die sowohl von einer Stiege im Schiffseck,



wie von der Neben-Capelle zugänglich ist. Genannte Capelle ist mit zweieinhalb Feldern eines reichen Netzgewölbes gedeckt und hat ein besonders hübsches aus Sandstein ausgeführtes Portal mit einer Dreipassfüllung im Spitzbogenfelde. Der Kirchenraum wird gegen Westen vom Felsen im Parterre mit einer von zwei ungleichen Gewölben überdeckten Durchfahrt getrennt, ober welcher sich die in zwei Halften getheilte Paramenten-Kammer befindet, wohin man auf der weiter geführten Orgelbühnen-Stiege gelangt, wie in Fig. 2 ersichtlich.

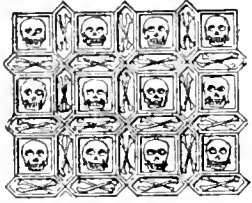


Fig. 5.

Die dreitheiligen Presbyterium-Fenster haben ihre aus verschiedenen Motiven bestehenden Maßwerke erhalten, wovon Fig. 4 ein Beispiel zeigt, bei einem haben sich noch alte Glasmalereireste mit Figuren erhalten.

Unterhalb des Presbyterium-Schlusses befinden sich analog dem Oberbaue zwei aus dem Achteck gebildete und mit einer Thüre verbundene Gruft-Capellen, in die man auf

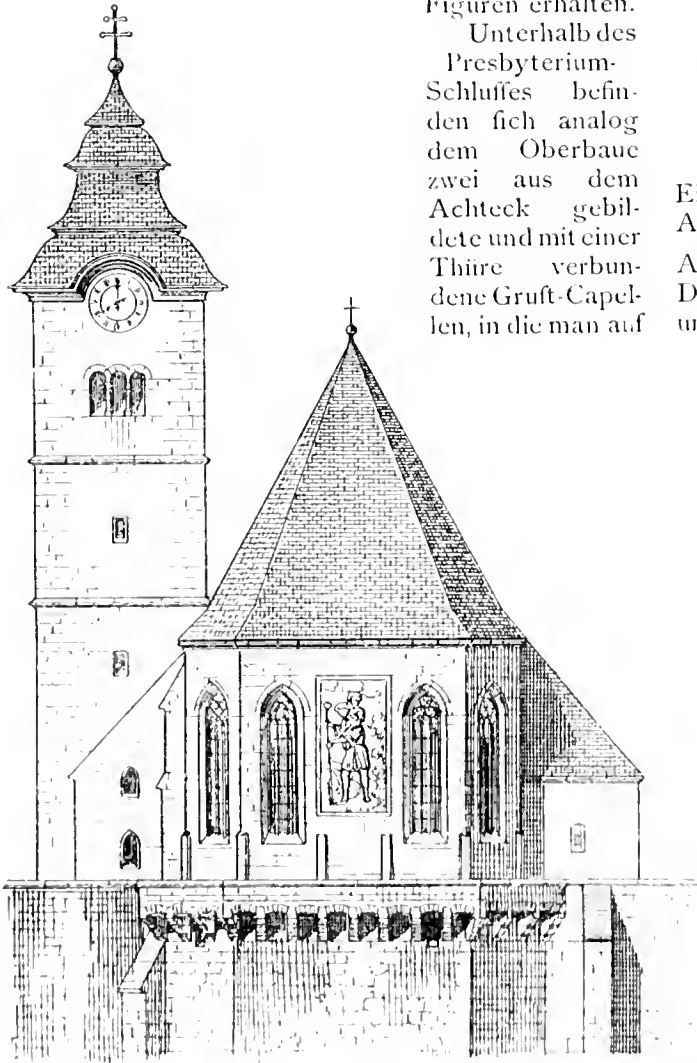


Fig. 6

der in dem später angebauten Raume *d* beginnenden Stiege gelangt, unter welchen Capellen Grufte liegen.

In einer dieser Capellen steht ein Holz-Altar im Style der deutschen Renaissance mit einem Oelgemälde, den

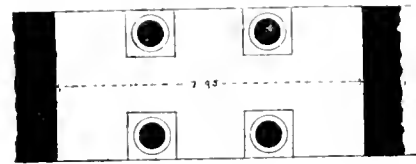
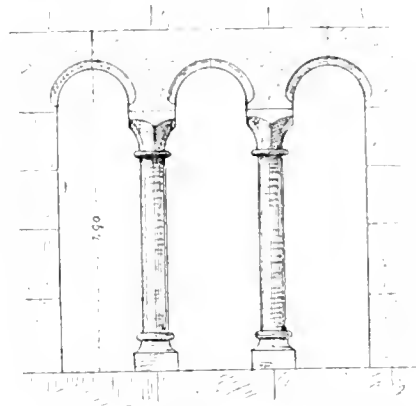


Fig. 7.

Einzug der Heiligen in das Himmelreich darstellend. An der Predella steht folgende Inschrift:

Ad Majorem Dei Optimi Maximi Gloriam Santissimae Deiparae Virginis Mariae De Monte Carmelo Omniumque Sanctorum Honorem Hoc Altare ad Sacrificandam et Orandamque Liberationem omnium Fidelium Defunctorum, et in Purgatorio adhuc Lucentium Animarum erigere atque hoc notum Sacellum Undique exornare Fecit Praenobilis ac Generosus Dominus Christophorus Eysl, Sacrae Caesarae necnon Hungariae Bohemiaeque Maiestatis Salarium rerum Ischlensium Praefectus MDCLVIII.

Laut dieser Inschrift ließ 1658 der damalige Salinen-Director *Christoph Eysl* in Ischl diesen Altar aufstellen und die Capelle ausschmücken, zu welcher Ausschmückung wohl auch das Ziegelpflaster mit den Todtenköpfen gehört, wovon Fig. 5 eine Abbildung gibt. Die Familie Eysl von Eyselsberg war früher im Besitze des Schlosschens „Grub“ bei Hallstatt, und deren Wappen — vier sich kreuzende weiße Balken im rothen Felde — ist auch am genannten Altare angebracht. Ueber der Sacristei *e* ist in späterer Zeit ein Oratorium aufgeführt worden, weshalb auch das eine große Fenster daselbst eine im Inneren sichtbare Vermauerung zeigt.

Wie früher bemerkt, ist von der alten Kirche der an der Südseite stehende einfach viereckige Thurm *a* übrig geblieben, dessen Alter sich hauptsächlich aus dem dreitheiligen mit romanischen Säulchen versehenen Fenstern des Glockenraumes bestimmen läßt und wovon Fig. 6 eine Ansicht gibt. In Betreff dieser rothen Marmoräulchen der vier Fenster sind zwar nur bei einem die alten vollständig erhalten und die übrigen im Laufe der Zeit erneuert, doch sind sammtliche Bogenfenster ursprünglich.

Im Jahre 1750 wurde Hallstatt von einer großen Feuersbrunst heimgesucht, wobei auch das Kirchen- und Thurmdach abbrannten und die Glocken schmolzen und herabfielen, wonach auch das jetzige in der Ansicht Fig. 7 ersichtliche mit Schindeln gedeckte Thurmdach aufgeführt wurde. <sup>1</sup> Auf den Thurm gelangt man jetzt mittelst einer bei *f* später angebauten überdeckten Holzstiege, welche jedoch nicht den ursprünglichen Aufgang gebildet haben dürfte. Ober der Orgel-Bühne sieht man im Innern eine vermauerte Rundbogen-Oeffnung als Fenster oder Thürreife des alten Baues.

Der Haupteingang zur Kirche führt durch den Thurm und im Jahre 1519 erhielt der letztere ein neues

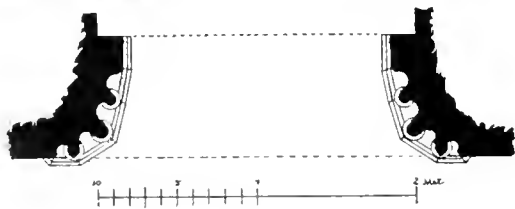
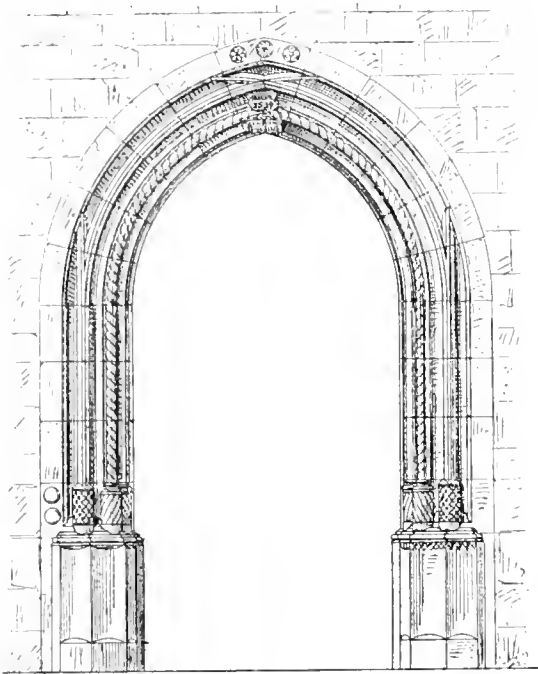
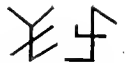


Fig. 8.

Portal aus rothem Marmor, wovon Fig. 8 Ansicht und Grundriß gibt. Die spätere Einfügung dieses Portales läßt sich schon an dem Fugenschnitt der Seitengewände erkennen, deren Schichten mit dem Thurm-Mauerwerk nur in loser Verbindung stehen. Am Schlussstein dafelbst sieht man drei Wappenschilder mit Inschriften. Am oberen Schilde steht „Anno ; dm T 5 19 Jar“; auf den zwei unteren Schildern ist schwer zu lesen: „L. konighprenër diser zeyttbe d gich probßt“ dürfte zu lesen sein: „L. Königprunner (oder prunner) dieser Zeit bei der Kirche Probßt“. Nach dieser Inschrift dürfte dieser Probßt Königprunner der Widmer des Portals sein. Am Portal-Soekel sind zwei Steinmetz-

<sup>1</sup> Bei diesem Brande gingen auch die meisten Urkunden über Hallstatt zugrunde.

Zeichen von folgender Form eingemeißelt:



Ober diesem Portale sieht man unter einem Schutzdache ein breites aus den Jahre 1490 stammendes Fresco-Gemälde mit den Darstellungen der Kreuztragung und Kreuzigung Christi. Ein zweites großes Fresco-Bild, mit starker Uebermalung, — den Heiligen Christoph darstellend — schmückt die östliche Kirchenwand zwischen den Fenstern, wie in Fig. 7 angedeutet. Wie aus dem einfachen Aeußeren der Kirche zu ersehen, wurde am Presbyterium gegen Osten wegen Mangel an Raum die Anlage der Strebepfeiler vermieden, welche hier nur durch lifenenartige und bis zur Höhe der Fensterfohlbank gehende Streifen ersetzt sind. Der schmale Umgang um das Presbyterium ist durch einen auf Kragsteinen ruhenden Ausbau erweitert.

Als einen seltenen Schmuck besitzt diese Kirche noch einen prachtvollen Flügel-Altar aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Dieses herrliche Schnitzwerk, mit feinen Doppelflügeln und acht Gemälden wurde bereits durch Baron *Sacken* 1858 in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission beschrieben und in Abbildung gebracht. <sup>1</sup>

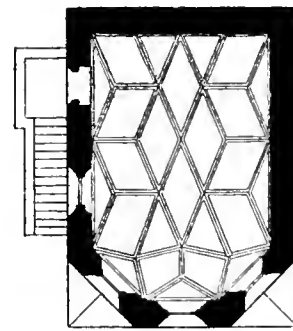


Fig. 9.

In der zweiten Presbyterium-Hälfte steht ein zopfiger Altar aus dem vorigen Jahrhundert, der durch einen gothischen ersetzt werden soll, was hoffentlich nicht nach der dort aufgestellten Zeichnung geschieht. Von anderen alten Einrichtungstücken hat sich nur wenig erhalten und sind leider die schonen Paramenten-Kästen aus der Paramenten-Kammer nebst den hübschen Thürbeschlägen dafelbst verschwunden. Nur finden wir in einer der Kammern noch eine alte aus sich kreuzenden Latten construirte Abtheilungswand mit Bemalung und von guter Zeichnung. In der unteren Durchfahrt hängt an einer Wand ein mit Leinwand gemaltes Bild, dessen Darstellungen, stark verwittert, nicht mehr erkennbar sind, doch dürfte daselbe Ende des 15. Jahrhunderts gemalt sein.

Um die Kirche herum finden heute noch die Todten Hallstats auf sehr beschränktem Felde ihre Ruhestätte. Dieser kleine Friedhof hat noch eine besondere dem heil. Michael geweihte Todten-Capelle, die zugleich mit der jetzigen Kirche erbaut wurde. In den Figuren 9 bis 11 ist der Grundriß, die Ansicht und der Querschnitt dieser hübschen Capelle zu ersehen.

<sup>1</sup> Eine besonders schöne Abbildung dieses Altares befindet sich in dem Werke über Altäre etc. von *Johst* und *Leimer*.

Unter der Capelle ist ein zweiter mit einem einfachen Tonnengewölbe überspannter Raum, welcher als Beinkammer für die wegen Platzmangel nicht lang in der Erde ruhenden Todten dient. Es sind in dieser Beinkammer die Todtenköpfe reihenweise übereinander geschichtet und tragen an ihrer Stirn ihren Namen und den Todestag verzeichnet, wobei oft gemalte Blumen und Blätterkränze den Schadel schmücken — ein schauerlicher Anblick für die Hinterbliebenen und Nachkommen. In den eigentlichen Capellenraum führt eine Freitreppe.

An der Capelle sind zwei Lichthäuschen (Todtenleuchten) angebracht, wovon das obere vom Innern der Capelle und das untere vom Friedhof aus mit Licht versehen wurde. Im mittleren Capellen-Fenster ist noch eine Tafel alter Glasmalerei vorhanden, worauf der Engel Michael mit Schwert und Wage abgebildet ist, an dessen Seite sich ein mit zwei Helmen geschmücktes Wappen befindet, in der Schilde ein senkrechter weißer Pfahl im rothen Felde. Als Helmzier einerseits ein rother Flügel mit weißem Pfahl, andererseits ein wachsender Mann mit Kopfband zu sehen. Dieses Wappen dürfte daher der Rest einer Fensterwidmung sein.

Ein ähnliches Wappen findet sich an einem Epitaphium beim Thurmeingange, welches der Familie

*Enderle von Bruchstadt* angehört. In der Thurnhalle und an der Kirche sind auch noch diverse alte Grab-

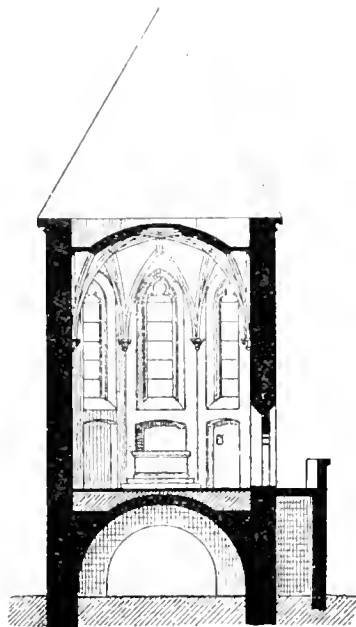


Fig. 10.

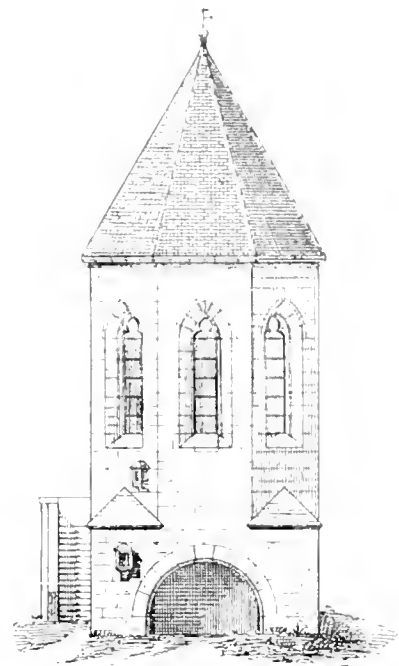


Fig. 11.

steine vorhanden, doch sind die schönen vom Verfasser einst gezeichneten schmiedeeisernen Grabkreuze aus dem 16. Jahrhundert zum größten Theil nicht mehr zu sehen.

## Beiträge zu einer Ikonographie des Todes.

Von Dr. Theodor Frimmel.

### VI<sup>1</sup>

**D**IE Todesdarstellungen des späten Mittelalters und der Neuzeit in den Niederlanden, in Deutschland und den österreichischen Ländern bieten manche Analogien mit den oben behandelten Darstellungen in Frankreich. Nur muß für die erstgenannten Länder im allgemeinen die Blüthezeit des spätmittelalterlichen Todes-Typus später angesetzt werden als für Frankreich, von wo aus (höchst wahrscheinlich) sich dieser Typus erst in die Nachbarländer verbreitet hat. Auch ist zu beachten, daß in Deutschland späterhin viel zäher an der mittelalterlichen Form festgehalten wird als in Frankreich.

In besonderen Gegensatz treten aber die deutschen Todesbilder zu der Auffassung des Todes in der italienischen Renaissance. Konnten wir in Italien ein an die Antike gemahnendes vornehmes Vermeiden von Personifikationen des Todes uns schwer beobachten, so sieht sich ein Theil italienischer Todesbilder deutlich

an die Schilderungen classischer Autoren an, so muß die gleichzeitige Kunst in Deutschland als die an Todesdarstellungen vielleicht fruchtbarste bezeichnet werden. Ein wirkliches Einbürgern jener italienischen Auffassung hat in Deutschland gar nicht stattgefunden. Im Gegentheil steht die deutsche sowie die niederländische Kunst bezüglich der Todesbilder am Ausgang des späten Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit unter dem Einflusse Frankreichs. Erst im Verlaufe des 16. Jahrhunderts dringt italienischer Geist nach dem deutschen Norden. Das vielleicht erste und dabei wohl Decennien lang vereinzelt bleibende Beispiel einer italienisirenden Todesfigur findet sich bei *Burckmair*. Erst später werden geflügelte Todesbilder häufiger, tauchen die trauernden Kinder, die Fackeln auf. Vorher aber wurde immer und immer wieder der alte Typus wiederholt, der seine Formen dem magern Cadaver und dem Skelet entnimmt.

<sup>1</sup> In die heutige Fortsetzung müssen einige Abbildungen eingeschoben werden, die ihrem näheren Zusammenhang nach zu früheren Capiteln gehören. Fig. 1 stellt den Todtentanz der Virgilius Kirche zu Ponzolo in Südtirol vor und bietet uns ein Beispiel eines Todtentanzes in italienisirender Auffassung.

Fig. 2 bringt uns den als Mohnen gebildeten Tod auf einer Münze des Lyoner Gebethbuches der Stiftsbibliothek in Gernweig zur Ansicht (Vergl. Bericht und Mittheilung des Alterthums-Vereines 1877, S. 12 und *Beiträge zur Geschichte der deutschen Kunst* I. 26).

In Bezug auf die große Masse von Todesbildern nach spätmittelalterlichem Typus erinnere ich hier

lungen, des ausgehenden Mittelalters in morphologischer Hinsicht recht einformig sind, so gewinnen sie

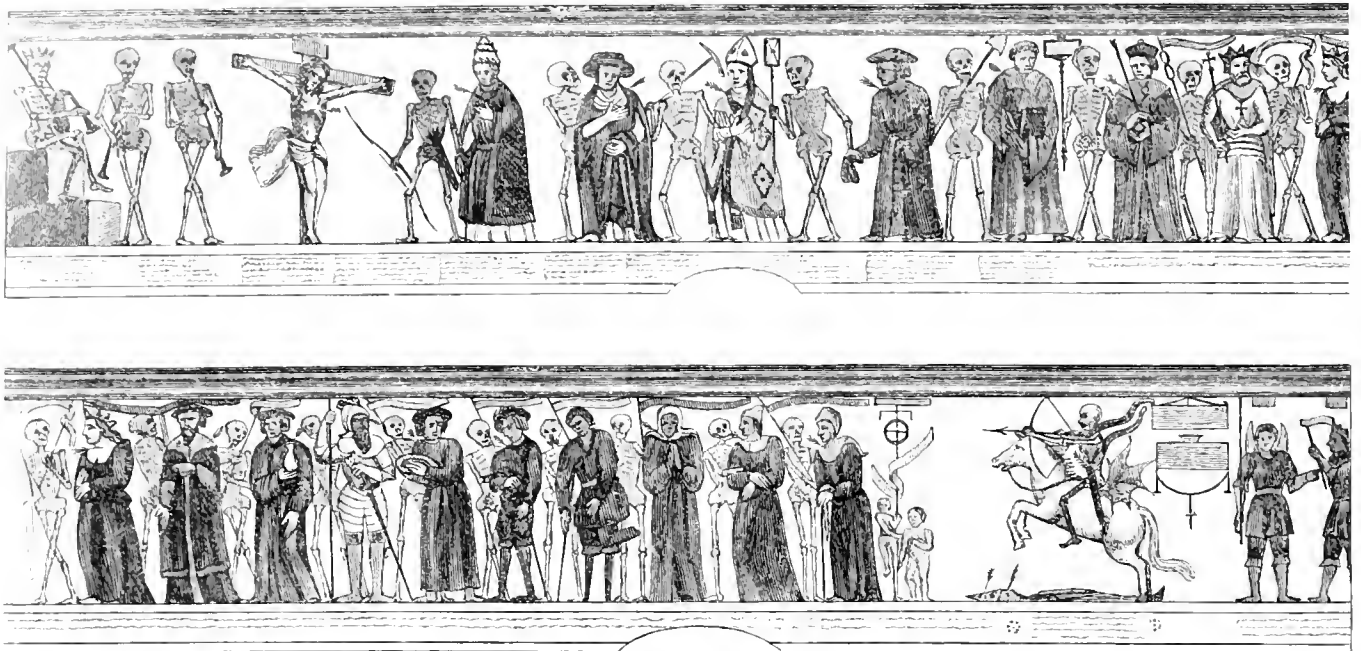


Fig. 1. (Pinzolo.)

an die in Deutschland nicht seltenen Todtentänze<sup>1</sup> in verschiedener Erscheinungsform und besonders an die ältesten Kunstdrucke. So an ein Blatt der anopisthographen *Oratio dominicalis*, auf dem der Tod (als mageres Cadaver) die Freuden eines heiteren Mahles stört, ferner an die Todesbilder auf dem schon in der Einleitung zu dieser Arbeit erwähnten Blockbuch-unicum der Pariser National-Bibliothek. Die erwähnten Bilder zeigen den Tod als Cadaver, das übrigens offenbar als Skelet gemeint ist. Die ganze Figur sieht aus wie aus Platten von verschiedener Form und Größe zusammengesetzt.

Derartige Figuren von sehr unvollkommener Ausführung haben sich in rohen Producten noch bis ins 16. Jahrhundert erhalten.<sup>2</sup> Nicht zu vergessen ist das Blatt mit dem Glücksrade des Meisters mit den Bandrollen von 1464 Pass. II. S. 27, Nr. 48). Es zeigt uns einen als Skelett gemeinten plumpen Tod. (Die Nase ist vollständig, die bulbi sind erhalten, dagegen der Joehbogen und die Kiefer skeletirt.) Er ist hier als Bogenschütz dargestellt und zielt nach einem Baume empor, auf welchem wir Personen verschiedenen Standes bemerken. Der Grundgedanke ist also hier derselbe wie bei den Todtentänzen. Doch erscheint hier der Tod nur einmal, anstatt wie in den Todtentänzen jedem einzelnen Stande seinen Besuch abzulassen. Wenngleich die ungezählten Todesdarstel-

<sup>1</sup> Die eigentlichen Todtentänze werden hier nicht speciell angeführt. Eine Figur die in morphologischer Bedeutung von Wichtigkeit wäre, ist mir darunter nicht vorgekommen.

<sup>2</sup> Bezüglich der *Oratio dominicalis* vergl. *Dutail*: „Manuel de l'amateur d'estampes“ I. Ed. XXXIV und XXXVII. Facimiles nach demselben Bilde in zwei verschiedenen Ausgaben.) Bezüglich des Unicum der Pariser Bibliothek „Notte des Imprimees“ Nr. 27. Das in ikonographischer Beziehung sehr lehrreiche Buch zeigt deutsche Inschriften. Der Tod (der einmal als „ewigtod“ und zuletzt als „zeitlichod“ auftritt, ist nach dem Typus der Blockbuchskelete gebildet. Als Attribute kommen Geißel, Bogen und Senfe vor. Einmal ist der Tod herrlich. Rohe Producte späterer Zeit sind abgebildet bei *Becker* und *Deßner*: „H. 26. hütte alter Meister“ Gotha 1819, 7. B. II. Lief. C. 24, 66 Bl. theologische Vorstellung des Ursprungs der Sünde...“ Ältere deutsche Todesbilder nach gewöhnlichem Typus bringen auch *Sothery*, sowie *Weigel* und *Zimmermann*.



Fig. 2. (Göttweig.)

doch an Interesse durch die reiche Abwechslung der

Situationen, welche von den einzelnen Künstlern immer wieder erfunden werden. Sogar als Schachspieler in vornehmer Gesellschaft tritt der Tod auf. So finden wir ihn auf dem seltenen Blatte, das *Paffant* II. S. 277 Nr. 11) beschreibt und von dem *Wessely* in seiner Arbeit über Tod und Teufel eine Abbildung gibt (S. 30). In *Woltmann's* Holbein-Biographie (I. 248) wird erwähnt, daß sich ein ähnliches Bild ehemals im Kreuzgange des Strassburger Münsters befunden habe. (Nach *Edel* und *Wackernagel*.)

Am häufigsten dürfte die Nebeneinanderstellung des Todes mit jugendlichen Gestalten sein. Der niederländische Meister von 1480 stellt den Unerbittlichen neben einen lebensfrischen Jüngling (auf dem Blatte *Pass.* II. S. 261, Nr. 41). Der Künstler bildet ihn als

einen hochst abgemagerten Mann ohne Spuren der Verwesung. Nur die auf dem Boden beigegebene Schlange und Kröte, sowie die höchste Abmagerung kennzeichnen die fast nackte Figur als eine Personification des Todes. Die Haltung ist eine ruhige. Bewegter erscheint der Tod auf einem anonymen niederdeutschen Stiche des 15. Jahrhunderts, der gleichfalls einen Jüngling und den Tod zusammenstellt „la mort surprenant la jeunesse“ B. X. Bd. S. 54, Nr. 30. — *Pass* II. S. 240, Nr. 212.) Der Tod erscheint hier halb als Cadaver, halb als Skelet. Meister h w (auf B. VI, p. 312, Nr. 2) bringt den Tod als mageres (schlecht gezeichnetes) Cadaver mit macerirtem Schädel zur Darstellung, wie er mit der erhobenen Rechten einen Pfeil gegen einen Reiter zu schleudern im Begriff steht.

## Notizen.

1. (Beschreibung der beim „Neubau der Schießwollmagazine in Fiffella“ aufgedeckten antiken Baulichkeiten und sonstigen vorgefundenen Gegenstände.)

Auf dem für die obigen Magazine bestimmten Bauplatze nächst dem Meeresufer zeigten sich wie Correspondent *Schram* berichtet, Spuren von alten Mauern, Betongüssen etc.; ebenso war an vielen Stellen zu erkennen, daß in früheren Jahren Nachgrabungen stattgefunden hatten. Es wurde daher mit doppelter Aufmerksamkeit der Erdabtrag und Fundament-aushub für die Magazine begonnen und jedem vorgefundenen Gegenstande die größte Sorgfalt gewidmet.

Gleich beim Beginn der Erdabtragung für das Schießwollmagazin Nr. 1 entdeckte man zwei 60 Cm. dicke Mauern, welche gegen das Ufer hin in früherer Zeit abgebrochen wurden. Bei weiterer Ausgrabung wurden zwischen den zwei angeführten Mauern Ziegeltrümmer vorgefunden, welche durch ihre Form auf Gefäße schließen ließen. Diese Ziegeltrümmer, welche anfangs nur einzeln und zerstreut vorkamen, fand man beim weiteren Graben derart beisammen, daß man die Form der Gefäße und die Aufstellung derselben genau beobachten konnte. Die Gefäße standen in Reihen zu 3 Stück auf 96 Cm. Entfernung von einander, jede solche Reihe enthielt 4 Stück circa 20 Cm. von einander entfernt. Von der einen Mauer waren dieselben nur 20 Cm., von der andern 96 Cm. entfernt. Die Anschüttung, in welcher die Gefäße standen, war Mauerfchutt. Die Gefäße selbst waren durch den Erddruck auf kleine Theile zertrümmert sowie mit Schutt vollgefüllt. In einem Gefäße wurde ein Stück Glas vorgefunden. Von zwei Gefäßen, welche noch am besten erhalten waren, wurden die Theile behutsam ausgehoben, bezeichnet und ein Gefäß aus denselben zusammengestellt. Die Gefäße selbst bestehen aus gut gebranntem Lehm. Die Wände sind 4 Cm. dick, der Boden etwas flacher, die untere Fläche derselben eben; in der Mitte des Bodens befindet sich ein 2 Cm. breites rundes Loch, welches mit Blei

vergoßen ist. Die innere Weite des Bodens ist 30 Cm. im Durchmesser, von welchen sich die Wände in der Höhe von 80 Cm. bis auf 1.47 M. im Durchmesser erweitern und sodann wieder bis auf 64 Cm. verengen. Der obere Theil des Gefäßes kann nicht genau festgestellt werden, nachdem einzelne Theile nicht aufgefunden wurden. Nach den in der Anschüttung unterhalb der Gefäße vorgefundenen 3 Stück Randleisten (Brüche) und Deckelstücken, welche einen und den-

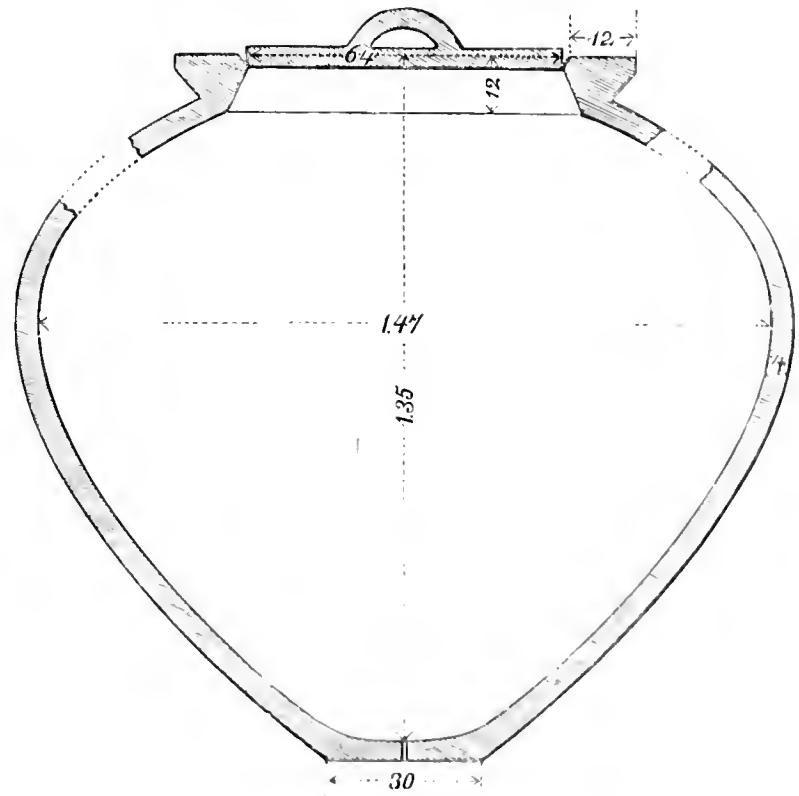


Fig. 1 Fiffella

selben Durchmesser haben, zu schließen, dürfte die angedeutete Form richtig sein (Fig. 1)

Die drei vorgefundenen Randleisten haben das angedeutete Profil und sind ebenfalls aus gebranntem Lehm. Bei einem Stück ist das Wort DYGNIS einge-

preist und gut erhalten. Die Deckelfläche ist ebenfalls aus gebranntem Lehm, 3 Cm. dick und 64 Cm. im Durchmesser. Die untere Fläche ist vollkommen eben, die obere mit einem Griff versehen.

Der Raum, in welchem sich die Gefäße befanden, war rückwärts mit einer senkrecht auf die Mauern stehenden Mauer abgeschlossen. Hinter derselben befand sich ein schmaler Gang von 96 Cm. Breite und 8.85 M. Länge, welcher ebenfalls mit einer Mauer abgegränzt war.

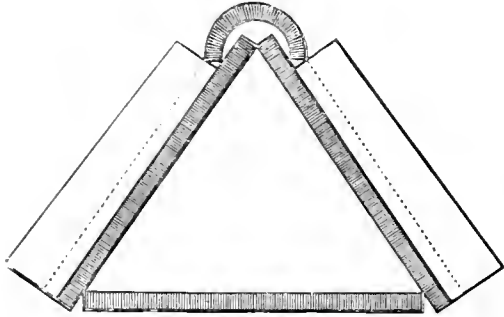


Fig. 2. (Fifella.)

Unter den Gefäßen war noch 50 Cm. Anschüttung, sodann gewachfener Felsen. Hinter der Gangmauer wurde ebenfalls nur Felsen und gewachfener Boden gefunden, hingegen lag an dieser Stelle ein Mühlstein von 80 Cm. Durchmesser und 32 Cm. Dicke, in der Mitte mit einem 23.23 Cm. großen Loche. Der Mühlstein ist aus Betongufs hergestellt. Ferner fand man einen Säulenfuß aus Kalkstein von 31 Cm. Höhe, dann 15 Stück kleine aus gebranntem Lehm erzeugte, circa 4 Cm. große Kugeln, welche in der Mitte mit einem Loche versehen sind, nebst einigen Münzen.

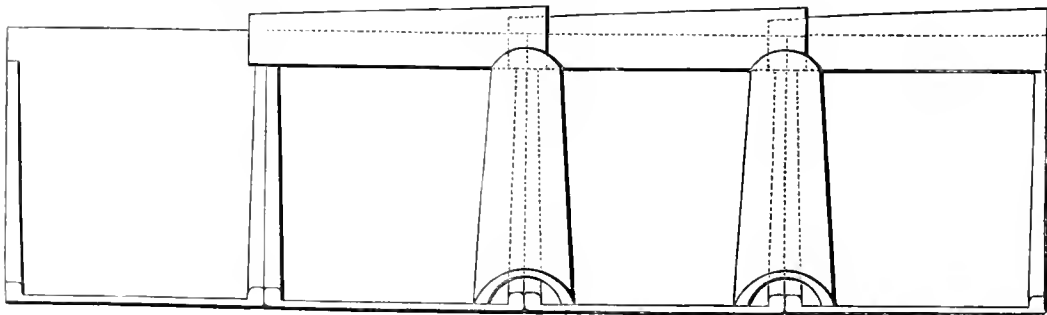


Fig. 3. (Fifella.)

Beim weiteren Erdaushub östlich von dem angeführten Magazine entdeckte man eine weitere Mauer und einen Raum mit drei Reihen der früher beschriebenen Gefäße, von welchen aber nur ein Theil abgetragen wurde, so daß deren Spuren heute noch bemerkbar sind.

Bei der Abgrabung des Bauplanums für das östliche Schießwollmagazin entdeckte man zwei Gräber, welche aus gebrannten Ziegeln in der angedeuteten Weise zusammengesetzt waren. Der Boden des Grabes bestand aus Flachziegeln von 60 60 Cm. Größe; auf diesen ruhten dachförmig aufgestellt die Deckziegel, deren Zusammenstoß und der Firß mit Hohlziegeln (den jetzigen Dachhohlziegeln vollkommen ähnlich) eingedeckt waren (Fig. 2 und 3).

Das Menschengeriße fand sich darin noch complet beisammen. In einem Grabe wurden zwei Armbänder (mit zwei Schlangenköpfen) und eingebrochener Ring gefunden. Außer diesen zwei Gräbern wurden noch acht andere Gräber, unregelmäßig aus Bruchsteinplatten zusammengestellt (jenen aus Ziegeln ähnlich) aufgedeckt, und in einem, zwischen zwei Kindergerippen, ein leeres Flaschchen aus Thon, circa 20 Cm. hoch und 5 Cm. Durchmesser, gefunden.

Die gefundenen Gegenstände wurden sorgfältig deponirt und der Leitung des Seeminen-Magazins zur vorläufigen Aufbewahrung übergeben.

2. Conservator *Gutter* in *Szereth* berichtete, daß im Jahre 1885 bei den Verschanzungen der Fürstenburg in *Suczawa* viele altrumänische Silbermünzen und bei *Banilla* römische Silbermünzen in größerer Anzahl gefunden wurden. Beide Funde wurden fast ganz verschleppt.

3. Bei der Central-Commission sind seit längerer Zeit Verhandlungen zur Ermöglichung einer Conservirung der Kloster-Kirche zu *Tyniec* in *Galizien* im Zuge. Um 988 wurde dort eine Benedictiner-Abtei gegründet unter der Regierung des Königs *Miecislus I.*, d. i. um die Zeit, als das Christenthum an den Ufern der Weichsel festen Fuß faßte. Seither war diese Abtei der Brennpunkt der christlichen und abendlandischen Cultur, bis endlich der politische Verfall des Landes herum auch dieses Kloster rasch dem gleichen Schicksal zuführte. Nach dem ersten Zerfall des Königreiches Polen wurde die Gegend von *Tyniec* dem österreichischen Staate einverleibt. Zahlreiche jenseits der Weichsel gelegene Klostergüter blieben in Folge dessen dem Kloster entzogen. In den Jahren 1782—1786 geschah

daselbe mit den diesseitigen Gütern zu Gunsten des Religionsfondes. Unter Kaiser *Joseph II.* ging das Kloster in die Jurisdiction des Officialates und späteren Bisthums von *Tarnow* über. Abt *Florian Janovicz* wurde 1786 Bischof von *Tarnow* und führte gleichzeitig noch den Titel eines Abtes von *Tyniec*.

Im Jahre 1806 kamen mit Bewilligung des Kaisers *Franz I.* einige Benedictiner aus *Waiblingen* dahin, doch wurden sie drei Jahre später wieder heimgesendet. Auf dem Wiener Congresse 1815 wurde zwar die Stadt *Krakau* mit ihrem Rayon als neuer selbständiger Staat bestimmt, doch kam *Tyniec* neuerlich und endgiltig wieder an Oesterreich. 1817 wurden die restlichen Klostergüter eingezogen, die Mönche entfernt und später *Tyniec* zur Residenz eines neuen Diöcesans bestimmt.

Schon 1826 übersiedelte der Bischof nach *Tarnow*. Nun folgten die Jesuiten als Bewohner der Kloster-räume bis 1831. Am 3. Mai brannte das Gebäude in Folge Blitzschlages ab und wurde seither nicht mehr aufgebaut. Von der einstigen Herrlichkeit gibt nur mehr die schon baufällige Kirche ein schwaches Zeugnis. Der Verfall schreitet indes schnell vor und die letzten Reste der stolzen Abtei können ohne rasches Einschreiten ehestens verschwinden.

4. (*Gothischer Taufstein in Lautschütz.*) Im 13. Jahrhundert hat in der Nähe von *Lautschütz* bei *Seelowitz* eine Ortschaft „*Bertoldsdorf*“ bestanden, über deren damals neue Capelle im Jahre 1263 (über scheiderechtliche Entscheidung aus dem Jahre 1251) das pfarrliche Recht an die Curatie von *Lautschütz* übertragen wurde, während bis dahin *Bertoldsdorf* (durch Uebergabe *Lesko's* Grafen von *Borak* und *Burggrafen* von *Znaim*) zum Cistercienser-Stifte *Saar* gehört hatte, welche Ortschaft aber schon lang in *Lautschütz* selbst aufgegangen und deren Name und die alte Capelle — verschwunden sind. Es ist daher immerhin möglich, dass dieser gothische Taufstein nicht für die *Lautschützer* Kirche hergestellt, sondern aus der eingegangenen *Bertoldsdorfer* Capelle in die Kirche von *Lautschütz* übertragen worden ist, in welcher er ursprünglich an der Evangelienseite der Apfide, dem ältesten aus dem 13. Jahrhundert stammenden Theile der Kirche neben dem *Johannes-Altare* gestanden hat und erst vor kurzem an einen Pfeiler des Schiffes transferirt wurde, welches Kirchenschiff nebenbei bemerkt, nach der Jahreszahl am Schlusssteine ober dem *Musik-Chore* 1596 erbaut wurde, während die *Barbara-Capelle* aus dem Jahre 1707, die jüngste der drei Bau-Epochen, dieses außer dem Taufsteine kein weiteres Interesse bietenden Kirchleins darstellt. Dieser Taufstein „dürfte“ aus rothem Marmor ausgeführt sein und zeigt im Maßwerke Spuren alter aus verschiedenen Zeiten stammender Bemalung, von welcher aber nur die jüngste an den Schildern noch deutlich erkennbar ist. Die übrigen Theile des Steines sind aber

leider mit einer abscheulichen grauen Oelfarbe ganz überstrichen (Fig. 4).

*A. Franz.*

5. Correspondent *Pfarrer Gröfser* in *Gutaring* berichtete an die Central-Commission über das schmerzliche Brandunglück, welches am 27. Juli die Perle der gothischen Bauten *Kärntens*, die *St. Leonhard-Kirche* im *Lavantthale*, gerade mitten in den Restaurierungsarbeiten überrascht hat.

Einige Steinmetzwerker ließen am 27. Juli abends trotz öfteren Verbotes einen Luftballon mittelst in *Spiritus* getränkter und angezündeter Wolle

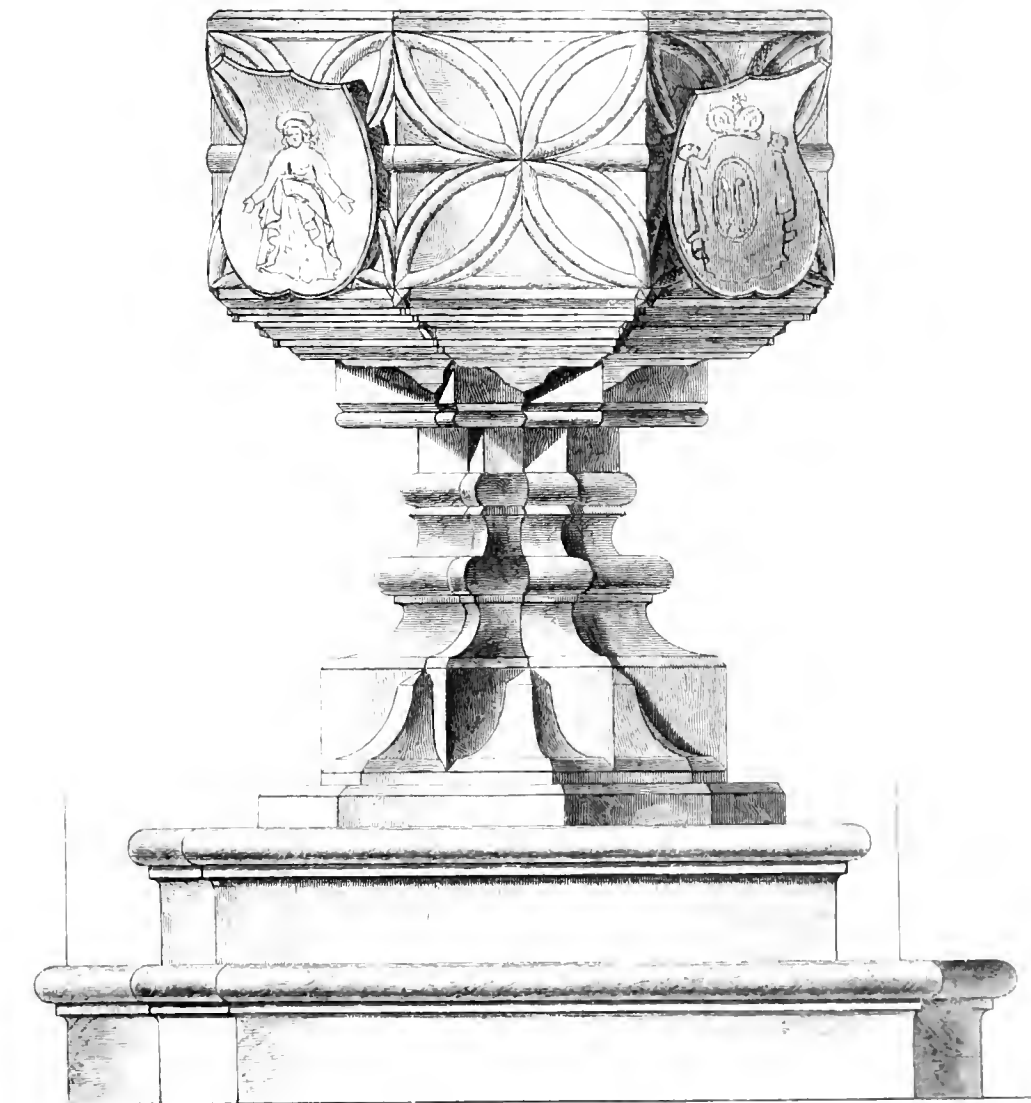


Fig. 4 Lautschütz

steigen. Unglücklicher Weise blieb derselbe am Dachfirste des Hoch-Schiffes hängen und gerieth in Brand. In Nu war die ganze von der Sommerdürre ausgetrocknete Holzbedachung in Flammen. Bald war auch der Thurm vom verzehrenden Elemente erfaßt und brannte total aus. Die Spitze, die Kuppel und die Giebel sturzen herab. Dadurch ward ein Theil des Gewölbes im rechten Seitenschiffe  $\frac{1}{3}$  Gewölboch und das Gewölbe im *Musik-Chore* durchgeschlagen.

Das Innere der Kirche, Altare, Kanzel, Grabsteine, das neue Pflaster (Terrazzo), die übrigen Gewölbe sind gerettet. Die alten Glasmalereien waren bis auf wenige in den hohen Rundfenstern und Maßwerken, zur Reparatur herausgenommen und entgingen so der Vernichtung.

Einen höchst wehmüthig stimmenden Eindruck macht nun die interessante Kirche, deren Renovirung schon ziemlich weit fortgeschritten war. Das Terrazzo-Pflaster war fast vollständig fertig, die Wände und Gewölbe mit Ausnahme des linken Seitenschiffes gefärbelt, die Sockelgliederungen von Tünche befreit, die Maßwerke in den drei Fenstern des letztgenannten Schiffes neu eingesetzt, ein Gewölbeplatzel ebendort neu construirt, die Stufen zum

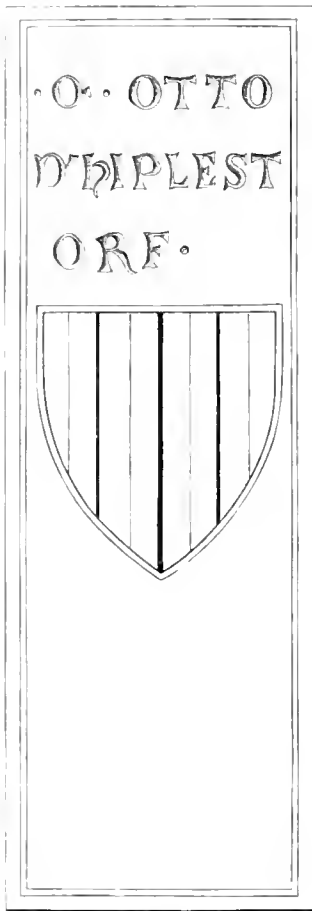


Fig. 5 (Zwettl.)

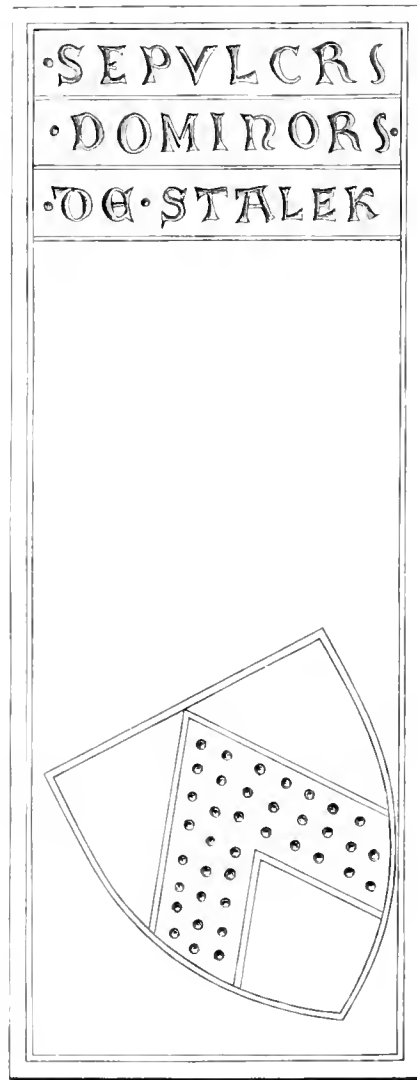


Fig. 6 (Zwettl.)

West-Portale vollendet, zum Süd-Portale in Arbeit; letzteres hatte schon seinen schönen Schmuck in einem neuen Giebel mit Kreuzblume erhalten; die Steinmetze bereiteten schon die einzelnen Pfeilerkrönungen und Schrägen vor. An der schwächsten Seite der Kirche, im ersten Travee des nördlichen Seitenschiffes wurden mächtige Quadern in den aufgelockerten und ganz ausgewaschenen Grundmauern der Kirche und der Pfeiler eingefügt, um so stützend die ausweichenden Hochmauern mittelst der Strebebogen aufzuhalten. Die Glaser setzten die Nothverglasungen ein, die Vergolder und Firnmaler schabten und putzten an den

alten Renaissance-Altaren. Mit Freude sah man der rasch fortgehenden Wiederherstellung eines der schönsten Baudenkmale Oesterreichs entgegen.

Nun wurde leider durch obige Katastrophe eine vorläufige Siftirung sammtlicher Arbeiten herbeigeführt. Nun galt es für den Bestand des Baues schnelle Sorge zu tragen; denn jeder Regenguß bringt neue Gefahr für Gewölbe, Mauern und Streben. Letztere, insbesondere die vier Strebemauern (je zwei über den Seitenschiffen, der hohe Strebebogen über der niedrigen Sacristei zur Hochwand und dessen Anfätze an den Pfeilern waren sogleich zu schützen und zu ergänzen; weil erstere unter Dach waren, haben sie viel am festen Verband gelitten und haben nur loses Steinwerk an der Oberfläche. An der schon genannten Stelle strebten schon vor dem Brande die Schildkappen der Hochwände über vier Finger vom Gewölbe weg nach außen; hier werden vielleicht Eisenschleudern einzuziehen sein.

Vorgekehrt wurde augenblicklich die Abräumung des alten und neuen Schuttes von den Gewölben; die Leute gingen sorglos über die heißen Mauern und Kappen. Ein feiner Estrich überzieht das ganze Gewölbe. Gegen Regen und Wetter wurden Sägespäne aufgeschüttet und ich habe mich persönlich am 8. August nach einer stürmischen Gewitternacht von der Vorzüglichkeit dieser Maßregel überzeugt: die Sägespäne wurden nicht einmal bis zum Boden rafs; wo man aber selbe noch nicht hinbringen konnte, tropfte das Wasser durch das Gewölbe und rann an den Pfeilern aufs Pflaster, da Abflußlöcher nicht vorhanden sind. Beim Abkratzen der Wände und Gewölbe entdeckte man viele Malereien; leider hat selbe niemand copirt. Das ganze Innere war gefärbelt, die Rippen braunroth; hellrothe gothische Bordüren begleiteten selbe und an manchen Theilen entsprossen Blumen aus den Ecken; Schlusssteine und Consolen waren mit kräftigen rothen und blauen Farben bemalt. Besonders reich waren das erste Joch im südlichen Seitenschiffe, der Schluss des nördlichen und die Nordwand des Priester-Chores geschmückt. Dort scheint die

Darstellung des heil. Michael beim jüngsten Gericht mit verschiedenen Inschriften angebracht gewesen zu sein. Die Apostel-Kreuze waren große runde Medaillons mit den Brustbildern der Apostel dargestellt. Ueber dem Frauen-Altare mögen die vier Propheten oder Evangelisten angebracht gewesen sein.

Auch einige Grabsteine wurden gefunden, deren nähere Beschreibung ich später einmal bringen werde.

6. In dem Kreuzgange des Stiftes *Zwettl* befinden sich zahlreiche früh-mittelalterliche Grabdenkmale, davon für diesmal zwei einer näheren Betrachtung unterzogen werden sollen.



Beide Grabmale sind aus Granit angefertigt und im Fußboden eingefenkt. Das erstere (Fig. 5) ist von einer einfachen Leiste umrahmt und enthält etwas aus der Mitte der Platte gegen oben geschoben einen einfachen zugespitzten, seitwärts ausgebauchten Schild, der pfeilweise siebenmal getheilt ist. An dem Kopfteil der Platte stehen folgende Worte in vertieft eingehauenen Buchstaben ausgeführt: „O. Otto d'hiplest|orf.“ Otto von Hypplesdorf erscheint im Stiftungenbuch des Cistercienser-Klosters Zwettl unter den Wohlthätern dieses Klosters, indem er 1290 das Pheodum zu Zayzenberge dem Kloster gegen Erlangung einer Gräberstätte dasselbst schenkt. Dieser Stiftung stimmten auch seine Gattin Agnes und seine Söhne Wernhard und Hermann zu.<sup>1</sup> Wir können daher dieses Grabmal mit einiger Sicherheit als gegen Schlufs des 13. Jahrhunderts entstanden annehmen.

Der zweite etwas größere Stein (Fig. 5) hat dieselbe Gestaltung eines viereckigen Oblongums, ebenfalls eine einfache Umleistung, unterscheidet sich dagegen vom ersteren dadurch, daß der gleichgeformte Schild am Fußende der Platte und zwar schief gegen rechts gewendet angebracht ist. Er ist ebenfalls nur durch eingehauene Contouren dargestellt und enthält einen mit kleinen kreisförmigen Vertiefungen bestreuten Sparren. Die in drei durch Linien gefonderten Zeilen lauten: Sepvlcr| domino | de Stalek. Der Familie Stalek begegnen wir ebenfalls im Zwettler Stiftungenbuch, nämlich einem Albero de Staleche und seinem Bruder Heinrich de Kyowe als Sohne des Heinrich von Herrenstein (Zeugen im Jahre 1212),<sup>2</sup> einem Otto von Stalek als Wohlthäter dieses Stiftes (1256, dabei Marquardus de Stalek als Zeuge),<sup>3</sup> einem Albero de Stalek als Zeugen im Jahre 1264,<sup>4</sup> dem Albero und Meinhardus dicti de Stalek als Zeugen im Jahre 1284.<sup>5</sup> Das Urkundenbuch des Stiftes Altenburg nennt ebenfalls diese Familie; wir finden einen Meinhardus de Stalecke,<sup>6</sup> Otto von Stolek und Agnes seine Frau, sowie ihre Kinder Wolfgang und Elisabeth (Verkaufbrief 1322),<sup>7</sup> denselben und seine obbenannten Kinder, aber eine Frau Namens Katharina in einem weiteren Verkaufbriefe vom selben Jahre,<sup>8</sup> die Witwe Katharina auch mit ihren obbenannten Kindern und einer Tochter Marigreten als Wohlthäterin des Stiftes Altenburg 1327, den Wulfig von Stolek in einem Verzichtbriefe von 1354 u. f. w. Das beschriebene Grabmal gehört ebenfalls in die letzten Jahre des 13. Jahrhunderts.

7. Conservator Director *Deiningcr* hat an die Central-Commission über einen kleinen Holz-Altar berichtet, der sich nächst *Hall* in der *Magdalenen-Kirche* im *Hallthale* befindet. Dieses gothische Altarwerk ist von nicht geringem Kunstwerthe. Es ist ohne Menfa an der linken Kirchenwand besetzt, hat bei geschlossenen Flügeln eine Länge von 170 M. und eine Höhe von 2'44 M., der Mitteltheil ist prächtig gefehntzt,

vergoldet und bemalt. Er enthält die Statue der Madonna mit dem Kinde, dann St. Katharina und St. Margaretha. Der Hintergrund mit einem Relieftappichmuster geziert. Ueber den Figuren reiche in einander gereichte Baldachine. Die Figuren zeigen jene gedrungeneren Körperformen mit reichhaltigen knitterigen Gewändern drapirt, wie sie dem deutschen Style des 15. Jahrhunderts eigen sind. Unter dieser Hauptgruppe befindet sich eine Gruppe, darstellend die Geburt Christi in kleinerem Maßstabe ausgeführt (das Kindlein fehlt). Während der oberste Abschluß des Altarfehines, der wahrscheinlich zinnenartig gebildet war, fehlt, sind alle übrigen Theile des Altars vorzüglich erhalten. Die Malerei auf den Flügeln ist mit reger Empfindung für Form und Farbe ausgeführt und kann zu dem bedeutendsten gezählt werden, was von altdeutschen Gemälden auf derlei Flügeln bekannt ist. An der Innenseite sind dargestellt die Verkündigung und die drei Könige (links), Maria-Heimführung und Mariens Tod (rechts). Außen Heiligen-Figuren. Die kleinen Flügel der Predella St. Barbara (links innen), St. Wolfgang (links außen), St. Agnes (rechts innen) und St. Johannes (rechts außen). Dieser Altar dürfte wohl ursprünglich auf der Altar-Menfa gestanden sein und erst 1614, als der jetzige Renaissance-Altar an dieser Stelle aufgebaut wurde, an die Wand gebracht worden sein.

#### 8. (Notizen aus Karnten.)

Die Kirche zum heil. Stephan in *Niedertrixen* ist ein großer einschiffiger Bau, der in seiner Hauptfäche aus der früh-gothischen Bau-Periode stammt. Charakteristisch ist nur das gerade geschlossene Presbyterium mit Kreuz-Gewölben und Steinrippen, die in den Ecken auf Consolen ruhen, mit rundem Schlufssteine. Das Schlufscenter spitzbogig, zweitheilig mit Vierpafs-Maßwerk. Der Thurm steht links am Presbyterium mit großen Spitzbogen-Fenstern in der Glockenstube, eines dreitheilig, die übrigen mit Maßwerk zweitheilig. Der Helm sehr schlank in eine Spitze zulaufend umgeben, von Giebeln, darin Vierpafs-Fenster (Fig. 7). Die Glocken sind alt und hat laut Mittheilung des H. M. *Sunko* die größte derselben folgende Inschrift: got . sehitzte . dies . Gotshaus . und . alle . die . da . gen . ein . und . aus . der . Se . gen . des . herrn . macht . reich . per cruce[m] domini fugite partes adversas vicit leo de tribu iuda radix david S. Stephane ora pro nobis der erwierdig geistlich herr gaspar Peham deehandt zu Velkermarkt, anno 1603 pin ich geflossen Georg Fierring hat mich gegossen Balthasar Prandl Andre Erben und Michel Vritsch zu Hattendorf paide Zechmaister zu St. Stephan (Munzabdrucke kärntnerischer Pfeninge). Neben der Kirche ein schlecht erhaltener Karner

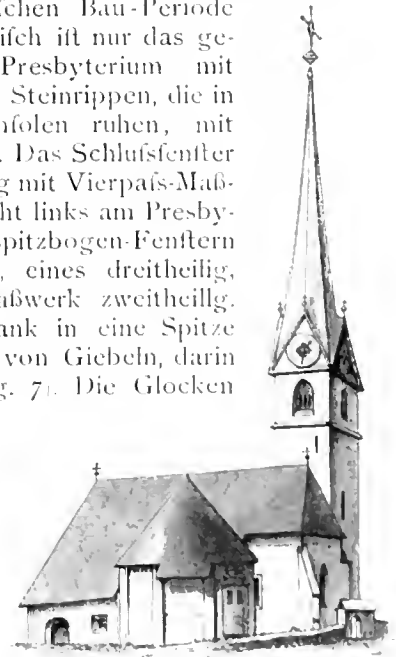


Fig. 7 (Niedertrixen)

<sup>1</sup> *Frieß*: Das Stiftungenbuch etc. (S. 175). Im Jahre 1275 erscheint er als Zeuge (S. 197).

<sup>2</sup> *Ibidem* S. 94.

<sup>3</sup> *Ibidem* S. 298.

<sup>4</sup> *Ibidem* S. 374.

<sup>5</sup> *Ibidem* S. 181. Derselbe ist im Jahre 1291 als Zeuge genannt im Stiftungenbuch des Klosters St. Bernhard.

<sup>6</sup> *Ibidem* S. 77.

<sup>7</sup> *Ibidem* S. 155.

<sup>8</sup> *Ibidem* S. 158. Derselbe Otto erscheint 1315 als Wohlthäter des Frauenklosters von St. Bernhard, dann 1318 als Zeuge und 1412, wobei auch seine Frau Katharina genannt ist.

Die Filial-Kirche zum *heil. Martin* bei *Niedertrixen* ist ein romanischer, noch ziemlich unverändert erhaltener Bau von 785 M. Breite bei 1425 M. Schiff-länge Fig. 8 a b, geben den Grundriß und Längenschnitt, Fig. 9, deren Rückansicht. Man betritt die Kirche durch ein romanisches Portal innerhalb eines Vorbaues an der Südseite. Dasselbe ist zweimal abgekragt und mit geradem Sturze versehen, im Bogenfelde ein Kreuz (Fig. 10). Man gelangt unter den Orgel-Chor, der auf drei Bogen ruhet, denen entsprechend zwei viereckige Steinpfeiler und zwei Wandpfeiler angebracht sind. Die Decke des Schiffes ist flach, cassetteirt und stammt aus dem 16. Jahrhundert. Die Chor-Nische ist sehr klein und mit einer bankartigen Anlage aus Stein versehen. In der Apsis sind zwei Fenster angebracht, die Fenster im Schiffe sind theils zugemauert

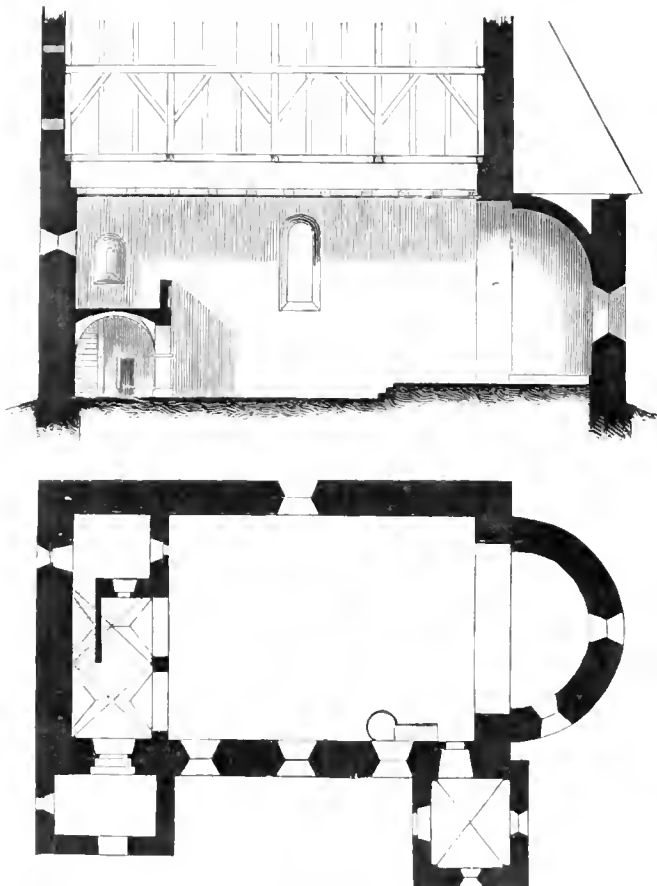


Fig. 8. Niedertrixen.

theils modernisirt. Die heutige Decke liegt tiefer als die alte romanische, deren Lage durch einen farbigen Bundstreifen noch heute charakterisirt wird. In dem Giebelrand der Kirche sind kleine romanische Säulen aus weißem Marmor eingemauert. Der Dachreiter, mit einem spitzen Helm versehen, enthält eine alte Glocke ohne Inschrift. Zu erwähnen ist die sechseckige Kanzel aus Stein, die Sacristei neben dem Presbyterium. In derselben ein gothisches Rauchfaß aus Messing Fig. 11 und zwei Messgewänder aus dem 16. Jahrhundert. Zwischen den Fenstern der Südseite (Fig. 13) das Gemälde eines riesigen Christophs, eine wenig bedeutende Arbeit des 16. Jahrhunderts. Der Heilige steht, das Christkind auf der Achsel tragend, mit den Füßen in Wasser, darin allerlei Ungethume, ein Meer-

weibchen etc. herumschwimmen. In der Nähe von *St. Martin* steht eine Capelle mit zwei beachtenswerthen Figuren, *St. Stephan* und *St. Laurentz* vorstellend (15. Jahrhundert).

Auf einem Felsenhügel links der Drau liegt die *Burg Neudenstein*, auch *das schwarze Schloß* genannt. Diese wohl erhaltene Burg ist von nicht geringer Dimension, sie bildet ein unregelmäßiges Polygon, ringsherum mit Befestigungsbauten versehen. Sie soll unter den Außensteinern im 14. Jahrhundert entstanden sein, war später im Besitze der *Kemeter* und *Seenuß*, das Wappen der *Kemeter* ist noch über dem Thore erhalten. Ein herrliches Bild gewährt der Hof mit seinen Bogengängen in allen Stockwerken. Der südliche und östliche Tract dürfte zum ältesten gehören, im letzteren befindet sich die Capelle, die mit ihrer Apsis erkerartig an der Außenwand vortritt. Der Triumphbogen der Capelle ist spitzbogig angelegt, das Schiff ist mit Wandnischen versehen, bildet aber eine Trapezform, da die Seitenmauern nicht parallel laufen, die Fenster der Apsis sind sehr schmal und hoch. Die Einrichtung

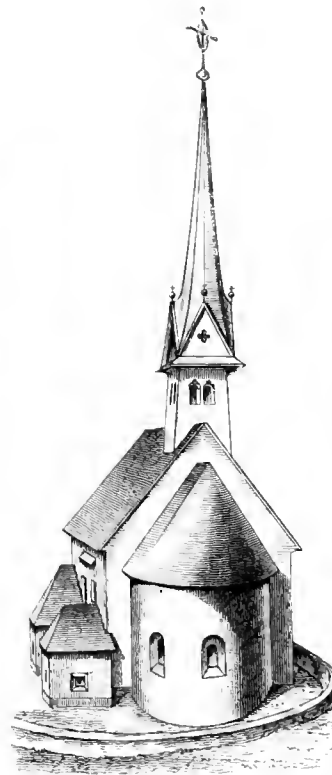


Fig. 9. (Niedertrixen.)



Fig. 10. (Niedertrixen.)

der Capelle und Sacristei besteht aus sehr beachtenswerther Tischlerarbeit der Barocke. Einige Wohnräume zeichnen sich durch Stucco-Plafonds und schöne Kamine aus.

Die *St. Ulrichs-Kirche* bei *Neudenstein* ist ein langgestreckter geosteter Bau, der seit seinem Bestehen ganz gewaltige Umstellungen mitmachte, und mit nur wenig Resten seiner ersten Anlage, wie ein Fenster an der Ostseite, auf uns gekommen ist. Das Schiff ist mit einem Tonnengewölbe überdeckt, daselbst einspringende Strebpfeiler. Im Fußboden der Kirche der sehr beschädigte Grabstein eines *Johann Karl* Freiherrn von *Kemeter*. Die Thurm-glocke hat folgende Legende: † a. † d. † zzz † eccc † lxxxiii † ore † gloria † veni † cum † pace. In der Thurmmauer eine sehr beschädigte Steinfigur des *heil. Ulrich* aus dem 14. Jahrhundert, polychromirt, sehr interessant.

*St. Jacob*, Filiale vom Stifte *Griffen* gerettet; gut erhalten. Das Schiff älter mit flacher Decke, Presbyterium mit Sternengewölbe auf Wandconsolen aufruhend. Glatte Schlusssteine, Fenster im Rundbogen. Altar in

Barock-Styl mit Wappen (Greif), ferner eine Holzstatue St. Jacobus aus dem Ende 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts. Hinter dem Altar-Blatt hängt der Rücktheil eines Mefskleides aus geprefsten Sammt mit breitem Kreuz, dessen Querbalken aus einer Art geflochtenen Stoffes mit Goldfaden besteht, darauf Hoch-Relief-Stickerei vorstellend die Kreuzigung (Christus am Kreuze und Maria und Johannes) mit Spruchbandern (sehr fehlerhaft). An der Kanzel, die später als das Presbyterium ist, wird der Fuß durch ein großes antikes Capital in Marmor gebildet.

Die kleine Kirche zu *St. Michael* in *Graben* liegt hoch im Gebirge bei *Dix*, hat ein gothisches Presbyterium mit spitzbogigem Triumphbogen, der Schluss ist dreiseitig angelegt, mit Netzrippen und entsprechenden Wandleisten versehen. Die drei Fenster spitzbogig. Das Chor-Joch ziert ein Schlussstein mit Wappen, die Sacristei-Thüre spitzbogig, ebenso ist das Haupt-Portal gestaltet. Ueber der Sacristei der Thurm. Er

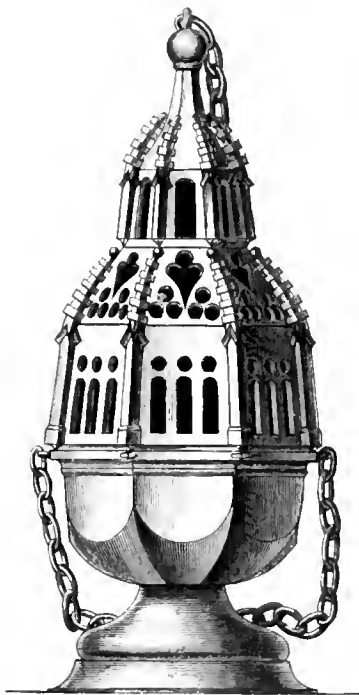


Fig. 11. (Niedertrixen.)

theilt sich in drei Etagen, ist mit Giebel und Spitzhelm versehen.

Die Pfarrkirche zu *Hainburg* ist ein spät-gothischer Bau mit vielleicht romanischer Grundmauer, ist geostet, das Schiff ist etwas jünger als das Langhaus; es ist 14,30 M. lang, und 8,30 M. breit, besteht aus vier Jochen (Fig. 13). Die Ueberwölbung bildet ein combinirtes Kappengewölbe; die Rippen ruhen auf Wanddiensten. Der Orgel-Chor im ersten Joche ruht auf drei Bogen und wird von zwei Säulen und Halbsäulen getragen. An den Wänden Spuren alter Wandmalerei. Das Presbyterium ist ungewöhnlich groß und schließt mit fünf Seiten des Achtecks, Netzgewölbe mit Wanddiensten, außerdem besteht es noch aus einem Joche. Die Rippen laufen auf den Auflagern unmittelbar an. Die Rippen und Felder zum Theile bemalt, ein Schlussstein mit dem Cillier-Wappen. Die Fenster theils zwei, theils dreitheilig (Fig. 14). Die

Sacristei neben dem Presbyterium alt, mit Kreuzgewölbe. An der Evangelienseite ein Sacraments-Hauschen auf schlankem Fuße. Der Hoch-Altar, eine schöne Holzarbeit der Barocke, darauf das Wappen von Griffen. Außen Strebepfeiler, die des Presbyteriums dreimal abgeflucht, die des Schiffes einfach, die an den Ecken schrag gestellt. Der Thurm an der Westseite trägt eine achtförmige Spitze. An der Südseite ein Vorbau für den Eingang.

Zu erwähnen sind mehrere schöne Schloßbleche und Klopfer am Haupteingange und in einer Kammer ober der Sacristei, dann eine schöne Marien-Statue im Raume ober dem Vorbau, endlich ein Grabstein im Schiffe (Fig. 15) mit folgender Legende: anno . dni . m. ccc. lxxiii an sand agnontag ist gestorben der edelvest Jorg von Villanders dem got genad  $\ddagger$ . An der Schwelle des südlichen Einganges ein Grabstein-Fragment.

Unter dem Presbyterium eine Gruft von viereckiger Grundform mit Kreuzgewölbe. An der Ostwand eine Mensa. Früher führte eine Stiege aus der Kirche hinab, jetzt vermauert.

Das alte Schloß *Hainburg* steht nahe der Kirche auf einem Felsen. Es war noch



Fig. 12. (Niedertrixen.)

in diesem Jahrhundert bewohnt. Der weltliche Theil ist der ältere. Man erkennt daselbst noch die Capelle, die durch zwei Stockwerke reichte, Stucco-Decorationsreliefs sind noch erhalten.

Die alte *Hainburg*, jetzt *Kautenburg*, liegt nordwestlich vom Orte höher am Berge auf dem Rücken des Gebirgszuges *Wandelizen*, in einer Höhe von 270 M. über der *Hainburger Ebene*. Die Burg steht mit der Hauptfront gegen Süden, von wo aus man, da das Terrain im Süden und Westen sehr steil abfällt, unbehindert fast das ganze *Jaunthal* überblickt. Die

nördliche und östliche Front ist gegen den Wandelzen- und Hamburger Berg gerichtet.

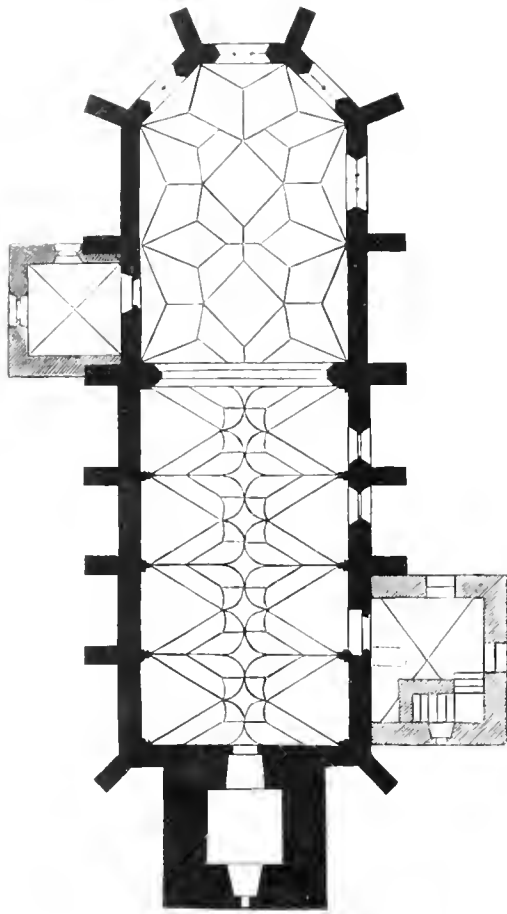


Fig. 13. Haimburg.)

Von der Burg, die in Trümmern liegt, sind gegenwärtig nur wenige Mauern vorhanden (Fig. 16); außerdem noch einige Fundament-Mauern, so dafs man sich

leicht den ganzen Grundrifs vorstellen kann. Von den vorhandenen vier Räumen scheint der größere Raum ein Saal, zwei Räume schienen Wohnzimmer und einer ein Stiegenhaus gewesen zu sein. Alle Mauern sind ohne Verputz aus Steinen mit einem sehr festen, guten, feinsten Mörtel gebunden in besonders solider Weise hergestellt und ist die Lagerung der Steine horizontal, dann nach rechts geneigt, hierauf

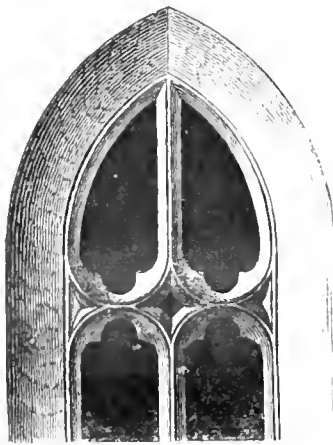


Fig. 14. (Haimburg)

wieder horizontal, endlich nach links schräg gestellt (Fig. 17). Die westliche Mauer ist 17,3 M. lang, 1,55 M. dick und 15 M. hoch, außen sehr schön, an den Ecken abgerundet, erhalten. Innerhalb derselben Mauern sind im unteren Theile zwei Reihen untereinander gestellte Oeffnungen (Fig. 18) in der Mauer

ausgespart, in welche ein doppelter Tramboden eingelassen war. Gegen links hören die Oeffnungen auf und wird sich der Tramboden an das natürliche felsige Terrain angeschlossen haben. An einigen Stellen der Außenseite der Mauer finden sich Buckelquadern. Im oberen Theile ist die Mauer auf 15 M. Breite außen und innen an einer Stelle parapetartig schmaler. Fensteröffnungen sind gegenwärtig keine ersichtlich; diese werden meist nur an der Süd- und Westseite gewesen sein. Der Zugang zur Burg dürfte nördlich gewesen sein, da das Terrain an den übrigen Theilen sehr steil ist.



Fig. 15. (Haimburg.)

Die Kirche zu *St. Margarethen* bei *Töllersberg* ist eine bis ins 11. Jahrhundert zurückreichende Stiftung die noch der heil. Hemma zugeschrieben wird.

Man betritt die Kirche durch die Halle des vorgebauten Thurmes, Fig. 19, die mit einem complicirten Netzgewölbe überdeckt ist. Das Portal hat profilirte Laibung, geraden Sturz und im Bogenfeld Blendmaßwerk. Das Schiff besteht aus vier Jochen und ist mit Netzgewölben überdeckt, die Rippen laufen ohne Vermittlung in die Wandfläche. Der Orgel-Chor ist in das letzte Joch eingebaut, wird von drei stumpfen Spitz-

bogen getragen, die auf zwei Pfeilern ruhen, die Gewölbe sind netzformig konstruirt. In der Ecke links ist die Chor-Stiege angebracht. Der Triumphbogen ist dreieckig profiliert und im Spitzbogen konstruirt. Das Presbyterium besteht aus einem Joche und dem fünfseitigen Chorabschluss mit Netzgewölbe-Ueberdeckung deren Rippen auf Dreiviertel-Diensten mit rechtwinkliger Unterlage ruhen. Etliche Dienste sind abgestutzt und andere mit einem Schilde versehen. Die Gewölbe-Felder sind mit Farben ornamentirt, alte Arbeit. Die Presbyterium-Fenster sind zweitheilig, einige mit Maßwerk.

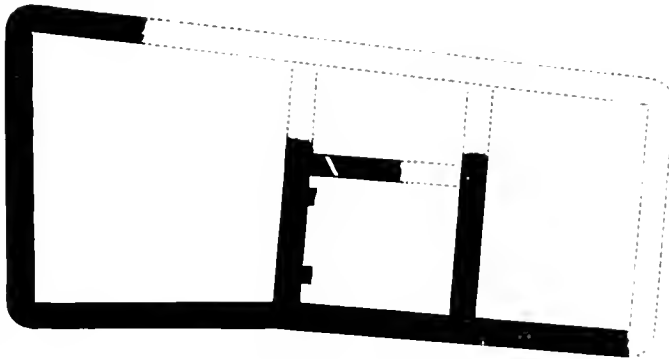


Fig. 16. (Rautenburg.)

Außen entsprechen der Schiff- und Presbyterium-Eintheilung einfache einmal abgetreppte Strebpfeiler. Was nun die Entstehungszeit der Kirche betrifft, so stellen die wiederholt angebrachten Jahreszahlen die Bauzeit außer Zweifel, wengleich es nicht unmöglich

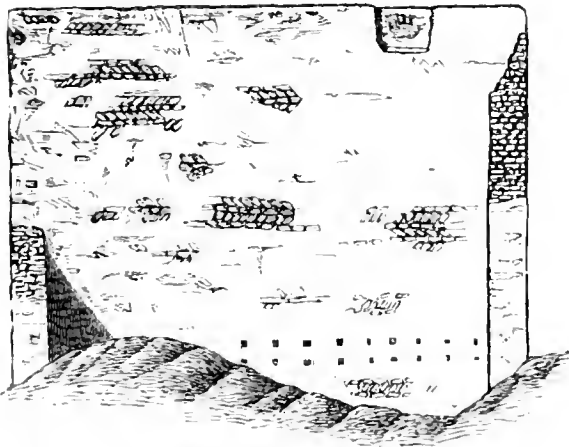


Fig. 17. (Rautenburg.)

ist, das Theile älteren Baues in den spätgothischen Bau übernommen wurden. Wir finden nämlich die Jahreszahl 1538 dreimal angebracht, an einem Dienstfeldscheide dabei Fig. 20, dann mit „pinxit“ im Gewölbfelde gemalt und mit dem Steinmetzzeichen am Dachfahne. Ueber dem Presbyterium die Saerfleier.

Der Thurm charakterisirt sich durch seine hohe gewundene Spitze, Seitengiebel und durch seine Höhe, da er in vier Etagen aufsteigt. In der Glockenstube mächtige Fenster im stumpfen Spitzbogen (Fig. 21).

Rechts neben dem Langhause steht ein einfacher runder Karner mit Gruft und Concha in sehr herabgekommenem Zustande. Spuren von Bemalung wie eine

heil. Communion, das jüngste Gericht, St. Michael, St. Oswald.

In dem runden Karner zu *Deinsberg* hat Correspondent Pfarrer *Gröfser* einen Cyclus von alten Wandmalereien, wohl aus dem 14. Jahrhundert, bloßgelegt.

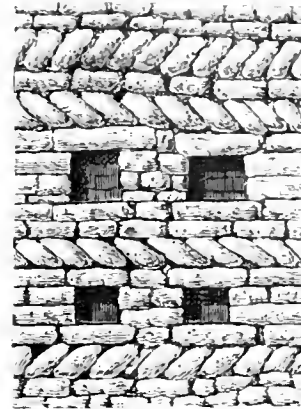


Fig. 18. (Rautenburg.)

In zwei Reihen höchst einfache, leider auch stark beschädigte Bilder, die Verherrlichung Christi darstellend.

9. Die Filial-Kirche zum heil. Johannes dem Tauffer in Bilkov (Mähren). Etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde ostwärts

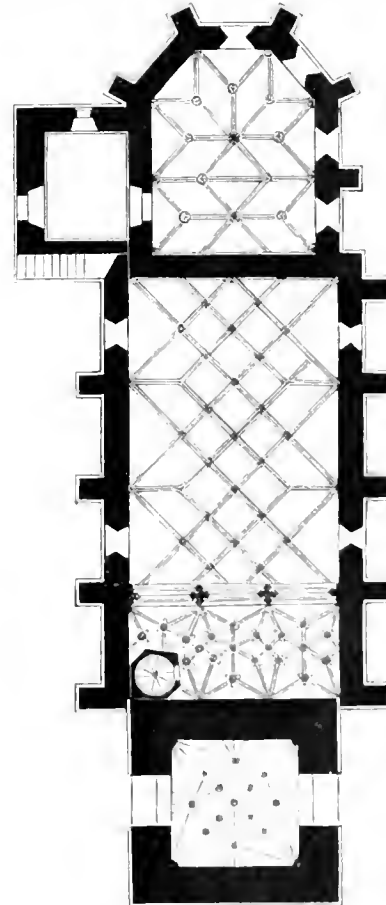


Fig. 19. (Tollersberg.)

von *Dačic* über dem Dorfe Bilkov, erhebt sich oberhalb eines nach Südwest sich hinziehenden Thales, ein bedeutender felsiger Hügel, dessen Gipfel die alterthum-

liche vom Friedhofe umgebene Kirche zum heil. Johannes den Täufer trägt.

Diese Kirche gehört zu den wichtigsten der Gegend, da sie in der jetzigen Sacristei die Ueberreste der ursprünglich in Früh-Gothik gebauten Kirche bewahrt. Der Bau-Styl deutet daher auf ein hohes Alter der Pfründe, über die bis zum Jahre 1371, wo derselben schon als Pfarre gedacht wird, jede verlässliche Nachricht mangelt (Mähr. Landtafel, Brünn I. Lib. V. f. 20). In dieser Eigenschaft erhielt sich dieselbe bis in die Zeit der Schlacht am weißen Berge (bei Prag 1620), in welcher Zeitperiode auch hier in der ganzen Umgegend die Lehre der böhmisch-mährischen Brüder prosperirte. (*Volný*, Kirchl. Top. Br. D. 3 Th., S. 264.)



Fig. 20. (Tollersberg.)

Fig. 21. (Tollersberg.)

Nach der Wiedereinführung der katholischen Religion erscheint diese Kirche schon als Filiale der Mutterkirche in Dačic, in welchem Verhältnisse sie bis zum heutigen Tage besteht.

Das Patronatsrecht wurde daselbst vermuthlich zuvor von den Herren der benachbarten Burg Bilkov ausgeübt, welche letztere mit acht umliegenden Dörfern und zwei Maierhöfen ein besonderes Gut bildete, und der Stammfitz der Herrn Pražma von Bilkov war, von welchen unter anderen Smil von Bilkov, Burggraf zu

Bitov,<sup>1</sup> aus der Unterhandlung zwischen Přemysl Otto- kar II. und Rudolph von Habsburg rühmlich bekannt ist.

Sodann überging Gut Bilkov sammt Pfarre an die Herrn von Neuhaus und fiel nach dem Tode Ulrichs des III. (1316 † 1348) dessen Sohne Hermann von Neuhaus (1354—1399 † 1404) zu, welcher nach dem Tode seines Bruders Ulrich, mit seinem Onkel Heinrich von Neuhaus die Güter gemeinschaftlich befaß.

Als sodann der Sohn des ersteren, Mainhard, verstorben war, trat er alle seine Besitzungen in Mähren seiner Tochter Elsbeth ab, welche an Johann von Kravař — Krumau verheirathet war. (*Sedlaček* „Hradý a zamky česke“ IV. Th. S. 35—36.) (Brünn Landt. IV. f. 18.) Als aber beide Ehegatten kinderlos verstarben, fiel Bilkov sammt Zugehör wieder den Herren v. Neuhaus zu. (*Volný* Mähr. Top. VI. S. 126—127.) Im Jahre 1460 verkaufte Heinrich der VII. von Neuhaus Bilkov, Dačic und andere Besitzungen an Wolf Krajiř an Krajk und auf Neubystřic von welcher Zeit an das Gut Bilkov sammt Pfarre zur Domaine Dačic gehört. Dies zur näheren geschichtlichen Beleuchtung.

Was den Bau der Kirche betrifft, so muß derselbe in zwei von einander mit Rücksicht auf den Bau-Styl sich unterscheidende und gemeinsam nur unorganisch verbundene Theile abgefondert werden. Der erste und älteste Theil umfaßt die gegenwärtige Sacristei — ursprünglich ein selbständiges Kirchlein — das bisher unverkennbare Spuren der Früh-Gothik (13. Jahrhundert) unverfehrt an sich trägt.

Diese Sacristei ist 10·80 M. lang, 5·50 M. breit und 6·16 M. hoch, ist mit einem gothischen rippenlosen Gewölbe gedeckt, dessen Profil aber jetzt mehr ovalförmig als spitzig erscheint.

Das einschiffige Langhaus hat einen Chorabschluss von gleicher Breite, der aus drei Seiten eines Achteckes gebildet ist. Das Gewölbe tragen beiläufig ein Meter starke Mauern, außerdem fünf einfache Strebepfeiler mit einem Abfaz, von denen zwei an der Ostseite des Presbyteriums und drei auf der Nordseite des Langhauses in der Entfernung von 4 M. wahrzunehmen sind. Diese Strebepfeiler sind beiläufig 2·50 M. hoch und treten  $\frac{1}{2}$  M. aus der Fläche der Wand hervor. Zwischen diesen Strebepfeilern befinden sich jetzt 2·0 M. hohe und 0·71 M. breite Fenster, die sich nach Innen bis zur Breite von 0·17 M. sehräg verengen, wo sie mit einfacher spitzbogiger Granit-Umrahmung versehen sind. Auf ähnliche Art erweitern sie sich auch nach Innen. Solche Fenster sind drei, das vierte an der östlichen Wand des Chor-Schlusses ist aus der Zeit der letzten Renovirung. Es laßt sich vermuthen, daß hier ursprünglich auch ein Fenster derselben Construction wie die übrigen sich befand, trotz dem, daß unterhalb dieser Stelle der Eingang in eine kleine Gruft führte, die gegenwärtig schon sehr schwer zugänglich ist.

Das Gemäuer der Südseite war, wie aus dem Grundrisse ersichtlich ist, beim Baue des Presbyteriums der anschließenden Kirche abgetragen worden und wurde das Kirchlein auf eine sehr oberflächliche Art mit dem Neubau verbunden. Dies ist insbesondere an der Stelle des Chor-Schlusses wahrzunehmen und in einem noch größeren Maße am Giebel der Sacristei, wo die

<sup>1</sup> Smil v. Bilkov kommt an mehreren mährischen Urkunden vor. Bořek Codex dipl. Mor. 3. B., pag. 295, 249.

bestandene Front durch den Ziegelbau verlängert und die Bedachung der Sacriftei mit der Bedachung der eigenen Kirche in eine Fläche verbunden wurde.

In Anbetracht des allzubefchränkten Raumes der Sacriftei, sowie auch des Umstandes, daß die engen Fenster nur ein spärliches Licht in's Innere leiteten, liegt die Vermuthung nahe, daß die Sacriftei ursprünglich eine Friedhofs-Capelle sein mochte. Dies bekräftigt die schon erwähnte Gruft. Diese ist einfach gewölbt und umfaßt nur einen geringen Raum. Ursprünglich war diese Gruft durch Stufen zugänglich, welche jedoch von hier weggenommen und anderwärts benützt worden sind. Dazumal wurde die Oefnung mit einem herbeigewälzten Stein bedeckt, worauf der Ort nach und nach mit Gras und Gestrüppe verwuchs.

Von der Sacriftei kommt man gegenwärtig durch einen spitzbogigen Eingang an der Südseite über vier Stufen herab in das Presbyterium der gegenwärtigen Filial-Kirche, deren Bau aus dem dritten Viertel des 15. Jahrhunderts stammt.<sup>1</sup>

An der Südseite der Kirche ist der Thurm angebaut, durch dessen Halle man ebenfalls in die Kirche gelangt. Der alte Thurm war ein Holzbau und zwar in dieser Gestalt noch im Jahre 1662 vorhanden (Visitations-Bericht vom Jahre 1662). Der gegenwärtige Thurm wurde erst in der neueren Zeit angebaut.

Beim Eintritt in die erwähnte Vorhalle erblickt man zuvor den ursprünglichen gothischen mit gleichseitigem Spitzbogen gedeckten Eingang, welcher 2·25 M. hoch und 1·30 M. breit ist.

Man gelangt unter den auf zwei starken Pfeilern ruhenden Musik-Chor und dann weiter in das Schiff der Kirche, welche sammt dem unter dem Musik-Chor befindlichen Raume 13·10 M. lang und 7·60 M. breit ist. Das einschiffige Langhaus hat noch die alten Mauern und erhält sein Licht durch vier neu durchbrochene im Rundbogen geschlossene Fenster. Das Schiff war ursprünglich mit Brettern flach gedeckt, desgleichen war das Musik-Chor von Holz. Im Jahre 1844 wurde, als die schon schadhafte Eindeckung mit Einsturz drohte, das Schiff mit einem Tonnengewölbe versehen und der Musik-Chor von Stein aufgebaut. Um das Gewölbe noch mehr zu stützen, wurden, wie dies in der Zeit der Gefchmacklosigkeit oft geschah, die alten gothischen Fenster des Schiffes vermauert und an dieser Stelle das Mauerwerk verstärkt.

Das Presbyterium ist um eine Stufe über das Niveau des Schiffes höher gelegen, öffnet sich mit einem gleichseitigen Spitzbogen und mißt dieselbe Höhe wie das Schiff, ist 11·50 M. lang und 5·65 M. breit und hat einen aus dem Achteck geschlossenen Chor. Die Wölbung besteht aus einem Kreuzgewölbe. Die feineren Rippen, welche in zwei Schlusssteinen zusammenlaufen, treten von den aus 3 bis 5 Wülsten zusammengesetzten Consolen hervor. Der erste Schlussstein trägt einen fünfseitigen Stern, während den zweiten, oberhalb des Hoch-Altars das Monogramm **ITS** ziert.

Das Presbyterium wird durch fünf gothische Fenster mit gut erhaltenem Granit-Maßwerk<sup>1</sup> beleuchtet. Diese Fenster sind nur durch einen Pfosten

<sup>1</sup> Das architektonische Detail dieser Kirche deutet in diesen Gegenden auf die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts und stimmt mit einer ganzen Reihe von Grundrissen überein, welche sowohl in Böhmen als auch in Mähren in dieser Periode ihren Ursprung hatten.

getheilt. Ihre Maßwerke haben auferst einfache, meist auf geometrischen Gesetzen ruhende Construction.

An der Evangelium-Seite des Hoch-Altars befindet sich ein einfaches Sanctuarium mit geschmackvollem Eisengitter geschlossen, und an derselben Seite näher zur Kanzel führen vier Stufen zur spätgothischen Pforte der höher liegenden Sacriftei.

Von außen finden wir am Presbyterium Strebepfeiler mit einem Absatz, die mit den Mauerflächen des Presbyteriums durch einen gemeinsamen Sockel verbunden sind. Die Ostseite des Chores hat zwei und die Südseite ebenfalls zwei Strebepfeiler. Auf der Westseite befindet sich kein Strebepfeiler, was nur durch die Nähe der Sacriftei zu erklären ist. Da das Schiff ursprünglich flach gedeckt war, so waren hier Strebepfeiler nicht nothwendig.

Sämmtliches Gefimfe der Strebepfeiler ist von Granit, sowie auch das Kranz-Gefimfe, dessen Spuren sich bisher am Schiffe erhalten haben; dieses Kranz-Gefimfe endigt an der Westfront des Schiffes rechts mit einer Kugel, links mit einem Stierkopf.

Die Bedachung der Kirche stammt größtentheils aus neuerer Zeit, doch wurde der ursprüngliche Styl beibehalten. Im Presbyterium verlängert sich der Dachstuhl in hölzerne Tragflücke, von welchen erst das Satteldach sich erhebt. Diese Tragflücke erinnern

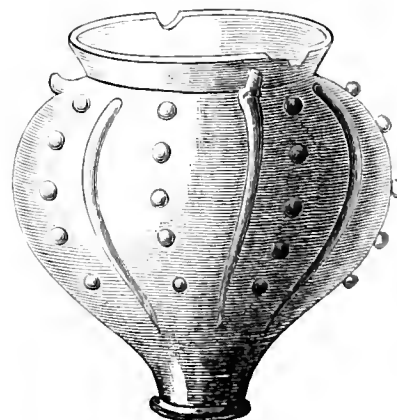


Fig. 22. (Brünnl.)

uns an jene der alterthümlichen Dorfkirche in *Koč* in Böhmen<sup>2</sup> ( $\frac{3}{4}$  Stunden östlich von Chrudim) und sind die einzigen Ueberbleibsel der alten holzernen Construction, welche ehemals vielleicht zur nicht geringen Zierde dieser Kirche mehr vertreten war.

*Jar. Janoušek.*

10. Conservator *Redlich* machte die Mittheilung, daß im Laufe des Sommers 1885 der obere Theil des *schwarzen Thurmes in Eger* einer Restauration unterzogen wurde. Bei dieser Gelegenheit fand man zwei alte zehnpfundige Metallkugeln, die in das Mauerwerk (eine an der Südseite, die andere an der Nordseite) eingedrungen waren.

11. Das Unterrichts-Ministerium machte die Mittheilung, daß es sich bei der *St. Peters-Kirche in Wien* vorläufig um die Eingerrung handelt, wofür bereits

<sup>1</sup> Derselbe Construction der Consolen und ähnliche Granit-Maßwerk finden wir bei der *St. Georg-Kirche in Prag*, deren Bauzeit das spätgothische Netzgewölbe im Presbyterium gebrung bestimmt.

<sup>2</sup> Gezündet durch Königin Sophie, Gemahlin Wenzel IV., im Jahre 1427. 28. Februar und bis zum heutigen Tage gut erhalten.

10.000 fl. finanzgesetzlich für das Jahr 1885 genehmigt wurden. Erst durch Zuhilfenahme des Gerüttes wird es möglich werden, den Umfang der baulichen Schaden zu überblicken und die Restaurierungs-Nothwendigkeit zu constatiren.

12. Die nebenstehende Abbildung veranschaulicht eine dunkelfarbige Thonurne, welche in den der Hallplatter Periode angehörenden Hügelgräbern bei Bovisè in *Bründl* bei Chrum, zwei Wegstunden von Gurkfeld nordlich gelegen, gefunden wurde. Sie befindet sich jetzt im Landes-Museum zu *Laibach* (Fig. 22).

13. Conservator *Graus* hat über einige Denkmale im Küstenlande an die Central-Commission Nachstehend berichtet.

*Ponteba* ist der äußerste deutsch-gothische Kirchenbau des 15. Jahrhunderts mit Netz- und Sterngewölben in feinem Chore und in den drei Schiffen, deren mittleres überhöht und mit Oberlicht versehen ist. Eben wurde das Schiff um ein und ein halbes Joch verlängert, wobei man achteckige Pfeiler durch eine ungerechtfertigte Vorlage verdrarb. Der Hoch-Altar ist ein prächtiger Flügel-Altar von 1517 von einem Tiroler „Haller“ erbaut.

*Gemona* hat noch buchmäßig schön geschriebene Taufmatriken des 15. Jahrhunderts und ein musterhaft geordnetes Stadt-Archiv, in dem die Beschlüsse des Rathes die ganze Dombaugeschichte feststellen.

In *Udine* belehrte mich der Verkehr mit einem wohlunterrichteten Sacristan des Domes und dem Bibliothekar Dr. *Foppi*, das der Dom noch in seinem ursprünglichen gothischen Bau mit drei Schiffen und niederen Capellenreihen, dem *Petronio* in Bologna vergleichbar, besteht, wofür auch ein alter Kupferstich in der Bibliothek, vor der Umwandlung in den Barock-Schmuck gestochen, eingesehen werden kann.

In *Görz* besuchte ich die Jesuiten-Kirche, einen mäßig großen einschiffigen Barock-Bau mit oblongem Presbyterium, Capellenreihen zu Seiten des Schiffes, darüber Emporen und mit zwei Thurmen an der West-Façade.

Der *Dom* hat noch ein gothisches Presbyterium, im halben Achteck wie gewöhnlich geschlossen, mit diesem Achteckschlusse in drei Joche organisiert und mit einem Rautengewölbe des beginnenden 16. Jahrhunderts gedeckt. Daran ward 1680 ein dreitheiliges Schiff gefügt, inmitten mit flacher Decke versehen, die niederen und schmalen Abseiten mit Kreuzgewölben bedeckt. Säulen je drei mit einem Pfeiler fundern die Schiffe und über ihnen trägt eine weitere Säulenstellung zwischen durchbrochenen Ballustraden die Decken der Emporen über den Seitenschiffen und die flache Decke des Mittelschiffes. An der Schiffdecke sind Malereien in Fresco von Julius Gualeus de Larno (?) Comensi. Zwei schöne Marmor-Tabernakel, eine Marmor-Kanzel bilden den geringen bemerkenswerthen Inhalt dieses etwas enttäuschenden Baues.

*S. Vito* ist noch unbedeutender, ein einschiffiger kleiner Bau mit je zwei Altar-Nischen zu des Schiffes Seiten.

Interessanter aber ist am Schloßberge all dort ein kleiner Kirchenbau *S. Spirito*, vielleicht die Heil. Geist-Capelle eines Spitals, ein viereckiger Raum,

modern flach gedeckt, 5·80 M. breit und 7·70 M. lang, nach Osten mit einem kleinen erkerartig vorgelegten gothischen Chörlein und einem Sterngewölbe im halben Achteck. Außen kennzeichnet den Bau noch ein gothisches Flach-Thürmchen mit zwei spitzbogigen Glocken-Fensterchen am Giebel aufgebaut.

Die Klosterkirche von *Castagnavizza* ist ein kleiner einschiffiger Bau, dessen Seitenwände sich auf Corridore öffnen. Eben werden die schönen Stucco-Ornamente mit neuem Gold- und Farbensmuck erhöht. Unter dem Fußboden des Kircheninnern verläuft der schmale und niedrige Gang, der auf die kleine niedere Kammer der Bourbonengruft führt, die eben nur Raum für sechs Sarge hat.

Dreiviertel Stunden außer der Stadt, am Fuße des heil. Berges, liegt das Dorf *Solcano*, dessen Kirche in der Hauptsache der Zeit des romanischen Styles zuzurechnen ist. Auf ein oblonges nun im Barock-Styl gewölbtes und erneuertes Schiff, in dessen südwestlichem Innenraume der romanische Thurm sich einbaut, folgt ein sogenanntes Chor-Quadrat als Altar-Raum.

Die Kirche *Monte santo* ist ein bedeutender und interessanter Bau, ganz von Quadern aufgeführt, von 42·15 M. lichter Länge und 19·08 M. lichter Breite in den drei Schiffen, gebaut von 1539 bis 1560, an den verschiedenen Bautheilen durch mehrere Jahreszahlen (1545, 1547, 1560) festdatirt. Die Zeit des Baues zwischen Gothik und Renaissance, ferner die Begegnung nordischer und südlicher Traditionen geben dem Bauwerke einige Eigenthümlichkeiten, die nicht häufig vorkommen. Die polygone Ausgestaltung der Kreuzarme, das Kreuzrippen-Gewölbe des Presbyteriums, die schlicht achteckigen Pfeiler (je fünf in den Schiffen, denen am Querschiffe ein kreuzformiger folgt), die Profilirung der halbkreisförmigen Arcaden-Bögen sind noch nordisch-spätgothische Styl-Motive; der offene Dachstuhl hingegen, der sehr flach alle drei Schiffe überspannt, das Renaissance-Portal an der West-Façade erinnern zu deutlich an den Süden mit seiner Weife. Das Portal weist noch den gothischen Efselrücken innerhalb einer Umrahmung der Renaissance und die Jahreszahl 1545 auf. Darüber steht eine noch gothisch bewegte Marienfigur zwischen zwei knieenden Engel-Statuetten und der Spruch: „Ego autem steti in monte sicut prius. Deut. cap XV. 10<sup>b</sup> MDCCXCIII G. C. S. G<sup>h</sup>.“ Zur Anlage der Kirche ist noch zu bemerken, das der Altar-Raum in der Breite des Mittelschiffes gehalten fast quadratisch ist, das darauf folgende Kreuzschiff nach Norden und Süden polygone Ab schlüsse hat; darauf folgen die drei Schiffe, durch je fünf Pfeiler getrennt, alles unter dem einen offenen flachen Dache. Auf der Nordseite des Chores liegt noch eine kleine quadratische dem St. Michael geweihte Capelle von 1560.

*Laibach* besuchte ich zuletzt und besichtigte in der Nähe dieser Stadt 2½ Stunden Fußweges davon entfernt die Filial-Kirche *S. Peter in Dvor*, die jedenfalls zu den kunstgeschichtlich interessantesten Bauten des Landes gehört. Ihr Presbyterium, bei 11 M. lang, in drei Joche (das Schlusjoch aus dem halben Achteck mitgerechnet) gegliedert, ist mit einem Rautengewölbe versehen. Daran stößt südlich der Thurm, dessen unterstes Geschoss in ein Chörlein verlängert als Sacristei dient. Westlich öffnet sich das dreitheilige



Schiff, 22'34 M. lang, 19'36 M. breit, durch zwei Reihen von je drei Pfeilern in drei fast gleich breite Räume gefondert. Die Pfeiler oblongen Grundrisses mit abgefaßten Ecken verbinden sich oben im Spitzbogen und tragen eine Holzdecke von caffettengleichen quadratischen Feldern. Köstlich ist nur die Unbefangenheit, mit der der Meister — er nennt sich am West-Portale: Gregorius Rukhenstain magister operis anno Domini MDXLIII — von den gothischen Formen Gebrauch macht und Renaissance-Motive darunter mischt. Das Presbyterium hält sich verhältnismäßig rein in der Spät-Gothik. Die Caffettenfelder der Schiffe sind jedoch mit Sterngewölbe-Einzeichnungen verziert. Die Färbelung an den Schiffpfeilern und spitzen Arcadenbögen imitirt die Rustica. Die Fenster haben einen Theilungspfoften, der unter den Spitzbogen oben statt in Maßwerk-Figuren in die Aeste eines Baumes, in ein dreifaches (Patriarchen-)Kreuz, in ein gewöhnliches Vortrag-Kreuz, in Muschelbildung, ja auch in eine Pastoralkrümmung übergeht. Ein Superplus von Stylmischung kommt am West-Portale vor. Noch im Spitzbogen geschlossen und mit einem Fries von italienisch-gothisch gesimten sich durchdringenden Rundbogen überkreift, verzichtet es auf die Einziehung feiner Laibungen und ist mit caffettenähnlichen vertieften Feldern verziert, die außer manchen Renaissance-Motiven wieder mit flachen Maßwerk-Mustern gefüllt sind, während ein Horizontal-Gesimse nach oben den Abschluß bildet. Unter andern Absonderlichkeiten zählen zwei Emporen im Presbyterium auf flachen Rundbogen erkerartig vorgekragt und nach oben mit einem flachen Dache wie Logen eines Theaters abgeschlossen, ferner zwei Portiken an den Ostenden der Seitenschiffe, jeder aus drei Arcaden bestehend, nach oben gerade abgeschlossen, die Sterngewölbe aber von regelmäßig verzüngten Säulen mit jonischen Capitalen, jedoch mit kurzem Unterfchafte und der romanischen Eckblatt-Basis getragen. Außen am Chor-Schlusse ist zu bemerken, daß das Kaffgesims statt an der Fenster-sohlbank in der Höhe ihrer Bogen-schlüsse verläuft, über diesen rechtwinklig aufsteigt und die Streben mehr an ihrem obersten Abschlusse umkropft. Ein mittelalterliches Marienbild (Statue), aufgehängt im Schiffe, ein großer Seiten-Altar von 1714 und zwei andere kleine aus dem 17. Jahrhunderte, hufche Arbeiten der Barocke, die originale Bemalung des gothischen Sacriftei-Gewölbes sind die hervorragendsten Einrichtungs-rücke dieses Kirchleins.

In *Krain* scheint überhaupt die Gothik sich länger im Gedächtnisse der Bauleute erhalten zu haben und manche interessante Mischungen mögen sich hier aus dieser Veranlassung finden. Die Stadtkirche in *Krainburg*, die von *Bischofslaak* und dem nahen *Ehrengrub* haben die gleiche Art complicirter, sehr später Stelz- und Sternrippen-Gewölbe mit einem der krainerischen Spät-Gothik eigenthümlichen Aufwande von schon ausgeführten figurirten Schlussteinen auf jeder Rippen-Durchdringung, aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Chor und Thurm sind in *Krainburg* aus dem Ende des 14. Jahrhunderts; letzterer ist beim Umbau des Schiffes in das Westende desselben einbezogen worden.

14. Sehr abseits vom gewöhnlichen Wege, zwei Stunden ober Nals (Station Vilpian der Bozen-Meraner

Bahn), liegt die kleine Parzelle St. Jacob, zum Dorfe *Priffian* gehörig (Fig. 23). Die Kirche, auf einem felsigen Hügel reizend gelegen, dürfte zu den ältesten des Thales gehören; dafür sprechen der Grundriß sowie die hier und da noch erhaltenen zum Theil vermauerten, überaus schmalen weitausladenden Fensterchen. Wahrscheinlich im 17. Jahrhundert wurde sie einem durchgreifenden Umbau unterworfen, indem man die alte Eindachung durch ein Lattengewölbe ersetzte und ihr in ganz eigenartiger Weise den heutigen Thurm einbaute. Derselbe ruht mit zwei Seiten auf dem Mauerwerk der Kirche, während die beiden anderen von einer Säule getragen werden, welche frei in der Kirche aufsteigt und für den linken Seiten-Altar (Epistel-Seite) eine Art Nische bildet. Steigt man die sehr steile Leiter im Thurm empor auf den Dachboden, so bemerkt man unter und über dem Einfaß des Lattengewölbes leidlich erhaltene Reste alter Gemälde (ein Opfer Abrahams, darüber zwei roh gearbeitete Köpfe) etwa aus der Zeit um 1500. Wahrscheinlich war das ganze Innere bemalt. Auch an der Außenwand, oberhalb der Thüre, befindet sich ein altes, ohne Zweifel



Fig. 23. Priffian.)

übermaltes Fresco: Christus und die Apostel vorstellend, welches in der Composition byzantinischen Charakter verrath.

Großtentheils sehr gut erhalten sind die Gemälde, mit welchen die *kleine Capelle unten am Fuße des Hügels* bedeckt war. Das Hauptbild in der Nische zeigt Christus am Kreuz, neben ihm die heil. Maria und Johannes und zwei knieende Donatoren; in dem die Nische überwölbenden Bogen: oben das mächtige Haupt Gottvaters, unten rechts die heil. Elisabeth von Thuringen und Katharina, links nicht mehr kenntliche Heilige. Außen, im Dreieck unter dem Dache, Christus in der Kelter (oder im Grab); die Darstellung ist nicht völlig erkennbar zwischen zwei schwebenden Engeln. Die Bilder darunter sind zerstört. Kein großer Künstler, aber ein tüchtiger Handwerker spricht aus diesen Gemalden, die an ein Bildstöckchen in *Gufidann*, deren Darstellungen die Jahrzahl 1501 oder 5 tragen, erinnern.

Völlig vereinzelt dürfte das dritte Object dieser Baugruppe dastehen, *die Capelle neben der Kirche*. Ein kleiner quadratischer Bau mit Kreuzgewölbe, drinnen

an der Offseite eine gemauerte Mensa. Die übrigen Wandflächen mit großen Oeffnungen im Halbkreise, eine davon, die der Kirche zugewandte, zum unverfchließbaren Eingang erweitert. Von Malereien keine Spur. Der Geistliche erzählte, daß in diesem eigenartigen Altar-Bau zur Zeit der Peil (im 17. Jahrhundert?) das Messopfer dargebracht wurde; die Beter lagerten auf den umliegenden Höhen.

*Karl Domanig.*

15. (*Die Ambras Sammlung in Grätz.*) A. Primisser sagt in seiner Geschichte der Ambras Sammlung: „Im Junius des Jahres 1703 drangen unter dem Churfürsten Max Emanuel bayerische und französische Kriegsvölker in Tyrol ein. So viel man in der Eile von der Sammlung zu Ambras verpacken konnte, wurde sammt dem Archive gegen Steiermark geführt, und nur die abgebrochene Eifackbrücke vermochte beides vor dem verfolgenden Feinde zu retten. Bald darauf wurden auf Befehl des Siegers die meisten noch übrigen Alterthümer aus dem Schlosse nach Hall abgeführt, um von da nach Bayern geschickt zu werden,“ wozu es aber nicht kam. Ueber die Geschichte des „gegen Steiermark“ geführten Theiles der Sammlung dürfte bisher

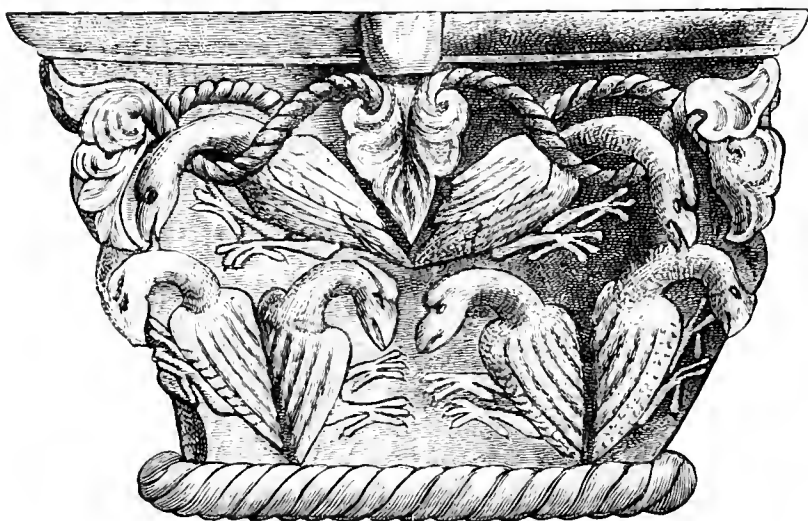


Fig. 24. (Zara.)

kaum etwas in die Oeffentlichkeit gedrungen sein, und da zwei Acten-Convolute der i. ö. Hofkammer-Acten bei der k. k. Statthalterei in Grätz darüber Auskunft geben, so durfte bei dem Interesse, das die weltberühmte Sammlung in Anspruch nimmt, ein kurzer Auszug aus den Acten hier am Platze sein.

Wir finden im ersten Convolut<sup>1</sup> zunächst einen Erlafs des Kaisers Leopold vom 24. Juli 1703 mit dem Befehl, daß: „bey den unverhofften Einfahl der feindlichen trouppen in Tyroll die Archivs acten vnd der Schatz von den Schloß Ambras salvirt werden muß.“ Der salvirte Schatz gelangte zunächst nach Klagenfurt. Weil im Erlafs des Kaisers der Wunsch ausgesprochen war, da Klagenfurt der Nähe des Feindes halber nicht die nothige Sicherheit biete, den Schatz in die Burg von Grätz zu bringen, so richtete der Landes-Vicedomb

von Steiermark eine Anfrage nach Klagenfurt und erhielt von dem L. V. Domb daselbst die Auskunft, daß „mit belangten Salvirten Acten vnd archiv vnd Schatz fünf Cameralische Officier sammt 40 gemeine Leithvnd 47 pferd nach klagenfurth ankommen wahren, welche von der Tyrollischen Cammer 1000 fl. par gelt zu Zohrung empfangen, diese aber bereits aufgezehrt heten.“

Hierauf erfolgte vom steirischen Vicedome der Auftrag, den Schatz mit denselben Leuten und Officieren nach Grätz abzuschicken und letzteren soviel Geld zu geben, als sie zur Reife dahin brauchen würden. Das geschah aber nicht, wahrscheinlich weil die Geldmittel hierzu nicht flüssig gemacht waren, und es folgt nun eine lange Correspondenz zwischen Grätz und Klagenfurt, in welchen der Vicedomb von Steiermark auf dem Befehle des Kaisers besteht, der Vicedomb von Kärnten aber findet, daß Klagenfurt ohnedies genug Sicherheit biete und die Rücksendung von dort aus eine kürzere und minder kostspielige sei.

Am 18. August erfolgt eine neuerliche kaiserliche Resolution des Inhaltes, daß der Schatz, die Acten, das Archiv und die Officiere mittelst „Landt Robath“ alfbald nach Grätz abgeführt werden sollen. Die fünf Officiere (Narciffus Zoller, Schatz Commissarius Fried. v. Lachemayr, Archiv-Commissarius Joh. Ant. Eysenflainer, die beiden andern ungenannt) sollen mitgehen, die gemeinen Leute und Pferde aber sollen wieder nach Tyrol zurück geschickt werden. Nochmals zögert der Vicedomb von Kärnten, bis endlich einem kaiserlichen Erlaffe vom 23. August Folge gegeben wird. Wann der Schatz in Grätz ankam, ist aus den Acten nicht zu entnehmen. Er blieb bis zum Sommer 1705 in der Burg von Grätz.

Ueber die Zurückführung nach Tyrol handelt dann das zweite Acten-Convolut,<sup>2</sup> welches mit einer Resolution des Kaisers vom 27. Februar 1705 beginnt: „Wir haben gnädigst resolvirt, daß der Aufs Tyroll nacher grätz Salvirte Schatz vnd Archiv bey nunmehrö genüßenden Ruhestand vnd Sicherheit Selbigen Landts dahin wiederumb abgeführt werden soll.“ Den Schluß bildet eine der Hofkammer präsentirte Rechnung ddo. 26. August 1705: „für den Transport sind 460 fl. angeloffen und dem Schatzamts Officier Friedrich v. Lachemayr zur Bestreitung seiner Rückreise 150 fl.“

*Jos. Wastler.*

16. Durch materielle Unterstützung seitens der Central-Commission wurde es in neuester Zeit möglich, dem Museum S. Donato in Zara einen hübschen Gegenstand romanischer Styl-Periode zuzuführen. Es ist ein Säulen-Capital, das bisher in der St. Anna-Kirche zu Zara, und zwar in umgekehrter Stellung als Unterlage für einen Weihwasserbecken diente. Diese schöne antiki-frende Sculptur wurde nunmehr, nachdem auf Kosten der Central-Commission eine andere Unterlage für den

<sup>1</sup> Die k. k. Ambras Sammlung von A. Primisser, Wien 1819, S. 22.  
<sup>2</sup> Hofkammer Acten. Juli 1705, Nr. 12.

<sup>1</sup> Hofkammer Acten. März 1705, Nr. 35.

Weilwasserstein beige stellt wurde, dem genannten Museum einverleibt (Fig. 24).

17. (*Ein Steinkistengrab bei Zliv.*) Am 18. April 1885 ackerte, wie Conservator *Schneider* berichtet, der Häusler *Fišera* aus dem nahe bei Libaň gelegenen Dorfe *Zliv* ein feines, gerade über den Gipfel einer zwischen dem Jägerhaufe und dem Fahrwege nach *Ledkov* situirten Anhöhe von Nord nach Süd streichendes Feld, als auf dem höchsten Punkte desselben die Pflugschaar an einen Stein stieß und beinahe gebrochen wäre. *Fišera* wollte das Hindernis beseitigen, umföhr als er zum Bauen einer Scheuer Steine brauchte, entfernte deswegen das Erdreich um den Stein herum und entblöhte so einen großen, zwischen Steinplatten eingebetteten Block von Plänerkalk, welcher erst durch gemeinsame Anstrengung von 10 Männern herausgehoben werden konnte.

Den erstaunten Blicken der Anwesenden zeigte sich eine aus großen Kalksteinplatten zusammengesetzte Kiste, welcher jener Block, bevor die in nassen Baculitenletten eingefetzten Platten nachgegeben hatten, als Deckstein gedient hatte — und am Boden derselben in den blaugrauen Letten eingefunken und zerbrochen mehrere theilweise mit Knochen gefüllte Bronzegefäße. Da es bereits Abend geworden war, riß der Besitzer des Feldes die Gefäße und ihre Scherben aus dem Grunde und am

frühen Morgen plünderten Neugierige und Habgierige das Grab vollends aus. Auf diese Weise wurde ein Theil der Gegenstände im Dorfe zerstreut und wanderte durch Verfehenken und Verkauf einzelner Stücke immer weiter, während zahl-

reiche kleine Bruchstücke in den nassen Letten eingehüllt sammt den calcinirten grüngefärbten Knochen wieder in die Grube wanderten.<sup>1</sup>

Dunkle Gerüchte von der Entdeckung eines gemauerten Grabes mit Gefäßen (ohne Angabe des Materials) brachte in der nächsten Woche ein junger Maurer aus dem Dorfe *Veliš*, welcher in *Zliv* bei einem anderen Baue beschäftigt war, in sein Heimatsdorf und von da verbreitete sich die Nachricht weiter. Der genannte Conservator fuhr am 28. April nach *Zliv* und forschte dem Funde nach. In dem Hofe des Häuslers *Fišera* fanden sich noch die 25 bis 100 Mm. dicken Platten vor, aus welchen die vierseitige etwa  $1\frac{1}{2}$  M. tiefe Kiste gebildet war, aber der Deckstein war bereits in die Fundamente der Scheuer verbraucht worden. Der Inhalt des Grabes war zum großen Theile noch in den Händen des rechtmäßigen Besitzers.

<sup>1</sup> Stuckchen von Bronzeblech und zahlreiche calcinirte Knochen immer fanden sich in den Lettenknollen, welche an die Oberfläche der Grube gerathen waren.

Vorhanden waren: ein großes Gefäß aus Bronzeblech, ziemlich erhalten, 230 Mm. hoch, in der Mündung 175 Mm., in der größten Weite 220 Mm. und im Boden 160 Mm. und die Scherben eines zweiten ganz gleichen Gefäßes.

Von den einfachen Tragbugeln der beiden Gefäße fanden sich zur Stelle nur zwei Oefen und beide Endhacken des einen Bugels mit alten Bruchflachen (das Mitteltück war entwendet worden).

Ein Bronze-Topf mit großem bandförmigen Henkel, die Höhe beträgt 95 Mm., der Durchmesser der Mündung circa 230 Mm., der Durchmesser des mit concentrischen Kreisen verzierten Bodens 140 Mm.

Eine Bronze-Schüssel oder vielleicht ein Siebgefäß (der Boden fehlt) sammt der abgelösten gegoffenen cylindrischen und canellirten Handhabe. Durchmesser der Schüssel in der Mündung circa 230 Mm., Höhe circa 50 Mm.

Ein Bronze-Krug mit eingefchnürter Mündung, an welchem der Henkel fehlte. Der Krug hat eine

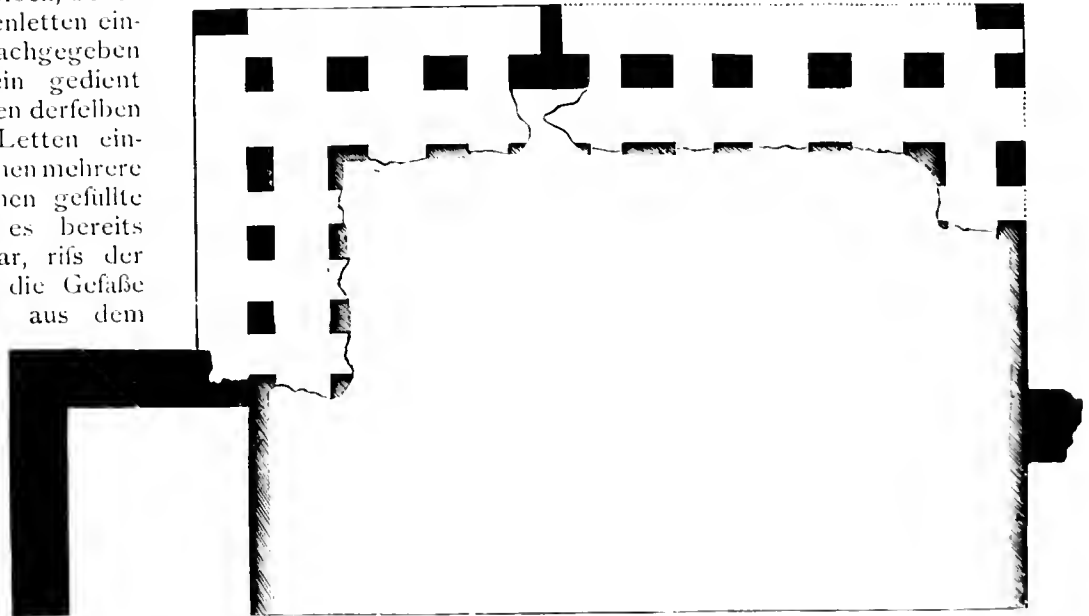


Fig. 25 (Matfee.)

Höhe von 160 Mm., der Durchmesser des Bauches beträgt 115 Mm., des Halses 50 Mm. und des Bodens 70 Mm. Die eine Hälfte der Mündung ist kreisförmig (Durchmesser 50 Mm.), die andere elliptisch (Achsenlänge 80 und 55 Mm.).

Mehrere Scherben von einem Gefäße mit weit ausgelegtem Rande.

Zwei Befehläge von Trinkhörnern (80 Mm. Durchmesser im Lichten), beide schwer beschädigt, von einem fehlt der obere umgeschlagene Reif und an beiden fast sammtliche Zacken. Die beiden gegoffenen Füße sind wohl erhalten.

Die beiden großen Gefäße hatten verbrannte Knochen enthalten und allerlei Beigaben, von denen nur *a*) eine bandförmige römische Bronze-Fibel mit abgebrochener Rolle und Nadel, *b*) ein massiver Bronze-Ring (Riemenbestandtheil?) von 12 Mm. respecive 28 Mm. Diameter, und *c*) ein Bronze-Plättchen (Riemenbefatz?) vorhanden waren, während *d*) ein langes gerades Bronze-Messer und *e*) eine angebliche Statuette,

von welcher sich später herausstellte, daß es eine bartige Maske war, welche den unteren Theil des abgehobenen Henkels vom Krüge gebildet hatte, in Liban sich befanden.

Der Fund ist zum größten Theile geborgen und für das Landes-Museum in Prag erworben.

In der Folge gelang es noch folgende Objecte für das Landes-Museum zu erwerben: den mit einer Kofette verzierten Boden und die flache Handhabe einer Cafetole (die Handhabe der Cafetole ist jener von

Conservator *Richter* über ein Mauerwerk, welches in *Obernberg* nächst *Matfee* bloßgelegt wurde. Die weiteren Grabungen, welche Herr Gutsbesitzer *A. Breitner* von *Matfee* mit großer Umsicht und unermüdlichem Eifer leitete, unterstützt von der hier zu Lande so seltenen Bereitwilligkeit des Grundstück-Eigenthümers Herrn *Jacob Moser*, haben seither mit voller Gewißheit dargethan, daß die Baulichkeit römischen Ursprungs sei.

Conservator *Petter* berichtet, daß der Grundriß des aufgedeckten Mauerwerkes ein Rechteck bildet



Fig. 20. (Matfee.)

Vrutice und der von *Obristvi* ähnlich, trägt aber den etwas verwischten Stempel: PAPIRIE FELIC; das fehlende Mittelstück des einen Tragbügels; den oberen Theil des Krughenkels, eine weibliche Büste darstellend, welche die größere Krugmündung zum Theil umfaßte; ein kleines gekrümmtes Messer mit langer Griffangel und Oese von Bronze; eine kleine krumme Messerklinge ohne Griffangel aus Bronze; drei Stück

(Fig. 25). Vor der Aufdeckung stellten sich diese Mauerreste als ein gegen das östlich gelegene Wohnhaus des Besitzers verflacherer niederer Hügel dar. Außerdem fanden sich Spuren einer Mauer, welche vor einigen Jahrzehnten noch zu sehen gewesen sein soll, jetzt aber nur wenig mehr erkennbar ist, da die Steine davon zum Baue des gegenwärtigen Wohnhauses verwendet wurden.

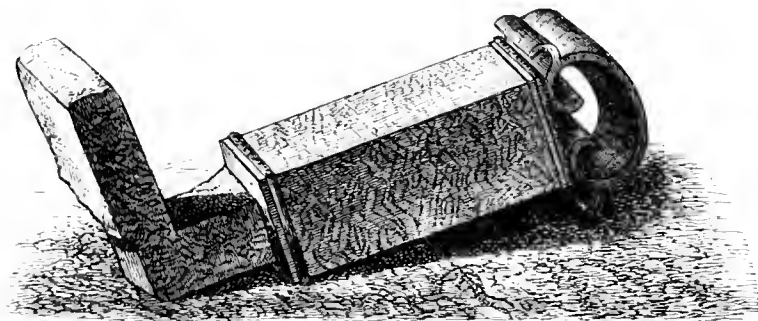


Fig. 27. (Matfee.)

von den zu beiden großen Gefäßen gehörigen massiven Füßen; zwei lange Riemenfalten aus Bronze; eine größere Bronze-Fibula mit durchbrochenem Fuß wie die Fibeln; eine von den zwei gefundenen aus Silber verfertigten Fibeln; ein Sporn aus Bronze; ein langer Bronzenagel nach beiden Enden in Spitzen (eine lang, die andere kurz) auslaufend, derselbe flammt vielleicht von einem Schilde, von dessen Belag zahlreiche Bronze-Blechstücke, darunter doppelte, von einer flachen Scheibe (Umbo) herrühren mögen; verschiedene Stücke von Riembelag, Pendeloquen etc.; einige Stücke gefelmolzene Bronze.

18. Im dritten Hefte des XI. Bandes der Mittheilungen der k. k. Central-Commission berichtet Herr

Der Grundplan zeigt südlich einen kleineren und nördlich einen größeren Vorsprung; letzterer dürfte, nach dem Aussetzen der Mauer zu schließen, der Eingang gewesen sein. Nach Niederlegung der Umfassungsmauer, deren Ecksteine, um den Umfang zu kennzeichnen, belassen wurden (Fig. 26), ließ Herr *Breitner* an der Ostseite auf eine Anzahl (8) gemauerter Bogen, welche durch eine nach innen reichende Quermauer unterbrochen sind.

Die Richtung, Zahl und Lage der darüber angebrachten Heizungs-Röhren lassen die Anlage eines Hypocaustums sowie den Ziegelestrich-Boden deutlich erkennen.

Auf einer Seite stützte den Estrich-Boden eine Reihe Pfeiler aus viereckigen, übereinander geschichteten Ziegelplatten, deren Seiten 16—18 Cm. bei 4 Cm. Dicke messen. Auch größere Ziegel-Deckplatten wurden hier gefunden und in das Salzburger Museum hinterbracht. Eine vollständige Hypocaustum-Anlage ist somit außer Zweifel. Der noch hier und da vorhandene Mauerverputz der Wände oberhalb des Estrich-Bodens ist glatt, graulichweiß, ohne Malerei.

Bei Abgrabung des Hügel an der Ostseite, 7 M. vom Mauerwerke entfernt, wurde noch eine freie Feuerstelle bloßgelegt. Der mit Ziegelkleie durchsetzte Mortel, die Heizanlage, die Heizröhren theilweise mit Furchung, die Thonscherben, darunter ein kleines Stück von terra sigillata, nicht decorirt, Estrich-Boden

und Maueranwurf, Glascherben, Eifennägel und eiserne Hafthaken für die Heizröhren, sowie vorzüglich auch ein Bronzefchlüssel mit Eisenhaken (Fig. 27), lassen, wie Conservator *Petter* berichtet, nicht zweifeln, daß man ein römisches Gebäude vor sich habe; doch war es zu Folge der bisherigen Funde nur eine einfache, nach den gefundenen Schlacken etc. zu urtheilen durch Feuer zu Grunde gegangene Behausung.

19. Wir haben S. XXII eine Abbildung des Todtentanzes beigegeben, der sich an der Außenseite der Virgilius-Kirche zu *Pinzolo* in Sud-Tyrol befindet. Wir wollen hier mit wenig Worten dieses Gemälde etwas erläutern. Dasselbe, das unterhalb des Dachgesimfes wie ein breites Band die Wand abschließt, veranschaulicht uns die im 15. bis 16. Jahrhundert so beliebte Darstellung, wie der Tod keinen Stand und kein Alter schont, um die Menschen meist unerwartet und unversehens aus dieser Welt abzuführen. Den Reigen beginnt eine Gesellschaft von drei Skeletten, die zum Tanze aufspielen, sie blasen Schalmeien, zwei in tänzelnder Stellung, eines gekrönt und mit einem Scepter sitzt auf einem einfachen Throne; denen reihet sich das Kreuzesbild, zu dem in langer Reihe die zum Tode Berufenen heranziehen an. Jede einzelne Figur mit dem Verderben bringenden Pfeile in der Brust ist von einem Skelette geführt oder geleitet. Auch in der Brust des Heilandes haftet der Pfeil. Zuerst erscheint der Papst, das Skelette mit einem abgehoffenen Bogen, dann ein Cardinal, den das Skelet stützt, dann ein Bischof, das Skelet schwingt die Haue, ein Domherr, an dem das Skelet zerrt, ein Monch, das Skelet mit einer Schaufel, ein Priester, ein König, die Königin, ein Bürger, ein Arzt, ein Ritter, ein Geizhals, ein junger Mensch, ein Krüppel, eine Nonne, eine Bürgersfrau, eine Alte und ein Kind, die begleitenden Skelette meist mit Fähnchen; dann folgt ein krokodilartiges Thier von zwei Pfeilen getroffen, endlich ein Reiter, dessen aufspringendes Pferd mit Fledermausflügeln versehen. Der Reiter sendet eben einen Pfeil in die vorausziehende Schaar. Den Schluß machen zwei Engel. Unter den einzelnen Figuren sind erläuternde Verse in italienischer Sprache angebracht. Ein ähnliches Todtentanzbild findet sich an der St. Stephanskirche bei *Pinzolo*, das die Jahreszahl 1519 trägt.

20. Die *steierische Ausstellung culturhistorischer Gegenstände zu Grätz* im Jahre 1883, welche ein selbst für die an der Zusammenbringung derselben Betheiligten überraschend reiches Bild des Besitzes der Steiermark an Werken der großen und kleinen Kunst entrollt hatte, ist nicht ohne nachhaltige Wirkung vorübergegangen. Es fehlten nämlich einer Anzahl von sich für das Musealwesen in Steiermark interessirenden Persönlichkeiten unverantwortlich, wenn all' die aufgewandte Mühe nur zu einer flüchtigen Schauausstellung geführt hätte, wenn das eminent culturelle und historische Moment, welches in einer solchen Ausstellung liegt, durch die kurze Dauer derselben und die wissenschaftlichen Arbeiten ungünstige Unruhe während derselben nicht gehörig ausgenützt wurde. Zugleich drängte sich die Befürchtung auf, daß manches bisher unbekannte, oder doch wenig bekannte werthvolle

Stück jetzt, da es allgemeiner Befichtigung zugänglich gemacht war, die Begehrlichkeit ausländischer Sammler und der Händler reizen und so dem Lande entfremdet werden konnte.

So wurde noch kurz vor Beginn der Ausstellung ein steiermärkischer Landesmuseums-Verein in's Leben gerufen, in der constituirenden Versammlung am 30. Juni 1883 das Statut en bloc angenommen und ein Executiv-Comité gewählt, bestehend aus fünf Mitgliedern, den Herren Excellenz Grafen *Franz v. Meran*, Grafen *Heinrich Attems-Petzowstein*, Grafen *Gundacker-Wurmbrand*, Professor *C. Lacher* von der k. k. Staats-Gewerbeshule und dem Univerfitats-Professor *Dr. Gurtt*. Diesem Comité wurde aufgetragen, sich durch Cooption bis zur Zahl von 11 Mitgliedern zu verstarcken, den hohen Landesauschuß von Steiermark zur Delegation eines Mitgliedes zu ersuchen und sonst alle geeignet erscheinenden Schritte zur Förderung des Vereinszweckes zu unternehmen.

Seine Majestät der Kaiser, welcher allergnädigst geruht hatte, die culturhistorische Ausstellung zu eröffnen, gab auch diesem Verein durch die huldvollen Worte, welche Allerhöchstdieselben bei einer huldvollen Audienz auf eine Ansprache des Herrn Grafen *Wurmbrand* zu erwidern geruhte, die eigentliche Weihe. Das Comité hat dann bei Sr. Excellenz dem Herrn Statthalter Baron *Kübeck*, bei Sr. Excellenz dem damaligen Landeshauptmanne *Moriz v. Kaiserfeld*, bei Sr. kurbischbischöflichen Gnaden Herrn Fürstbischöf Dr. *Johannes Zwoerger*, bei dem damaligen Bürgermeister der Stadt Grätz *Dr. Kienzl* seine Aufwartung gemacht und es kann mit Genugthuung darauf hinweisen, daß seine Bestrebungen von Anfang an sich der thatkräftigen Unterstützung der genannten hohen Behörde zu erfreuen gehabt haben.

Se. Excellenz der Herr Statthalter hat eine Currende an alle Landesbehörden erlassen, welche dieselben auf die Vereinszwecke aufmerksam machte, und bei der Abnahme des Maria-Schutzbildes von der Dom-Façade persönliche wie pecuniäre Unterstützung gewährt, der hohe Landesauschuß hat den Referenten für Kunst- und Schulangelegenheiten Herrn *Dr. Moriz Ritter v. Schreiner* zu den Berathungen delegirt und 2000 fl. zum Ankauf von Objecten der Ausstellung gewährt, der Herr Fürstbischöf hat alle Ordinariate und Decanate von den leitenden Absichten unterrichtet und selbst Geld für diese Zwecke gespendet, der lobliche Gemeinderath hat kostenfrei Räume in der städtischen Franz-Joseph-Schule zur vorläufigen Unterbringung des Vereins-Belitzes überlassen und von 1886 ab für 10 Jahre eine Subvention von 100 fl. jährlich bewilligt.

Die erste Aufgabe des Executiv-Comites, welchem die Herren Professoren *Dr. Hoernes*, *Lujchin v. Ebenbreuth*, *v. Mojzifovics*, die Herren *Hans v. Rebenburg*, *Geyza R. v. Wachtler*, *Baron Seisler-Herzinger* beigetreten waren, bestand darin, soviel als möglich von den Gegenständen der culturhistorischen Ausstellung, sei es geschenktweise, sei es durch Kauf zu erwerben. Erst nach Abschluß dieser Action, welche nothwendigerweise einen etwas lebhaften Charakter hatte, konnte an eine systematische Arbeit gegangen werden.

Vor allem galt es einerseits im engsten Anschluß an das landschaftliche Joanneum vorzugehen, jenes

hochherzige Geschenk weiland *Erzherzog Johann's*, dessen erlauchter Name mit allen geistlichen und künftlerischen Bestrebungen in Steiermark für alle Zeiten unauflöslich verbunden ist, andererseits einen Einfluß zu gewinnen, um die Fortbildung und Reorganisirung dieser ehrwürdigen Anstalt zu einem wahren steierischen Landes-Museum anzubahnen.

Es wurde daher in der ersten außerordentlichen General-Verfammlung vom 15. December 1883 beschloffen, daß sich auch dieser Verein den Ehrennamen „*Joanneum*“ beilege, und §. 2 der Statuten in folgender präcisen Fassung angenommen: „Der Landes-Museum-Verein hat den Zweck, entgeltliche und unentgeltliche Erwerbungen für alle Fächer des durch Reorganisirung des Joanneums vom Lande zu errichtenden Landes-Museums in Grätz zu machen und sie zu conserviren. Er hat nach jeder Richtung hin das Zustandekommen eines solchen Landes-Museums zu fördern.“

„Sämmtliche Erwerbungen werden Eigenthum des Landes, und, sobald die Art der Aufstellung, Erhaltung und Vereinigung sowohl der zu den bereits bestehenden Abtheilungen des Joanneums hinzukommenden Objecte, als der neu zu bildenden Abtheilungen mit dem Landes-Ausschusse festgesetzt ist, diesem als integrierende Bestandtheile des Joanneums übergeben.“

In Erfüllung der hier angedeuteten Aufgabe hat der in der erwähnten Verfammlung gewählte Ausschufs von 15 Mitgliedern, welchem die oben angeführten Herren und Prof. Dr. *Dölter*, Hochwürden Domherr Dr. *Kahn*, Prof. Dr. *Leitgeb*, Prof. Dr. *v. Zwiédnick* angehören — für Herrn *Hans v. Rebenburg* ist in der General-Verfammlung vom 17. Februar 1885 Herr Baron *Zschock* gewählt worden — bereits am 31. März 1884 dem hohen Landes-Ausschufs einen Entwurf zur Reorganisirung des Joanneums sammt Motiven-Bericht eingereicht. Er war dabei in der angenehmen Lage ausprechen zu können, daß es sich eigentlich um ein Zurückgreifen auf die Ideen und Pläne des erlauchten Gründers, in zweiter Linie erst um eine Neuordnung handle. Sowohl in der Schenkungs-Urkunde vom 16. Juni 1811, als in den vom Erzherzog Johann selbst ausgearbeiteten Statuten vom 1. December 1811 ist das Joanneum, oder wie es damals bezeichnet wurde, „das Museum in Grätz“, im Wesentlichen als eine instructive Schaufammlung betrachtet worden, einestheils durch Anschauung fordernd und anregend zu wirken, andertheils durch die Vereinigung von Büchern, von Urkunden, von Objecten aus den drei Reichen der Natur, das Studium, speciell der steiermärkischen Geschichte und Bodenbeschaffenheit in Aufnahme zu bringen, also eine allgemeine Bildungsanstalt im weitesten und großherzigsten Sinne, deren segensreiche Wirkungen sich auf jeder Seite der Geschichte der geistigen Entwicklung in Steiermark bis heute fühlbar machen. Da aber bei dem damals kläglichen Zustande der philosophischen Facultät der Universität oder des Lyceums, wie man es nannte, bei dem Fehlen jeder technischen Unterweisung sich die Unmöglichkeit herausstellte, das neugegründete Institut ohne directen Unterricht zur Wirkung zu bringen, so wurden allmählig in immer bedeutenderem Ausmaße damit regelmäßige Curse, dann festangestellte und beförderte Lehrer mit allen Abtheilungen des Museums, welche sich für eine solche Behandlung eigneten, ver-

bunden. Das Joanneum erscheint also, wie es *Göth* (Das Joanneum in Grätz, Vorrede S. VI) ausdrückt, „in der ersten Zeit als naturhistorisches und geschichtliches Museum“ und ist jetzt (1861) vorzugsweise auch eine technische Lehranstalt. Als solche wurde es im Jahre 1828 durch Ernennung eines Studien-Directors definitiv gekennzeichnet. So sind daraus hervorgegangen:

Die k. k. technische Hochschule in Grätz, die k. k. Bergakademie in Leoben, die landwirtschaftliche Ackerbauschule in Grottenhof, die landwirtschaftliche Weinbauschule in Marburg.

Alle diese Anstalten, sowohl die staatlichen als die landwirtschaftlichen, führen jetzt ein vollkommen selbständiges Dasein, keine derselben hat in ihren Titel den Namen des eigentlichen Gründers aufgenommen, und wenn die technische Hochschule, welche jetzt noch Räumlichkeiten in dem Joanneums-Gebäude inne hat, in ihr vom Staate zu errichtendes neues Gebäude übersiedelt sein wird, wird sich diese Trennung, welche sich schon längst innerlich vollzogen hat, auch bei dieser Anstalt äußerlich scharf ausprägen.

Das Joanneum kann also unbehindert jetzt zu seinem ursprünglichen Zweck, welcher zugleich sein Lebensprincip ist, zurückkehren und mit Hilfe der vom Landesmuseum-Vereine gebildeten Sammlungen sich zu einem vollständigen steiermärkischen Landesmuseum fortentwickeln.

Dieser Reorganisations-Entwurf ist der schon vor einer Reihe von Jahren gewählten Museal-Enquête-Commission, bestehend aus den Herren Grafen *Meran*, Professor *Rumpf*, Landes-Ausschufs Dr. *v. Schreiner*, Graf *Wurmbrand*, Baron *Zschock*, zugewiesen worden und hat die letztere dann dem hohen Landtage unterm 26. August 1884 „Vorschläge zur Reorganisation des Joanneums und zur Errichtung eines steierischen Landes-Museums“ erstattet, in welchen sie sich principiell auf den bezeichneten Standpunkt stellt und nur das Wesentliche nicht berührende Aenderungsvorschläge macht. Das Elaborat gipfelt in dem Antrage, daß die Enquête-Commission ihre Aufgabe hiemit für erledigt ansehe und den steierischen Landes-Ausschufs zum Behufe der praktischen Ausführung der hier aufgestellten Grundsätze an den Landesmuseum-Verein verweise. Dieser Act ist im steierischen Landtage eingebracht und von demselben dem Finanz-Ausschufe zur Berichterstattung zugewiesen worden. Der letztere hat den Antrag der Museal-Enquête-Commission zu dem seinigen gemacht, der Landtag aber hat, da bei der kurzen Zeit in eine meritorische Berathung nicht mehr eingegangen werden konnte, in der 11. Sitzung vom 27. September 1884 über Antrag des Herrn Baron *Zschock* das Elaborat an den Landes-Ausschufs zurückgeleitet mit dem Auftrage, „in der nächsten Session über die Vorschläge der Museal-Enquête-Commission eingehenden Bericht zu erstatten und geeignete Anträge zu stellen“, und wurde durch den Antragsteller sowie in der Debatte betont, daß der Landes-Ausschufs sich direct mit dem Landes-Museums-Vereine ins Einvernehmen setzen möge. Weitere Verhandlungen haben gezeigt, daß zwischen dem steierischen Landes-Ausschufe und Museums-Vereine keine wesentlichen Differenzen bestehen und wird das revidirte Statut voraussichtlich im Herbst dem Landtage zur Genehmigung vorgelegt werden.

Die wichtigsten Bestimmungen sind: 1. Das künftige Landes-Museum Joanneum wird von einem dem Landes-Ausschusse verantwortlichen Curatorium verwaltet. 2. Die speciell steierischen Sammlungen sowohl der naturwissenschaftlichen als culturhistorischen Abtheilungen sollen vorwiegend gefördert, die vorhandenen allgemeinen Sammlungen, unter denen die mineralogische einen hervorragenden Platz einnimmt, nur soweit gepflegt werden, daß sie nicht an effectivem Werth einbüßen. 3. Es ist eine von der bisherigen unorganischen Verbindung mit dem Münz- und Antiken-Cabinete losgeloste besondere Abtheilung für culturgeschichtliche und historisch wichtige Objecte des Mittelalters, der Renaissance und Neuzeit zu gründen.

Ohne die andern Collectionen zu vernachlässigen, sammelt der Verein hauptsächlich für die letztgenannte Sammlung (culturhistorische Abtheilung im engeren Sinne). Sein Bestreben geht, immer mit Befchränkung auf das in Steiermark befindliche Material, namentlich dahin, geschlossene, einheitliche Räume in ihrer Ganze zu erwerben, welche in ihrer ursprünglichen Größe, ferner mit der originalen Ausstattung und den ursprünglichen Mobilien, soweit es irgend erreichbar ist, zur Aufstellung gelangen und so ein unverfälschtes Bild des Lebens der Vorzeit gewähren sollen. Ausgeschlossen ist dabei ausdrücklich jede Erweiterung oder Zuzufügung, jeder rein malerische Aufputz, welcher für die Geschmackbildung unserer Zeit nur able Folgen haben würde. Der Ausschuss hofft auf Grund der gemachten Erfahrungen und der im Lande befindlichen Objecte mindestens zwölf Räume, welche die Wohnungseinrichtungen der verschiedenen Styl-Perioden und der einzelnen Stände während derselben zur Anschauung bringen, in der angeführten Weise aufstellen zu können. Er besitzt bereits die vollständigen Vertäfelungen, sowie alle Zubehöre von drei Zimmern, aus Schöneberg vom Jahre 1568, aus Geisthal vom Jahre 1596, aus Neumarkt vom Jahre 1607, die ganze Einrichtung einer Bauernstube und einer Bürgerstube, beide mit bemalten Möbeln aus dem 18. Jahrhunderte, und eines Salons der Empire-Zeit. Sie werden sammtlich der Spürkraft Professor *Lacher's* verdankt.

Neben diesen geschlossenen Räumen sollen dann die kleineren Objecte und alles, was, um das Bild der betreffenden Styl-Periode nicht zu trüben, in den erwähnten Zimmern nicht aufgestellt werden darf, in wissenschaftlich-systematischer Weise nach Material und Technik und in chronologischer Reihenfolge in eigenen Musealräumen exponirt werden. Diese wichtige Trennung wird sich nicht nur in der culturhistorischen Abtheilung im engeren Sinne, sondern auch in der prähistorischen Abtheilung und im Münz- und Antiken-Cabinet als fruchtbringend erweisen. In beiden Sammlungen soll neben einer Zusammenordnung von Funden, welche das Culturleben der betreffenden Zeiten veranschaulichen, eine systematische Ausstellung der vereinzelt Objecte hergehen.

Ferner ist der Verein bemüht, soviel wie möglich dem Untergang bestimmte Objecte, sei es im Original, sei es im Bilde zu erhalten. Die Statuen und Proben der Ornamente vom Dettelbacher Haufe in der Herrengasse, sowie die Sculpturen, die den Giebel der Mandell-Villa schmückten, kamen als Geschenke des Herrn *Dettelbach* und als Zuwendung der hohen k. k.

Statthaltereie in Vereins-Besitz, indess Herr *Leopold Bude* von beiden Objecten über Veranlassung des Vereines Photographien aufnahm und dem Vereine als Geschenke überlies. Das Maria-Schutzbild an der Dom-Façade, welches dort einer unaufhaltbaren Zerstörung entgegenging, ist durch die Bemühungen des Vereines, dem die hohe k. k. Statthaltereie ihre Unterstützung lieh, gerettet. Director *H. Schwach* hat die Baufe nach dem Originale gefertigt und die echten Theile des Bildes sind, von der Wand losgelöst, jetzt im Besitze des Vereines. Es sei hier bemerkt, daß dies das erste Fresco Gemälde ist, welches, so viel bekannt, in Oesterreich, gewiß in Steiermark, in dieser Weise conservirt worden ist, und bedurfte es eines sehr umfangreichen und zeitraubenden Briefwechsels, ehe es — besonders durch die Güte des Herrn *G. Mal's*, Inspectors des Städtischen Institutes in Frankfurt a. M. — gelang, eine genaue Kenntniss von den hierzu nothigen Manipulationen zu erlangen. Herr *Franz Barzutti* hat die Arbeit ausgeführt.

Die Privatdocenten Dr. *Huszk* und Dr. *Hilber* haben im Auftrage des Vereines und von ihm subventionirt Mineralien und palaontologisches Material zur Ausfüllung gewisser Lucken in den Joanneums-Sammlungen aufgesammelt, das mit Ende 1884 ausgegebene „Verzeichnis der im Besitze des Landes-Museum-Vereines „Joanneum“ befindlichen Gegenstände“ gibt bereits für die kunst- und culturhistorische Abtheilung 1155 Objecte im Werthe von 12.015 fl. 85 kr. an.

21. Conservator Professor *Lepkowski* machte die Mittheilung, daß über seinen Antrag der galizische Landtag beschlossen hat, aus dem Dispositions-Fonde des Landes-Ausschusses 650 fl. für dringende Dach-Reparaturen der Kirche in *Zynice* vorzutreiben; gegen feinerzeitige Refundirung seitens der zur Erhaltung des Gebäudes verpflichteten Factoren (s. Notiz 3).

22. Die Central-Commission hat mit Beschlusse vom 29. Jänner 1886 die Herren *Julius Deininger*, Professor an der k. k. Staats-Gewerbeschule in Wien, M. Dr. *Theodor Frimmel*, Custos-Adjunct der kunsthistorischen Sammlungen des österreichischen Kaiserhauses und den Professor an der k. k. Staats-Gewerbeschule in Grätz, *Karl Lacher*, zu Correspondenten ernannt.

23. Im Monat November des vorigen Jahres wurde in *Palterndorf*, Bezirks-Hauptmannschaft *Mißleb- bach*, gelegentlich der Reparatur einer Düngrube in aufstossenden Erdreich ein irdener Topf gefunden, der mit Münzen vollgefüllt war. Ein Theil des Fundes wurde vom Grundeigenthümer verschenkt, der Rest kam zur wissenschaftlichen Prüfung an die I. Gruppe der kunsthistorischen Sammlungen des österreichischen Kaiserhauses. Derselbe bestand aus kleineren und größeren durch Gruntpan zusammengehaltenen Klumpen Silberpfennigen und Silberkreuzer aus dem 15. Jahrhunderte und mußte zunächst einer länger dauernden Procedur unterzogen werden, um die Münzen loszulösen und zu reinigen. Es ergaben sich alsdann circa 1000 Stücke, darunter einige von Albert V., Herzog Sigismund von Tyrol, Mathias Corvinus, Ladislaus Posthumus, Friedrich III., Leonhard von Gorz u. s. w.

Der Schatz dürfte vor Ende des 15. Jahrhunderts vergraben worden sein.

24. (Die Sammlung Wachsmann im Mährischen Gewerbemuseum zu Brunn.) Seit 1. Janner 1. J. ist im Mährischen Gewerbe-Museum die im Sommer 1885 vom

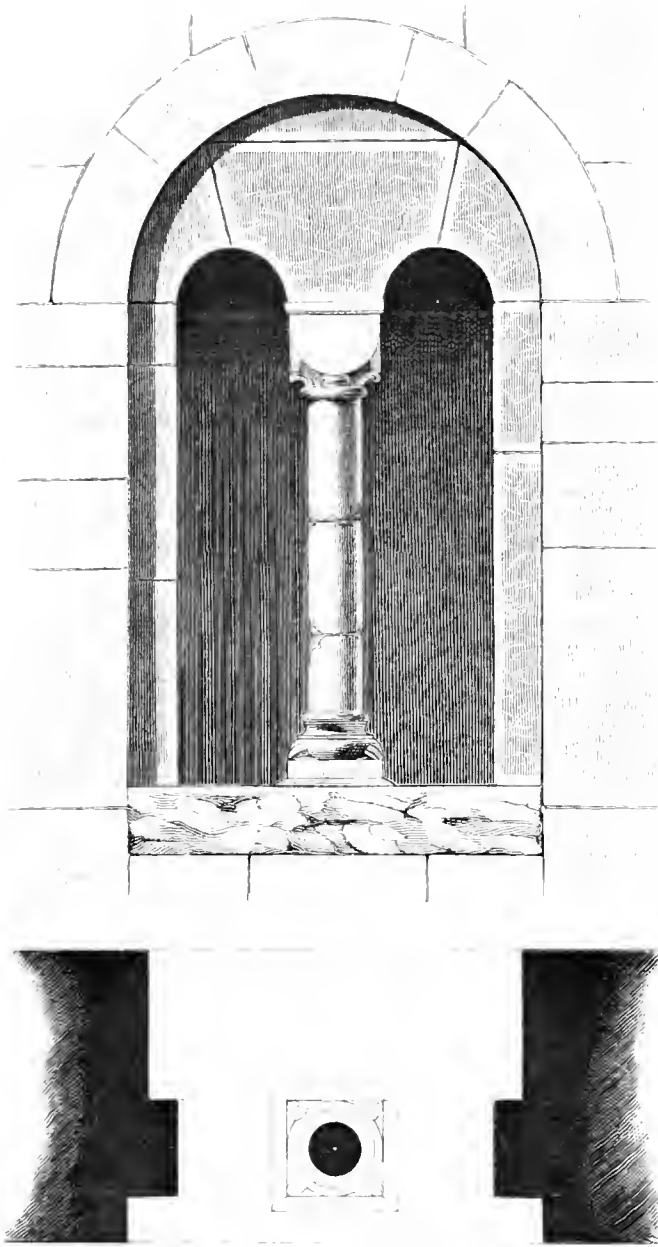


Fig. 28. Trient.

Maler Wachsmann durch den Curator Theodor Rit. v. Offermann für obiges Museum angekaufte Sammlung kunstgewerblicher Objecte zur Ausstellung gebracht. Die Sammlung erregt allgemeines Interesse, gleichviel durch die Reichhaltigkeit, wie auch Vielfältigkeit der einzelnen Stücke, unter denen sich einige von bedeutendem künstlerischen, beziehungsweise kunstgewerblichen Werthe vorfinden.

Die Wachsmann'sche Sammlung zählt über 600 Objecte, die sich auf die einzelnen Gebiete nachstehend vertheilen:

1. Eine Gruppe der Keramik enthält 120 Objecte, darunter allein über 30 prächtige deutsche Krüge, viele von seltenem Vorkommen, über 40 schöne Majoliken, besonders solche von istranischer Provenienz, 23 alte Gläser, darunter Nürnberger Arbeiten und altdeutsche Wappengläser, 21 Stück chinelischer, Alt-Wiener und Meißener Porzellane.

2. In der Gruppe der Metallarbeiten finden wir bei 70, freilich nur kleine Objecte aus Edelmetall, 18 Bronze- und Messing-Gegenstände, worunter eine besonders schöne antike Venusstatue (Fragment) aus Aquileja; an Zinngegenständen enthält die Sammlung 10 Stück, worunter wir eine große Zunftkanne der Leitmeritzer Fischezunft besonders hervorheben wollen.

3. Die Gruppe der Eisen-Objecte führt uns an 60 Stück kleinere Schmiedearbeiten, eine Collection von Eßbestecken und bei 100 Waffen vor.

4. An Holzarbeiten weist die Sammlung 10 Stück Möbel und Kästchen, von denen wir besonders 2 Aufsatzehränke, weiters 2 Kästchen mit Speckstein-Decoration, gravirter Messingplatten-Decoration nennen, sodann finden wir 10 gothische Sculpturen, Schnitzwerke und Schnitzwerk-Fragmente.

5. In der Gruppe der Elfenbeinarbeiten 12 Stück, sehen wir mittelalterliche Diptychen französischer Ursprungs und 3 vollständige Schachspiele.

6. Die Gruppe der Textilien zählt 9 Lederarbeiten (bedruckte und gepresste Tapeten), 50 Stickereien, 40 Stoffmuster aller Art, bei 20 Spitzenmuster, 2 Messgewänder etc., 6 Teppiche, worunter 1 Gobelin und 1 gestickter Teppich, letzterer aus Hildesheim stammend, der in kunstgeschichtlicher Beziehung und wegen seiner Seltenheit einen besonders großen Werth repräsentirt.

Weiters sehen wir in der Ausstellung an 20 Urkunden, worunter eine von Karl IV. und Karl V., 20 Urkundensiegel und Petschaften, eine größere Zahl alter Drucke, Einbände, Buchdeckel, endlich noch einige alte Gemälde, 2 Gebetbücher mit Miniaturen (burgundisch-französisch), mehrere lose Blätter und Miniaturen etc. etc.

#### 25.<sup>1</sup> c) Maurer und Steinmetzer.

1393. Hannus Sester de Strasburg recepit ius civile. Pro eo fideiussit Petrus lapicida de castro Pragensi. Factum sabbatho proximo post festum S. Jeronimi (4. Oct.) Dafs mit dem Bürgen nur Peter Arler gemeint sein kann, steht doch außer Frage. Die Persönlichkeit des Sester ist mir unbekannt.

1453. Wenceslaus murator<sup>2</sup> 1454. Gregorius lapicida. 1460. Mauricius murator de Glatoreia.

1466. Daniel latomus. 1470. Johannes Lapicida de nova domo (Neuhaus). 1480. Wenceslaus lapicida. 1497. Bohuslaus lapicida de Obora Strahoviensi (bei Brunn).<sup>3</sup> 1508. Petrus latomus; Martinus latomus. 1512. Bartholomaeus murator, Wenceslaus Laceramus latomus.

(Wernicke)

<sup>1</sup> Aus Versehen vom Artikel Seite IX zurückgelassen.

<sup>2</sup> Wahrscheinlich jener Meister Wenzel aus Prag, der nach Lubke, Renaissance II, 134 den Pulverturm 1475 zu bauen begonnen hat.

<sup>3</sup> Vorher steht 1495. Antonius Mutinensis de Capellis Italiens susc. i. civ. Joh. Humpolecz et Georgius ab Unicornie. Ein Italiener war muthmaßlich auch der 1513 Bürger gewordene Matthias Wlacy.



# Die Pfarrkirche in der Stadt Eferding und die Pfarrkirche zu Altmünster.

(Mit 1 Tafel und 16 Text-Illustrationen.)

Beschrieben und aufgenommen von Hermann Ritter v. Riewel.

**U**den Städten im Lande ob der Enns, deren Gründung gegen Anfang der zweiten Hälfte des Mittelalters fällt, gehört die im Hausruck-Viertel, eine halbe Stunde vom rechten Donauufer gelegene Stadt *Eferding*, in welcher sich die imposante Pfarrkirche aus dem 15. Jahrhunderte, als eine der größten und schönsten gothischen Kirchenbauten Ober-Oesterreichs, erhalten hat.

Ob an der Stelle Eferdings zur Zeit der Römer-Herrschaft in der Donau-Provinz „Ufer-Noricum“ ein römischer Sitz, oder wie man vermuthet, die Ortshaft „Marinianis“<sup>1</sup> gelegen war, ist noch zweifelhaft, doch läßt die Auffindung vieler römischer Münzen bei verschiedenen Grabungen daselbst auf eine längere Anwesenheit der Römer schließen.

Infolge der Befetzung der von den Römern verlassenen Ländern zwischen Inn und Donau im Jahre 530 durch die Bojuvarier und durch das Erscheinen des heiligen Severinus fand auch die Verbreitung des Christenthumes in jener Gegend statt.

Nach der reichen Dotirung des Bisthumes Passau durch Kaiser Otto III. im Jahre 999, wobei die Bischöfe daselbst zugleich zu souveränen weltlichen Fürsten erhoben wurden, fielen auch große Ländereien im Lande ob der Enns der Diöcese Passau anheim, zu welcher auch die Gegend von Eferding gehörte.

Urkundlich erscheint der Ort Eferding bei der Gründung des Chorherrenstiftes St. Nicola bei Passau durch den Bischof *Altmann* Grafen zu Putten, wo in dem bezüglichen Stiftsbriefe vom 30. September 1067, Eferding zur Dotirung des Stiftes veranlaßt wurde und *Euerdinge* genannt wird.<sup>2</sup>

Im Nibelungenliede erscheint die burgundische Königstochter Kriemhilde auf ihrer Brautfahrt in das Hunnenland in Begleitung des Bischofs Piligrin von Passau in Eferding, indem es heißt:

„Nu was din Humiginne ze *Euerdingen* komen  
 „genuoge uz Beierlande solten han genomen  
 „den Raup uf der Strazen näch ir gewoneheit  
 „so héten si den gesten dà getàn vil lihte leit.“

Stammen die Grundlagen für das Nibelungenlied wirklich von Bischof Piligrin und seinem Schreiber Conrad, so hatte Eferding bereits im 10. Jahrhundert bestanden.

Im Jahre 1144 übergab der Bischof Riginbert von Passau die Kirche von Eferding an das Kloster St. Nicola, und im Jahre 1209 erscheint Eferding urkundlich als Pfarre, welche zum Sprengel des Archidiaconates Lorch gehörte und deren damaliger Pfarrer Leutold hieß, woraus auf das Vorhandensein einer

romanischen Kirche daselbst in damaliger Zeit zu schließen ist.

Als Stadt erscheint Eferding zum erstenmal in einer im Codex trad. patav erhaltenen Urkunde vom Jahre 1210 aus der Periode des Bischofs Mane-gold, dessen Nachfolger Ulrich II. Graf v. Dieffen, zu Eferding 1215 von einem Theile der Dömlherren und Bürger Passaus zum Bischofe gewählt wurde. Auch den Streit dieses Bischofs mit der Stadt Passau schlichtete man 1216 in Eferding in Gegenwart vieler Fürsten.

Zwei Jahre früher stellte Herzog Leopold II. auf seinem Krönungszuge nach Aachen in Eferding eine Urkunde aus, womit eine Schenkung Hadmar's von Kuenringen zu Gunsten des Stiftes Zwettl bestätigt wurde, und 1293 fand daselbst eine Friedensverhandlung wegen des durch den Grafen Ulrich v. Hainburg verübten Raubes des Prinzen Ludwig von Kärnten statt, wobei der Herzog von Bayern, die Bischöfe von Salzburg, Passau, Freising, Regensburg und viele Edle versammelt waren.



Fig. 1. (Eferding.)

Diese wenigen historischen Momente bestätigen das Aufblühen und die Entwicklung Eferdings zu jener Zeit, die schon dadurch von Bedeutung zeugt, daß König Otakar dem Bischof Pertold schon 1253 die Befestigung seiner Stadt Eferding zugestanden hatte, welche Genehmigung dem Nachfolger Pertold's, dem Bischofe Petrus von Passau, in einer Urkunde vom 13. December 1276 durch Kaiser Rudolph erneuert wurde.

Daß die Passauer Bischöfe bereits im 13. Jahrhunderte in ihrer besetzten Stadt Eferding neben der Kirche auch ihre Burg hatten, ist anzunehmen und wir finden, laut einer Urkunde von 1281, als bischoflichen Burgvoigt und osterreichischen Landpfleger, den Edlen Wernhart von Schaunberg. Wernhart stammt aus der Familie der Herren von Julbach, aus welcher die Bruder Heinrich und Gebhart zwischen 1100 und 1161 die in der Nahe Eferdings und der Donau liegende

<sup>1</sup> Geschichte der Stadt Eferding von *H. Kopal* in den Berichten des Museums „Francisco-Carolinum“ 1870, S. 29.

<sup>2</sup> Bischof *Altmann* starb am 28. August 1091 zu Zeifelmauer und wurde in dem von ihm gegründeten Kloster Gottweich begraben.

Feste „Schaunberg“ erbauten, nach der sie sich Herrn von Schaunberg nannten.<sup>1</sup>

Dieses Geschlecht befaß bereits zu jener Zeit viele Ländereien in jener Gegend, und laut einer Urkunde vom 4. November 1367 verkaufte der Bischof Albert III. von Passau die Stadt Eferding sammt allem

schaft Eferding und trugen zur Entwicklung der Stadt viel bei.

Im Jahre 1416 vollendete Graf Johann II. von Schaunberg ein neues und noch bestehendes Schloß zu Eferding und Graf Sigmund 1464 das Rathhaus — jetzt Bezirksgericht — worin sich ein Denkstein über die Gründung mit dem Wappen der Schaunberger befindet.

Die durch Mauern und Gräben einst befestigte Stadt hatte vier Thore; das Burg-, Linzer-, Schaunberg- und Peuerbach- oder Fleischerthor; letzteres ist nach einem vorhandenen Denkstein 1444 erbaut und 1827 zum Abbruch gekommen. Die anderen drei Thore dürften zu gleicher Zeit entstanden sein und fielen in den Jahren 1828—1830 der Demolirungswuth zum Opfer, wobei auch der größte Theil der Stadtmauer verschwand.

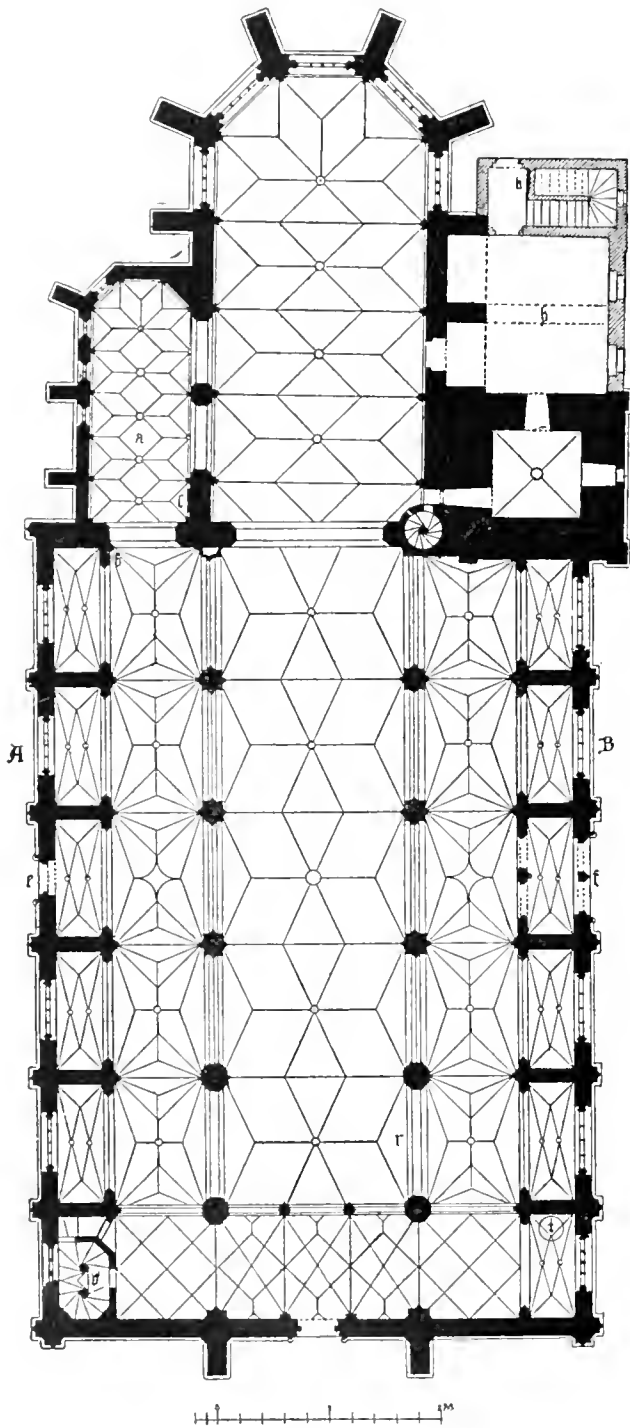


Fig. 2. (Eferding.)

Zubehör an die Grafen Ulrich und Heinrich v. Schaunberg um 1000 Pfund Pfennige. Von dieser Zeit blieben die in den Grafenstand erhobenen Herrn v. Schaunberg über 300 Jahre im Besitze der Stadt und Herr-

<sup>1</sup> Die Herren und Grafen von Schaunberg von D. J. Stülz, Mittheilungen des Wiener Alterthums-Vereines, X. Bd., 1866.

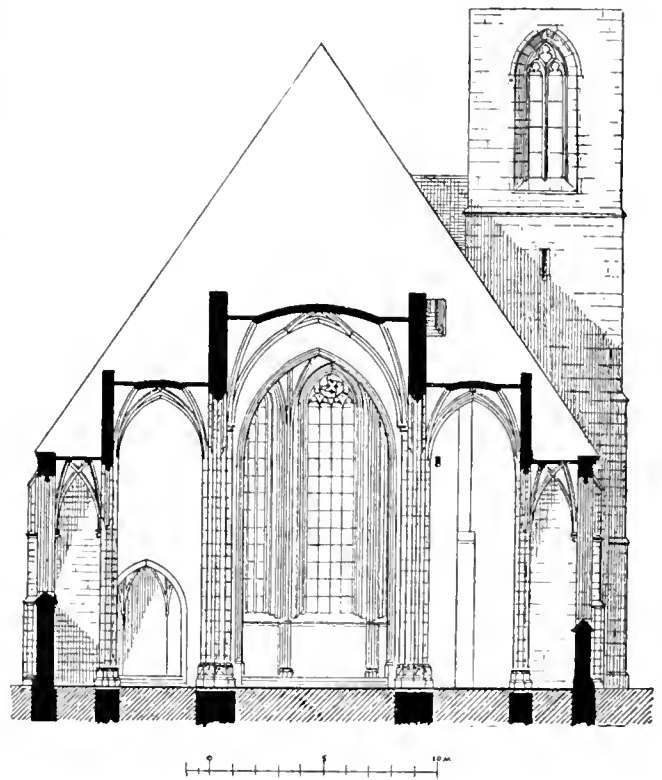


Fig. 3. (Eferding.)

1451 begann unter der Herrschaft Johann II., Grafen von Schaunberg, der Bau der neuen Pfarrkirche, welcher nach dessen Ableben von dessen Söhnen Ulrich III., Wernhart, Sigmund, Wolfgang und Albrecht gefördert wurde. Durch die Vermittlung des Grafen Georg (Jörg) III., eines Sohnes Ulrich III. und der Margaretha Kreyg, erhielt die Stadt Eferding durch den Kaiser Maximilian mittelst Urkunde ddo. Augsburg vom 5. Juli 1510 ein eigenes Wappen, welches aus der Siegelabbildung in Fig. 1 ersichtlich.

Das Wappen zeigt im Schilde einen mit Zinnen versehenen Stadthurm, an welchen sich Stadtmauertheile anschließen. Durch eine fenkrechte und horizontale Mitteltheilung ist das Wappen farbig in vier Felder getheilt, wovon das rechte untere und linke obere weiß sind und die zwei anderen roth. Ein wilder Mann erseht als Schildhalter, dessen Kopfbund auch weiß

und roth ist. Im Original-Wappenbrief ist der Waldmensch behaart und von grauer Farbe.

Graf Georg war der kirchlichen Reformation Luther's zugethan und stellte nach dem Tode des im Jahre 1544 verstorbenen Pfarrers Wolfgang Albrechtsheim den ersten lutherischen Prediger an der Pfarrkirche an, der aber auf Veranlassung des Erzherzogs Ferdinand dem katholischen Pfarrer Kaspar Sandbock bald weichen mußte.

Auch dieser wurde wieder von einem evangelischen Prediger verdrängt, der die Kirche bis zum Jahre 1630 inne hatte, in welchem Jahre der katholische Pfarrer Conrad Mutschler eingesetzt wurde.<sup>1</sup>

Am 12. Juni 1559 starb in der Burg zu Eferding Graf Wolfgang II. von Schaunberg als der letzte männliche Sprosse seines Geschlechtes, und die Stadt und Herrschaft kamen an die Grafen Starhemberg, welche als Fürsten noch im Besitze der Herrschaft sind. Durch die infolge der Reformation entstandenen Bauernkriege hatte Eferding viel zu leiden und Erasmus II. von Starhemberg mußte 1630 Schulden halber die Herrschaft Eferding an die Familie Füll von Grüerzhofen verkaufen, doch kam dieselbe bald darauf wieder in den Besitz der Starhemberg zurück.<sup>2</sup>

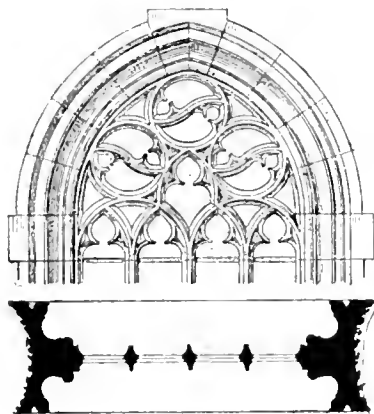


Fig. 4. (Eferding)

Im fürstlichen Schlosse zu Eferding befindet sich eine historische Sammlung, worunter auch interessante Gegenstände aus dem Besitze des Vertheidigers von Wien gegen die Türken „Rüdiger von Starhemberg“ zu sehen sind. Leider ist das Fahnelein, das diesen tapferen Feldherrn auf seinen Kriegszügen begleitete und später der Kirche zu Eferding gewidmet wurde, nicht mehr vorhanden.

*Beschreibung der bestehenden Kirche.*

Wie oben bemerkt, wurde die dem heiligen Hypolit und der Krönung Mariens geweihte Kirche 1451 begonnen. Fig. 2 zeigt den Grundriß. Der an und für sich imposante dreitheilige Raum des Schiffes ist durch die Verlängerung der Strebepfeiler und das Hinausrücken der Seitenschiffmauern noch verbreitert

und erscheint gleichsam funfschiffig, doch sind die zwischen den Strebepfeilern gewonnenen Räume zu Capellen bestimmt, durch welche Anlage die Strebepfeiler nach außen nur wenig vorspringen.

Wie aus dem Querschnitt *A, B*, Fig. 3 ersichtlich, bildet das in sechs Joche getheilte Schiff eine dreischiffige Hallenkirche von schlanken Verhältnissen mit wenig erhöhtem Mittelschiff. Die Capellen schließen sich den Seitenschiffen organisch an und der ganz mit Sterngewölben überdeckte Raum wird durch zehn-, drei- und viertheilige Fenster beleuchtet. Ein schwerer und holzreicher Dachstuhl überspannt die ganze Schiffsanlage.

Auffallend ist die schiefe Stellung des nach Osten gerichteten Presbyteriums gegen das Schiff, sowie der theilweise Einbau des zwischen Chor und Schiff liegenden Thurmes in das Seitenschiff, welche unorganische Anlage sich nur aus den verschiedenen Perioden des Baues erklären läßt.

Der Kirchenbau begann 1451 mit dem Presbyterium und der Allheiligen-Capelle, wobei der Thurm von der alten Kirche noch vorhanden war, was sich

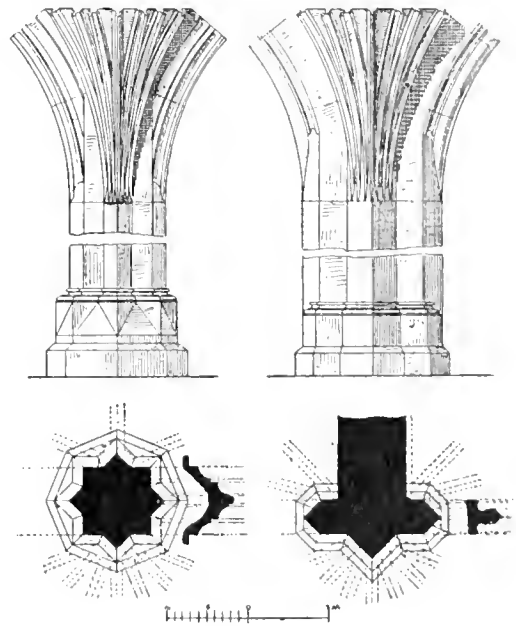


Fig. 5 (Eferding.)

aus dem einfachen Thurmsockel-Profil der wenig vorspringenden Strebepfeiler und der Isolirung des Thurmes von der Presbyterium-Mauer leicht erkennen läßt.

Am nördlichen Capellenpfeiler bei *b* findet sich die gothische Inschrift: „Anfang des lankh. aus 1406“ und am Schlusssteine der Mittelschiffgurte bei *c* die Jahreszahl 1493, zu welcher Zeit der Bau seiner Vollendung nahte. Die lange Bau-Periode des Schiffes von 27 Jahren läßt eine Unterbrechung des Baues voraussetzen. In dieser Bau-Periode finden wir noch verschiedene Jahreszahlen neben Steinmetz-Zeichen, worüber später Näheres. Das 21,3 M. lange, 9,65 M. breite und 17 M. hohe, mit drei Achteckseiten schließende Presbyterium, zeigt in seiner Gewölbe-Eintheilung den außergewöhnlichen Fall, daß dasselbe beim Anschluß an den Triumphbogen mit einem halben

<sup>1</sup> Während der Reformations-Periode wurde im Jahre 1613 der berühmte Astronom Johann Kuffler mit der Tochter Susanna des Eferdinger Burgers Reutlinger in der Pfarrkirche daselbst getraut.  
<sup>2</sup> Geschichte des Hauses Starhemberg von Johann Schwanndling, erschienen 1830.

Gewölbefelde abschließt, wo sich auch die Differenz der Achsenabweichung zwischen Presbyterium und Schiff bemerkbar macht.

Die Gewölberippen des Presbyteriums gehen ohne Capitalvermittlung bis zur Fensterfohlbank herab und sitzen hier auf je drei Dienstaulchen auf, um welche sich das Sohlbankgefims herumkröpft.

Die fünf schlanken viertheiligen, 2·7 M. breiten Presbyterium-Fenster haben reich profilirte Seitengewände und noch ihre sammtlichen Maßwerke von verschiedener Form, wovon Fig. 4 ein Beispiel gibt. Leider wurden die alten Glasmalereien dieser Fenster vor 200 Jahren von dem damaligen Pfarrer entfernt und durch gewöhnliches Glas ersetzt.

Die 1 M. vorspringenden Strebepfeiler des Presbyteriums sind außen nach der Höhe durch Gefimsvermittlungen zweimal abgesetzt und schließen mit einfachen Giebeln ab. In der Heiligengeist-Capelle *a* entwickeln sich die Gewölberippen aus kurzen capitallosen Diensten, die in halber Höhe der zweitheiligen Fenster consolenartig enden.



Fig. 6. (Eferding.)

Das Kirchenschiff ist 35·5 M. lang, sammt den Seitenschiffen und Capellen 23·3 M. breit, wovon auf die Mittelschiffbreite 9·2 M. kommen; während die Seitenschiffe nur halb so breit sind. Das Mittelschiff hat die mächtige Höhe von 17·2 M. Von den zehn Schiffspfeilern sind die ersten vier westlichen einfach achteckig, während die andern sechs aus zwei sich diagonal kreuzenden Quadraten gebildet werden, wie auf Fig. 5 ersichtlich.

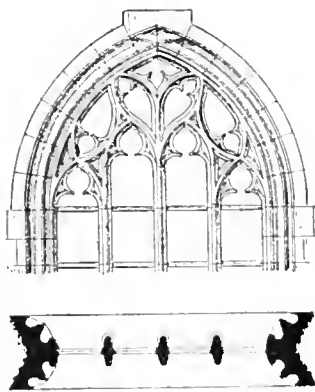


Fig. 7. (Eferding.)

Aus diesen 1·19 M. in der Diagonale messenden und mit einem hübschen Doppelfoekel versehenen Pfeilern entwickeln sich die profilirten großen Gurtbogen durch einfaches Einzeichnen des Profiles in die Pfeilerflächen. Für die Entwicklung der Seiten- und Mittelschiff-Gewölberippen sind je zwei Pfeilerflächen dafelbst abgerundet und bei den correspondirenden Capellenpfeilern, wachsen die Rippen direct aus den Flächen. Die Capellen-Gewölberippen sitzen zum Theil auf einfach profilirten, sowie auf mit Laubwerk geschmückten Consolen auf und jedes Gewölbfeld zeigt bei der Durchkreuzung der Rippen Schlufssteine in Dreipafsform, die meist mit Figuren aus den

Wappen der Grafen Schauberg geschmückt sind, wie Fig. 6 ein Beispiel gibt.

Von den elf viertheiligen Schiffenstern sind die südlichen breiter und höher als die nördlichen, was wohl in der nöthigen Beleuchtung des großen Schiffsraumes seinen Grund hat. Die vollständig erhaltenen Maßwerke dieser Fenster wechseln in vier Motiven, wobei die späten Fischblasenformen vorherrschend sind, wie Fig. 7 ein Beispiel vorführt.

Eine an der Westseite eingebaute Orgelbühne hat gegen die Seitenschiffe eines und gegen das Mittelschiff drei Gewölbefelder, welche letztere gegen das Schiff durch zwei kleine Zwischenpfeiler getragen werden, deren Querschnitt jenen der reicherer Schiffspfeiler entspricht. Die Spitzbogen-Gurtten sind dafelbst gegen das Schiff mit geschweiften Giebelgefimsen überspannt, zwischen denen sich zwei Figuren-Nischen mit Consolen und Badalchinen befinden. Das Ganze schließt nach oben mit einer durchbrochenen Maßwerk-Galerie ab.

Ein besonders interessanter Theil der Orgelbühne ist die im nördlichen Eck bei *d* angebrachte Doppel-Wendeltreppe mit zwei Eingängen, wovon besonders der mittlere mit einem Fenster darüber sehr schön gestaltet ist. Ober dieser Eingangsthür befindet sich ein Spruchband mit der Jahreszahl 1505, in welchem Jahre sonach die Stiege als letzter Theil des Baues vollendet wurde.

Am Aeußeren des Schiffes haben die nur wenig vorspringenden Strebepfeiler eine aus Fig. 8 ersichtliche originelle Form. Dieselben zeigen im Grundriß wie die Schiffspfeiler die sich durchkreuzenden Quadrate und sind in ihrer Höhe zweimal abgesetzt. Nur die an der einfachen West-Façade in der Achse der Schiffspfeiler liegenden zwei großen Strebepfeiler haben den constructiv nöthigen Vorsprung nach außen, sind aus Granit ausgeführt und viermal nach oben abgesetzt.

Eine Hauptzierde des Schiffsaußeren sind die aus Sandstein ausgeführten Portale. Jenes auf der Nordseite bei *l* befindliche Portal ist das kleinste und schließt das reiche Gewänd im Spitzbogen, worüber sich ein geschweifeter Wimberg gegen zwei seitliche Fialen anschließt, die auf Säulchen ruhen. Dieses Portal trägt die Jahreszahl 1466, müßte somit bereits im ersten Baujahre des Schiffes vollendet worden sein, woraus jedoch der Schlufs gezogen werden muß, dafs nach dem früher erwähnten Beginn des Langhauses (1466) die Fundamente deselben zu dieser Zeit bereits fertig waren.

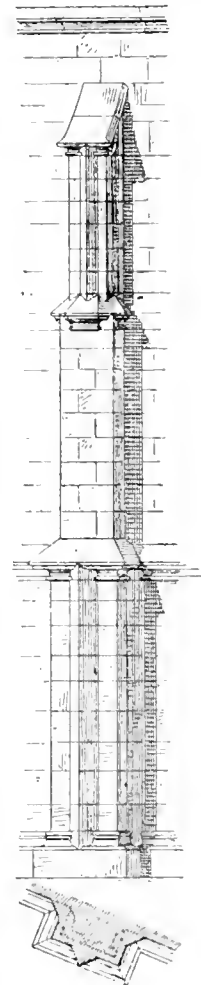


Fig. 8. (Eferding.)

Das Haupt-Portal an der Westseite, Fig. 9, hat in seiner reichen Gewändegliederung zwei mit Baldachinen überdeckte Figuren-Nischen und über dem von Consolen getragenen geraden Sturz befindet sich im Relief das Schweißtuch Christi von Engeln gehalten. Am rechten Portal-Sockel steht die Jahreszahl 1467 neben einem Steinmetz-Zeichen, wonach die Ausführung des Portals in das zweite Baujahr des Langhauses fällt. Besonders schön ist das an der Südseite befindliche große Portal mit zwei Eingängen. Dieses aus Fig. 10 ersichtliche Portal führt zunächst in eine Vorhalle, die durch die über den Eingängen befindlichen Fenster beleuchtet wird. Diese schöne Conception hat nur den Fehler, daß die Mittel der oberen geschweiften Giebel nicht mit den Fenstermitten stimmen, welcher Uebelstand durch das Hinausrücken der zwei Seiten-Fialen verursacht wurde. Von den drei unter den Baldachinen befindlichen Figuren ist jene links der Kirchenpatron St. Hypolit in der Rüstung mit Fahne und Schild, worauf der Buchstabe Y; rechts der Heilige Leonhart. Am Mittelpfeiler steht die Mutter Gottes, zu deren linker Seite ein Mann auf einem Betschemel kniet, welche Beigabe auf eine Widmung der Figuren schließen läßt. Einer der rechteckigen Säulensockel trägt die Jahreszahl 1468 und hinter dem mittleren Figuren-Capital findet sich ein Spruchband, worauf 1471 zu lesen ist. An der Plinthe der Marien-Figur steht 1497 und an der Vorderseite des Betschemels ist ein Schild mit dem alten Theile des Wappens der Grafen von Schaunberg angebracht, nämlich das rothe und weiße Feld. Es ist somit die kniende Figur einer der Grafen von Schaunberg und Donator der Figuren.

Von der Portal-Vorhalle führen auch zwei spitzbogig überwölbte Eingänge in die Kirche, wo sich am Mittelpfeiler eine bemalte Figur des heiligen Hypolit befindet, die selbsterweise mit den darunter befindlichen Capitälern und dem rückwärtigen Thürbogenflücke aus einem Stück Stein besteht.<sup>1</sup>

Was nun den in seiner Ansicht aus dem Querschnitt der Kirche ersichtlichen Thurm betrifft, so wurde derselbe im Jahre 1762 um circa ein Drittel erhöht, mit einem zopfigen, mit Blech gedeckten Dache versehen und ist jetzt von dem Gesimse *g* bis zum Dachbeginn, auf allen vier Seiten mit je drei im Halbkreis geschlossenen Fenstern übereinander versehen. Nun hat man glücklicherweise bei dieser Umgestaltung die vier oberen alten Thurmfenster nur auf die halbe Mauerstärke von außen vermauert und in deren Mitte vier kleine Rundbogenfenster angebracht, zu welchem Zwecke nur der gothische Mittelpfeiler entfernt wurde. Die Gewände, sowie die noch gut erhaltenen starken Maßwerke dieser Fenster sind aus Granitstein und diese 5.9 M. hohen Fenster waren früher die Schallöffnungen der Glocken, welche bei Erholung des Thurmes um eine Etage höher gehängt wurden.

Die Form des alten Thurmdaches läßt sich nicht genau bestimmen, doch findet sich im Oratorium-Stiegenhaufe ein Epitaphium-Relief aus dem 16. Jahrhundert, worauf die Stadt Eferding mit ihren alten Ringmauern und Stadthoren sowie die Kirche zu sehen ist, wobei der Thurm auf zwei Seiten mit

Giebeln abschließt, daher ein einfaches Satteldach gehabt haben dürfte, welches in der Höhe, wie die Thurmanficht in der Zeichnung abschließt, begonnen hat.

Der untere Thurmraum war einst die Sacristei, die jedoch im 18. Jahrhundert durch den Anbau *k* eine Vergrößerung erfuhr, zu welcher Zeit auch oberhalb dieses Zubaus ein geräumiges Oratorium entstand, das von der zweiarmigen Stiege zugänglich ist. Auf den Thurm und Dachboden führt die im Grundriß ersichtliche Wendeltreppe, die zum Theil in's Presbyterium eingebaut ist und von dort auch Licht bekommt.

Von der alten Einrichtung der Kirche scheint in der Reformationszeit das meiste entfernt worden zu sein; an den darauf im 17. Jahrhundert in den Capellen

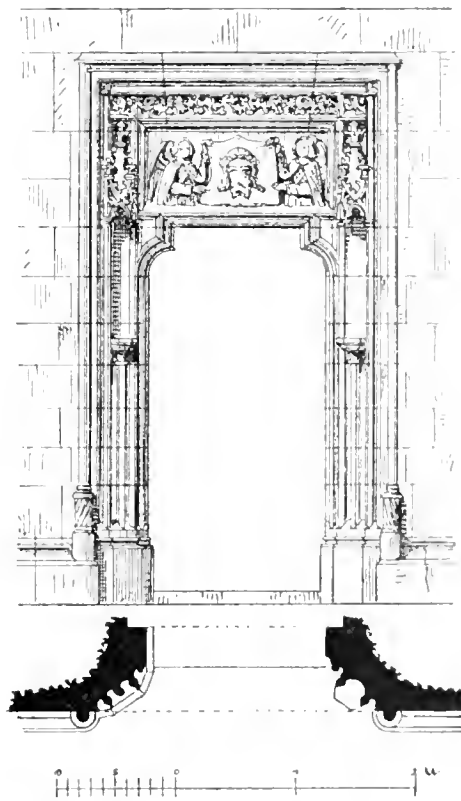


Fig. 9 (Eferding.)

aufgestellten hübschen Renaissance-Altären finden wir noch Figuren und Reliefs alter gothischer Flügel-Altäre sehr geschickt verwendet.

In der südwestlichen Capelle steht bei *i* ein Taufstein mit der Jahreszahl 1508, der aus rothem Marmor einfach rund geformt ist.

Der 1603 vollendete noch stehende Hoch-Altar mit einem stark beschädigten Gemälde, die Himmelfahrt Mariens darstellend, ist von rohen Formen, dagegen die Kanzel aus dieser Zeit besser. Von historischem und künstlerischem Werthe sind die noch im Besitze der Kirche befindlichen Stein-Sculpturen, wie ein Epitaph bei *k* in der Stiegenhaus-Vorhalle mit einem Oelberg-Relief, Wappen und Figurenbildern nebst Schrifttafeln aus Kehlheimerstein, welche Theile in eine reizende architektonische Umrahmung aus feinem

<sup>1</sup> Die alten Eisenbeschläge der inneren Eingangsthüren sind in dem Werke über Altäre etc., von *Johst* und *Leimer*, abgebildet.

Kalkstein eingefügt sind. Die Inschrifttafeln führen folgende Namen und Jahreszahlen an: Johann Schaunberg, 1571; Graf Starhemberg, 1561 und Regina Polheim,

Ein zweites größeres Epitaph befindet sich im ersten Stock des Oratorium-Stiegenhauses, ähnlich wie ersteres im Material behandelt und die Jahreszahl 1559 tragend. Hier kniet *Wolfgang v. Schaunberg* als letzter Sprosse seines Stammes in voller Rüstung vor dem gekreuzigten Heiland. Im Hintergrunde sieht man die Stadt Eferding, worauf schon bei Besprechung des Thurmes hingewiesen, nebst der auf dem Berge liegenden Stammfeste „Schaunberg“.

Unterhalb der Presbyterium-Fenster sind vier Flach-Reliefs mit biblischen Darstellungen aus dem 17. Jahrhundert stammend, angebracht, welche, in Kehlheimerstein ausgeführt, wahre Meisterwerke, einer Abformung werth sind.

An der südlichen äußeren Schiffswand sind zwei Station-Reliefs aus Sandstein (Geißelung und Kreuztragung Christi) eingemauert, eines trägt die Jahreszahl 1501 nebst einem Wappenschild mit Steinbockkopf. Diese Reliefs dürften von einem damals gestifteten Kreuzweg übrig geblieben sein.

Im Jahre 1842 drohte der Pfarrkirche eine große Gefahr, indem durch die Trockenlegung des nahen Stadtgrabens die Köpfe der Fundament-Piloten angefault waren, was eine Setzung des Baues verursachte, wodurch sich an den Gewölben und Mauern viele Risse zeigten.<sup>1</sup>

Schon hatten berufene Fachmänner an der Rettung der bereits für den Gottesdienst gesperrten Kirche gezweifelt, bis endlich der Landes-Ingenieur *Alois Buchberger* aus Linz eine Untermauerung der Kirchen-Fundamente vorschlug, welche auch unter der Leitung des Baumeisters *Anton Höhne* aus Währing, nach Abschluss eines Vertrages mit der Vogteiherrschaft, in 16 Monaten um die Kosten von 23.000 fl. durchgeführt wurde.

Am 8. Juni 1844 wurde endlich die vom Einsturze gerettete schöne Kirche vom Linzer Bischof *Gregor Ziegler* feierlich eingeweiht und wieder der erste Gottesdienst abgehalten.

Bei dieser Reconstruction und Aufreißung des Kirchenpflasters — wohl auch bei der Auflastung des Friedhofes um die Kirche — ist ein großer Theil der alten Grabsteine (es sind über 40) in den nahen Schuppen hinterlegt worden, welche jetzt endlich durch die Fürsorge des kunstsinigen Herrn Dechanten *Grienberger* ihre Auferstehung feiern werden und wo möglich an ihren alten Platz kommen sollen.

Wahrscheinlich wurden bei Gelegenheit genannter Reconstruction die früher erwähnten zwei Epitaphien und der Grabstein des 1551 verstorbenen Grafen *Johann v. Schaunberg* in dem Oratorium-Stiegenhause aufgestellt.

Auch in der Kirche zu Eferding hatten die Schaunberger ihre Begräbnisstätte. Grabsteine sind von *Johann Georg*<sup>2</sup> und *Wolfgang* vorhanden, vorher fanden sie ihre Ruhestelle in Wilhering.<sup>3</sup>

Jener von *Wolfgang*, als dem letzten seines Geschlechtes, gestorben 1559, wurde ihm von seiner Gattin *Anna Gräfin von Ortenburg* errichtet und steht jetzt an einer Wand in der Heiligen-Capelle bei *L. Dafs* die

<sup>1</sup> Die Donau soll in uralter Zeit nahe bei Eferding geflossen sein, was wahrscheinlich die Fundirung der Kirche auf Piloten verursachte.

<sup>2</sup> Abbildung des Grabsteines *Georg's* († 1554) in den Mittheilungen der k. k. Centr.-Com. 8. Bd., N. F., rom. 42.

<sup>3</sup> Näheres über diese Monumente und die Grafen von *Schaunberg* in den Mittheilungen des Alterthums-Vereines 1866 von *Jodocus Stulz*.

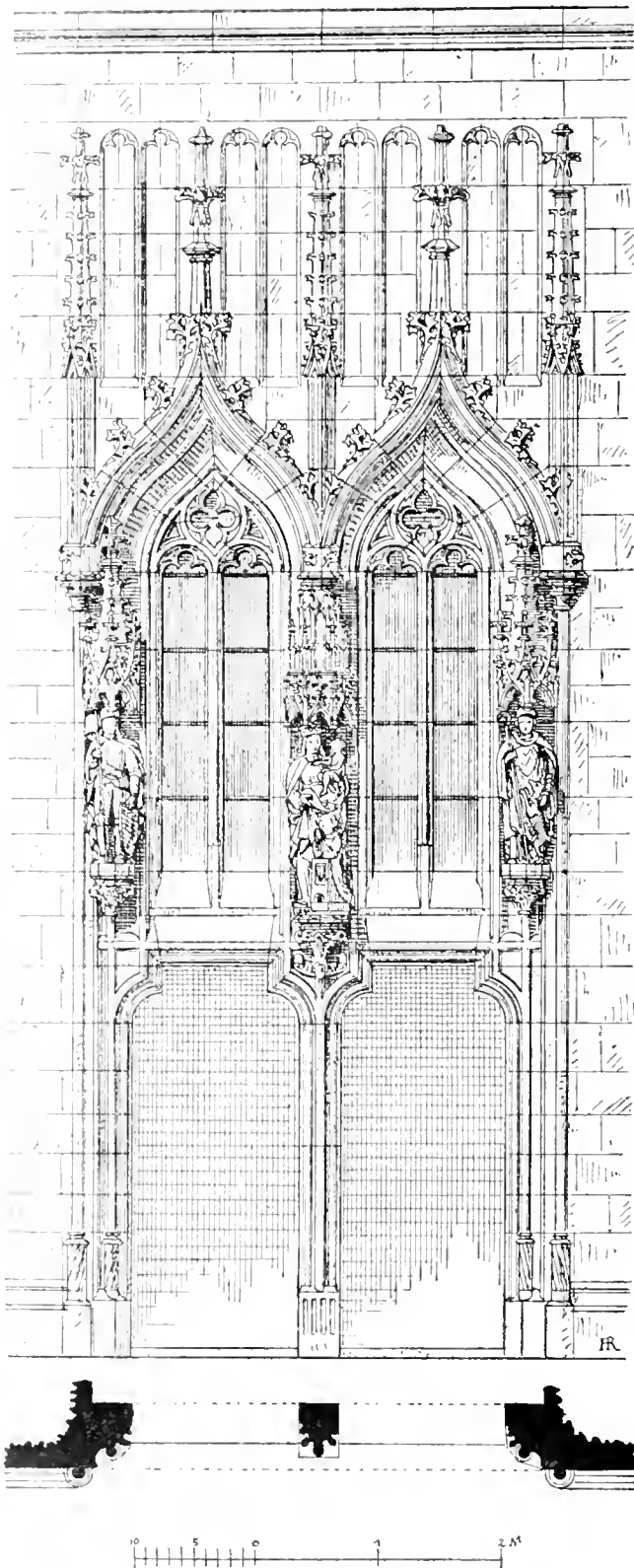


Fig. 10. (Eferding.)

1582. Außer den knieenden Figuren sind noch zwei Porträt-Medaillons angebracht.

Gräfin Anna diesen Grabstein zugleich auch für sich selbst bestimmte, zeigt die Grabplatte aus rothem Marmor, worauf das Schaunberg und Ortenburg'sche Wappen mit reicher Cartouchen-Umrahmung in prachtvoller Zeichnung und Ausführung angebracht ist. Bei den darunter befindlichen Grabchriften ist bei jener der Gräfin für das Alter und den Sterbetag Raum gelassen, aber nie ausgefüllt worden; dieselbe starb am 26. Juli 1569.<sup>1</sup>

Die Eferdinger Kirche hatte auch ein Grabmonument der Schaunberger in Tumbenform, wovon leider nur noch Reste vorhanden sind. Es sind dies sechs sitzende, 60 Ctm. hohe Löwen aus rothem Marmor, welche Wappenschilder halten und jetzt im Sockel der äußeren Sacristeimauer mit ihren Hinterkörpern in Nischen stecken. In Fig. 11 ist ein solcher Löwe ersichtlich, an dessen Ansatz am Rücken deutlich zu erkennen ist, daß diese sechs Löwen die Füße einer Tumba waren, die nach der Form der Wappen zu schließen, im 16. Jahrhundert ausgeführt wurde.



Fig. 11. (Eferding.)

Diese Löwen halten nun Schilder mit den verschiedenen Wappentheilen des Schaunberg-Wappen, welches aus vier Theilen besteht, und zwar das alte Stammwappen mit der senkrechten Theilung eines weißen und rothen Feldes; dem alten Julbach'schen Wappen mit den drei rothen und drei silbernen horizontalen Balken, über welche sich ein blauer Sporn legt; dazu das später dazugekommene Pettau'sche Wappen, mit dem silbernen Anker im rothen Felde, und eine gekrönte Schlange im goldenen Felde.

Einige der späteren Familienglieder sind in der Kirche des von ihnen mitgegründeten und 1481 vollendeten Franciscaner Klosters zu Puppung begraben, deren Grabsteine bei der Auflaffung des Klosters verkauft wurden.<sup>2</sup>

Außer der Pfarrkirche besitzt Eferding noch ein zweites größeres gothisches Monument in der Spitalkirche, die nebst dem Spitale laut einer Urkunde vom 24. Juni 1325 von Rudolph Freiherrn von Schifer gegründet wurde.<sup>3</sup> Der hübsche und nach der Gründung noch ältere Bau als die Pfarrkirche wurde leider bei dem großen Stadtbrande 1762 stark beschädigt, worauf das Schiff erhöht und mit einem modernen Gewölbe versehen wurde. Von den alten Theilen der Kirche ist besonders der in der Mitte der Westmauer eingebaute achteckige Thurm interessant und gut erhalten. Dessen acht Seiten schließen oberhalb des Kirchendaches durch mit Kreuzblumen gekrönte Giebel ab, hinter welchen sich der steinerne Dachhelm erhebt, der mit einer Kreuzblume endet. Diese Kirche benutzte man seit Anfang dieses Jahrhunderts bis 1839 als Getreidemagazin, in welchem Jahre dieselbe jedoch vom Bischof Ziegler neu eingeweiht und dem Gottesdienst wieder übergeben wurde. Trotz dieser profanen Benützung haben sich die meisten Grabsteine im Innern der Kirche erhalten.

<sup>1</sup> Die Grabchriften finden sich in *H. Köppl's Geschichte von Eferding im Berichte des Francisco Carolinum in Linz 1806, S. 79.*  
<sup>2</sup> Nach der Aufstellung der Grabsteine in Eferding wird der Verfasser dieses Näheres über dieselben berichtet.  
<sup>3</sup> Der Grabstein des Stifters ist in den Mittheilungen der k. k. Centr. Com. III., N. F., S. 64, abgebildet und beschrieben.

Der Decanats-Pfarrort *Altmünster*, in der westlichen Bucht des schönen Traunsees gelegen, erscheint schon im 11. Jahrhundert als weit ausgedehnte Pfarre, zu welcher selbst bis 1776 die Vorstädte von Gmunden und die Gemeinden Weyer, Traunstein etc. gehörten.

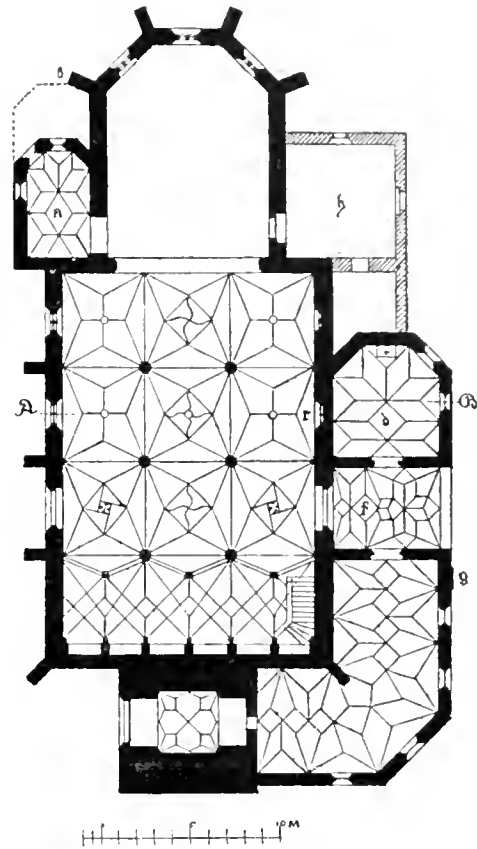


Fig. 12. (Altmünster.)

Als Grunder oder Wiedererrichter dieser alten Pfarre dürften die Markgrafen von Steyermark als einstige Besitzer der nahen Herrschaft Ort oder deren

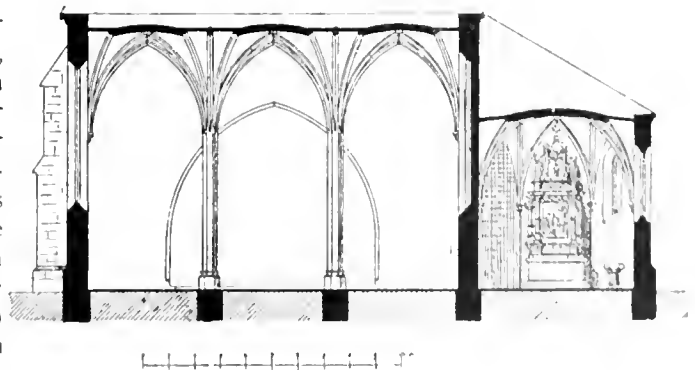


Fig. 13. (Altmünster)

Dienstmanen, welche gedachte Herrschaft und mit derselben auch die Pfarre Altmünster zu Lehen erhielten, anzusehen sein.

Schon im Jahre 900 listete der Markgraf Ottokar von Steyr, zum Anlenken eines Sieges über die Ungarn, ein Benedictinerinnen-Kloster in dem

nahegelegenen Traunkirchen, wofelbst seine Tochter Agatha die erste Aebtiffin wurde.<sup>1</sup>

Zur Geschichte der Pfarre Altmünster vom 13. bis 18. Jahrhundert liefern die jetzt noch im Pfarrhause daselbst befindlichen vier historischen Porträts mit den lateinischen Randschriften wichtige Anhaltspunkte. Es sind dies die Abbildungen des Albertus von Veldsberg und seiner Gemahlin Gisla von Orth; des Fürstbischöfes Leopold Ernst von Passau und endlich das Bild Kaiser Joseph II.

Die Randschriften dieser Bilder lauten in der deutlichen Uebersetzung:

1. Bild: Albert von Veldsberg, Truchfess von Oesterreich und Ehegemahl Gisla von Orth, Stifter des Klosters Imbach und dieser alten Pfarre in Münster zu selben Einverleiber den 1. März 1269.

2. Bild: Gisla von Orth und Ehefrau Albert's von Veldsberg, Stifterin des Imbach'schen Klosters und dieser uralten Pfarre in Münster zu selben Einverleiberin den 1. März 1269.

3. Bild: Leopold Ernst, der exemten Kirche zu Passau Bischof und des G. R. R. Fürst, aus dem Geschlechte der Grafen von Firmian hat, um den Fußstapfen seines Vorgängers zu folgen, eben diese Pfarre gegen Ende des Jahres 1764 von den Nonnen zu Imbach gegen bezahlten Kauffchilling eingelöst, damit er desto



Fig. 14. (Altmünster.)

leichter seine bischöflichen Rechte in diesen Gegenden gegen verwegene Anfälle schützen konnte.

4. Bild: Joseph II., römischer Kaiser, hat endlich diese Pfarre, als im Jahre 1786 nach gefעהener Trennung des Bisthums über deren Vergebung ein Streit entstand, im Beginn des Jahres 1787 dem Ordinariate zurückgestellt, und sich hierüber wie bei den übrigen Pfarreigen seiner Erblande das Ernennungsrecht vorbehalten.

Nach den zwei ersten Bildern stiftete 1269 Albert von Veldsberg und seine Gattin Gisla von Orth das Dominicaner-Frauenkloster zu Imbach in Nieder-Oesterreich, welche als Lehensträger der Herrschaft Ort ihr Patronatsrecht über die Pfarre Altmünster an genanntes Kloster übertrugen und von nun an das Kloster die Pfarrer für Altmünster den Bischöfen von Passau präsentirte, in welchem Jahre dem dritten Bilde zufolge der Fürstbischöf von Passau, Leopold

Ernst Graf von Firmian, die Pfarre Altmünster von den Nonnen zu Imbach um 6000 fl. ankaupte. Nach dem vierten Bilde trennte Kaiser Joseph II. nach der 1784 erfolgten Gründung des Linzer Bisthums die Zehentpfarre Altmünster vom Bisthum Passau und wies sie 1787 dem Linzer Kirchensprengel zu, wobei der Professor der Kirchengeschichte, Joseph Himmelreich, als erster landesfürstlicher Decanats-Pfarrer in Altmünster angestellt wurde.

Was nun die Kirche dieser alten Pfarre betrifft, so gehört dieses dem heiligen Benedict geweihte Gotteshaus zum größten Theile der Mitte des 15. Jahrhunderts an; doch ist der Thurm der Rest einer spätromanischen Kirche, die einst denselben Platz einnahm.

Auf dem Thurme befand sich noch vor 13 Jahren eine alte Glocke, die 1872 bei der Anschaffung eines neuen Geläutes umgegossen wurde. Diese Glocke soll die Jahreszahl 1379 nebst der Inschrift: „Campana ista feria quinta post Jacobi diem anno dom . . . . . facta est“ getragen haben. Da jedoch Glocken mit Jahreszahlen aus jener Zeit äußerst selten vorkommen, dürfte die Jahreszahl nicht 1379, sondern 1579 gelautet haben.

#### Beschreibung der Kirche.

Aus dem Grundriß Fig. 12, und dem Querschnitt Fig. 13, ersieht man die Anlage einer vollständigen dreischiffigen gothischen Hallen-Kirche mit gleich breiten und hohen Schiffen.

Durch die gleiche Schiffshöhe treten an die Stelle der Trennungsgurten der einzelnen Schiffe nur Rippen, die sich nebst den anderen Rippen der Stern-Gewölbe aus den einfachen achteckigen Schiffs-Pfeilern ohne Capitalvermittlung entwickeln, während die Rippen der Seitenschiffe an den Schiffsmauern auf Consolen aufsitzen. Das in vier Gewölbe-Joche getheilte Schiff ist 21.1 M. lang, 14.2 M. breit und 11.0 M. hoch. Im westlichen Schiffstravée ist eine mit hübschen Netz-Gewölben versehene Orgelbühne eingebaut, deren äußere Gurtbögen in schräger Richtung aus den zwei Schiffs- und drei kleinen Zwischenpfeilern erwachsen, wie es der Grundriß zeigt.

Die nördlichen Schiffsfenster waren zweitheilig, doch fehlen jetzt die Maßwerke, deren Formen sich aus den Blindfenstern — welche wahrscheinlich beim Anbau der Capelle *d* vermauert wurden — in der südlichen Schiffsmauer bei *c* annehmen lassen und in der äußeren Kirchenansicht wiedergegeben erscheinen.

Das sich gegen Osten in zwei Drittel der Schiffsbreite anschließende Presbyterium, wird vom Langhaus von einem sehr gedrückten Triumphbogen getrennt, dessen niederes Verhältniß durch den Anschluß der Gewölberippen in der Schiffs Pfeilerrichtung motivirt erscheint. Das Presbyterium hat im 17. Jahrhundert auf Veranlassung des damaligen Landeshauptmannes von Ober-Oesterreich Grafen Adam von Herbersdorf, als Besitzers der Herrschaft Ort und Patron der Kirche, eine große Umänderung erfahren, indem es zwischen 1625 und 1627 verlängert und mit einem Tonnen-Gewölbe versehen wurde, dem entsprechend auch die Wände eine Pilaster-Decoration im Renaissance-Styl erhielten. Zur Bestimmung der ursprünglichen Presbyteriumlänge ist glücklicherweise der in der Achteckrichtung stehende Strebepfeiler *b* noch

<sup>1</sup> Siehe Topographie von Ober-Oesterreich von Dechant Weisbacher und Utr. Hartenschneider 3. Bd.







erhalten, wodurch sich der alte Chorabschluss von selbst ergibt, wie er auch im Grundrifs ergänzt erscheint, wobei nur das fehlende ehemalige Gewölbe nicht angegeben werden konnte. Befagter Strebepfeiler *b*, ist im Jahre 1875 durch die Verlängerung der ehemaligen Schiffer- fchen jetzt Frauen-Capelle — mehr versteckt worden, welche Verlängerung im Grundrifs durch punktirte Linien bezeichnet ist. Glücklicherweise ist diese Capellen-Verlängerung dem alten Theile entsprechend durch- geführt worden, auch hat die Capelle einen neuen gothischen Altar erhalten.

Der an der Westseite sich erhebende alte Thurm geht beim Anchluss des Schiffdaches in's Achteck über und ist mit einen einfachen Pyramiden-Dache

Vicar *Sigmund Steinfeldt* erbaut worden sein soll, dessen Grabstein sich an der Capellen Mauer bei *g* befindet.

Die mit reichem Netzgewölbe überdeckte Capelle *e*, soll schon früher, zwischen 1490 und 1497 erbaut worden sein, mit welcher sonach die Vorhalle mit ihren analogen Gewölbe entstanden sein mußte, was etwas zweifelhaft erscheint. Diese Capelle früher Annen- oder Todten-Capelle genannt, dann zum Taufen benutzt,



Fig. 15. (Altmünster)

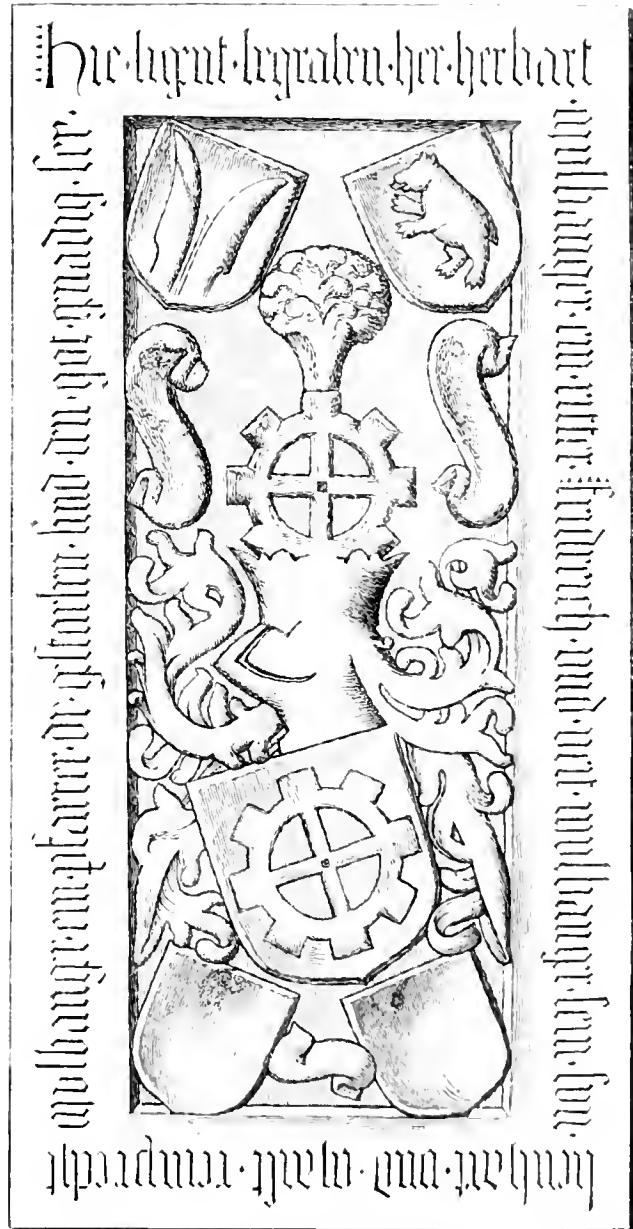


Fig. 16. (Altmünster)

aus Holz gedeckt. Im oberen Thurmgeschoffe befinden sich vier romanische Rundbogen-Fenster als Schall- offnungen der Glocken (siehe Fig. 14). Am Thurm und an die südliche Schiffsmauer anschließend, befinden sich zwei angebaute Capellen *d* und *e*, zwischen welchen sich die Vorhalle *f* befindet. Von der Vorhalle führt ein in rothem Marmor ausgeführtes Portal in die Kirche, dessen reichprofilirtes Gewände oben mit schweren Consolen zur Aufnahme des horizontalen Sturzes versehen ist, der die Jahreszahl 1473 trägt, womit die Bauzeit der Kirche bestimmt erscheint. Ein ähnliches nur kleineres Portal aus Marmor, führt in die Allerheiligen-Capelle *d*, die im Jahre 1517 durch den

wurde erst vor zwei Jahren zur Beicht-Capelle umge- staltet, mit neuen Glasmalereien in den vier Fenstern versehen; der Eingang erhielt der Symmetrie wegen eine Einfassung von rothem Marmor, jedoch nur in Cement-imitation.

An Stelle der alten Sacristei, wurde im Jahre 1690 bei *h* eine neue, mit einem Oratorium darüber erbaut.

Ein interessantes altes Einrichtungstück besitzt die Kirche in der Allerheiligen-Capelle *d*; dies ist der

allen Heiligen geweihte Altar, wovon Tafel I eine Abbildung gibt. Bei diesem seltenen Werke im Style der deutschen Renaissance aus dem Jahre 1518 erscheint besonders das große Hoch-Relief mit den leicht kennbaren 27 Heiligen-Figuren von reizender Composition und Ausführung, dessen Meister leider nicht zu eruiren ist. Unterhalb dieses Reliefs befindet sich die Inschrift: „Hoc altare cōsecrū est in honorē omīū sanctor“ und am Sockel, der mit den vier Kirchenlehrern geschmückten Predella, „anno dm. 1518.“ Ober den Engeln mit den Schildern in den Predella-Postamenten, ist die Verzierung der Deckgesimse abgeschlagen, die nach den vorhandenen Resten aus Fruchtstängeln bestand. Seltsamerweise ist dieser schöne Altar nicht aus echtem Stein- oder Holzmaterial, sondern aus sogenannter Steinmaße (Gyps und Sand) gefertigt, mit einem farbigen Steinon angestrichen und theilweise vergoldet. Die alte steinerne Menfa ist unter der modernen Holzverkleidung noch vorhanden.<sup>1</sup>

Wie aus dem Querschnitt der Kirche Fig. 13 ersichtlich, befindet sich neben genanntem Altar ein Taufstein, dessen oberes achteckiges Becken noch aus der alten romanischen Kirche stammen dürfte. Derselbe zeigt auf den acht fenkrechten Flächen das Brustbild eines Menschen und drei symbolische Thiergehalten, abwechselnd in rohem Relief dargestellt, und zwar die Taube, den Bock und Fisch. Die Taube stellt die Unschuld, der Bock die Sünde und der Fisch das Wasser der Taufe dar, während die Schlange an der unteren schragen Fläche die Versuchung des Menschen zur Sünde symbolisirt.

Unter dieser Allerheiligen-Capelle befindet sich auch die Gruft, in welcher die im Jahre 1883 zu Arco verstorbene Prinzessin Amélie von Württemberg ihre Ruhestätte fand.

Der Hoch-Altar und der Seiten-Altar der Kirche sind aus späterer Zeit. Das Gemälde des ersteren, die

<sup>1</sup> Dieser Altar wurde in den Sechziger-Jahren durch den Bildhauer *Unterberger* renovirt, respectiv. frisch angestrichen und vergoldet (r.).

Beerdigung des heil. Benedict vorstellend, ist von *Joachim Sandrat*, und jenes des Seiten-Altars von *Karl v. Kölsfeld* 1697 gemalt. Nebst den vielen Grabsteinen, welche sich in und an der Kirche erhalten haben, befindet sich auch ein in der äußeren Sacristei-Mauer eingelassener Römerstein.

Folgende Grabsteine sind vorhanden: von Casper Herleinsberger 1480 (Fig. 15); Ritter v. Schacher 1438; Starhemberg 1544, Smidberger 1647 und 1740; Kaschnitz v. Weinberg 1694 und 1709; sowie Epitaphien der Grafen Schärfsberg zu Ort. In der Marien-Capelle fanden in alter Zeit die Ritter v. Schifer und die Herren v. Muhlwan (Mulbanger) ihre Ruhestätte, Fig. 16 zeigt den Grabstein. Das historisch interessanteste Grabmonument ist jenes des früher erwähnten und aus den Bauernkriegen des 17. Jahrhunderts in Ober-Oesterreich her bekannten und damals gefürchteten Grafen Adam zu Herbersdorf. Diefes in Presbyterium an der Wand befindliche, 2:21 M. hohe und 1:60 M. breite Marmor-Monument zeigt die Figur Herbersdorfs in voller Rüstung; hat an den vier Ecken sein Wappen und folgende Inschrift:

„Adam Graf v. Herbersdorf, Ritter, Herr der Graffschaft Ort am Traunsee, Röm. Kaif. Kön. Majestät geheimen Raths und Landeshauptmann in Oesterreich ob der Enns, auch seiner fürstl. Durchlaucht in Bayern gewesten General-Wachtmeister, und Obrist zu Rofs und Fuß etc. etc. Starb anno 1629 den 11. Sept. zwischen 7 und 8 Uhr Abends sanft und felig in Christo Jesu unserm Erlöser und Seligmacher, seines Alters im 46. Jahr. Welcher eine große Seyln und Beschützer der heiligen Kathol. Kirche gewest, dem Gott gnad.“

In der Reformationszeit war die Kirche nach dem im Jahre 1550 erfolgten Tode des Pfarrers Johann Freisinger bis zum Jahre 1599 durch lutherische Prediger besetzt, zu welcher Zeit die katholische Seelsorge durch den Pfarrer Anfatus Schmid wieder aufgenommen wurde.

## Beiträge zur österreichischen Künstlergeschichte aus Geschichtsquellen schlesischer Provincial-Städte.

Von Dr. E. Wernicke.

**D**ASS zwischen Landestheilen der österreichischen Monarchie und Preussisch-Schlesien in kunstgeschichtlicher Hinsicht wechselseitige Beziehungen stattgefunden haben mußten, war aus der Jahrhunderte langen politischen Zugehörigkeit der Provinz zur Krone Böhmen wohl zu vermuthen, und die Arbeiten namhafter Kunstforscher haben diese Annahme vollauf bestätigt. Auch mir ist es gelungen, bildende Künstler nachzuweisen, welche aus Kronländern des gegenwärtigen Oesterreich stammend in schlesischen Städten dauernde oder vorübergehende Beschäftigung gefunden haben, und vice versa solche, die bei uns einheimisch im Nachbarstaate zu berufener Thätigkeit gelangt sind. Die Resultate früherer Untersuchungen sind von mir seit 1875 im Organ des Ger-

manischen National-Museums niedergelegt worden. Fortgesetzte Forschungen — namentlich in dem so reichhaltigen Archive der Oberlausitzischen Hauptstadt — haben neue Eröffnungen ergeben, die es zweckmäßig erscheinen lassen, wenn auf Grund des bereits veröffentlichten und frisch gefundenen Materials eine Zusammenstellung von Künstlern obiger Kategorie versucht würde. Meine Quellen bilden vorzugsweise die Sammlungen von Brief-Concepten (*libri missivarum*), welche Görlitz in archäologischen Kreisen einen gewissen Ruf verschafft haben. Sie sind benutzt, sobald nicht etwas anderes citirt wird, wogegen auf ältere Publicationen einfach nur hingewiesen werden soll. Dafs die Künstler, deren nunmehr Erwähnung geschieht, in der Mehrzahl sich über die Mittelmäßigkeit erhoben

haben, darf ich zu erklären wohl wagen. Woher sonst die Aufträge und Anerbietungen, von denen die Rede sein wird? Ein Görlitzer Goldschmied *Hans Pletsel* hat bereits 1434 ein Messer und einen Ring für Kaiser Sigismund gearbeitet und sich selber in Prag vorstellen dürfen; das Bild dieses Herrschers selbst hing noch 1533 in der Görlitzer Staatsstube. Als König Ferdinand I. in Gorlitz weilte (1538), machte der herrliche Bau der Peterskirche einen so mächtigen Eindruck auf ihn, daß er für sich ein Conterfei derselben bestellte, welches denn auch, nach mehrfachem Monieren „aufs reinlichst abgemalet Ihrer Majestät zugeschiedt ist worden.“ Meister's Annalen berichten zum Jahre 1581: „Effigies nova Christi in cruce pendentis ex argilla confecta ab aurifabro Josepho Metzker suspenditur e regione subfelliorum senatus in locum alterius lignae, quae imperatoris matri donata in Hispaniam transportatur.“ Der Verfertiger war jener Meister, welcher 1565 im Vereine mit Georg Scharffenberg „der Stadt Contrafait abzureißen“ beauftragt worden ist. Das Jesuiten-Collegium in Schweidnitz unterhielt bis zur Zeit der preußischen Besitzergreifung lebhaften brieflichen Verkehr mit Wien und bestellte 1696 dort eine silberne Lampe und sechs weißgetriebene Altarleuchter. Eines „Galanterie-Tischlers“ *Aug. G. Lamb* in Wien gedenkt ein Brief vom 12. Februar 1721 im Staats-Archiv zu Bunzlau; er hatte Forderungen an eine Familie Faber daselbst. Allein dies sind nur dürftige Notizen im Vergleich zu der Mehrzahl der folgenden, welche ich damit eröffne, wovon sie eben am reichhaltigsten handeln.

#### 1. Baumeister und Steinmetzer.

*Meister Conrad von Krakau* der Maurer. Unter dieser Bezeichnung oder schlechtweg *Conrad mauerer* genannt findet sich der Architekt in mehreren Signaturen des ältesten Stadt- und Schöppenbuches von *Liegnitz* innerhalb der Jahre 1378—1390. Darunter ist diejenige die wichtigste, worin er dem Kirchenvorstande von St. Peter, der sogenannten Oberkirche, die Auszahlung der ihm contractlich zustehenden Summe für den Weiterbau derselben bezeugt, 12. Februar 1388. Es steht zu vermuthen, daß er auch an Privatbauten in derselben Stadt Beschäftigung gefunden; nachzuweisen ist nur, daß er um 1388 für den Patrier Peter von der Heide gebaut und gemauert hat. Die urkundlichen Mittheilungen über seine äußeren Lebensumstände sind dürftig und ziemlich irrelevant. Seine Hausfrau hieß Agnes, mit der er unter, wie es scheint, günstigen Vermögensverhältnissen bis etwa 1390 lebte, von welchem Jahre ab die Nachrichten über beide aufhören.<sup>1</sup>

*Thomas Neukirch* wird 1486 als Steinmetz in *Görlitz* angeführt. Im folgenden Jahre steigt er zum Range eines Stadtbaumeisters daselbst auf.<sup>2</sup> Neben technischer Befähigung hat auf diese Beförderung wohl die Heirat mit Margaretha, Tochter des städtischen Werkmeisters Stephan Aldenburg, Einfluß gehabt. Durch seine Schwägersleute, die im Rathe saßen, gewann Neukirch Connexionen in maßgebenden Kreisen und hat während etwa sechsjähriger Amtsführung jedenfalls reichlich Arbeit erhalten, wenn auch aus den städtischen

Rechnungsbüchern nicht hervorgeht, auf welche Bauwerke seine Thätigkeit sich erstreckt hat, so ist doch anzunehmen, daß gewisse Partien der Görlitzer Frauenkirche, welche zur Zeit seiner Wirkksamkeit ihrer Vollendung entgegenging, von ihm herrühren. Um 1494 hat der Künstler einen Ruf nach *Krems* Kreis unter dem *Manhartsberg* angenommen. Von dort aus erkundete im gedachten Jahre Freitag nach Lucia (14. December) Frau Margaretha, daß sie „ihrem lieben Hauswirte, Mitburgern zu *Krems*“, alle ihre Ansprüche auf väterliches und mütterliches Erbtheil abgetreten habe. Die Mutter Dorothea lebte damals noch und wohnte in dem massiven Hause bei der alten Bauhütte am *Frauenthore*, welches der Vater auf einem vom Magistrat verliehenen Grundstück errichtet hatte. 1493 begaben sich beide Gatten nach Görlitz, um die Erbschaftsangelegenheit persönlich zu erledigen. Das letztmal wird Neukirch's 1502 gedacht, wo er die Hilfe der Stadt Görlitz in Anspruch nimmt, um den Rath von *Krems* zur Herausgabe des beschlagnahmten Erbtheils seiner in Görlitz weilenden Kinder zu nöthigen.

Von den Schülern des Meisters Thomas ging *Veit Lempink* (auch *Leimpig* geschrieben, vielleicht ein wendischer Name), der seit 1487 in *Görlitz* thätig war, ebenfalls nach Oesterreich, indem er 1494 nach *Weißkirchen* als Baumeister berufen wurde. Seine bisherige Obrigkeit gab ihm ein empfehlendes Leumundsattest in den neuen Wirkungskreis mit.<sup>1</sup>

Neukirch's Nachfolger als Stadtbaumeister war *Conrad Pfluger*, 1490 dazu ernannt.<sup>2</sup> Sein Hauptwerk in Görlitz ist der Ausbau der Pfarrkirche zu St. Peter, den er im Verein mit den Steinmetzen *Blasius Borer* von *Leipzig* und *Urban Lubanisch* (alias *Laurisch*) besorgte. Außerdem finden wir ihn im Dienst der Gebrüder *Friedrich* und *Johann* von *Kurfachsen* und des Bischofs von *Meissen*,<sup>3</sup> in welcher Stellung er wahrscheinlich an der Stiftskirche zu *Wittenberg* und an den kirchlichen Bauten bei der *Albrechtsburg* beschäftigt gewesen ist. An dieser Stelle macht ihn erwähnenswerth ein Passus in seiner Bestallungsurkunde. Nachdem er verwahrt worden ist, außerhalb von *Görlitz* ohne Erlaubnis, Wissen und Willen der Stadt Bauten zu übernehmen, heißt es weiter: den Bau „zu der *Eiche*“ mag er verfolgen wie er zuvor gethan hat. Ich irre wohl kaum, wenn ich diese Localbestimmung auf *Böhmisch-Aicha* bei *Turnau* beziehe und an die dortige Pfarrkirche denke, die allerdings, Erkundigungen zufolge, ein so wenig alterthümliches Gepräge tragen soll, daß von *Pfluger's* Bau nichts mehr vorhanden zu sein scheint. Vielleicht gelingt es trotzdem einem Sachverständigen, auf diese Notiz hin den Nachweis vom Gegentheile zu erbringen.

*Hanns Olmüzer*, Maler, Holz- und Steinbildhauer, ist von mir in möglicher Ausführlichkeit im 52. Bande des „*Neuen Lausitzischen Magazins*“ behandelt worden. Nach vorübergehendem Aufenthalte in *Breslau*, wo er 1483 Bürgerrecht erwirbt, ist er von 1488—1503 in *Görlitz* thätig und leidet vielfach unter den Anfeindungen dortiger Steinmetzen, welche die Unzulänglichkeit seiner Papiere bemangeln. Wahrscheinlich war es

<sup>1</sup> Anzeiger 1877, S. 210.

<sup>2</sup> Anzeiger 1876, S. 362 ff.

<sup>1</sup> Anzeiger 1877, S. 97.

<sup>2</sup> Stadtbuch d. J.

<sup>3</sup> Anzeiger 1877, S. 98 ff.

der pure Neid, welcher sich in dem gehässigen Verhalten seiner Berufsgenossen äußerte, die dem vielseitigen Künstler einträgliche Bestellungen misgönnten. Von diesen kennt man die „goldne Marie“, einen geschnittenen Flügel-Altar in der Barbara-Capelle der ehemaligen Minoriten-Kirche (1488), eine Grablegung Christi von Stein, südlich am Eingange zum Chor deselben Gotteshauses (1492), und muthmaßlich ist Olmüzer Verfertiger des Marien-Altars von Steinau, jetzt im Provincial-Museum zu Breslau. Der königliche Werkmeister zu Prag, die Dombaumeister von Wien und Passau hatten beruhigende Gutachten abgeben müssen, um Meister Hans vor Feindseligkeiten zu schützen, die sich auch auf dessen Schüler *Georg Radisch* — dem Namen nach kann ein Deutscher — übertragen, als dieser auf der Magdeburger Hütte sich um Aufnahme bewarb. Zuvor (1497) hatte derselbe in Prag gearbeitet. Von dort erfahren wir auch die letzte Nachricht, die von Olmüzer überhaupt vorhanden. 1518 (Dominica Antonii = 13. Juni) richteten nämlich die Görlitzer an Meister Hans, Bildschnitzer auf dem königlichen Schlosse zu Prag, ein Schreiben mit dem Ersuchen, „dem edlen, wohlgeborenen und großmächtigsten Herrn Laslawen von Sternberg, auf seiner Gnaden Begehr, eine Wildschur, so gut wie sie Gott beschert,“ einhandigen zu wollen. Obige Titulatur ist den Görlitzer Urkundenbüchern so sehr geläufig, daß ein Zweifel an der Identität mit Olmüzer kaum zu befürchten. Ob dies sein wirklicher Familienname oder nur eine Benennung nach seiner Herkunft gewesen, steht dahin. Die lateinisch schreibenden Annalisten von Görlitz scheinen das letztere angenommen zu haben, indem sie ihn bei gelegentlicher Erwähnung „*Joannes Olomucensis*“ nennen.

*Albrecht Stiglitzer*, Erbauer der gegenwärtig zu profanen Zwecken benutzten Annen-Kirche in Görlitz, an deren Gewölbe sein Monogramm zu sehen, während er am äußeren Chor sein Brustbild mit Zirkel ausgehauen hat, stirbt den 4. Februar 1514 als Stadtbaumeister daselbst.<sup>1</sup> In Böhmen hat er 1507 für „Gretz“, worunter wohl *Münchengrätz* (Königgrätz?) zu verstehen ist, gearbeitet, wie aus folgendem Briefe an den dortigen Magistrat hervorgeht:

Accepimus litteras quinque, in quibus nobis significatis, quod Albertus lapicida vobis *preciosum quoddam opus*, fontem videcilet lapideum, construxisset cum adiecta promissione, quod eiusmodi opus ad futura tempora in oportuno valore foret duraturum, futura ex nobis desiderantes, ut eundem admonere dignaremur, quatenus pollicitationes vobis factas tale opus expensis suis ita reficiat, ut durabilitatem opportunam ad eternitatis tempora valeat conservare. Quae scripta quinque eidem Alberto perlegenda obtulimus. Qui nobis super eisdem subsequens responsum dedit quod . . . non idem opus ad certam pecuniae summam, sed ad simplicem hebdomadalem mercedem ad desiderium vestrum perfecit . . . 1507 ipso die festo Virginis cristiferae visitacionis (2. Juli).

Meister Albrecht hat also um Wochenlohn den Bau eines „fons“ (Fontane, Brunnen oder Röhrkasten) übernommen, der möglicherweise in „Gretz“ noch steht. Daß statt „fons“ etwa „pons“ gelesen werden müßte, ist wohl nicht anzunehmen. Auffällig erscheint die Wahl

der lateinischen Sprache, da in den Missionen der Gebrauch des deutschen Idioms nach überall hin die übliche ist.

*Kaspar Oeslerreicher*, Steinmetzgefelle bei dem Görlitzer Werkmeister Jacob Horn (Bürger seit 1515). Der Rath schreibt an jenen unterm 22. Mai 1516, es werde darauf gehalten werden, daß das bei seinem Lehrherrn eingelegte Geld (13 Mark) in guten Händen verwahrt bleibe.

*Jost Möller*, Bau- und Zimmermeister in Görlitz, wird im Juni 1520 beurlaubt, um einem Auftrage des Rathes von *Böhmisch-Leipa* folgeleisten zu können; es wird jedoch dringend ersucht, ihn nicht lang aufzuhalten, da man wegen nothwendiger Bauten daheim — es handelte sich um Errichtung des Rathsthurms — seiner nicht gut entbehren könnte.

*Thomas Brogmoller*, Steinmetz aus der Gegend von *Linz*, dessen Vater Stephan noch im Februar 1532 am Leben war. Die Görlitzer wandten sich damals dorthin, um die Nachlassfachen des bei *Wendel Rofskopf* verstorbenen Gefellen in Besitz der Angehörigen folgen zu lassen. Dieser Brogmoller ist der einzig mit Sicherheit nachweisbare Schüler des renommiertesten Renaissance-Künstlers von Schlesien. Seine Ausbildung verdankte er dem sogenannten *Benefsch von Laun*, dessen vollständigen Namen *Benedict Ried von Pießing* ich so glücklich war aufzufinden und in einer vielgelesenen Fachschrift veröffentlicht habe. Im Görlitzer Archive befinden sich zwei Briefe an Benedict von 1516 mit der Adresse: An Benedict von Pießing, Werkmeistern zu Prag und Cuttenberg respective An Benedict Ryed von Pyesting, wergmeistern zu Prag und zu Kuttten vffem berge und betreffen den städtischen Werkmeister Jacob Horn, der sich um Michaelis d. J. in Prag „vor dem Handwerke“ wegen einer Beschuldigung verantworten will. Unter Benedicts Einflusse stand Rofskopf noch 1519, als er die Görlitzer Nikolai-Kirche umbaute. Wo er bei ihm in Böhmen gearbeitet haben sollte, habe ich mich beinahe resultatlos festzustellen bemüht. Denn es ist wenig mehr als Vermuthung, wenn ich in einem viermal wiederkehrenden Werkzeichen, welches ich vor 4 Jahren an Pfeilern der Nikolai-Kirche zu *Laun* wahrnahm, das Monogramm erblicke, dessen sich Meister Wendl dann in vergrößerter Form an Görlitzer Bauten bediente, von denen seine Urheberchaft verbürgt ist.

Es hat die Gestalt und tritt ganz auffällig an der Balustrade des Rathshauses und über dem Haupt-Eingange zu demselben hervor. Freilich fehlt ihm die Einfassung in heraldischer Art und die erhabene gearbeitete Darstellung, welche man für die charakteristischen Merkmale der Meisterzeichen sonst anzusehen geneigt ist.

Obwohl selbst nicht von Geburt ein Böhme, sondern eher ein Bayer, worauf das mehrfache Vorkommen seines Namens im heutigen Nürnberg zu schließen berechtigt, so doch aus einer böhmischen Bauschule hervorgegangen, wo er freilich die Kenntniss der italienischen Bauweise kaum gründlich erworben haben dürfte, verdient es *Wendel Rofskopf* wohl an diesem Orte mit ein paar Worten weiter besprochen zu werden. Da er sich 1548 bei Aufsetzung seines Testaments einen hochbetagten Mann nennt, so wird er um 1480 geboren sein. In Görlitz erwarb er 1520

<sup>1</sup> *Wälfische Grabchriften und Sammlung der Oberlauf. Gesellschaft*

das Bürgerrecht, nachdem er bereits zwei Jahre vorher einer Werkstätte daselbst vorgestanden. Alles was vor diesen Jahren aus seiner Lebensgeschichte zu wissen von hohem Werthe wäre, harret leider noch der Aufklärung. Besser sind wir über seine Thätigkeit seit 1519 unterrichtet und *Lübke* hat in einer Lebensskizze des Künftlers das, was sich davon in Erfahrung bringen ließ, übersichtlich zusammengestellt. Dem ließe sich zufügen, daß entweder von dem Meister selbst oder von Zöglingen seiner Schule herrühren die unteren Theile des Rathhauses von Löwenberg (1523), des Rathhauses von Bunzlau (zwischen 1525—1535), Baulichkeiten vom Schlosse in Warfchau (Kreis Bunzlau, 1540—1541). In Görlitz errichtet er (nach Martin Meisters Annalen) 1540 eine steinerne Cisterne auf dem Neumarkte.

Seine letzten Lebensjahre fallen in die Unglückszeit von Görlitz, welches seine Betheiligung am schmal-kaldischen Bunde mit strenger Buße zu fühlen hatte. Auch er hat der Stadt „zum königlichen Strafgelde“ eine namhafte Summe geliehen, von der sein Testament sagt, daß er es dem Rathe willig geschenkt und erlassen habe. Von seinen Söhnen *Wendel* und *Nickel* hat ersterer den Beruf des Vaters eingeschlagen und 1568 das Stadtbaumeisteramt angetreten. Am 15. Juli 1582 ist er bei Besichtigung des schadhaften Thurmes am Reichenbacher Thore vom Blitze erschlagen worden.<sup>1</sup>

Ein Enkel des alten Meisters ist vermuthlich der Geistliche *Wendel Roskopf* in Tiefenfurt, Kreis Bunzlau, 1591 gewesen.<sup>2</sup>

Die Renaissance-Denkmalen von Görlitz sind in der Mehrzahl nach 1525 entstanden. In diesem Jahre war bei einem Bäcker auf der Neißestraße Feuer ausgekommen, bei dessen Umsichtgreifen 172 Häuser in Asche sanken. Wegen der nothwendigen Neubauten hatte sich der Magistrat aus *Prag* einen Ziegelmeister Namens *Klaus* verschrieben, der sich darauf verstand, Werkstücke zu Mauern, Thüren, Simsen zu brennen und zuzurichten, jedenfalls also kein simpler Ziegelfreicher gewesen ist. So wenigstens wurde 1545 an den Herzog von Liegnitz berichtet, als dieser zu seinem Schloßbau einen ebenso geschickten Arbeiter zu bekommen wünschte. Man konnte ihm aber nicht mehr behilflich sein. Derselbe Klaus war übrigens auch 1525 auf kurze Zeit nach Bunzlau beurlaubt worden, um das dortige Rathhaus unter Dach bringen zu helfen.

Eines Werkmeisters *Ulrich von Prag* gedenken Görlitzer Rathrechnungen im Januar 1561, wonach er eine „Verehrung“ von 6 Thalern empfängt. Es ist zu bedauern, daß weder der Familienname des Architekten angegeben noch vermerkt wird, zu welchem Bau man seine Hilfe in Anspruch genommen.

*Jacob Westphal* und *Hans Zerr* aus *Jägerndorf* erweitern 1589—1592 das Schloß zu Falkenberg in Oberschlesien.<sup>3</sup>

*Hans Jungling*, Zimmermeister, und *Esaías Fleischer*, Gürtler, beide aus Schweidnitz, arbeiten im Juli 1613 am Thurme der weltgeschichtlich gewordenen Kirche von *Braunau*, nachdem sie zwei Monate vorher den Pfarrthurm ihrer Vaterstadt vollendet haben.<sup>4</sup>

*Julius Simonetti* aus *Roveredo*, geboren 1659, † den 4. Mai 1729 in Bunzlau, wo er 1689 Bürger geworden

war. In dieser von vielen Feuersbrünsten verheerten Stadt eröffnete sich seiner Thätigkeit als Baumeister ein ergiebiges Feld. Sein Hauptwerk daselbst bildet die vollständige Renovation der 1642 von den Schweden in Brand geschossenen katholischen Pfarrkirche, an deren Orgel-Empore die Jahreszahl 1692 zu lesen ist. Ein besonderer Kunstwerth ist seiner Arbeit nicht eben zuzusprechen, nur darf bei ihm anerkannt werden, daß er die übernommenen gothischen Baureihe mit möglichster Schonung der Formen wiederhergestellt und sich auch im ganzen der Styl-Richtung untergeordnet hat. Zwischen zwei Strebepfeilern auf der Nordseite hat er einen Anbau hineingezogen, welcher der Kirche schwerlich zur Zierde gereicht. Von seinen sonstigen Arbeiten sind mit Sicherheit folgende festzustellen gewesen: 1690 baut er das Schloß zu Wehrau (Kreis Bunzlau) für den Grafen Erdmann von Promnitz, die evangelische Kirche bei Sagan, 1700—1702 vollzog er mit dem Zimmermeister *Kaspar Müller* aus Tillendorfs den Erweiterungsbau der Kirche in Probsthain und hat nuthmaßlich auch an der zu Harpersdorf (beide Kreis Goldberg) gebaut. Auch scheint er das Haus umgebaut zu haben, welches er von 1723 bis zu seinem Tode bewohnte. Es liegt an der Ecke der Zoll- und Kupfer Schmiedstraße und gehört seinen Ornamenten zufolge wohl jenem Zeitraume an. In seinem Nachlasse fanden sich eine Menge von Zeichnungen, Rissen und Baucontracten, die den vielbeschäftigten Mann documentirten; eine Specification derselben wird leider in dem diese Notiz bringenden Protokoll-Buche vermißt. In gewerblicher Beziehung hielt sich *Simonetti* wie der bei ihm arbeitende Stuccaturer *Elias Scholtz*, welcher 1707 mit einem belobigenden Atteß über vollzogene Bestellungen bei hohen und höchsten Herrschaften Bunzlau verließ, zu der dortigen Maurerzunft, in gesellschaftlicher zu der Beamtenwelt, zu welcher er seit seiner Ernennung zum Rathmann gehörte. In der Stufenleiter der städtischen Aemter hat er es zum Proconsul (1726—27) und zum Stadtvogt (1728) gebracht. Seine Familienverhältnisse anlangend, war er verhehlicht mit Urfula Marianna geb. Steinberg, welche 1692 in einem Gerichtsbuche „die Frau Structurin“ genannt wird. Von seinen Kindern kennen wir außer einem Töchterchen († 1692) einen Sohn Simon Johannes, welcher 1725 in Erfurt promovirte und dann in Leisnig in Sachsen als Doctor juris practicirte und zwei Töchter. Ueber *Simonetti's* pecuniäre Lage spricht sich am deutlichsten das Inventarium seiner Hinterlassenschaft aus, das wir schließlich zu Rathe ziehen wollen. Demnach hat der Verstorbene besessen außer seinem Wohnhause (mit fünf darauf haftenden Braugerechtigkeiten) einen Baum- und Grafegarten in der Niedervorstadt beim Topfer Elias Ender und ein Vorwerk Bachen „auf der Lausitzer Seite in Sachsen unter der graflich Promnitz-Tiefenfurt'schen Herrschaft“, welches *Simonetti* den 30. Juni 1714 um 2500 fl. erkaufte hatte. Schmuck und Silberwerk hatte Defunctus bereits seinen verheirateten Töchtern Maria Constanza Ernesti und Juliana Faber übergeben, darunter waren befindlich 1 goldener Ring mit 7 Diamanten, 1 ditto Anhangekreuz mit Diamanten veretzt, 1 großer Diamantring, 1 in Silber gefaßte indiamische Nufs, Dutzende von silbernen Knöpfen und dergleichen Kleinode mehr. Unter den hinterlassenen Kleidungsstücken waren erwähnens-

<sup>1</sup> Anzeiger 1854. Mai.

<sup>2</sup> *Meister's Annal.* Görl. S. 43.

<sup>3</sup> *Bowitz*, Geschichte des Kreises Bunzlau 1885.

<sup>4</sup> Anzeiger 1879. S. 77.

werth: 1 grüntuchener Pelz mit 26 großen silbernen Knöpfen, 1 grautuchener Reifemantel mit silbernen Haken und Treffen, 2 Paar tuchene Beinkleider mit 28 silbernen Knöpfen. Unter „Mobilia“ wird angeführt 1 spanische Wand von Staub-Arbeit, 1 gemalter Schreibtisch; unter den Briefschaften: des Defuncti Natales auf Pergament geschrieben, item des † Bruders Geburtsbrief“ desgleichen. Nun, das muß man sagen, die Baumeisterei hat ihm etwas eingebracht! — Ein Monogramm oder Wappen von ihm ist nicht aufzufinden gewesen; sein Petschaft enthält einfach die verfehlungenen Anfangsbuchstaben seines Namens.

Die Gesehorenen, Aeltesten und andere Meister des Maurer-, Steinmetz-, Schiefer- und Ziegeldecker-Handwerks in *Leitmeritz* sprechen bei offener Lade den *Martin Nöblitz* aus *Baufchowitz* in Böhmen, welcher bei Meister *Jacob Mitthoffer* fünf Jahre gelernt, des Handwerks frei, 1692 26. Mai. Der Betreffende hat später in *Brieg* in Schlesien gearbeitet, wo sich dieses Attest in der ehemaligen Bauhandwerker-Lade vorgefunden.

### 2. Maler und Bildschnitzer.

*Georg Burchart*, Maler in *Görlitz*, wo er seit 1473 in Urkunden und Rechnungen zu finden, fertigt für den Ritter *Wilhelm Zupy* von *Landstein* auf *Friedslein* bei *Bohm.* Aicha ein Schnitzwerk (töffel), das er 1495 nach *Liebenau* (Bohm. *Turnau*) ablieferte.

Der Besteller war ein säumiger Zahler, der den Meister, welcher nach dem Urtheil Unparteiischer das Werk künstlerischer, als es verlangt war, hergestellt hatte, lange auf den wohlverdienten Lohn (24 ungarische Gulden) warten ließ! Die Arbeit selber scheint verschollen. In *Liebenau* hat sich keine Spur von ihr entdecken lassen, 1503 war der Maler bereits verstorben.

Seine Witwe *Dorothea*, geb. *Schwatz*, lebte damals mit ihrer Tochter *Anna* in *Görlitz* und ernährte sich von dem Betrieb eines *Kramladens*.

*Hans Freyenfuß*, Bildschnitzer in *Salzburg*, wird 1505 brieflich erfucht, seinem Sohne *Wolfgang*, der sich in *Görlitz* niederzulassen und zu verheirathen beabsichtigte, die dazu verlangten Papiere zu besorgen.

*Albrecht* von *Kolowrat* Herr auf *Liebstein*, oberster Kanzler von Böhmen, schickte 1506 seinen Diener *Bernhart* nach *Görlitz*, mit dem Erfuchen, diesem beim Einkauf von *Lafurlein* förderlich zu sein. Der Magistrat entledigte sich dieses Auftrages, indem er den Maler *Lukas Hahn* anwies, bei *Sigmund* von *Zedlitz* auf *Neukirch* (bei *Goldberg*), wo 1505 Meister *Hanns* der *Lafurer* in Arbeit stand<sup>2</sup>, für 10—20 Gulden Einkäufe zu machen. *Goldberg* war nämlich die einzige Stelle in Schlesien, wo jener theuere Stein gewonnen wurde. Wegen anderer Malerutensilien pflegte man sich nach *Breslau* zu wenden, wo Meister *Jacob Beinhardt* neben seiner Kunst solchen Handel trieb.

*Peter Timmerer* schließt am 10. Mai 1676 mit *P. Georg Rosenmüller* soc. *Jesu* in *Kuttberg* einen Contract, demzufolge er für die Todten-Capelle der dortigen *Barbara-Kirche* einen Altar von 22 Schuh Höhe und 12 Schuh Breite neu anfertigen, beziehungsweise renoviren soll. Das Honorar bestand in 90 Gulden und mehrmaligen Bierpenden. Der Maler stammte

vorausichtlich aus *Schweidnitz*, da sich im Pfarr-Archive daselbst der in „Schlesiens Vorzeit“ 1875 vollständig abgedruckte Contract vorfand. Das demselben anhaftende Siegel zeigt das bekannte allgemeine Malerwappen als Helmschmuck ein Geweih und eine weibliche Figur dazwischen.

*Johannes Riedel von Freudenthal* (österr. Schlesien) arbeitet an dem gegenwärtigen Hoch-Altar in der katholischen Pfarrkirche zu *Schweidnitz* nach einem Muster in *Val de Grâce* in *Paris*.

Eine handschriftliche Geschichte des Jesuiten-Collegs mit der Ueberschrift: ad capeffendam pleniorum notitiam almae confraternitatis nennt das Werk, „ara maior ab admirando illo architecto et statuario fratre nostro Joanne Ridel Silesio Freydenhalensi, Parisi ad Brunense nostrum tirocinium fusepto iuxtaque exemplar Parisiensis arae in templo Sanctae Crucis de Gratia ex aere puro fusae elaborata et anno 1694 in ipso festo corporis Christi prima vice detecta“.

*Johann Hiebel*, 1681 zu *Ottobeuern* im *Algau* geboren, lernt 1706 bei *Pozzo* in *Wien*, kommt 1709 nach *Prag*, wo er 1716 stirbt.<sup>1</sup> 1709 malt er in der *Schweidnitzer Jesuiten-Kirche* Fresken für eine der südlichen Capellen.

In derselben Kirche hat *Etgons* aus *Brünn* 1739 das Gewölbe des Mittelschiffes al fresco gemalt.<sup>2</sup>

*Georg Wilhelm Neunherz*, ein Enkel des schlesischen „*Agelles*“ *Willmann* fertigt 1736 das gemalte Crucifix über dem Schwibbogen in der *Bunzlauer Pfarrkirche*; † um 1750 in *Prag*.

### 3. Gießer.

*Mathias Haubitz* von *Brünn* gießt 1472 für die *Peterskirche* in *Görlitz* die große Glocke *Sufanna*. Dieselbe trug außer der bekannten Legende: O rex glorie, veni cum pace! noch folgende, auf die Vertreibung *Kasimir's* von *Polen* aus *Ungarn* bezügliche Hexameter:

Cernite campanam; genuit me fusio gratam,  
Pannonia dum bella movet invisa Polono;  
Pro regni throno concurram, pretia fecindam  
Et terris dulcem pulfabo feduta pacem.  
Anno MCCCCLXXII.

*Matthia Haubi(z)* fusore de *Bronne*.<sup>3</sup>

Mit dieser Glocke, heißt es in meiner Quelle weiter, sind zwei andere und alle drei mit einander auf der Viehweide gegossen. Auf der ersten (1598 umgegossen) stand:

Me voluit fundi rectrix et gloria mundi  
Et regina poli, igitur me rumpere noli.  
MCCCCLXXII *Mathia Haubitz* fusore.  
Regina celi letare. Alleluja.

Das Umgießen der „*Sufanna*“ befochten 1598 *Urban Schober* und *Martin Weigel*.<sup>4</sup>

*Haubitz* unterhielt noch weitere Beziehungen zu *Görlitz*, wohin er im Herbst 1477 berufen wurde, um „das wasser ausz der Neiszen in Köpperen. roren zcu furen vff den *Kyrehbergk*.“ Jedenfalls hat er diese Wasserleitung in Angriff genommen, da er ein Auf-

<sup>1</sup> *Wernicke*, Baugeschichte der Pfarrkirche zu *Schweidnitz* 1874, S. 32.

<sup>2</sup> *Anzeiger* 1875, S. 75 ff.

<sup>3</sup> *Sammler*, Chron. v. *Liegnitz*, II, 270.

<sup>4</sup> *A. Schultz*, Unterf. zur Geschichte der schlesischen Maler 1882, S. 77.

<sup>5</sup> *Görlitz*, Geschichte der Kirche 1830, S. 92, 93.

<sup>6</sup> *Hoffmann*, script. rer. *Lusat.* 1719, S. 387. — *Meister's Ann.* *Görl.* S. 18.



geld von 4 ungar. Gulden erhalten,<sup>1</sup> aber nicht zur Vollendung gebracht; denn von der ganzen Anlage ist später überhaupt nicht mehr die Rede.

Dem *Hans Rostolack*, „Glockengießer und Mitbürger in der neuen Stadt zu *Praga*“, theilt der Rath im Frühjahr 1512 mit, dafs er ihm eine Glocke zu gießen vergönnt habe, ihm aber augenblicklich, da die Speise nicht geschickt“, nichts gewisses schreiben könne.

*Donatus von Arn* (Arnau in Böhmen) gießt 1544 eine große Glocke auf dem Pfarrkirchlhofe zu *Schweidnitz*.

<sup>1</sup> Ebenda S. 64.

Franz Ljesfeld von *Olmütz* ist Verfertiger einer Glocke für den Pfarrthurm derselben Stadt 1552, wie die Inschrift mit dem Distichon:<sup>1</sup>

Ad res divinas populo pia classica canto,  
Fulmina discutio, funera ploro pia —

bezeugte.

Im Juli des folgenden Jahres bekannte er vor den Stadtschoppen, dafs er von den Kirchenvätern vollkommene Bezahlung seines verdingten Lohnes erhalten habe.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Anzeiger 1877, S. 103

<sup>2</sup> *Wernicke* a. a. O., S. 33.

## Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniß zur Cultur der Indogermanen.

Von Dr. *Matthaeus Much*.

### III.

**D**ER in Rede stehende Fund bietet aber auch noch in manch anderer Beziehung vieles Interessante. Vor allem nehmen die zahlreichen verschiedenartigen Spiralgewinde unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie sind von zweierlei Art, denn entweder bewegt sich die Spirallinie in einer Fläche und bildet in immer kleiner werdenden Umgängen eine Scheibe (Spiraldiscus) oder sie bewegt sich in gleichen aufsteigenden Kreisumgängen und bildet einen hohlen Cylinder oder eine Art Locke. Der Draht ist bei den Spiralscheiben gewöhnlich rund und verjüngt sich in seiner Dicke nach dem Verhältnisse des Abnehmens der Umgänge, bei den Spiralaröhren ist der Draht zumeist etwas geplattet und zwar so, dafs er auf der Innenseite flach, auf der Außenseite mehr oder weniger halbrund erscheint. Die Spiralgewinde der ersten Art sind häufig doppelt und miteinander durch einen Querbügel derartig verbunden, dafs der Draht aus der einen Scheibe ohne Unterbrechung lediglich eine verschieden gefaltete Schleife bildend in die andere Scheibe übergeht; doch kommen auch einfache Spiralscheiben vor. Von Doppelspiralscheiben fanden sich bei Stallhof nicht weniger als acht; ihre sowie die Ausführung der übrigen Spiralgewinde dieses Fundortes ist eine sehr sorgfältige und es möchte von diesem Standpunkte aus fast scheinen, als ob sie einer späteren Zeit angehören, umso mehr als eine ähnliche Doppelspirale aus *Domahidy*<sup>1</sup> in Ungarn in Gesellschaft von Bronzefachen gefunden worden ist. Allein über die Zeitstellung kann dennoch kein Zweifel sein, denn der Fund von *Domahidy* ist ein durchaus gemischter, *aes collectaneum*, in welchem sich Stücke jungerer Zeit mit uralten Dingen zusammenfanden, die ja auch schon damals der Zufall an den Tag bringen konnte, wie es beispielsweise mit dem in das etruskische Grab gelegten Flachbeile der Fall gewesen ist. Zudem gehört das Spiralgewinde in seinen verschiedenen Arten zu den frühesten Erscheinungen der Metallzeit überhaupt, es begegnet uns dreimal als

Spiralscheibe im Pfahlbau im Mondsee, fünf ähnliche, nur etwas größere kupferne Spiralscheiben befinden sich im Museum zu Budapest,<sup>1</sup> eine sechste ebenfalls ungarischer Herkunft im Züricher Museum; eine den Doppelspiralscheiben von Stallhof vollkommen gleichende nur kleinere und rohere wurde im steinzeitlichen Pfahlbau von *Estavayer* gefunden; hierher gehören auch die kupferne Spirale aus der *Liskowaer* Höhle, der Spiralarfing von *Olmütz*, ein kupfernes Spiralarmband unbekanntes Fundortes in meiner Sammlung, die kleinen röhrenförmigen und größeren armbandähnlichen Spiralgewinde von *Skarbnice* und der krausgewundene Kupferdraht, dessen *Freih. v. Ledebur* gedenkt.

Ich möchte hier gleich einen anderen verwandten Fund zweier merkwürdiger Schmucknadeln einreihen, welcher Professor *Maška* in einer der *Strambergerhöhlen* (*Sipka*) bei *Neutitschein* in Mähren machte. Wie die nebenstehende Zeichnung zeigt, läuft das Kopfe der Nadel gleichfalls in eine Spiralscheibe aus, unterhalb welcher zu beiden Seiten Doppelspiralscheiben angeheftet sind, so dafs der Kopf eigentlich aus fünf derartigen Scheiben besteht (Fig. 34). Zuzufolge einer freundlichen Mittheilung des Herrn Professors *Maška* ergab die chemische Analyse 99,15% reines Kupfer; der Rest entfällt auf natürliche Beimengungen, eine Spur von Zinn wurde nicht gefunden. In der Form verwandt, doch einfacher scheint die schon erwähnte Nadel von *Fulda* zu sein, deren Kopfe in eine oder zwei Spiralscheiben ausgeht. Es hat daher auch gar nichts Ueberraschendes an sich, wenn wir das Spiralgewinde sowohl als Spiralscheibe wie als Spiralaröhre sofort in dem ältesten Abschnitte der Bronze-Zeit — Pfahlbau von *Peschiera* im *Garda See* —



Fig. 34

<sup>1</sup> *Franz v. Pulszky*, a. a. O. S. 27.

<sup>1</sup> *Franz v. Pulszky*, a. a. O. S. 106.

in einer weiteren und mannigfaltigen Entwicklung auftreten sehen.<sup>1</sup>

Ein besonderes Interesse erhalten die Stollhofer Funde auch durch die Gegenwart der Goldscheiben, womit sie sich den Kupferfunden in der ältesten Stadt von Troja, der Inseln Thera-Therasia und von Saint-Père-en-Retz an die Seite stellen, wodurch aber auch fünf andere vollkommen gleichartige Goldzierscheiben des Budapester Museums<sup>2</sup> als Einzelfunde ihre sichere Zeitstellung erhalten. Außer diesem reichen Kupferfunde ist in Niederösterreich noch ein Einzelfund zu verzeichnen, nämlich ein kupfernes Flachbeil, „eine nach einem Steinbeil geformte Kupferwaffe,“ welche *Graf Gundaker Wurmbrand* in der vom *Freih. v. Engelshofen* zusammengebrachten Sammlung zu sehen Gelegenheit hatte.<sup>3</sup> Da *Freih. v. Engelshofen* ausschließlich im Gebiete der, der jüngeren Steinzeit angehörigen Ansiedlungen am Manhartsberge sammelte, so ist es höchst wahrscheinlich, daß dieses Kupferbeil in einer dieser Steinzeit-Ansiedlungen gefunden worden ist. Ein Erztropfen reinen Kupfers wurde zu Bruck in Pinzgau gefunden; er enthielt nach der Analyse von *Fellenberg* (Nr. 177) 99.58 Theile Kupfer und 0.42 Theile Eisen, Nickel und Kobalt, stellt sich also ebenfalls als unvermischtes Metall dar. Es soll nicht bestritten werden, daß rohe Metallklumpen wenig beweiskräftig sind; immerhin verdiente der Fund einer Erwähnung. In derselben, lediglich ergänzenden Weise sei auch eines anderen Fundes aus dem Salzburgerischen (Pafs Lueg) gedacht; derselbe, wie es scheint ebenfalls ein rohes Gußstück, enthielt nach der von *Freih. v. Sommaruga* mir zur Verfügung gestellten Analyse an:

Kupfer .....	98.37 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>
Eisen .....	0.98 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>
Schwefel .....	0.43 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>
Schlacke .....	0.14 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>
	<hr/>
	99.92 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>

und erweist sich somit das Material ebenfalls als absichtlich nicht gemischtes Kupfer. Leider ist die Publication über dieses Fundstück infolge des Todes des *Freih. v. Sacken* unterblieben und nun nicht mehr mit Sicherheit zu ermitteln, von welcher sonstigen Beschaffenheit daselbe ist.

*Freih. v. Sacken* erwähnt endlich noch eines kupfernen Beiles, welches bei Vinafic in Böhmen gefunden wurde, eine sehr primitive Form ohne Vorrichtung zum Schäften hat und so augenfällig an die Steinkeile erinnert, aus denen diese Kupferbeile hervorgegangen zu sein scheinen.<sup>4</sup> Einer freundlichen Mittheilung des Herrn *L. Schneider* verdanke ich die Kenntniss eines anderen Fundes in Böhmen, nämlich den einer Sichel, welche bei Jinec an den Tag kam und einer angeblich gleichzeitig gefundenen Sichel aus Bronze gleich sein soll. Ihr Kupfergehalt wird von *Wocel* auf 100% angegeben.

Einen dritten Kupfergegenstand aus diesem Lande sah ich im Museum zu Prag, nämlich ein der Gestalt der Bügeleisenformigen gebohrten Steinhämmer sich

annäherndes Hammerbeil mit Schaftloch. Es stammt aus der Šarka, einer in der Nähe Prags befindlichen an Funden der jüngeren Steinzeit sehr reichen Fundstätte.

Auf zwei kupferne Flachbeile, welche vor einiger Zeit aus der Umgebung von Olmütz an Dr. *Wankel* gefendet waren und sich jetzt im naturhistorischen Hofmuseum in Wien befinden, habe ich schon an an früherer Stelle aufmerksam gemacht; eines derselben stammt von Mutenic.

Hierher gehören endlich die ungemein zahlreichen und mannigfaltigen Funde von Kupfergegenständen, welche in den verschiedenen Theilen Ungarns zu Stande gebracht wurden, und sich nun zumeist im Museum zu Budapest befinden. Sie sind in ihrer Gesamtheit in dem schon genannten Werke *Pulsky's*<sup>1</sup> angeführt und in erschöpfender Weise beschrieben, so daß mir nichts anderes erübrigt, als auf dieses Werk selbst zu verweisen. Es genüge hier an dieser Stelle die Bemerkung, daß in Ungarn allein, obwohl, wie schon erwähnt worden ist, in früherer Zeit wie fast überall die Herkunft der Funde unbeachtet blieb und daher in Vergessenheit gerieth, dennoch 56 Fundorte sichergestellt und trotz der äußeren Unscheinbarkeit der Fundstücke mehr als 300 Kupfergegenstände angeammelt werden konnten. Etwa 100 weitere Kupferobjecte aus Ungarn mögen sich in den verschiedenen Sammlungen zu Wien befinden; eine ausgezeichnete Collection von Kupfergegenständen ebenfalls ungarischer Provenienz bewahrt auch das Museum in Zürich.<sup>2</sup>

In der nachfolgenden Tabelle finden sich die Kupferfunde nach Orten und Ländern übersichtlich zusammengestellt; es wird zugegeben, daß viele Funde eine genauere Angabe wünschenswerth erscheinen lassen und manche eine Berichtigung erfahren werden, dafür ist es ebenso außer Zweifel, daß noch viele Kupferfunden in den Museen ruhen, ohne daß von denselben Kenntniss erlangt wird. Aus diesem letzteren Grunde kann auch im Vorhinein kein Anspruch auf Vollständigkeit gestellt werden.

Die Fundorte, an denen das gleichzeitige Vorkommen von Kupfer- und Steingeräthen oder statt der letzteren von gleichwerthiger Thonwaare nachgewiesen worden ist, sind mit fester Schrift hervorgehoben; das beigefetzte † soll ausdrücken, daß sich das Material eines oder mehrerer Objecte des betreffenden Fundortes durch chemische Analyse oder in einigen wenigen Fällen durch Ermittlung des specifischen Gewichtes als reines (unvermischtes) Kupfer ergeben hat.

*Ober-Oesterreich.*

Fundort.	Gegenstand.
<b>Mondsee.</b> †	Beile, Dolche, Nadeln Fischhaken,
Pfahlbau See.	Spiralscheiben, (zuf. 29 Stück).
Pfahlbau Scharfling.	Schmelztiegel.
<b>Attersee.</b> †	Dolche, Kupferklumpen, (zuf. etwa
Pfahlbau Attersee.	8 Stück). Schmelztiegel.
Pfahlbau Weieregg.	

*Salzburg.*

<b>Mitterbergalpe.</b> †	3 Pickel, Hammer, Metallkuchen,
	Erze, Erzgruben, Schmelzöfen,
	Kupferschlacke.

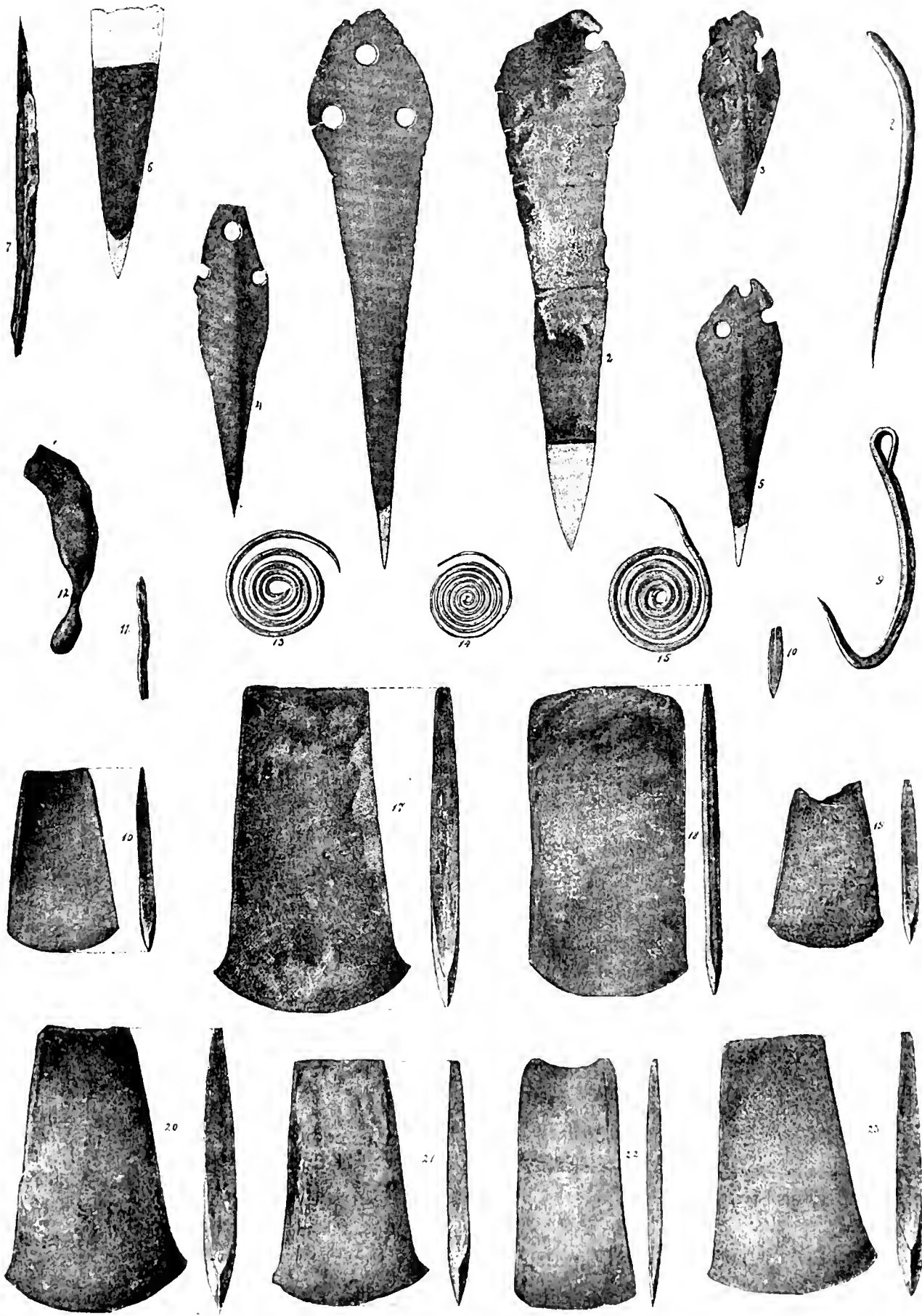
<sup>1</sup> *F. Sch. v. Sacken*, Der Pfahlbau im Gardasee. Sitz. Ber. d. phil. hist. Cl. d. Akad. d. Wiss. in Wien. Bd. XXXVIII, Fig. 33, 34, 35, 41. *Keller*, Pfahlbauten. V. Ber., Taf. V. Fig. 12, Taf. VI. Fig. 4, 7.

<sup>2</sup> *Fr. v. Pulsky*, Die Kupferzeit in Ungarn. S. 9.

<sup>3</sup> *Graf G. Wurmbrand*, Ergebnisse d. Pfahlbauuntersuchungen III. Mitth. d. Wien. Anst. p. Gef. Bd. V, S. 121.

<sup>4</sup> *Freih. v. Sacken*, Die Funde a. d. langen Wand, a. a. O. S. 25.

<sup>1</sup> *Franz v. Pulsky*, Die Kupferzeit in Ungarn. *F. Keller*, Pfahlbauten. V. Ber., Taf. VII.





Fundort	Gegenstand	Fundort.	Gegenstand
<b>Götfchenberg.</b>	Kupferchlacke.	Neutra.	Flachmeißel.
Pafs Lueg. †	Kupferklumpen.	Prefsburg.	"
Bruck. †	"	Varasdin-Tepliz.	45 Aexte.
	<i>Tyrol.</i>	Szegedin.	Barren, Pfriemen, Meißel, Flachbeil, Doppelaxt, Hammer.
<b>Kelchalpe.</b>	Erzgruben.	<b>Tordos.</b>	Ringe.
	<i>Nieder-Oesterreich.</i>	Domahida	Spiralfcheiben.
Stollhof. †	Beile, Spiralfcheiben, Spiralarhren, Befchlagreif, (zuf. etwa 20 Stück).	Vifegrad.	Beil
	<b>Goldfcheiben.</b>	Miskolcz.	"
<b>Manhartsberg.</b> (unbe- kannter Fundort).	Flachbeil.	Komorn.	2 Meißel,
	<i>Krain.</i>	Turez.	Meißel.
<b>Laibacher Moor.</b>	Flachbeile, Nadeln, Gufsmodei, (zuf. 14 Stück).	Ete.	Breitmeißel
	<i>Böhmen.</i>	Puszta-Tóth.	Hammerbeil.
<b>Zámka.</b>	Pfeilspitze.	Tapió-Szeeso.	"
Vinařic.	Kelt.	Balaffa-Gyarmat.	"
Šarka.	Hammerbeil.	Taksony.	Doppelbeil.
Jince.	Sichel.	Szilvas.	Zweifchneidiges Beil.
	<i>Mähren.</i>	Tótygyork.	Keilhaue.
<b>Olmüz.</b>	Spiralring.	Mezőkeresztes.	"
Olmüz (?)	Flachbeil.	Duno-Földvár.	Dolch.
Mutenic.	Flachbeil.	Csorvas.	"
Stramberg. †	Nadeln mit Spiralfcheiben	Uj-Szöny.	"
(Šipka-Höhle).	<i>Ungarn.</i>	Szent-Gál.	"
Dorog.	Schmalmeißel.	Karlsburg.	Schwert (?)
Aszód.	2 flache Meißel, Hammer	Miskolcz.	Blechflucke.
Hárashegy.	Meißel.	<b>Lucska.</b>	Hammerbeil.
Kud.	Zweifchneid. Streitbeil.	<b>Liszkovaer Höhle.</b>	Spirale.
Lapujto.	Meißel.	Andere Orte.	<b>Goldfcheiben.</b>
Szent-Abraham.	Hammer.		<i>Nord-Deutschland.</i>
Szász-Ugra.	Streitbeil.	<b>Janifchewek.</b> †	Unbestimmbarer Gegenstand.
Verde.	4 Streitbeile.	<b>Cujavien.</b> †	Verfchiedene Gegenstände.
Bisztricz.	Streitbeil.	Bythin. †	Flachbeile, Stierfiguren.
Daraszma.	3 Gegenstände.	Geiersberg. †	Flachbeil.
Ovesarskó.	Dolch.	Skarbnice. †	Spiralgwinde.
Tövisfalu.	Hammer.	(?)	"
Taksony.	2 Streithammer.	Leiba.	Verfchiedene Gegenstände.
Kapolna.	Meißel.	Schellrode.	Flachbeil.
Bekésmegyec.	Verfchiedene Gegenstände, Beil.	Rügen.	"
O-Bars.	Streithammer.	Sarauer-Kreis.	2 Flachbeile.
Lippa.	"	Eldagen	Hammerbeil.
Samfon.	"	Blengow. †	Flachbeil.
Kisköze.	"	Stubbendorf.	"
Murany.	"	Kirch-Jefar.	"
Trauendorf.	"	Neu-Strelitz (?)	"
<b>Tószeg.</b>	Nadel.		<i>Rheingebiet</i>
Waitzen	Flachmeißel.	Steinfurt.	Flachbeil.
Aba.	Beil.	Mainz (Umgebung).	Flachbeil.
Tura.	"	Balve.	Ring.
Altoven.	Angel, Flachmeißel.	Schmerlecke.	Sichel.
Pest.	Streithammer.	Stallberg.	(?)
Mirhogád.	"	Rothenditnoid.	(?)
Schemnitz.	Doppelbeil.	Mühlberg.	(?)
Maros-Vasarhely.	2 Beile.	Langendiebach.	Zwei Ringe.
O-Szöny.	Verfchiedene Gegenstände.	Hochftadt.	Kelt (?)
		Hanau.	Haarnadeln, Arm und Halsringe
		Friedberg.	Beil.
		Finkenberg.	(?)
		Freda.	Schmuckflucke
		Erpolsheim.	Beil.
		Schlettftadt.	Ringe.
		Heidolsheim	(?)

Fundort	Gegenstand.	Fundort.	Gegenstand
Hardhausen.	Platte.	Zürich. („großer Pfrieme. Hafner.“)	Pfrieme.
Oberjeuz.	Sonnenrader.	Zürich, (in d. Lim- mat).	Nagel.
Metz.	„	Dietikon.	Beil.
Grau.	„	Oberweil bei Brem- garten.	Beilhammer.
Dapfich.	„	Ehrendingen.	Großes Beil.
Ell.	Armbänder.	Greng.	Beile.
<i>Südliches Deutschland.</i>		Vallamand.	Dolch.
Grafrath.	Meißel.	<b>Champréveyres.</b>	Kupferdolch.
Bodmann.	Unbestimmt.	Monruz.	Kupferdolch, zwei Meßerchen.
Haltman.	Spatelförmiges Beil.	<b>Portalban.</b>	Beil, Dolche, Lanzen- und Pfeil- spitzen.
Mindlsee.	Dolche.	Concise.	Großer kupferner Meißel.
Rickelshaufen.	Flachbeil.	Chevroux.	Zwei Spitzen.
Radolzell.	„	Zürich (Canton, un- bekannter Fundort).	Beil.
Petershausen.	„	Zürich (Canton, un- bekannter Fundort).	Kupferdolch.
Kornwestheim. †	„	La Raiffe.	Kupferne Dolchklinge.
Hohentwiel.	Messer.	<i>Dänemark.</i>	
Wasseralfingen. †	Palltab.	Unbestimmte Orte.	Flachbeile.
Sechhausen (?)	Flachbeil.	<i>England.</i>	
<b>Maurach.</b> †	6 Beile, Gußform.	<b>Kenthöhle.</b>	Kupfer Schmuck und Kupferkuchen.
<b>Sipplingen.</b>	Flachbeil in der Gußform.	Waterford.	Flachbeil.
<i>Schweiz.</i>		<b>Guernsey.</b>	Armband.
Lüfcherz. †	Doppelaxt, Dolche, Pfiemen.	<i>Irland.</i>	
St. Blaife.	5 Dolche, Beil.	Derinfallagh.	Beil.
Sutz.	Unbestimmt.	Andere Orte.	Etwa 30 Flachbeile.
Latringen.	Pfrieme, Pfeilspitze, Dolch.	<i>Belgien.</i>	
Oefeli.	Dolch, Messer, Perlen, Meißel, Schmelztiigel.	Habay la Neuve.	Waffe.
Finelz.	Dolche, Nadeln, Perlen, Beile, Meißel, Pfiemen, (zuf. 30 St.)	<i>Frankreich.</i>	
<b>Robenhausen.</b>	Schmelztiigel.	<b>Durfort.</b>	Perlen.
<b>Mänedorf.</b>	„	Sempesseure.	Beile.
Auvernier.	Unbestimmt.	Port-Saint-Père.	„
Chardonne.	„	Saint-Père-en-Retz.	Beile, Gold.
Basel.	„	Blaye.	Beil.
Cortailod.	Zwei Kupferplättchen.	St. Jean de Mac.	„
Yvorne.	„	Arvieux.	Unbestimmt.
<b>Eftavayer.</b>	Perlen und Doppelspiralen	<i>Portugal.</i>	
Gerlafingen.	5 Meißel, Dolch, Beil.	<b>Cesereda.</b>	Flachbeil, Pfeilspitze.
Meikirch.	Schmelztiigel.	Andere Fundorte.	Flachbeile, Dolche.
Montreux.	Unbestimmt.	<i>Italien.</i>	
Mt. de Charpigny.	„	<b>St. Leo.</b> †	Flachbeil.
Siffach.	„	Siena.	„
Tschugg.	Kupferkuchen.	Motanto.	„
Wartenberg.	Unbestimmt.	(?) (etrusk. Grab)	„
Heuftrich.	Kupferkuchen.	Casinalbo.	„
Obere Zühl.	Dolch.	Andere Orte.	„
Altenstadt.	Kupferkuchen.	<i>Kypern.</i>	
Stein (auf d. Hof.)	Kupferbeil.	<b>Alambra.</b>	Flachbeile, Lanzen- spitzen, Sichel, Doppelbeile und andere.
<b>Niederwil.</b>	Gußschalen.		
<b>Irgenhausen.</b>	Kupferring, Gußschalen.		
<b>Zuger-See</b> (a. der Lorze.)	Kupferbeil.		
<b>Mörigen.</b>	Vier Dolchklingen.		
<b>Préfarquier.</b>	Kupferperlen.		
<b>Bevaix.</b>	Zwei kupferne Messer.		
<b>Treytel.</b>	Mehrere Kupfergegenstände.		
<b>Font.</b>	Kupferne Dolchklinge.		
Hallau.	Beil.		
Hinweil.	Großes Beil.		
Katzensee.	Beile, Meißel, Dolch und Nichte.		
<b>Wollishofen.</b>	Beile, Pfiemen.		

*Griechische Inseln.*

Fundort.	Gegenstand.
Thera.	Kupferne Sage. Gold.
Therapia.	„ „ „
	<i>Kleinasiën.</i>
Troja. †	Flachbeile, Nägel, Bolzen, Nadeln, Spangen, Messer, Armband, Ohr- ring, Schmelztiegel. Gold.

An diese Tabelle dürfte noch ein kurzer Ueberblick über die Art der verschiedenen Kupferfunde passend angegeschlossen werden können; es wird sich daraus ergeben, daß neben der großen Zahl der Fundorte und der Fundstücke im allgemeinen auch die Verwendung des Kupfers eine sehr mannigfaltige gewesen ist und wir dürfen annehmen, daß sie allen damaligen Gebrauchszwecken entsprochen hat, wenn wir auch nicht für jede einzelne Verwendung einen Beleg in Händen haben.

Am häufigsten begegnet uns das Flachbeil ganz der Natur des Steinbeils entsprechend, von dem es die Form entlehnt hatte und in dessen Stelle es eintrat. Seine Länge beträgt gewöhnlich das Zwei- bis Dreifache der Breite (an der Schneide gemessen); es verbreitert sich in feinen Abarten entweder so, daß Länge und Breite einander fast gleichkommen, oder verschmälert sich in allmäligen Uebergängen zum Meißel und Schmalmeißel, dessen Breite sich bis zum zehnten, ja zwanzigsten Theile der Länge verjüngt. Andererseits geht es ebenso allmählig in den Palstab mit Schaftgraten oder Schaftlappen über, die anfänglich nur durch Austreiben der Schmalseiten hergestellt worden sind.

Entsprechend den Steinhammern finden sich auch kupferne Geräthe mit einem Schaftloche, die verschiedene Formen annehmen, entweder zweifelneidig sind, oder einerseits eine Schneide, andererseits eine Platte, einen Knopf, oder einen abgerundeten Nacken haben und dem entsprechend Hammer, Streithammer, Hammerbeile, Doppelaxte, Streitaxte u. s. w. genannt werden, wobei allerdings eine strenge Einheitlichkeit in der Nomenclatur, wie in allen urgeschichtlichen Dingen, zu wünschen wäre. Sehr häufig begegnen uns die Dolche mit einer kurzen Platte, an welche der Griff mittels Nieten befestigt wurde; feltener ist der Griffdorn und die Griffzunge, die durch den ganzen Griff hindurchgehen. Sehr vereinzelt zeigt sich das Messer, und nur wenig häufiger scheinen die Lanzenspitzen, die Pfeilspitzen und die Fischhaken zu sein.

Zu den Werkzeugen zählen wir noch den Pickel, den Hammer, die feltener vorkommende Nahnadel, wofür umso häufiger die Pfrieme eintritt. Auch kupferne Sichel scheinen schon allenthalben im Gebrauche gewesen zu sein.<sup>1</sup>

Ebenso mannigfaltig wie die Werkzeuge und Waffen ist der Schmuck; wir finden darunter einfache und doppelte Spiral-Scheiben, Spiral-Armbänder, Spiral-Röhren oder Locken, Armbänder, Ohrringe, Perlen und Haarnadeln; die kleinen Räder aus Elfaß-Lothringen, als Sonnenrader bezeichnet, mögen wohl ebenfalls als Zier gedient haben, wohin auch die Stier-

bilder von Bythin zu rechnen sind, wenn wir sie nicht etwa als Votiv-Bilder zu betrachten haben.

Von der Verarbeitung des Kupfers erübrigten Gufsklumpen und Gufstropfen, Gufsförmchen, Schmelztiegel und die zahlreichen Steinwerkzeuge, welche in den Kupfergruben und Schmelzfalten bei der berg- und hüttenmännischen Gewinnung des Kupfers im Gebrauche waren, wovon noch die Rede sein wird.

## III. Alter der Kupferfunde.

Gegenüber der allgemein verbreiteten Meinung von der geringen Menge urgeschichtlicher Kupfergegenstände und der noch geringeren Zahl und Ausbreitung der Fundorte müssen die vorstehenden Reihen — es sind in runder Summe *zweihundert benannte Fundorte* — gerechter Weise überraschen. Berücksichtigt man, daß für eine große Zahl ungarischer Funde, dann für die meisten Funde der östlichen Halbinsel, von Irland und Dänemark nur das Land angegeben werden konnte und bringt man auch für diese Funde eine verhältnismäßige Zahl von Fundorten in Anschlag, so steigern sich dieselben noch um ein Namhaftes über die oben angegebene Summe; sie verbreiten sich — von dem russisch-sibirischen Fundgebiete ganz abgesehen — über den größten Theil von Europa.

Man kann nun nicht mehr einwenden, daß diese Funde nur vereinzelt, hie und da in abgelegenen Gebieten zum Vorschein kommende Ausnahmen seien, welche noch nicht zu dem Schlusse berechtigen, daß sich die Menschen eine Zeit lang des unvermischten Kupfers zur Anfertigung ihrer Geräthe bedient hatten.<sup>1</sup> Denn was die örtliche Verbreitung der Kupferfunde betrifft, so steht sie jener der Bronze- oder Steinfunde nicht nach, dagegen mag zugegeben werden, daß die Zahl von nicht ganz tausend Gegenständen aus Kupfer im Verhältnisse zur Menge der Bronze- und Steingeräthe zu gering scheinen kann, um darauf die Existenz einer ganzen Periode zu gründen. Allein es muß ausdrücklich bemerkt werden, daß ich mit dem Begriffe einer Kupferzeit nicht die ausschließliche Verwendung von Kupfer zur Anfertigung des gesammten Bedarfes an Werkzeugen, Waffen und Schmuck verstehe, sondern zugebe, daß Anfangs der Gebrauch von Steingeräth, späterhin die Kenntnis der Bronze nebenher gegangen ist.

Sodann muß bedacht werden, daß die Umstände für die Erhaltung der Kupferfunde weitaus ungünstigere gewesen sind, als für jene aus Stein und selbst für jene aus Bronze. Das Kupfer ist ja anfänglich überhaupt nicht in großer Menge zur Verfügung gestanden und nur ganz allmählig vermochte sich der Mensch in den Besitz desselben zu setzen. Dem natürlichen Gange der Entwicklung gemäß sind daher die Kupfergeräthe überhaupt wenig zahlreich gewesen; sie waren gewiß auch sehr kostbar und wurden demnach auch sorgfamer in Acht genommen und vor Verlust bewahrt, als die leicht ersetzbaren Steingeräthe oder späterhin die schon häufigeren Bronze-Geräthe. Die Kleinheit der Gegenstände und ihre geringe Zahl ermöglichten deren Rettung auch bei einem hereingebrochenen Unglücke, z. B. bei einer Feuersbrunst, die so viele urgeschichtliche Ansiedlungen zerstörte und mit ihrem Inhalte dem See Grunde oder dem Erdboden über-

<sup>1</sup> In meiner Sammlung allein befinden sich drei Stück.

<sup>2</sup> Vgl. die vorgeschichtl. Zeit, Bd. I, S.

lieferte Gräber aus dieser Zeit mit Beigaben für die Verstorbenen sind ebenfalls sehr selten. Aber gerade die Dinge, die verloren oder sonst irgendwie dem Besitze der Lebenden entzogen wurden, sind es, welche unsere Sammlungen füllen.

Es ist ferner zu berücksichtigen, daß unbrauchbar oder auch nur schadhafte gewordene Kupfergeräthe nicht, wie das zumeist mit den Steinernen geschah, weggeworfen wurden. Auch eine kleine Menge Kupfer behielt ihren Werth und die aus diesem Metalle verfertigten Dinge sind, sobald sie abgenutzt waren, sicherlich durch Umschmelzen wieder erneuert worden.

Diesem Schicksale des Umschmelzens sind endlich alle noch im Besitze der Menschen befindlich gewesenen Gegenstände aus Kupfer überhaupt verfallen, als die Kenntnis der Bronze-Mischung sich verbreitete, da sie nimmlich bei Zusatz von Zinn oder selbst nur von schon gemischter Bronze durch den nicht schwierigen Umguß in Geräthe von unvergleichlich besserer Beschaffenheit verwandelt werden konnten. Auf diese Weise ist sicherlich nicht das geringste Stückchen Kupfer, über das man verfügen konnte, erhalten geblieben; alle Kupfergeräthe, auch die noch brauchbaren, wurden nach und nach in Bronze-Geräthe umgewandelt, wogegen man sich in demselben Maße, als man sich mit letzteren versehen konnte, der Steingeräthe geringschätzig entäußerte.

Während auf diese Art alle Kupfergeräthe verschwanden und uns nur die wenigen erhalten werden konnten, welche schon vor der Kenntnis der Bronzelegirung dem Besitze der Menschen entzogen waren, sind umgekehrt von den Steingeräthen nur sehr wenige wirklich vernichtet worden, und während wir jetzt in den Wiederbesitz von Tausenden der letzteren kommen, können wir dem natürlichen Vorgange gemäß überhaupt nur eine verhältnismäßig geringe Zahl kupferner Gegenstände wieder zu erlangen hoffen.

Dazu kommt endlich, daß die Bedeutung der anscheinend geringen Zahl von Geräthen aus Kupfer durch die Mannigfaltigkeit der Verwendung dieses Metalles ergänzt wird. Der Mondsee lieferte allein, wie bereits angeführt wurde, Beile, Dolche, Spiral-Scheiben, Pfriemen, Fischhaken; andere Fundorte ergaben Beile, Meißel, Messer, Sicheln, Dolche, Pfeilspitzen, Lanzen spitzen, Pfriemen, Nadeln, Armbänder, Armspiralen, Spiralperlen, Ohrringe, Pinzetten, Schalen und Kupferkuchen, also einen der damaligen Entwicklungsstufen entsprechenden und für die Lebenszwecke ausreichenden Bestand von Handwerksgeräth, durch den die allgemeine und über ein großes Ländergebiet verbreitete Verarbeitung des Kupfers zu Werkzeugen, Waffen und Schmuck aller Art, damit aber zugleich auch die nicht mehr so ganz geringe Menge desselben, welche zur Verfügung gestanden war, nachgewiesen wird.

Ueberblicken wir die im Vorstehenden angeführten und näher besprochenen gesammten Funde von Gegenständen aus ungemischtem Kupfer, so zeigt sich, daß die Völker Mittel-Europas noch vor dem Ende der sogenannten jüngeren Steinzeit — es bleibe noch unentschieden, ob schon von deren Beginn an oder erst im Verlaufe derselben — in der Kenntnis und im Besitze des Kupfers gewesen sind, welches sie zur Anfertigung von Werkzeugen, Waffen und Schmuck verwendeten. In dieser Zeit scheint in den bisher ge-

nannten Ländern, also von den Ufern des Bosphorus und von den Inseln des griechischen Meeres bis zur Ostsee und zum großen Ocean hin, in den Alpen, auf der kimbrischen, wie auf der italischen und iberischen Halbinsel ein ziemlich gleichartiger Culturzustand geherrscht zu haben, der sich nicht bloß durch den gemeinsamen Gebrauch des ungemischten Kupfers, sondern auch durch eine nahe Uebereinstimmung der daraus verfertigten Gegenstände und ganz insbesondere durch die über die inneren Theile dieses Gebietes verbreitete Verwandtschaft der Thongefäße charakterisirt.

Das hohe Alter des Kupfers im Haushalte des urgeschichtlichen Menschen in Europa und dessen Priorität vor allen übrigen Metallen, sowie die zeitliche Gemeinsamkeit aller daraus verfertigten Gegenstände werden indess nicht bloß durch deren örtliche Vereinigung mit Steingeräthen oder anderen Objecten der Steinzeit an der Fundstelle, wie sie für viele Funde nachgewiesen worden ist, sondern auch durch die Eigenschaften der Funde selbst unzweifelhaft gemacht.

Eine der charakteristischen und fast allen Kupfergegenständen gemeinsame Erscheinung ist der Mangel der Ueberarbeitung (Ciselirung). Wenn man eine Reihe dieser Kupfergegenstände vor sich hat, so fällt zunächst auf, daß weitaus die meisten von ihnen, selbst kleinere Gegenstände z. B. Nadeln, mögen sie im Wasser oder im Erdreich gelegen sein, keine oder doch nur eine schlechte Patina haben. Alle aufmerkamen Beobachter, wie *Lisch, Wilde, Freih. v. Sacken, Virchow* heben diese Erscheinung hervor. Sie ist zum großen Theile dem Umstände zuzuschreiben, daß die Kupferfachen noch die Gußhaut an sich tragen, welche bekanntermaßen alle Metalle gegen die Oxydirung widerstandsfähiger macht. Die Gußhaut verräth sich aber auch durch alle ihre übrigen Merkmale, insbesondere durch die unebene, abwechselnd glattere und rauhere, zuweilen selbst wie gefaltete und auch härtere Oberfläche.

Daß sammtliche Kupfergeräthe mittels des Gußes erzeugt worden sind und nicht wie die nordamerikanischen durch Treiben aus formlosen Klumpen, ist kaum zu bezweifeln. Dies bezeugen schon die zahlreichen Schmelzschalen oder Gußöffel und die Kupferschlacken aus den Ansiedlungen, sowie das in feiner Gußform steckende Beil von Sipplingen. Erstere waren nicht zum Schmelzen und Gießen eines großen Quantum bestimmt; ihr Fassungsraum war eben hinreichend für ein Beil oder zwei bis drei kleinere Stücke. Wäre die Formgebung durch Schmieden erfolgt, so müßten wir in jenen Ansiedlungen, wo sich die Verarbeitung des Kupfers nachweisen läßt, auch zum Schmieden vorbereitete Stücke finden, wovon jedoch keine Spur vorhanden ist. Es soll damit nicht bestritten werden, daß der anfänglich sicher auch recht unvollkommenen Formgebung durch den Guß mit dem Hammer nachgeholfen worden ist. Es finden sich in der That häufig die Merkmale der Hammerschläge und es scheinen in dieser Weise die mitunter gut gebildeten Kanten nachgearbeitet worden zu sein; allein durch das Hämmern wurde die Gußhaut nicht entfernt, sondern nur flach geschlagen und geglättet.

Was zur Unterlassung der Ciselirung bewogen haben mochte, ist nicht vollkommen klar, da es ja die



Steinzeitleute schon trefflich verstanden hatten, ihre sonstigen Geräthe und selbst so ausnehmend harte und zähe Steine, wie den Flint, Jaspis, Jadeit, Nephrit, u. f. w. zu schleifen und zu poliren. Es hat also nicht am Wissen und Konnen gefehlt und mögen sonach andere, vielleicht Zweckmäßigkeitsgründe maßgebend gewesen sein. Die Schneide der Kupferbeile scheint oster durch Hammern als durch Schleifen erzeugt und erneuert worden zu sein, wobei die Wahrnehmung bestimmend sein mochte, dafs die gehammerte Schneide dauerhafter war. Man hat sicher auch beobachtet, dafs die Gußhaut härter und gegen Schlage und Oxydirung widerstandsfähiger ist, als das reine Metall und hat sie aus diesem Grunde belassen, vielleicht auch zum großen Theile durch die Erwägung veranlafst, dafs durch die Ciselirung immer auch eine bestimmte Menge des noch so kostbaren Stoffes verloren gehen mußte.

Da jedoch die Bronze-Geräthe mit wenigen Ausnahmen nach dem Gue überarbeitet worden sind, so wäre es geradezu unerklärlich, warum man das bei den Kupfergeräthen unterlassen haben sollte, wenn diese einer ebenso späteren oder noch späteren Zeit angehören würden, in welcher ein in jeder Richtung vollständiger Apparat zur Bearbeitung der Metalle dem Menschen zur Verfügung stand. Wir dürfen also mit einigem Rechte aus der Unterlassung der Ciselirung gegenuber den ciselirten Bronze-Geräthen auf eine primitivere Art der Metallurgie überhaupt und daher auch auf eine frühere, der Bronzetechnik im allgemeinen vorangehende Zeit schließen.

Der Mangel der Ciselirung zeigt sich ferner nicht bloß bei den kupfernen Flachbeilen, auch die complicirteren Doppelaxte und Hammerbeile wurden in dem Zustande belassen, in welchem sie aus der Gußform gekommen waren. Die auf diesen Mangel gegründete Schlußfolgerung auf eine noch nicht völlig ausgebildete Bearbeitung der Metalle und auf eine der entwickelten Bronzetechnik vorhergehende Zeit darf daher selbst vor den hubseln Doppelaxten nicht Halt machen und muß sie eben derselben Zeit zuweisen wie die einfachen Flachbeile.

Eine wesentliche Stütze findet diese Folgerung durch die weitere Thatfache, dafs die Kupfergegenstände, ohne Unterschied ob Werkzeug oder Waffe oder Schmuck, gleichwie ohne Ciselirung so auch ohne Ornamentirung belassen worden sind.

Wenn man mit den völlig schmucklosen Kupferfachen der oberösterreichischen oder krainischen Pfahlbauten, der untersten Städte von Troja, der Gräber von Alambra, ja selbst mit den schonen ungarischen Aexten den Reichthum der Ornamente an den gleichzeitigen Thongefafen vergleicht, so muß deren Mangel bei jenen in hohem Grade auffallen und dies umso mehr, als viele der älteren Bronze-Gegenstände z. B. jene aus den schweizerischen Pfahlbauten sofort wieder in mannigfaltiger Weise verziert sind. Halt man dazu, dafs die Liebhaberei, sich selbst und sein Gerath herauszuputzen, bei weniger cultivirten Völkern und in primitiven Zuständen überhaupt eine große ist, wie dies speciell für die in Rede stehende Zeitperiode durch den Reichthum an Schmuckfachen nachgewiesen wird, so darf man die Unterlassung der Ornamentirung der Kupfergerathe nicht dem Mangel

am Wollen, sondern muß ihm den Mangel am Konnen zuschreiben.

Es ist durch die neueren Untersuchungen hinlänglich erwiesen und bekannt, dafs die Anbringung der Ornamente an den Bronze-Gegenständen mit bedeutenderen Schwierigkeiten verbunden war, als es den Anschein hat. Sie wurden nämlich entweder angegossen, mußten also vorher schon in die Gußform eingezeichnet sein, oder sie wurden nach dem Gue durch Einschlagen mittels bronzener Punzen oder Graviren mittels stählerner Stichel hervorgebracht.<sup>1</sup> Die erste Ornamentirungsweise setzt eine vorzügliche Fertigkeit im Modelliren voraus, einerlei, ob die Ornamente in die Gußform eingezeichnet oder am Wachmodell angebracht werden, welches zur Anfertigung der Form dient, und in gleichem Maße erfordert der Guß derartig ornamentirter Gegenstände eine große Geschicklichkeit und Erfahrung. Die nach dem Gue auszuführende Ornamentirung aber verlangt sehr vollkommene Werkzeuge, wozu nur Bronze, die sich schon durch bloßes Hammern in verschiedenen Hartegraden herstellen laßt, oder Stahl geeignet erscheinen. Die Ueberwaltigung der mit beiderlei Vorgängen verbundenen Schwierigkeiten war den Leuten, die ja hauptfachlich doch nur steinerne und knöcherne Werkzeuge zur Verfügung hatten, umso weniger möglich, als sie auch ihrem vorzüglichsten Materiale, dem reinen Kupfer, keinen höheren als den natürlichen Hartegrad zu geben vermochten und so blieben ihre Beile, ihre Dolche, ihre Armspiralen unverziert. Und in der That entsprechen der Mangel der Ciselirung und des Ornamentes, sowie das im allgemeinen einfache Aeuere der aus ungemischtem Kupfer verfertigten Erzeugnisse nach dem natürlichen Gange der Entwicklung weitaus mehr einem früheren Stande der Metallurgie; in einer späteren Zeit, etwa während der Blüthe der Bronze-Aera oder gar am Ende derselben, wohin einige Gelehrte die Kupfergegenstände versetzen, wären sie unerklärlich. In dieser jüngeren Zeit beherrschten die Menschen nicht nur die ganze Gutechnik, sie verfügten auch über einen Schatz von Ornamentmustern, sowie über eine große Zahl vortrefflicher und mannigfaltiger Werkzeuge, mit denen die Bearbeitung und insbesondere die Herstellung der Verzierungen der Kupfergerathe eine Leichtigkeit gewesen wäre. Es bliebe sonach ganz räthselhaft, warum das weiche, leicht zu bearbeitende Kupfer ohne Verzierung geblieben ist, während man in derselben Zeit die Bronze-Gegenstände mit reichen Ornamenten zu bedecken verstanden hat.

Einzelne Falle von Ornamentirung mögen wohl bei den, in der Ausbildung der Form vorgeschrittenen kupfernen Doppelaxten vorkommen, doch sind diese außerhalb des russisch-sibirischen Fundgebietes wahrscheinlich auerst seltene Erscheinungen, die sicherlich schon einer entwickelteren Betriebsperiode und demnach ohne Zweifel jenem Zeitabscnitte angehören, in welchem die Bronze schon einige Verbreitung gefunden hatte. In dieser Zeit des Ueberganges vom Kupfer zur Bronze mögen immerhin einzelne Stücke nach dem Muster der bronzenen ornamentirt worden sein; es sind aber jedenfalls sehr seltene Ausnahmen,

<sup>1</sup> *Die Ornamente der Metallgegenstände*, Wien, 1. Auflage, G. 1871, S. 64. *Handbuch der Archäologie*, 1. Auflage, S. 53.

welche das entscheidende Gewicht der allgemein gültigen Thatsache nicht vermindern können.<sup>1</sup>

Das hohe Alter der Kupferfunde ergibt sich ferner nicht bloß aus äußeren Umständen, nämlich aus dem vielfach nachgewiesenen gemeinsamen Vorkommen mit Steingeräthen an den Fundorten und aus der in mehrseitiger Richtung noch unentwickelten metallurgischen Technik; es läßt sich auch ein bestimmter ausgeprägter innerer, d. i. geistiger Zusammenhang zwischen ihnen und den Steingeräthen nachweisen. Er liegt in der Gemeinsamkeit der Formen, welche der Mensch beiden verliehen hat.

Faßt Alle, welche von dem Funde kupferner Beile berichten, machen auf die auffallende und ihnen oft sonderbar vorkommende Erscheinung aufmerksam, daß dieselben vollkommen die Gestalt der Steinbeile haben, und wie diese jeder besonderen Vorrichtung zum Schäften, also insbesondere eines Schaftloches oder feitlicher Schaftlappen entbehren. Dieses Verhältnis ist schon so oft beobachtet worden, daß es als eine allgemein bekannte und sichergestellte Thatsache betrachtet werden darf. Es ist also nicht notwendig auf die Gegenstände dieser einfachsten Art im einzelnen einzugehen. Die Formenverwandtschaft zwischen Stein- und Kupfer-Erzeugnissen läßt sich aber auch bei Gegenständen anderer Art nachweisen und hierbei mochte ich in Folge des Widerspruchs Einzelner, insbesondere *Evans*'s, welcher beim VIII. internationalen Anthropologen-Congresse — wohl im Anblicke der zahlreichen kupfernen Doppelaxte und Hammerbeile des Budapester-Museums — diese Formenverwandtschaft bestritt, etwas länger verweilen.

Wenn von einer Gemeinsamkeit der Formen von Gegenständen aus Kupfer und Stein gesprochen wird, so ist selbstverständlich, daß man sie nur bei jenen Objecten erwarten darf, die aus beiden Stoffen erzeugt werden konnten. Es ist begreiflich, daß das Kupfer wegen seiner großen Geschmeidigkeit und Zähigkeit sofort nach seiner Aufnahme in den Gebrauch und alsbaldigen Erkenntnis dieser Eigenschaften zu ganz neuen Typen führen mußte; für dünn ausgehämmerte Bleche und Drähte, alle spiralförmig gerollten und gedrehten Gegenstände, wie z. B. Arm-Spiralen, lockenartige Spiralperlen, oder Rohren, Spiral-Scheiben werden wir vergeblich analoge Stücke aus Stein oder Knochen suchen. Aber schon zwischen den kupfernen Dolchen und den zahlreichen aus Feuerstein geschlagenen Dolchen und Lanzenspitzen läßt sich eine nähere Uebereinstimmung nicht verkennen; freilich gestatteten auch hier die Eigenschaften des Kupfers sofort eine vollkommene Ausführung bei weitgehender Ersparung an Material.

Mit aller Entschiedenheit tritt jedoch die Verwandtschaft zwischen den kupfernen Beilen und den polirten Steinbeilen hervor. Die Steinbeile lassen sich nach ihrem wesentlichsten und auch für ihren Zweck maßgebenden Merkmale in gebohrte und ungebohrte

untercheiden; letztere, kurzweg Steinbeile genannt, haben die bekannte keilförmige, also physikalisch einfachste Gestalt aller Werkzeuge, entbehren einer besonderen Vorrichtung zum Schäften, sind aber trotzdem die wirksamsten, wichtigsten und darum verbreitetsten und zahlreichsten aller Steingeräthe. Weil bei ihnen einzig ein zweckentsprechender Gebrauch beabsichtigt wurde, so war die Rücksicht auf ihre Wirksamkeit die maßgebende, und deshalb vermiffen wir, von der oft sehr vollständigen, oft aber auch nur theilweisen Glättung abgesehen, nicht nur jede Verzierung an ihnen, sondern auch einen weiter, als durch ihren Zweck bedingten Wechsel der Form, in der sie verharren, bis sie durch die metallenen Beile ganz und gar außer Gebrauch gesetzt werden.

Anders ist es bei den gebohrten Steinbeilen, die wir im allgemeinen als Hämmer bezeichnen. Während die Gestalt der einfachen Steinbeile ihres Gebrauchszweckes willen nicht nur durch die beabsichtigte Wirksamkeit, sondern auch durch die nothwendige Widerstandsfähigkeit bedingt war, tritt bei den Steinhämmern die Rücksicht auf diese letztere Eigenschaft augenscheinlich zurück, da durch die Bohrung des Loches der Körper dieser Geräthe geschwächt und umso gebrechlicher wurde, als für sie eben der Bohrung halber keine so harten oder zähen Gesteinsarten, wie etwa Feuerstein, Nephrit, Jadeit und andere verwendet werden konnten, welche die einfachen Beile fast unverwundlich machen.

Aus diesem Grunde hat es den Anschein, als ob die gebohrten Steinhämmer nicht als Geräthe für Arbeitszwecke, als Werkzeuge, sondern als Waffen gedient hätten, was umso wahrscheinlicher ist, als bei denselben nur in sehr seltenen Fällen Spuren einer eigentlichen Abnutzung nachzuweisen sein werden. Bei der allen Völkern gemeinsamen Neigung, die Waffen in einem viel größeren Maße formschön zu gestalten, als es bei Werkzeugen geschieht, wird es dann klar, warum auf die Verfertigung der Steinhämmer eine ganz besondere Mühe verwendet worden ist. Den meisten derselben wurden nicht nur auf der ganzen Oberfläche eine sorgfältige Glättung gegeben, es offenbart sich an ihnen auch im Gegenfatze zu den Steinaxten eine solche Mannigfaltigkeit, Schönheit und selbst Zierlichkeit der Form, daß sie unser gerechtes Staunen erregen; ja das Streben nach einer schönen und selbst absonderlichen Gestaltung geht sehr oft so weit, daß manche Hämmer, abgesehen von ihrer nunmehrigen gänzlichen Unbrauchbarkeit als Werkzeug, schließlich wegen ihrer allzu künstlichen Gestalt und der dadurch bedingten Gebrechlichkeit auch nicht mehr als wirkliche Kriegswaffen, sondern nur als Prunkwaffen gedient haben konnten.

Es ist nun im vorhinein klar, daß die weitaus überwiegende Zahl der menschlichen Geräthe Werkzeuge sind und deshalb treten uns auch auf allen urgeschichtlichen Fundstätten der jüngeren Steinzeit die einfachen keilförmigen Beile, die wir einem vorangehenden Beispiele folgend wegen des schon angedeuteten Mangels der Schaftlappen oder der Schafröhre Flachbeile nennen wollen, am häufigsten entgegen. In demselben Verhältnisse sind auch unter allen Kupferfunden die Beile und unter diesen die Flachbeile am häufigsten vertreten, das heißt die meisten kupfernen Beile haben

<sup>1</sup> Als solche Ausnahmen ließen sich die beiden Goldscheiben aus dem Seite VII angeführten Stollhofer Funde bezeichnen; wie jedoch dort bemerkt wurde, ist die Art dieser Verzierung eine sehr primitive und in der Steinzeit nicht selten vorkommende. Man vergl. Dr. R. Köhls, Der Bernsteinfund der Steinzeit in Beiträgen zur Naturk. Preußens, 1872, Taf. II Fig. 22, 23, Taf. III, Fig. 27. *M. z.* Pfeilbau im Mondsee, Mitth. der Wiener Anthropol. Ges. VI. Bd., Taf. IV, Fig. 1. Eine mit feiner Verzierung tragt auch eine aus Ungarn stammende Doppelaxt, (*Gab.*, *et. al.*, *de Montillet*, Musée préhist. pl. XCIV, Fig. 1171), von der übrigens, da eine chemische Analyse nicht vorliegt, nicht mit Sicherheit gesagt werden kann, daß sie aus unvermishtem Kupfer bestehe.

fowenig wie die einfachen Steinbeile Schafttröhren oder Schaftlappen oder eine andere Vorrichtung zum Befestigen der Handhabe, ahmen also in aller und jeder Beziehung die Form der Steinbeile nach.

Es ist natürlich, daß sich hierbei die besonderen Eigenschaften des Kupfers unabweislich geltend machen, indem insbesondere dessen Zähigkeit gestattete, den Körper des Beiles dünner als den der gewöhnlichen Steinbeile herzustellen, wodurch nicht nur Material erspart, sondern selbst die Wirksamkeit des Werkzeuges erhöht wurde. Wie sehr das in der Natur der Dinge liegt, zeigen schon die Feuersteinbeile, noch mehr aber die aus Jadeit und Nephrit verfertigten Beile, welche letztere insbesondere wegen der außerordentlichen Zähigkeit dieser Gesteinsarten sofort um vieles dünner werden, als die in unseren Pfahlbauten gewöhnlichen Steinbeile aus Serpentin. Abweichungen von der einfachen Form der Flachbeile aus ungemischtem Kupfer sind außerhalb des russisch-sibirischen Kulturkreises äußerst seltene Vorkommnisse. Nur in Ungarn ist eine etwas größere Anzahl von Kupferbeilen mit Schaftgrat und mit Schaftlappen gesammelt worden,<sup>1</sup> es muß aber sofort beigefügt werden, daß sowohl die Grate als die größeren Lappen durch Hammern der schmalen Seiten des Beiles ausgetrieben, nicht zugleich mit dem Guße hergestellt worden sind, eine Thatfache, welche für sich allein schon für ein höheres Alter als das der ähnlichen Bronze-Beile spricht. Von Kupferbeilen mit Schafttröhren (Dülle) sind bis jetzt überhaupt nur zwei Stücke bekannt, von denen eines sich im Museum zu Budapest, das andere in Dublin befindet.

*Gabriel de Mortillet*, *Chantre* und andere Gelehrte sind der Meinung, daß die prähistorischen Kupfergeräthe und ganz insbesondere die kupfernen Flachbeile in Europa einer sehr späten Zeit angehören, ja sogar noch jünger seien, als selbst die jüngsten Formen der Bronzebeile.<sup>2</sup> *Gabriel de Mortillet* stellt nämlich für Frankreich, die Schweiz und Belgien folgende Entwicklungsreihe der Beile auf:<sup>3</sup>

- Haches à bords droits, les premières employées.
- Haches à talons.
- Haches à ailerons.
- Haches à douille.
- Haches votives, déjà de l'âge du fer.
- Haches plates plus récentes encor.

Die Flachbeile (haches plates) standen also als jüngste Erscheinung in dieser Reihe. Zur näheren Erklärung fugt *Mortillet* wörtlich folgendes bei: „Ces haches plates sont, sinon toutes, au moins presque toutes en cuivre au lieu d'être en bronze. — Enfin, que les objets en cuivre d'Europe sont de beaucoup postérieurs à ceux de l'âge du bronze. Ce n'est donc pas en Europe, qu'a eu lieu la découverte et le premier emploi du métal.“ In gleicher Weise wie für die genannten Länder erklärt er die kupfernen Flachbeile auch in Italien als jüngste Erscheinung unter allen Beilen mit den Worten: „Comme en France elles sont

généralement en cuivre et paraissent bien plus récentes que les haches de bronze“.

Wie man sieht, gründet sich die aufgestellte Reihenfolge auf das Fortschreiten von der einfachsten zur vollkommensten Form, ein Vorgang, gegen den sich nichts einwenden läßt, wenn er folgerichtig durchgeführt wird. Allein indem *Mortillet* die an primitiver Gestalt alle Bronze-Beile übertreffenden kupfernen Flachbeile tief in die Eisenzeit herabrückt, gerath er im Gegenfatze zu *Wilde*, welcher ihnen ihrer Einfachheit wegen das höchste Alter zuweist, mit seinem eigenen, der aufgestellten Entwicklungsreihe zu Grunde liegenden Principe in Widerspruch.

Die Behauptung *Gabr. de Mortillet's*,<sup>4</sup> daß die kupfernen Flachbeile in jener späten Zeit, die er ihnen zuweist, die Stelle von Münzen vertreten haben, hat weder er selbst begründet, noch läßt sie sich überhaupt begründen. Wir müßten sie in diesem Falle öfter, namentlich bei Sammelerzen (aes collectaneum) oder verborgenen Schätzen (Dépôts) gefunden haben; es spricht dagegen auch noch insbesondere bei den Stücken aus den Pfahlbauten die sorgfältig hergestellte Schneide und die im Pfahlbaue vom Mondsee zahlreich gefundenen hölzernen Beilschäfte,<sup>5</sup> die nur für die dünnen Kupferbeile, nicht aber für Steinaxte geeignet waren, weil keine der letzteren in dem schmalen Einschnitte Platz gefunden hätte, und die sonach beweisen, daß die Kupferbeile wirkliche Werkzeuge waren. Ueberdies zeigen hunderte von Pfählen und anderen Stücken bearbeiteten Holzes Hiebflächen von solcher Tiefe und Glätte, daß sie unmöglich mit Steinbeilen und nur mit den schneidigeren und wirksameren Kupferbeilen hervorgebracht sein konnten.

Ebenso entschieden gegen *Mortillet's* Meinung sprechen natürlich alle anderen in Gesellschaft der Flachbeile gefundenen Kupfergegenstände mit bestimmtem besonderen Gebrauchszwecke, oder sind die kupfernen Dolche, Nadeln, Fischhaken, Sichel und andere Dinge, die in örtlicher Gemeinamkeit mit den kupfernen Flachbeilen in den Gräbern Kyperns wie in den Pfahlbauten der Alpen sich fanden, auch Münzen gewesen?

Man muß aber auch fragen, wie es komme, daß man diese Kupferbeile, mögen sie nun Werkzeuge oder Münzen gewesen sein, noch niemals mit Gegenständen aus der Bluthzeit der Bronzetechnik, also mit getriebener Bronze oder mit Eisen zusammen gefunden hat, während sie in Gesellschaft von Steingeräthen doch schon so oft wirklich gefunden worden sind.

Wenn *Lubbock*,<sup>6</sup> der die Kupferaxte ebenfalls einer späteren Zeit zuweist, meint, daß die Einfachheit derselben eine Folge der schwierigen Arbeit des Kupfergießens sei, durch die sich die Arbeiter an eine möglichst ungekünstelte Form gebunden haben, so vergißt er, daß sie ja in der angeblich späteren Zeit auch schon die complicirten, mit einem Schaftloche versehenen, wirklich kunstvollen und schon getornen

<sup>1</sup> Mir sind nur zwei Kupferbeile bekannt, welche sich hiergegen anführen lassen u. z. das schon erwähnte, angeblich aus einem etruskischen Grabe stammende Flachbeil und eine Doppelparallelschabe von Domahid (*Freih. v. Pulszky*, a. a. O. S. 27). Ersteres ist wie schon bemerkt wurde ohne Zweifel als damals schon unverständlicher oder Fund und localer Gegenstand in's Gräb gegeben, aber auch die Spiral-Schabe von Domahid ist als ein altes zufälliges Fundstück zu betrachten, das zu anderen offenbar zum Untertumel ein bestimmtes Stückchen als Sammlung gelangt worden war.

<sup>2</sup> *Mach*, Pfahlbau im Mondsee. *Monatsh. d. Wiener Anthropol. Ges. Band*, VI. *Tab. II*, Fig. 19, 20.

<sup>3</sup> *Lubbock*, Die vorgeschichtliche Zeit. *Bd. I*, S. 10.

<sup>4</sup> *Pulszky*, a. a. O. *Tab.* Seite 47 und 87.

<sup>5</sup> Näheres hierüber in dem Berichte von *Schaffhausen* über den IX. internationalen Congress für prähist. Anthropologie zu Lausanne. *Archiv*, *Bd. XIII* und *Vierteljahr. Ueber den intern. prähist. Congress zu Lausanne*. *Zeit schrift für Ethnologie*, Jahrg. 1880, S. 152. Ferner *Gabr. de Mortillet*, *Musee préhistorique*, *Pl. XCIII* et *XCIV*.

<sup>6</sup> *Gabr. de Mortillet*, *Classification et chronologie de haches en bronze*. *Matériaux*, V. p. 450. *Revue*, An. 1881, p. 71.

Doppelaxte aus Kupfer hergestellt haben, also in dem Guß der einfacheren Beile mit einer Dulle keine Schwierigkeit hatten finden können.

Wenn endlich andere Forscher, wie z. B. *Evans* sagen, daß das reine Kupfer nur aushilfsweise, also nur in augenblicklicher Ermanglung von Zinn verwendet worden ist, so wurde man damit, weil wir vernünftiger Weise aus der gleichen Form aller über einen großen Theil Europas zerstreut gefundenen kupfernen Flachbeile auf deren Gleichzeitigkeit schließen müssen, auch aussprechen, daß das Zinn überall in der gleichen Zeit gefehlt habe und auf diese Weise eben das zugeben, was man bestreiten will, daß man nämlich fast in ganz Europa zu einer gewissen Zeit sich ausschließlich des reinen Kupfers zur Anfertigung von Werkzeugen bedient habe; *Evans* laßt uns eben nur darüber in Zweifel, in welcher Periode dies gewesen sei. Da nun die Gleichzeitigkeit so vieler Kupferbeile mit den Steingeräthen überhaupt eine zweifellose ist, wie z. B. in den Pfahlbauten nachgewiesen wurde, so würde sich diese zugleich abgelehnte und unbewußt doch zugestandene Periode der Verwendung ungemischten Kupfers unmittelbar an die Zeit der Steingeräthe anschließen, was ja auch unsere Meinung ist.

Wollte man dagegen doch an der Behauptung festhalten, daß das Zinn an den verschiedenen Fundorten der Kupfergeräthe nicht gleichzeitig gefehlt habe, sondern bald da bald dort, bald früher bald später, dann müßten wir mit Entschiedenheit Antwort auf die Frage verlangen, wie es sich erkläre, daß man an all diesen über einen so großen Kreis zerstreuten Orten und in all diesen verschiedenen Zeiten immer wieder auf den Gedanken gekommen ist, Kupferbeile gerade in der primitiven Form der, der Erinnerung der Menschen längst entschwundenen Steinbeile und nicht in der Form der zur Zeit gerade im Gebrauche befindlichen viel vollkommeneren Beile aus Bronze oder Eisen zu verfertigen?

Man wird uns bei der Beantwortung dieser Frage voraussichtlich auf eine ganze Reihe von kupfernen Beilen verweisen, welche nicht nur eine sehr vorgeschrittene Fertigkeit in der Kunst des Gießens, sondern auch sehr entwickelte Formen zeigen, denen die mancher Bronzeobjecte in der That, wie *Evans* behauptet, ziemlich nahe stehen, doch nicht, wie sofort bemerkt werden muß, als identisch an die Seite gestellt werden können. Es sind dies überhaupt seltener und nur auf beschränkteren örtlichen Gebieten, vorwiegend in Ungarn und Rußland vorkommende Beile, deren gemeinsames Merkmal ein quer durch den Körper gehendes Schaftloch ist. Die Kupferbeile dieser Art entsprechen den mit einem Schaftloche versehenen Steinhammern und verhalten sich zu den Flachbeilen, wie die Steinhammer zu den gewöhnlichen keilförmigen Steinbeilen. Man kann zwei Grundtypen unterscheiden. Einige haben nämlich einerseits eine mit dem Schaftloche parallel laufende Schneide, und schließen andererseits mit einem der Rundung des Schaftloches sich anschließenden Nacken oder mit einer stumpfen oder etwas hinausgezogenen Platte ab; man konnte diese Formen unter dem Namen Hammerbeil zusammenfassen. Andere haben auf den entgegengesetzten Seiten zwei parallele oder rechtwinklich sich kreuzende Schneiden; die in diese Form zusammenfallenden

Stücke werden meistens Doppelbeile oder Doppelaxte genannt.<sup>1</sup> Es laßt sich nicht leugnen, daß die Kupferbeile dieser Art in ihren verschiedenen Variationen eine höhere Kunstfertigkeit im Modeln und Gießen und einen entwickelten Formeninn bezeugen und auf den ersten Blick den verwandten Doppelaxten aus Bronze viel näher zu stehen scheinen, als den Steinbeilen. Führen wir jedoch die kupfernen Doppelaxte auf ihre Grundform zurück, so haben wir den gehobten Steinhammer vor uns. Wir haben aber bereits Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß schon die Steinhammer in den mannigfaltigsten und dem widrigen Materiale zum Trotz selbst zierlichsten Formen hergestellt wurden, so daß wir namentlich in den nordischen Funden für die in der That sehr vorgeschrittenen und oft sehr gefälligen kupfernen Doppelaxte die entsprechenden Vorbilder aus Stein aufzufinden vermögen, deren Umrisse von denen mancher kupferner kaum unterschieden werden können.

Aber auch Ungarn selbst, vielleicht das reichste Fundgebiet der letzteren, und benachbarte Fundorte, insbesondere die oberösterreichischen Pfahlbauten, lieferten Steinhammer in so schonen und schwungvollen Formen, daß auch diese ganz gut als Vorbild gedient haben können; einige derselben braucht man sich nur etwas schlanker gestaltet zu denken, wozu das Kupfer wegen seiner Zähigkeit und Geschmeidigkeit und wegen seiner anfänglichen Seltenheit naturgemäß führen mußte, um sie den schönsten ungarischen kupfernen Doppelbeilen an die Seite stellen zu können.

Die nebenstehenden Abbildungen zeigen dies auf das Deutlichste. Fig. 35 stellt einen bei Damme (Oldenburg) gefundenen Steinhammer dar, dem sich feiner



Fig. 35.

Form nach ein in Ungarn gefundener Beilhammer aus Kupfer (Fig. 36) an die Seite setzen laßt. Dasselbe

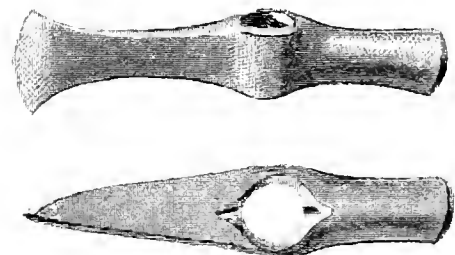


Fig. 30.

laßt sich von einem bei Friedberg gefundenen Hammer (Fig. 37) (mit scharfen Kanten der Seitenflächen im Gegenätze zu der abgerundeten Form des vorigen)

<sup>1</sup> Alle hieher gehörigen Aänderungen der complicirten Kupferbeile sind in erschöpfender Weise zur Anschauung gebracht in *Franz v. Pulszky's* mehrfach bezogenen Werke über die Kupferzeit in Ungarn, dann bei *Ferd. Keller*, Pfahlbauten V. Bei., Taf. VII. *L. Lindenföhr*, Die Alterthümer und heidn. Vorzeit, Bd. I, Heft IV, Taf. 2, Fig. 2, 4, Bd. II Heft III, Taf. 2, Fig. 3, 4, 5, 6, 15, 16, *Gabr. et Abr. de Mortillet*, Musee prehistorique, Pl. XCIV, Fig. 1167, 1170, 1171, 1174, 1175. Die Fig. 1169, 1172 und 1173 stellen analoge, jedoch eigentlich nicht dem örtlichen Gebiete unserer Betrachtungen angehörige russische und sibirische Typen dar, auf die wir übrigens noch zurückkommen werden.

und einem gleichfalls aus Ungarn stammenden kupfernen Beilhammer (Fig. 38).

Fig. 39, zeigt eine bei Kladow (Mecklenburg-Schwerin) gefundene steinerne Doppelaxt im Vergleich zu einer kupfernen Doppelaxt aus Ungarn (Fig. 40).

Welch' weitgehender Entwicklung die Form der Steinhammer fähig war, ist an den neben abgebildeten dänischen Fundstücken (Fig. 41 und 42) ersichtlich. Solchen in ihrer Art durchaus nicht seltenen Stücken steht eines der formvollendeten ungarischen Beilhammer (Streithammer) aus Kupfer (Fig. 43) keineswegs fremd gegenüber, ja bei Figur 41 zeigt sich sogar ein Ansatz zu einer über das Schafloch hinausgehenden Dulle.



Fig. 37.

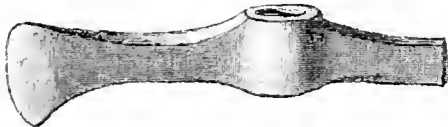


Fig. 38.



Fig. 39.



Fig. 40.

Bei dieser Gegenüberstellung ist ausdrücklich zu bemerken, daß es sich hierbei keineswegs um seltene Erscheinungen handelt, es könnten vielmehr diese Belege um ein vielfaches vermehrt werden.

Gleichgeartet den Verhältnissen in Europa stellen sich die Funde im östlichen Rußland und in West-Sibirien. Hier scheint sich schon frühe ein besonderes Gebiet der metallurgischen Technik abgegränzt zu haben, deren Mittelpunkt die reichen Kupfergruben im Ural gewesen sein mögen. Sowie in den westlichen Ländern, schloßen sich auch in Sibirien nicht Bronze oder Eisen, sondern Kupfer und Gold an die Steinzeit an<sup>1</sup> und zwar nicht als etwas in jeder Beziehung fremdes, sondern in innerer organischer Verbindung.

<sup>1</sup> Kohn v. Andree, Sibirien und das Amurgebiet, I.

Während der Steinzeit hat sich dort der eigenthümliche Gebrauch eingestellt das eine Ende der Steinhammer in einen Thierkopf umzubilden, und nun fehlen wir diese Uebung auch in der Zeit der Verarbeitung des Kupfers noch in Fortdauer und weiterer Entwicklung, wie die nachfolgenden Beispiele deutlich zeigen (Fig. 44, Fig. 45).

Jene Archäologen, welche mit *Evans* der Ansicht sind, daß die ungarischen Kupferbeile den Steinwaffen der Steinzeit nicht zu vergleichen seien, machen sich die Sache freilich dadurch leicht, daß sie die gebohrten Steinhammer ganz oder zum großen Theile der Bronzezeit zurechnen, was aber erst des Nachweises der Be-



Fig. 41.

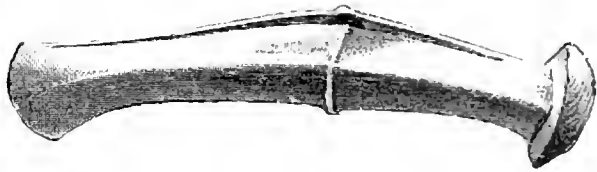


Fig. 42.



Fig. 43.



Fig. 44 (Streithammer aus Stein gefunden im Gouv. Olonez, Rußland.)

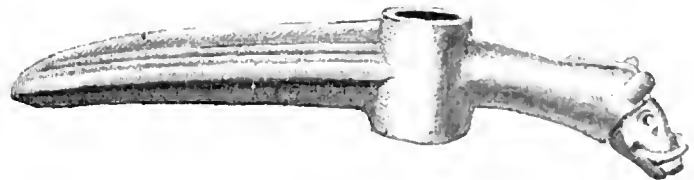


Fig. 45. (Streithammer aus Kupfer gefunden am Ufer der Kama, Gouv. Rußland.)

rechtigung hierzu bedarf. Bis jetzt hat man selbst kunstvollere Steinhammer wohl sehr häufig in Gesellschaft von zweifellosen Gegenständen der neolithischen Zeit, wie z. B. in unseren Pfahlbauten gefunden, aber es ist sehr fraglich, ob sie jemals in genügender Anzahl unter vorgeführten Bronze Geräthen gefunden worden sind. Der Grund der Zuweisung der Steinhammer in die Bronzezeit ist vielmehr ein rein theoretischer und

liegt in der Voraussetzung, daß ihre Bohrung ohne metallene Werkzeuge nicht möglich gewesen oder daß sie, wie man sagt, Formen zeigen, die ursprünglich nicht in der Natur des Steines gelegen sind und erst durch die Mutter, welche die Bronze-Beile gewährten, auf ihn übertragen worden seien. Das sind aber doch nur einfache Schlußfolgerungen, die ohne Werth sind, so lang sie nicht durch Thatfachen gestützt werden, die Thatfachen scheinen vielmehr gegen sie zu sprechen. Die von *Charles Rau*, *Ferd. Keller*, *Graf Gundaker Würmbrand* und neuerdings von *J. Heierli* vorgenommenen Versuche haben nämlich erwiesen, daß die Steine leicht ohne metallene Werkzeuge gebohrt und gefügt werden konnten und viele Gegenstände, welche uncultivirte Völker vor ihrer Berührung mit den Europäern verfertigten, wie beispielsweise die „*Mere-mere*“ von Neu-Seeland und die „*Patu*“ der Chatam-Inseln, ganz insbesondere aber die merkwürdigen Steingeräthe der prähistorischen Bewohner Nordamerikas, und vornehmlich deren Tabakpfeifen mit ihren geschwungenen Umrissen und ihren oft trefflich nachgebildeten plastischen Thiergehalten,<sup>1</sup> zeigen unwiderleglich, daß auch die Verleihung einer schwungvollen, selbst graciösen, dem starren Steine angeblich widerstrebenden Form ohne Vorbilder aus Metall keine besondere Schwierigkeit bildet.

Zudem hat man ja augenscheinlich in der ersten Zeit der Bearbeitung des Kupfers gar nicht den Versuch gemacht, mit der Herstellung der schwierigsten Stücke zu beginnen, sondern sich, wie das die Funde aus den Pfahlbauten der oberösterreichischen Seen und von Finelz und St. Blaife im Bieler See zeigen, auf die einfachsten Formen beschränkt und ist erst allmählig zur Erzeugung complicirter Objecte übergegangen. Von höchstem Interesse ist in dieser Beziehung die kupferne zweifelhändige Doppelaxt aus dem, seiner Wesenheit nach der Steinzeit angehörigen Pfahlbau von Lüscherz,<sup>2</sup> welche zum Typus der zweifelhändigen Doppelaxte gehört, aber noch einen primitiven Stand der Technik bekundet, insbesondere der Schaftlöcher ermangelt. Etwas vorgeschrittener sind die wichtigen Kupferfunde von Alambra, unter denen eine Axt mit quer durch den Körper und parallel mit der Schneide gehenden, beiderseits mit einem erhobenen Rande versehenen Schaftlöcher als Uebergangsform zu den zierlichen ungarischen Doppelaxten betrachtet werden darf.

Trotzdem war man noch während des allgemeinen Gebrauches von Steingeräthen auch schon zur Erzeugung schwieriger herzustellender Objecte vorgeschritten, wie das Vorkommen eines kupfernen mit einem Schaftlöcher versehenen Hammerbeiles inmitten von zahlreichen Messern und Splintern aus Feuerstein und von polirten Steinbeilen und gebohrten Hammern zu Lueska in Ungarn unwiderleglich beweist.

Aus dem bisherigen ergibt sich, daß auch die eine größere Geschicklichkeit im Formen und Gießen bekundenden, oft sogar wirklich schonen und zierlichen Doppelaxte und Hammerbeile derselben frühen Zeit angehören, wie die einfachen Flachbeile. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Gattungen von Geräthen

löst sich durch den Hinblick auf ihre Vorbilder aus Stein, nämlich auf das einfache Steinbeil einerseits und den gebohrten Steinhammer mit seinen wechselnden Formen anderseits. Das einfache Steinbeil ist Werkzeug, und zwar das wichtigste Werkzeug seiner Zeit, und bewahrt seine Form mit jener conservativen Kraft, die zunächst seiner physikalischen Natur, dann überhaupt vielen menschlichen Geräthen (z. B. dem Messer, dem Dolche, dem einfachen Pfluge u. a.) eigen ist; seine Form ist gewissermaßen erstarbt, so daß sie auch das neue so außerordentlich schmiegsame und bildsame Material, das Kupfer, nicht sogleich zu erweichen und umzugefalten vermag, und so verharren auch die kupfernen Flachbeile wie ihre unveränderlich gebliebenen Vorbilder aus Stein vielleicht noch Jahrhunderte lang in der alten einfachen Gestalt des Keiles.

Ganz anders ist es dagegen bei den gebohrten Hammern; ihnen hat sich schon von Beginn an, vielleicht zum Theile in Folge des größeren Arbeitsaufwandes, den ihre Herstellung wegen des Bohrens erheischte, sicherlich aber auch in Folge ihrer Bestimmung als Waffe eine besondere Neigung, an ihnen zu bessern und zu verschönern, zugewendet; ihre Form ist in beständigem Fluße und wenn sich auch manche Gestaltungen zu Typen feststellen, so ist ihre Veränderlichkeit selbst innerhalb der typischen Umrisse eine ununterbrochene, ihre Mannigfaltigkeit und Schönheit deshalb eine große. Die im Gegenstande einmal liegende Entwicklungsbewegung wird nun durch das neue hierfür unvergleichlich geeignetere Material begreiflicher Weise nicht gehemmt, sondern gefordert; ununterbrochen geht der Zug fort und so übernimmt die Metallurgie schon in ihren Kindheitsstadien unmittelbar und unvermerkt nicht bloß einen Schatz von Vorbildern für die Erzeugnisse dieser besonderen Art, sondern auch die Befähigung und die Neigung ihre Formen weiter zu entwickeln.

So erklären sich uns die Existenz der einfachen wie der complicirteren Kupfergeräthe überhaupt und ihr scheinbarer Gegensatz auf einfache Weise durch die Thatfachen selbst und durch den natürlichen Gang der Dinge und ohne eine andere Voraussetzung als die, daß dieselben Hände, welche früher die Steinhammer bohrten und vielgestaltig formten, nun zum Schmelztiegel und Gufsmodel greifen, d. h. daß das Volk der Steinzeit in seinen bisherigen Wohnsitzen festhaft bleibt und selbst zur Verarbeitung des Kupfers schreitet.

#### IV. Verarbeitung des Kupfers.

Es ist schon erwähnt worden, daß im Pfahlbau von Robenhafen zwar kein metallenes Geräth, wohl aber eine Anzahl von Schmelztiegeln gefunden worden ist, durch welche auf indirecte Weise der Gebrauch der ersteren nachgewiesen wird.<sup>1</sup> Diese Schmelztiegel liefern aber zugleich den Nachweis, daß die urgeschichtlichen Bewohner von Robenhafen es schon verstanden haben, Bronze und Kupfer zu verarbeiten zu einer Zeit, als sie sich noch vorwiegend steinerne Werkzeuge bedienten. Der berühmte Begründer der Pfahlbautenforschung spricht sich hierüber folgendermaßen aus: „Im IV. Berichte findet man auf Seite 24 die Beschreibung und auf Taf. III, Fig. 23 die Abbildung eines irdenen

<sup>1</sup> *Charles Rau*, The archaeological collection of the United States national museum.

<sup>2</sup> *Zeitschr. für Ethnologie*, Jahrg. 1879, S. 330 u. Taf. XVII, Fig. 2, a, b, *Gross*, Les Pfahlbauten, Pl. X, Fig. 1.

<sup>1</sup> *Keller*, Pfahlbauten VI. Ber., S. 250

Gefäßes, welches für eine Schöpfkelle angegeben wurde. Die Auffindung von ein halb Dutzend ähnlichen Gefäßen in jüngster Zeit haben die wahre Bestimmung dieser Dinge, die augenscheinlich einer heftigen Hitze ausgesetzt gewesen waren, deutlich erkennen lassen. Alle haben am Rande einen schlackenartigen Ueberzug, dessen Farbe der Kupferlage und stellenweise dem Buntkupfererz ähnlich ist. Bei drei Stücken finden sich Klümpchen von geschmolzener Bronze, bei einem Klümpchen von ungeschmolzenem reinen Kupfer. Es sind mithin Tiegel, in welchen kleine Portionen dieses Metalles geschmolzen wurden. An der Handhabe, die fast bei allen vorkommt, wurde das Gerath aus der Gluth herausgezogen. Da auf dem ganzen Pfahlbau auch nicht eine Spur von Metall gefunden wird, wenigstens bis jetzt nicht gefunden wurde, so ist es keinem Zweifel unterworfen, das wir hier ein Zeugnis der ersten Versuche der Verarbeitung der genannten Stoffe, der ersten Berührung der Stein- und Bronze-Cultur vor uns haben, die freilich nicht von unkundiger Hand sondern von jemand vorgenommen wurde, der in dieser Arbeit Erfahrung besaß. Die Materie, aus welcher nämlich die Tiegel gefertigt sind, ist Thon und Pferdemit, aus welchen Substanzen gegenwärtig noch Formen zum Erzgießen gemacht werden.“ *Keller* schreibt diese Versuche der einheimischen Bevölkerung zu, welche durch Fremde, denen die Natur der Metalle bekannt war, angeregt wurde, in dem eigenen Lande die Kupfererze aufzufuchen, zu schmelzen und zu verarbeiten; mit dem Beifügen (S. 252), *dass die Spuren dieser Arbeit schon in den unteren Schichten der Steinzeit angetroffen werden.*

*Schliemann* deutet in seinem großen Werke über Troja<sup>1</sup> einige Thongegenstände aus dem Pfahlbau von Lüscherz im Bieler See,<sup>2</sup> welcher, wie schon oben mitgetheilt wurde, auch mehrere Kupfergeräthe und Rohkupfer enthielt, ebenfalls als Schmelztiegel.

Dr. *Grosz* bestätigt dies in Betreff eines zweiten verwandten, der schweizerischen Steinzeit angehörigen Fundes aus dem Pfahlbau von Öfeli (Gérofin) und spricht sich darüber wörtlich folgendermaßen aus: „La grand cuillère à poignée massive, provenant du même endroit (Gérofin), présente une grande analogie avec les *creusets* trouvés à Robenhauten et pourrait bien avoir été utilisée à fondre le mineral de *cuivre*.“<sup>3</sup>

Ein ebenso sicherer Hinweis auf eine einheimische Verarbeitung des Kupfers in den Steinzeit-Pfahlbauten der Alpen ist der schon erwähnte merkwürdige Fund aus dem Pfahlbau von Sipplingen im Bodensee. Diese Station hat mehrere hundert Steinwerkzeuge, aber bis jetzt kein einziges Gerath aus Bronze geliefert, dagegen wurde ein Gegenstand aus Kupfer zu Tage gefördert; es ist dieses ein einfaches, den undurchbohrten keilförmigen Stein-Artefacten ähnliches Beilchen, ohne Schaftlappen und ohne Schaftloch, welches in eine Thonkruste, also offenbar den Resten der Gußform eingefügt gefunden wurde.<sup>4</sup> Eine zweite Gußform wurde im Pfahlbau von Maurach gefunden. Schmelztiegel fanden sich außerdem in den Pfahlbauten von Manedorf, von Niederwyl und im großen Hafner im Züricher See.<sup>5</sup>

In eben dem Maße, als der Pfahlbau am Ausflusse des Mondfées durch die Zahl der Kupfergeräthe hervortragt, übertrifft er auch alle anderen Pfahlbauten an Belegen einer umfassenden Verarbeitung des Kupfers. Es sind daselbst bis jetzt fünf ganze und mehr als 140 Bruchstücke von Schmelztiegeln gefunden worden, welche letztere etwa 20 bis 30 ganzen entsprechen mögen. Es lassen sich deren zwei Formen unterscheiden und zwar schalenartige langlichrunde ohne Griff oder Henkel (Fig. 46) und löffelartige mit einem seitlichen

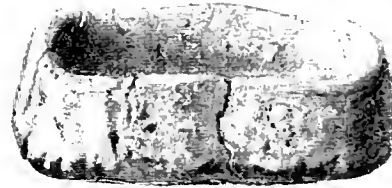


Fig. 46.

sehr dicken Griff, der von der Seite wagrecht wie eine Dülle ausgehöhlt ist, offenbar zu dem Zwecke, um eine hölzerne Handhabe im Augenblick des Herausnehmens aus der Gluth aufzunehmen (Fig. 47). Wie in Robenhauten sind alle diese Tiegel und Gußlöffel an der



Fig. 47.

Oberfläche von der Hitze blaß aufgetrieben und theilweise zerklüftet, wie dort haftet noch Kupfer an ihnen in der Gestalt von Schlacke, oder eines in den bunten Farben der Kupfererze schillernden emailartigen Ueberzuges oder grüner Flecken des oxydirten Metalles. Auch hier weicht die Bereitung des zu den Schmelztiegeln und Löffeln verwendeten Thons von dem der Gefäße ab, da er nicht wie bei diesen mit groberem oder feinerem Sande veretzt, sondern wie es scheint gereinigt, dagegen reichlich mit organischen Stoffen vermischt ist, deren Abdrucke und verkohlte Reste deutlich wahrnehmbar sind. In keinem Falle aber konnten sie hier an dieser Stelle von Pferdemit herühren, weil bis jetzt die Anwesenheit des Pferdes in den oberflüchlichen Pfahlbauten nicht nachgewiesen werden konnte; mit mehr Sicherheit darf an getrockneten Kuhmit gedacht werden.

Von Gußformen ist noch keine Spur aufgefunden worden; es scheint sonach, das dieselben sehr vergänglichlicher Natur und etwa nur aus lufttrockenem Thone bereitet gewesen sind; noch weniger konnte es selbstverständlich gelingen, ein aus Wachs oder anderem ausschmelzbaren Stoffe verfertigtes Gußmodell zu finden. Dagegen liegt eine sehr genaue aus Thon verfertigte Nachbildung eines Steinbeiles vor; das jedoch diese zu den Schmelzarbeiten in Beziehung steht, ist nicht anzunehmen, denn wie es scheint ist sie das Erzeugnis kindlicher Spielerei, vielleicht aber hervor-

<sup>1</sup> *Schliemann*, *Hios*, S. 47 u. f.

<sup>2</sup> Dr. *Grosz*, *Les dernières trouvailles dans les habitations lacustres du lac de Bienné*, pl. II, Fig. 11.

<sup>3</sup> Dr. *Grosz*, *Les Protobelytes*, p. 25.

<sup>4</sup> *Keller*, *Pfahlbauten*, VI, Ber. S. 287.

<sup>5</sup> *Keller*, *Pfahlbauten*, VI, Ber. S. 203, VII, Ber. S. 9.

gerufen durch das Beispiel erner, mit dem Modelliren der Kupferbeile beschäftigter Arbeit.

Auf eine selbständige örtliche Bearbeitung des Kupfers verweisen auch einzelne bei der Erzeugung mißlungene Stücke sowie ein formloses Stück, deutlich ein aus einem Gußloffel unverfehens verfeütteter Theil des flüssigen Metalles und Kupferfchlacke.

Alle diese Funde, insbesondere die große Zahl der Schmelztiegel deuten auf eine, fogar sehr umfassende Verarbeitung des Kupfers.

Wenn auch durch eine geringere Zahl von Funden belegt, doch sicherlich nicht minder bedeutend war diese Thätigkeit in den Pfahlbauten des unmittelbar benachbarten Atterfees. Ueber dieselbe hat Graf *Gundaker Wurmbrand* wiederholt berichtet.<sup>1</sup> Wenngleich in der Beurtheilung des Kupfergußbetriebes in den oberösterreichischen Pfahlbauten anderer Ansicht als ich — er erklärt denselben nur als Umgußversuche nach vollkommeneren Mustern, während ich darin eine zwar gleichfalls primitive aber selbständige Thätigkeit erblicke — so wird doch durch seine Untersuchung eben auch die eine Thatfache nachgewiesen, daß die Bewohner der Pfahlbauten im Atterfee, obwohl sie noch in der Steinzeit lebten, es doch schon verstanden haben, mit dem Schmelzen der Metalle umzugehen. Es schreibt also auch dieser vorsichtige Gelehrte die Erzeugung der in den bezeichneten Pfahlbauten vorgekommenen Kupfer- und Bronze-Gegenstände der einheimischen Bevölkerung zu.

Nicht minder deutlich tritt uns der Kupfergußbetrieb in den Pfahlbauten des Laibacher Moores entgegen. *Defchmann*<sup>2</sup> erwähnt einer Gußform für eine Hacke mit einem Schaftloche, glaubt am Fugenrande noch Reste kleiner geschmolzener Bronzedrüfen zu erkennen, und ist der Meinung, daß die Gußform vollkommen den bronzenen Beilen (Hacken) entspräche, welche in Slavonien in großer Zahl gefunden worden sind. Es liegt übrigens keine nähere Untersuchung der Metallreste vor, und es ist daher nicht ausgeschlossen, daß dieselben von Kupfer herrühren, gleichwie die Form des Gußmodells ebenso gut den kupfernen Beilen (Aexten oder Hacken) Ungarns an die Seite gestellt werden kann.<sup>3</sup> Es begründet indes im vorliegenden Falle kaum einen bedeutenden Unterschied, ob an der einen oder anderen Stelle neben dem Kupferguß auch Bronzeß geußt worden ist, genug wenn der Nachweis erbracht ist, daß die Menschen schon in der Zeit, als sie sich noch überwiegend steinerner und knöcherner Werkzeuge bedienten, Metalle zu schmelzen verstanden. Außerdem kamen bei den Grabungen, welche aus Anlaß der im Jahre 1879 in Laibach stattgefundenen Versammlung österreichischer Anthropologen und Urgeschichtsforscher vorgenommen wurden, Bruchstücke zweier weiterer Gegenstände aus Thon zum Vorschein, deren Bezug zur Schmelzarbeit wohl außer Zweifel ist, die jedoch schwer eine sichere Deutung zulassen.

Wenngleich für die Beurtheilung unserer heimischen Verhältnisse nicht von ausschlaggebender Bedeutung, doch für die Ermessung der Gleichartigkeit

des Culturzustandes im mittleren Europa und an den Ufern des Bosphorus während der in Frage stehenden Zeit füge ich bei, daß auch die beiden ersten Städte von Troja, deren Besitz von Kupfergegenständen und einer der unferigen verwandten keramischen Technik bereits betont worden ist, ebenso wie unsere Vorfahren in der Steinzeit das Kupfer selbständig verarbeiteten. Das ergibt sich zweifellos aus mehreren in den Schichten der ersten prähistorischen Stadt von Troja gefundenen Gußformen.<sup>1</sup> In der dritten Stadt fand *Schliemann* auch ovale Schmelztiegel, die mit den grifflosen Schmelzschalen der Pfahlbauten, sowohl der Form und Größe, als auch des Materiales wegen — mit Kuhmist vermischter Thon — eine überraschende Aehnlichkeit haben.<sup>2</sup> Ueber einen dieser trojanischen Schmelztiegel spricht sich Professor *W. Chandler Roberts* nach gefchehener Prüfung folgendermaßen aus: „Das Gefäß scheint von Thon zu sein und enthält Quarzkörner. Wahrscheinlich hat man es zu einer Operation gebraucht, die mit der Metallurgie des Goldes in Zusammenhang stand; denn Theilchen dieses Metalles sind auf der inneren Oberfläche leicht wahrzunehmen. Ein Theil des Gefäßes ist mit einer Schlacke voller Bläschen bedeckt und enthält ein Stück kohlenfauren mit Krytallen von rothem *Kupferoxyd* vermischten *Kupfers*.“

Die aufgezählten Funde genügen für jeden Unbefangenen zum Nachweise, daß sich der Gebrauch kupferner Geräthe und die Kenntnis und der Betrieb des Kupfergußes bis tief in eine Zeit zurück verfolgen lassen, in der man sich in weitaus überwiegender Weise steinerner und knöcherner Werkzeuge bediente. Wenn schon aus den oben angeführten Gründen die Zahl der bisher aufgefundenen Kupfergeräthe nur das kleinste Maß ihres einstigen Gebrauches bezeichnet, so sind die auf uns gekommenen, bei der Verarbeitung des Kupfers gebrauchten Geräthe in einem noch geringeren Maße geeignet, den vollen Umfang derselben erkennen zu lassen. Die Schmelztiegel und Gußlöffel mußten durch die öftere Benützung verschlacken und so zerklüften, daß sie zumeist ganz zerfielen; wurde die Form mittels eines Wachsmodelles hergestellt, so gingen sowohl das Modell als die Form sofort bei der ersten Verwendung wieder zu Grunde. Alle diese Geräthe sind also nicht nur sehr vergänglicher Art; die wenigen, die uns erhalten geblieben, sind fast nichts anderes mehr als unförmliche mehr oder minder gebrannte Lehmbrocken, welche sich fast in allen Fällen der Aufmerksamkeit gänzlich entziehen.

Wenn sich demnach in einzelnen Ansiedlungen der Steinzeit nur durch fortgesetzte emsige Untersuchung die Kenntnis des Metalles überhaupt nachweisen ließ, so wird dieses in vielen anderen gar nicht mehr möglich sein, und noch feltener wird es gelingen, die einheimische Bearbeitung des Metalles aus den Funden festzustellen, auch dort wo sie wirklich stattgefunden hat. Mit gutem Rechte dürfen wir daher mit *Ferdinand Keller* annehmen, daß die volle Kenntnis des Kupfers schon in jener Zeit zu finden ist, die wir als Steinzeit zu bezeichnen gewohnt sind, wir finden sie in dieser Zeit nicht nur über den größten Theil von Europa und bis an den Bereich der asiatischen Cultur-

<sup>1</sup> Am eingehendsten im V. Bande der Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. S. 129.

<sup>2</sup> Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. Bd. VIII. S. 19.

<sup>3</sup> Man vergl. die betreffende Abbildung an oben citirter Stelle Taf. III, Fig. 5.) mit *Pal. 2287*, Kupferzeit S. 71, Fig. 1. *Keller*, Pfahlbauten V. Ber. Taf. VII. Fig. 13. *Gall*, *et. Hist. de Montbéliard*, Musée pich. Taf. XCIV. Fig. 117.

<sup>1</sup> *Schliemann*, Ilios. S. 282. Fig. 103.

<sup>2</sup> *Schliemann*, a. a. O. S. 450 u. f.



völker verbreitet, sondern vermögen auch durch Thatfachen nachzuweisen, daß mit denselben auch die Kunst Kupfer zu schmelzen und durch Gießen zu Geräthen zu verarbeiten, verbunden war.

Ob das in allen Ländern, wo Kupferfunde gemacht wurden, überhaupt und in demselben Umfange wie in den Pfahlbau-Ansiedlungen der Alpen der Fall gewesen sei, läßt sich heute noch nicht nachweisen; bei der Gleichartigkeit der fast ganz Europa gemeinsamen kupfernen Flachbeile und bei der Gleichartigkeit der Cultur in jener Zeit überhaupt ist dies jedoch wenigstens dort wahrscheinlich, wo der Bezug des Kupfers mit nicht allzu großen Schwierigkeiten verbunden war.

#### V. Bergmännische Gewinnung des Kupfers in prähistorischer Zeit.

Dies Ergebnis führt uns auf die so oft gestellte Frage, woher die einflügeligen Bewohner unserer Heimatländer sich die Kenntniss und den Besitz der Metalle und da sich das Kupfer als das älteste erwiesen hat, im besonderen dieses Metalles verschafft haben?

Indem ich versuche, auf diese Frage Antwort zu geben, beschränke ich mich, um zuerst wieder den Funden das Wort zu lassen, vorläufig auf die Ermittlung der stofflichen Bezugsquelle des Kupfers.

Bei der gewohnten Unterschätzung der gesammten Culturzustände Mitteleuropas in der Aera vor der Römerherrschaft ist man bisher fast allgemein der Ansicht gewesen, daß die ganze Menge des Bedarfes an Metall aus fremden Ländern bezogen worden ist, ja man war vielfach nicht einmal geneigt zuzugestehen, daß die Metalle als Rohbarren zum Behufe der einheimischen Verarbeitung in's Land gebracht wurden, sondern behauptete, daß die Bewohner Mittel-Europas das Metall nur durch wandernde Händler in der Gestalt der fertigen Waare erhalten haben; was von den Funden durch besondere Einfachheit sich als einheimischen Ursprungs erweise, sei nichts anderes als das Erzeugnis roher Umgußversuche oder gar nur der Flickarbeit jener Handelsleute, zu welchem Zwecke sie auch die steinernen Gußformen mitschleppten. Zu diesen Arbeiten sollen insbesondere die aus der Fremde bezogenen und unbrauchbar gewordenen Bronzegeräte den Stoff geliefert haben.

Allein schon *Ferdinand Keller* war auf Grund seiner genauen Kenntnis und Würdigung des in der Gesammtheit der Pfahlbaufunde sich zeigenden Culturstandes sowie der Verhältnisse seines Landes der Ansicht, daß die Bevölkerung jener Zeit die Gebirge durchforstete, um Kupfererz aufzusuchen, zu schmelzen und Gießversuche vorzunehmen, und er zweifelt nicht, daß, nachdem einmal die Natur des Kupfers und die Tauglichkeit desselben für Werkzeuge bekannt war, überall darnach gesucht wurde. *Keller* nennt auch einige Oertlichkeiten in der Schweiz, wo muthmaßlich schon in sehr früher Zeit Kupfererze gewonnen worden sind.<sup>1</sup>

Was *Keller* mit Ueberzeugung erwartete, hat sich wenige Jahre später im vollen Umfange erfüllt, zwar nicht in der Schweiz, wo indes die Forschung ebenfalls zu sicheren Ergebnissen gelangen wird, doch im Bereiche einer anderen Pfahlbauten-Bevölkerung, näm-

lich jener der oberösterreichisch-falzburgischen Seen, bei welcher ja, wie oben nachgewiesen wurde, die Verarbeitung des Kupfers in einem besonderen Maße stattgefunden hat. Hier wurde im Jahre 1827 auf der sogenannten Mitterberg-Alpe nächst Bischofshofen im Herzogthume Salzburg etwa 1500 M. über der Meeresfläche ein 1500 M. langer Zug verfallener und dem Gedächtnisse der Bevölkerung längst entchwundener Kupfererzgruben aufgefunden, welche zur Aufnahme eines heute im gedeihlichsten Aufschwunge befindlichen Kupferwerksbetriebes veranlaßten. Im Verfolge der neuen bergmännischen Bauten kam man bald auch auf die alten Gruben unter Tag, welche bis zu dem Momente ihrer Wiedereröffnung vollständig mit Wasser gefüllt, alle in ihnen zurückgebliebenen Gegenstände, selbst Holz und ähnliche Dinge mit derselben Treue bewahrt hatten, wie der Grund der Seen und Moore in den Pfahlbauten. Auch auf den Schutthalde und an den Rändern der verflürzten Gruben fanden sich im Verlaufe der Zeit mancherlei Dinge, insbesondere Steine, welche deutlich die Einwirkung der menschlichen Hand zeigten, ohne daß jedoch alle diese Erscheinungen eine mehr als vorübergehende Aufmerksamkeit erregten. *Morlot*, welchem im Jahre 1850 die bis zu dieser Zeit gemachten Funde gezeigt wurden, konnte selbstverständlich damals ihre volle Bedeutung nicht ermessen; erst im Jahre 1879 war es mir vergönnt, an Ort und Stelle alle archäologisch wichtigen Thatfachen zu sammeln und über dieselben zu berichten.<sup>1</sup>

Seither wurden die Funde noch weiter verfolgt und ergänzt, so daß nunmehr kein wesentlicher Theil des gesammten Kupferwerksbetriebes von dem ertlen Anbrechen der Erze bis zum Erscheinen des reinen Metalles ohne Beleg und Erläuterung durch zutreffende Funde bleibt.

Indem ich auf meine oben genannte kleine Schrift verweise, kann ich es vermeiden, in Einzelheiten einzugehen und mich damit begnügen, mitzutheilen, daß alle Funde und alle Umstände für ein unvordenkliches Alter dieser Stätte menschlichen Betriebes sprechen. Es ist zunächst hervorzuheben, daß an keiner Stelle Werkzeuge aus Stahl oder Eisen oder auch nur Arbeitspuren derselben gefunden worden sind; es läßt sich vielmehr nachweisen, daß nicht nur die Grubenarbeit, sondern auch die ganze Vorbereitung der Erze für den Schmelzproceß mit Hilfe von steinernen und holzernen Geräthen ausgeführt wurde, und neben diesen nur noch mehrere Pickel aus reinem Kupfer und einer aus Bronze sich vorfinden.

Das Anbrechen des Erzganges und das Ausbrechen der Kupfererze geschah durch Feuerfetzung; überall zeigen sich in den sich oft zu bedeutender Höhe wölbenden Stollen Kohlen in großer Menge nicht nur in größeren Stücken auf der Sohle, sondern auch in kleineren Theilchen an den Wänden hängend. Wo der Erzgang in die Höhe führte, wurden Gerüste eingebaut, um auf diesen das Feuer bis unmittelbar an den Firß bringen zu können, zugleich aber durch Bereithaltung von Wasser, welches auf offenen Holzrinnen zugeleitet wurde, dafür gesorgt, daß das Feuer nicht das Gerüst selbst ergreife und verzehre. Der Zugang zu den Gerüsten wurde durch Blockleitern ver-

<sup>1</sup> *Ferd. Keller*, Pfahlbauten VI. Ber. 250.

<sup>1</sup> *M. Morlot*, Das vorgeschichtliche Kupferbergwerk auf dem Mitterberg bei Bischofshofen. Wien 1879.

mittelt, die nicht mittels metallener Werkzeuge, sondern durch Ausbrennen hergestellt waren. Es scheint, daß die vorgefundenen kupfernen Pickel dazu dienten, das durch das Feuer zerklüftete Gestein vollends loszubringen. Die so gewonnenen Erze sind theils mittels eines Hafsels aufgezogen theils in Trögen gefördert worden; beide Geräthe fanden sich noch vor. Nach dem Ablofen des Feuers für die Feueretzung mußte natürlich in anderer Weise Licht geschafft werden; das geschah wie in den späteren sogenannten keltischen Salzwerken zu Hallstatt und Hallein durch Anzünden von Spänen, deren abgebrannte Reste zu Taufenden auf der Sohle der Stollen liegen.

Das in größeren und kleineren Brocken zu Tage gebrachte Erz ist niemals rein, sondern vielfach mit taubem Gestein durchsetzt, welches geschieden werden mußte, um das Schmelzverfahren zu erleichtern und überhaupt ein brauchbares Metall zu erzeugen. Zu dem Zwecke wurden die Erze, wie die zahlreich aufgefundenen Arbeitsgeräthe zeigen, einer dreifachen Procedur unterzogen, und zwar zunächst mittels größerer Steinschlägel, die zum Behufe der Befestigung an einem Stiel mit seitlichen Einkerbungen oder einer herumlaufenden Rinne versehen waren, in kleinere Stücke zertrümmert. Aehnliche Steinschlägel fanden sich in den indianischen Kupferminen am Obersee (Lac Superior)<sup>1</sup> und im unmittelbaren Bereiche der prähistorischen Salzgruben von Hallstatt.<sup>2</sup> Die weitere Zerkleinerung wurde sodann auf größeren Unterlagsplatten mit Hilfe der von allen Ansiedlungen der Steinzeit vielfach bekannten Klopffsteine vorgenommen; erstere charakterisiren sich durch ein oder mehrere Grübchen, ähnlich jenen der Schalensteine, welche durch die fortgesetzten zahllosen Schläge nach und nach in der Platte ausgehöhlt wurden. Soweit genügte die mit diesen Hilfsmitteln bewirkte Zerkleinerung der Erze, um eine Scheidung des Gesteins mit der Hand vornehmen zu können, wie es heute noch auf den Aufbereitungsstätten geschieht. Da aber die Erze stets auch von so feinen Adern vom tauben Gestein durchsetzt sind, daß die menschliche Hand eine Scheidung nicht mehr vornehmen kann, so mußte die Zerkleinerung noch weiter getrieben und die Zerreibung auf Schlich vorgenommen werden, um mit Hilfe des Wassers alle leichteren Theile fortzuschaffen und das reine Erz zurückzubehalten. Das geschah mittels zweier Steinplatten von derselben Art wie die Mühlsteine, mit denen die Pfahlbaubewohner der Schweiz und Oberösterreichs ihr Getreide zu Mehl zerrieben, nur daß des schwerer zu bewältigenden Materiales wegen die obere in Bewegung gesetzte Platte, der Laufer, ein größeres Gewicht als bei den Getreidemühlsteinen hatte und die Reibfläche beider Platten dicht mit parallelen Einkerbungen (Killen) versehen wurde, um ihr eine größere Wirksamkeit zu verleihen. Die Killen sind ihrer Beschaffenheit nach mit Feuersteinen hergestellt.

In gleicher Weise wie die Aufbereitung der Erze laßt sich das Schmelzverfahren deutlich verfolgen. Es konnten nicht nur viele durch Anhäufung von Schlacke gekennzeichnete Schmelzplätze ermittelt werden, sondern es ist auch gelungen, auf einem derselben

einen fast vollständig erhaltenen Schmelzofen von feiner aus Schutt, Schlacke und Rafen bestehenden Decke zu befreien und bloß zu legen. Er hatte nur einen kleinen Hohlraum und zwar von 0·50 M. nach den verschiedenen Richtungen des Geviertes; auch die Oefen auf den übrigen Schmelzstätten sind von annähernd gleicher Größe gewesen, was aus der Menge der jeweilig abgeflossenen Schlackenmasse, die in zahlreichen Exemplaren in ihrer Gänze erhalten ist, nachgewiesen werden kann.

Das Schmelzverfahren ist ohne Zweifel ein einfaches und leichtes gewesen und hat schließlich doch zu einem überraschenden Ergebnisse geführt. Es gelang nämlich, zwischen den Schlackentrümmern einzelne Stücke des gewonnenen Kupfers aufzufinden; eines derselben wurde vom *Freih. v. Sommaruga* einer Analyse unterzogen, dieselbe ergab an:

Kupfer . . . . .	98·46 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>
Nickel . . . . .	—
Eisen . . . . .	—
Blei . . . . .	—
Schwefel . . . . .	0·09
Schlacke . . . . .	0·44

Ein in den alten Gruben gefundener Pickel enthielt:

Kupfer . . . . .	97·78 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>
Nickel . . . . .	0·88
Eisen . . . . .	Spur
Blei . . . . .	0·05
Schwefel . . . . .	0·24
Schlacke . . . . .	0·07. <sup>1</sup>

Zum Vergleiche diene die Analyse des in der Gegenwart in den Mitterberger Hütten unter Begünstigung aller Hilfsmittel der Neuzeit gewonnenen Kupfers:

Kupfer . . . . .	98·889 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>
Nickel u. Kobalt . .	0·473
Eisen . . . . .	0·007
Blei . . . . .	0·014
Schwefel . . . . .	—
Antimon . . . . .	0·057
Arfen . . . . .	0·404
Silber . . . . .	0·007
Sauerstoff . . . . .	0·143.

Man sieht hieraus, in welcher Reinheit das Kupfer ausgeschmolzen werden konnte, ein dem Betrieb im Kleinen zu dankender Erfolg, der um so größer erscheint, als auch in den Schlacken nur eine unbedeutende Menge von Kupfer zurückgeblieben ist. Diese Thatsache an sich sowie die verschiedene Art der Schlacke berechtigt zu dem Schluß, daß eine wiederholte Schmelzung stattgefunden hat; die Schlacke eines der Schmelzplätze wurde von Fachmännern als Raffinir-Schlacke erklärt.

Alle Stätten dieser Betriebsamkeit, ohne Unterschied ob Aufbereitungs- oder Schmelzplätze sind nicht nur durch die Anhäufung von Schlacke und verlorenem oder abgenutztem Geräth, sondern theilweise auch durch zerstreute Gefäßscherben und die durch vom Kupfer-Cementwasser grün gefärbten Knochen der verzehrten Thiere gekennzeichnet.

<sup>1</sup> Charles Whittlesy, Ancient mining on the shores of Lake Superior. Fig. 4. 10.

<sup>2</sup> Zwei der letzteren befinden sich im Museum zu Klagenfurt.

<sup>1</sup> Bei beiden Analysen ist auf etwa vorhandenen Sauerstoffgehalt (Kupferoxydul) keine Rücksicht genommen, da sie wesentlich nur den Zweck hatten, einen allfälligen Zinngehalt zu ermitteln und festzustellen.

Dieselben Erscheinungen eines in unvordenklicher Zeit betriebenen Bergbaues auf Kupfer zeigen sich auf der *Kelchalpe* nächst *Kitzbüchel* in Tyrol, also von den oberösterreichischen Pfahlbauten nur um ein wenig entfernt als die Kupfergruben auf dem Mitterberg; nur sind mir hier die Schmelzstätten noch nicht bekannt geworden, obwohl es nicht schwer sein wird, dieselben durch Ortskundige aufzufinden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die beiden genannten Orte nicht die einzigen sind, an welchen in der gleichen Zeit Kupfer gewonnen wurde, denn der menschliche Geist, einmal in Anregung versetzt, ruht nicht mehr in der Auffindung neuer Mittel zur Verbesserung seiner Lage und es ist sicher nur eine Frage der Zeit, daß im Bereiche unserer Alpen und namentlich auch der Schweiz noch neue derartige Stätten aufgedeckt werden.

Trotz jahrelanger Aufmerksamkeit ist es bisher nicht gelungen, ein eisernes Gerath, das zu dem Grubenbetriebe in Beziehung gebracht werden könnte, im Bereiche der Gruben aufzufinden. Die schon erwähnten mit Ausnahme eines bronzenen durchwegs aus Kupfer verfertigten Pickel sind überhaupt die einzigen bisher zu Tage gekommenen Werkzeuge aus Metall, obgleich es keineswegs schon ausgeschlossen ist, daß die Ausbeutung der Erzlager bis tief in die Eisenzeit herab gewährt habe.

barn sich bereits der Vortheile einer vorgeschrittenen Entwicklung erfreuen.

Die Gleichzeitigkeit der beiderartigen Wohn- und Betriebsstätten erweist sich aber auch durch das Zusammentreffen vieler einzelner Erscheinungen. So finden wir da wie dort den Gebrauch knocherner Gerathe, sowie der sogenannten Klopff- oder Arbeitssteine, und die Bergleute auf den Alpen zerrieben ihr Erz mit denselben Vorrichtungen und in derselben Weise, wie die Pfahlbaubewohner an den Seen ihr Getreide.

In deutlicher Weise spricht sich die Einheit der Zeit in den Knochenresten aus, die bis jetzt auf den Arbeitsstätten der Bergleute auf der Mitterbergalpe und auf der Kelchalpe gesammelt werden konnten. Ueber ihre Zusammengehörigkeit mit eigentlichen Gruben- und Schmelzbetriebs-Gegenständen kann kein Zweifel sein, denn sie fanden sich ausnahmslos in Gesellschaft solcher Gegenstände oder in den Anhäufungen der Halden und Schlacken und waren, wie schon bemerkt, durch das im ausgefiedenen Gestein und in den Schlacken in geringer Menge noch enthaltene Kupfer grün gefärbt. Professor *Holdrich* hatte die Güte, diese Knochenreste zu bestimmen, und fand, daß sie von *Bos brachyceros* und *Sus scropha palustris* herrühren. Wilde Thiere sind in den Knochenresten nicht vertreten; die Bergleute hatten eben keine Zeit,



Fig. 48. (Krug aus dem Pfahlbau im Mondsee.)

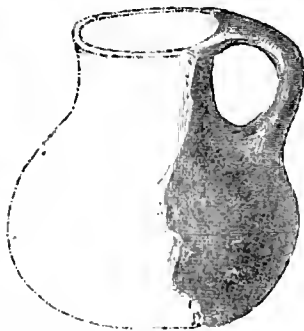


Fig. 49. (Krug von den Kupfergruben auf der Mitterbergalpe.)

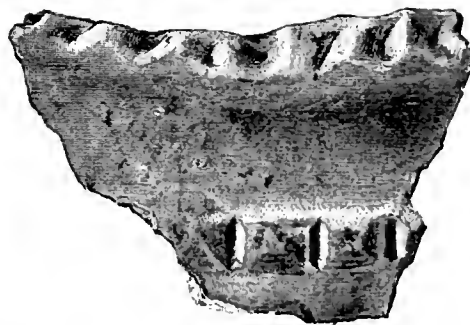


Fig. 50. (Ornamentirte Topfscherben von den Kupfergruben auf der Mitterbergalpe.)

Der älteste Betrieb beruhte aber zweifellos wesentlich auf dem Gebrauche von Werkzeugen aus Stein und Holz. Dadurch aber werden diese Kupfergruben mit den Pfahlbauten der benachbarten Alpenseen auf dieselbe Zeit- und Entwicklungsstufe gestellt. Hier wie dort verfügte die menschliche Betriebsamkeit bereits über Werkzeuge aus Kupfer und in geringerem Maße aus Bronze, aber das Metall tritt zum Theile wegen der trotz des eigenen Grubenbetriebes nicht genügenden Menge, zum Theile auch aus reinen Zweckmäßigkeitsgründen gegen die Zahl der Gerathe aus Stein und Knochen noch bedeutend zurück, so daß die Lebensbedingungen im Ganzen doch noch immer auf dem Gebrauche der letzteren beruhen.

Die zeitliche Gleichstellung der vorgeschichtlichen Bergbauer und Hüttenmänner in unseren Alpen und der Pfahlbaubewohner der Seen dieses Gebietes ergibt sich mit Nothwendigkeit aus den in seinen allgemeinen Umrissen gleichartigen Culturzustände; denn es ist nicht denkbar, daß die einen bei ihren primitiven und jedenfalls auch weniger wirksamen Hilfsmitteln verharren, während ihre unmittelbaren Nach-

der Jagd nachzugehen. Die beiden genannten Haus- thiere aber, von deren Fleisch sie sich nährten, die vielleicht in der Umgebung der Gruben geweidet wurden, gehören jenen besonderen Rassen an, deren reine Formen allen Pfahlbau-Ansiedlungen der Steinzeit eigenthümlich sind.

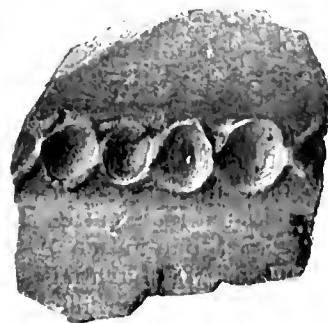


Fig. 51. (Ornamentirte Topfscherbe von den Kupfergruben auf der Kelchalpe.)

Nicht minder entschieden ergibt sich die Gleichzeitigkeit dieser Ansiedlungen mit dem in Rede stehen-

den Kupferminen-Betriebe aus der Einheit des Charakters der Thongefäße. Ich habe schon Veranlassung gehabt, auf die gemeinfamen Züge hinzuweisen, die sich in den Thongefäßen aller Pfahlbauten der Alpen und in jenen der ältesten Fundstätten von Troja und Kypem zeigen; zwischen den Thongefäßen der oberösterreichischen Pfahlbauten und denen der Kupfergruben herrscht jedoch völlige Wesenseinheit und es fehlen selbst die kleinen localen Abweichungen zu fehlen, die sich sonst zuweilen in der äußeren Erscheinung zeigen. Wir finden da wie dort dieselbe Technik, nur daß bei den Kupfergruben statt des Kalkfandes in den Gefäßen der Pfahlbauten auch zerstoßene Schlacke zur Beimengung in die Thonmasse verwendet wurde, dieselben Formen, dieselben Ornamente, insbesondere die für beide Oertlichkeiten charakteristischen zuweilen glatten, meist aber reich mit Ornamenten bedeckten Krüge <sup>1</sup> (Fig. 48 bis 51).

Der Nachweis der Bezugsquelle des in den oberösterreichischen Pfahlbauten verarbeiteten Rohkupfers aus den benachbarten Erzlagern der Alpen hat endlich noch die gleiche Beschaffenheit desselben und des an diesen Erzlagerstätten erzeugten Kupfers zur unerläßlichen Voraussetzung. Es sei demnach gestattet die Analysen eines Kupferbeiles aus dem Pfahlbau im Mondsee und eines Kupferkuchens aus einem prähistorischen Schmelzofen auf der Mitterbergalpe hier noch einmal gegenüber zu stellen.

	Kupferbeil aus dem Mondsee.	Kupferkuchen vom Mitterberg.
Kupfer . . . . .	99·54	98·46
Zinn . . . . .	—	—
Nickel . . . . .	—	—
Eisen . . . . .	—	—
Blei . . . . .	—	—
Schwefel . . . .	Spur	0·09
Schlacke . . . .	—	0·44
	99·54	98·99. <sup>2</sup>

Aus der Vergleichung der beiderseitigen Ansätze ergibt sich, daß das Kupfer an beiden Orten gleich frei von natürlicher und absichtlicher Beimengung ist und da wie dort nur eine verschwindende Menge von Schwefel enthält; der einzige Unterschied ist durch das Vorhandensein eines geringen Betrages von Schlacke bei dem Mitterberger Kupfer bedingt, was bei einem unmittelbar aus dem Schmelzofen gekommenen Metallkuchen sich von selbst erklärt.

Diese merkwürdige Uebereinstimmung der Qualität des in den oberösterreichischen Pfahlbauten verarbeiteten und des auf der Mitterbergalpe gewonnenen Kupfers macht es auch von diesem Gesichtspunkte aus sehr wahrscheinlich, daß ersteres in der That aus den Kupfergruben gerade dieses Ortes stammt.

Ein höchst bedeutungsvolles Zwischenglied zwischen den oberösterreichischen Pfahlbauten und dem vorgeschichtlichen Kupferbergbau in den Alpen bildet eine an der Einmündung des Mühlbachthales in das Salzachthal gelegene und durch Ringwälle gekennzeichnete Ansiedlung mit ihren Funden, da sie nicht nur eine Verbindung zwischen jenen herstellt, sondern auch ein

helles Licht auf die Wege wirft, auf denen das Volk der Pfahlbauten in die Kenntnis der Kupfererzgänge und damit in den Besitz des Kupfers gelangte, das es in seinen Seewohnungen zu Werkzeugen und Schmuck weiter verarbeitete.

An der bezeichneten Stelle, nur wenige Wegstunden von den Mitterberger Gruben und am Ausgange der Thäler, welche die Gewässer vom Mitterberge der Salzach zuführen, also an der kürzesten und leichtesten Zugangsstelle erhebt sich der mäßig abfallende Abhang des Gebirges noch einmal in einem Felskopfe, „Götschenberg“ genannt, um sodann plötzlich scharf abzustürzen. Schon in unvordenklicher Zeit hat dieser vorspringende Fels die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, sei es durch seine kegelförmige Gestalt, sei es durch seine fast blutrothe zu dem lebhaften Grün des Thales und zur Fahlheit der Thonschieferfelsen der Umgebung im schrillen Gegenfatze stehenden Gesteinsfarbe; er wurde, ganz ähnlich den umwallten Tumulis in den benachbarten Ländern, soweit es die Bodengestaltung zuließ, mit einem dreifachen Ringwall umschlossen. Ohne auf den Zweck des letzteren einzugehen, sei bemerkt, daß er zuerst den Bergverwalter *Pirchl* zu erfolgreichen Nachgrabungen veranlaßte, die späterhin durch meinen Sohn fortgesetzt wurden und zur Aufdeckung einer Werkstätte von Steingeräthen führten. <sup>1</sup>

Wir sammelten hier außer vollständigen, zum Theil durch den Gebrauch schadhafte, zumeist aus Serpentin erzeugten Steinwerkzeugen eine größere Zahl von unvollendeten Werkstücken der gleichen Gesteinsart. Einzelne von den letzteren weisen hie und da noch Geschiebflächen auf, alle aber sind mehr oder weniger durch Behauen in die Beilform gebracht, ein Stück zeigt außerdem den aus den schweizerischen Pfahlbauten bekannten Sägeschnitt. Auch ganz un bearbeitetes Material war da und Abfallsplitter, darunter ein Serpentin-Block, ganz gleich denen, welche die Salzach auf den benachbarten Schuttbänken ablagert. Dazu fanden sich die für die Anfertigung der Steinbeile nöthigen, allerdings sehr einfachen aber doch ausreichenden Werkzeuge, nämlich Klopfsteine, Schleifsteine und Feuersteinsplitter, dann eine größere Anzahl von Getreidemühlen, wie sie auch in den Pfahlbauten vorkommen, endlich Gefäßscherben und thierische Knochen.

Wie die Funde klar ergeben, hat hier eine in ihrem ganzen Umfange noch nicht ermittelte Ansiedlung bestanden, in welcher eine lebhafte und augenscheinlich über den eigenen Bedarf hinausgehende Erzeugung von Steingeräthen betrieben wurde. Es kann nicht der mindeste Zweifel obwalten, daß diese Ansiedlung in die Zeit fällt, der die Pfahlbauten in den nahegelegenen Seen angehören; ja vielleicht haben wir hier eine der Stätten aufgefunden, von denen die Bewohner der Pfahlbauten im Mondsee, Attersee und Traunsee, welche nachweislich die Anfertigung geschliffener Steingeräthe nur in sehr beschränktem Maße ausübten, ihre Beile und Hammer bezogen. Andererseits sind die Gefäßscherben der Ansiedlung vom Götschenberg zum größten Theile denen von den Erzgruben und Schmelzstätten auf der Mitterberg- und Keichelalpe

<sup>1</sup> *M. M.*, I. Pfahlbaubericht, Mittheil. der Wiener Anthrop. Gef. Bd. 11, S. 22, Taf. I.

<sup>2</sup> Hierbei ist etwa vorhandenes Kupferoxydul nicht berücksichtigt.

<sup>1</sup> *Karl Muck*, Ueber die Anfertigung der Steingeräthe. Mittheil. der Wiener Anthrop. Gef. Bd. XII.

vollkommen gleich. Auch hier dieselbe Technik, dieselben Ornamente, dieselben Formen. Von besonderem Interesse sind wieder die Bruchstücke der schon mehrfach erwähnten, in den Pfahlbauten so häufigen Krüge, die hier auch die charakteristischen aus schraffirten Dreiecken und concentrischen Kreisen bestehenden Ornamente zeigen, die durch furchenartiges Eingraben der Linien in dem Thon und Ausfüllen derselben mit Kreide hergestellt wurden. Die nachfolgenden Darstellungen (Fig. 52 bis 55) verfinnlichen das Gefagte, wobei zum Vergleiche einerseits auf die Figuren 25 bis 32, anderseits auf die Figuren 48 bis 51 hingewiesen wird.



Fig. 52. 1

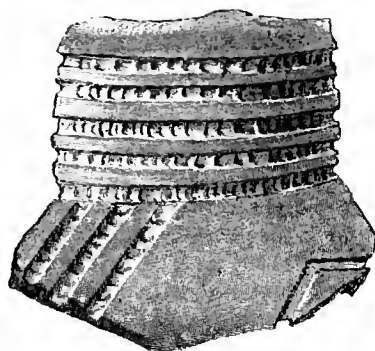


Fig. 53. 1



Fig. 54.

Wenn über die innigen Beziehungen der Steinbeil-Werkstätte auf dem Göttschenberge zu dem nahen Kupferwerksbetriebe auf der Mitterbergalpe noch ein Zweifel erübrigen würde, so müßte er durch das Vorkommen von Kupferfchlacke aus dem prähistorischen Raffinir-Verfahren inmitten der Topfscherben und der fertigen oder noch unvollendeten Steingeräthe vollends beseitigt werden.

Um nun die Bedeutung dieser merkwürdigen Stelle vollkommen zu ermessen, ist es nothwendig, die im vorstehenden in Betreff des urgeschichtlichen Kupferwerksbetriebes in den osterreichischen Alpen gesammelten Thatfachen in ihren Ergebnissen zu überblicken. Diese stellen sich kurz folgendermaßen dar:

1. Auf der Mitterbergalpe bei Bischofshofen und auf der Kelchalpe bei Kitzbüchel sind ausgedehnte Stätten uralten Kupferbergbaues vorhanden, zum Theile in den Pingen über Tag ersichtlich, zum Theile in den Bauten unter Tag noch heute betretbar.
2. In gleicher Weise finden sich zahlreiche Stätten, wo die Kupfererze einem vollständigen Schmelzverfahren bis zur Erzielung des reinen Metalles unterzogen wurden.
3. Weder in den Gruben und deren Umgebung noch auf den Schmelzstätten sind bis jetzt Werkzeuge aus Eisen oder Stahl zum Vorschein gekommen; die vorgefundenen Werkzeuge und Vorrichtungen bestehen vorwiegend aus Stein und für einen besonderen Zweck aus Kupfer.
4. Die auf den Aufbereitungsstätten und bei den Schmelzöfen gefundenen Gefäßscherben gehören allen ihren Eigenschaften nach der Steinzeit an und zeigen eine völlige Gleichheit mit denen der Pfahlbauten in den benachbarten Seen.

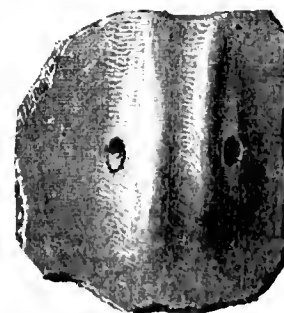


Fig. 55.

5. In unmittelbarer Nähe der Kupferwerke auf der Mitterbergalpe, auf dem sogenannten Göttschenberge, wurden Steingeräthe, insbesondere Steinbeile in einer den Bedarf überfliegenden Weise erzeugt, und Thongefäße gebraucht von derselben Art, wie sie von den Werkleuten bei den Kupfergruben und Schmelzstätten einerseits und in den Pfahlbauten anderseits benützt worden sind.

Deuten wir diese Thatfachen richtig, so kann es für uns keinem Zweifel unterliegen, daß die Pfahlbauten Ober-Oesterreichs, die Steingeräth-Werkstätte auf dem Göttschenberge und die Kupfergruben auf der Mitter-

bergalpe und Kelchalpe einer und derselben Zeit, d. i. der sogenannten jüngeren Steinzeit angehören.

Wir können nunmehr die im Verlaufe dieser Untersuchung gestellte Frage, woher die einfligen Bewohner unserer Heimatländer das Kupfer bezogen haben, das wir vor allen anderen Metallen in ihren Händen gesehen, das sie selbst zu Werkzeugen und Schmuck verarbeiteten, mit Sicherheit beantworten. Nicht durch

Handelsleute aus fernen Ländern, aus Etrurien oder etwa von der Insel Kypros haben sie es bezogen, wie die verwandten Erscheinungen, die wir dort getroffen haben, glauben machen könnten, und die Thatfache, daß diese Insel dem gefuchten Metalle den heutigen Namen verliehen hat, zu beflätigen scheint, nicht durch ein neu hereingewandertes Volk ist es eingeführt worden, sondern selbstthätig haben sie, zum Theile in ihren Seewohnungen, zum Theile in den Alpenthalern festhaft, die Spuren der Erze aufgetucht, sind ihnen trotz ihrer beschränkten Hilfsmittel bis tief ins Innere der Berge gefolgt, und haben es verstanden, die Erze in einem Umfange zu gewinnen und in einer Reinheit auszufschmelzen, daß es unser gerechtes Staunen erregen muß.

<sup>1</sup> Bei Fig. 52 und 53 ist die erst in den Vertiefungen des Ornamente bemerkt gewesene Maß ausgefallen.

Bei unserer Voreingenommenheit gegen die Annahme einer verhältnismäßig hohen Entwicklungsstufe der ganzen vorchristlichen Aera in unseren Ländern überhaupt, bei dem nicht zu entwerzelnden Glauben, daß die Bewohner Mitteleuropas bis in die Zeit des Geschichtschreibers Tacitus Nomaden gewesen seien, denen nichts ferner liegen konnte, als der Bergbau, wird dieses Ergebnis allerdings ein unglaubliches scheinen, ja selbst für den Urgeschichtsforscher mag die Behauptung, daß die Leute, die noch zumeist mit Stein- und Knochenwerkzeugen hantirten, auch schon das Kupfer aus den Bergen geholt haben sollen, als ein Paradoxon erscheinen.

Gehen wir jedoch auf die damaligen Zustände näher ein, so erklärt sich der Bergbaubetrieb auf einer scheinbar so tiefen Culturstufe, wie sie sich uns in den Pfahlbauten darstellt, auf eine leichte Weise. Die namentlich sowohl bezüglich der Zahl der Gegenstände, als auch der Fundorte zu einer überzeugenden Bedeutung angewachsenen Funde von Kupfergeräthen und Schmelztiegeln machen es zweifellos, daß in einem ansehnlichen Theile der schweizerischen und österreichischen Pfahlbauten das Kupfer nicht nur bekannt, sondern ebenda auch zu Werkzeugen und Schmuck verarbeitet worden ist.

Nicht ganz so verhält es sich mit der Erzeugung der Steingeräthe. Von diesen scheinen in Anbetracht der zahllosen Feuerstein-Splitter nur die aus dieser Gesteinsart verfertigten Geräthe (Pfeilspitzen, Schaber, Sagen, Krummehrer, Bohrer u. f. w.) und auch diese vielleicht nicht allwärts ein ortliches Erzeugnis der Pfahlbaubevölkerung zu sein, während die aus anderen Gesteinsarten verfertigten, also die polirten Steingeräthe, und insbesondere das Beil und der Hammer zumeist im fertigen Zustande eingeführt worden sind. Dies scheint wenigstens in den mit der Kupferverarbeitung wohl vertrauten Pfahldörfern des Mondsees und Attersees der Fall gewesen zu sein, in denen bis jetzt, von einigen rohen Versuchen abgesehen, kein unvollendeter oder während der Arbeit mislungener Hammer mit der bekannten peripherischen Bohrung und ebenso wenig ein Bohrkern (Bohrzapfen) gefunden worden ist. Auch von Beilen zeigt sich nur selten ein unvollendetes Stück, bei dem die auf Anfertigung eines Werkzeuges gerichtete Absicht deutlich genug ist. Ebenfowenig wie unvollendete Stücke findet man eine genügende Anzahl von Splintern jener Gesteinsarten, aus denen Beil und Hammer erzeugt wurden, also insbesondere des Serpentin, die doch als Arbeitsabfälle reichlich vorhanden sein müßten, wenn die bezeichneten Steingeräthe der Pfahlbau-Ansiedlungen am Orte selbst gemacht worden wären.

Diese Erscheinungen würden genügen, Zweifel an der auf dem Fundorte stattgefundenen Erzeugung der Stein-Beile und Hammer wachzurufen. Dazu kommt noch, daß auch das Materiale ein ortsfremdes ist. Während nämlich die genannten Seen zwischen die Kalkstein- und Flisch-Zone (Wiener Sandstein) eingebettet sind, entflammen die Gesteinsarten, die zu Beilen und Hammern verarbeitet wurden, mit sehr wenigen Ausnahmen dem Urgebirge.

Sehr bezeichnend sind in dieser Beziehung gerade diese Ausnahmen von der allgemeinen Verwendung ortsfremden Materiales, nämlich die wenigen aus dem

nächst den Pfahlbauten vorkommenden, mitunter sehr feinkörnigen und harten Sandstein verfertigten Beile; diese tragen deutlich das Gepräge des Nothbehelfes an sich, bei dem nicht dieselbe geübte Hand eingriff, bei dem man sich mit Außerachtlassung der sonst sorgfältig behandelten Form einzig mit der Herstellung einer Schneide begnügte.

Alle diese Umstände führen dahin, die eigene ortliche Erzeugung der polirten Steingeräthe in den oberösterreichischen Pfahlbauten anzuzweifeln und die betreffenden Werkstätten im Verbreitungsgebiete des Rohmateriales, also der zumeist verwendeten Gesteinsarten selbst zu suchen. Indem wir dies thun, sehen wir, daß gegen Süden, Osten und Norden die geognostische Beschaffenheit des Bodens auf eine weite Strecke hin dieselbe wie an den Seen ist, auf der Westseite dagegen gelangen wir schon nach wenigen Stunden in das Thal der Salzach, welche eine unerforschliche Menge aller derjenigen Gesteine, die zur Anfertigung der Steingeräthe benutzt worden sind, aus dem Urgebirge mitbringt und auf ihren Schuttbänken ablagert. Dort an der Salzach müssen also die Werkstätten sein, welche die angränzenden Landschaften mit ihren Erzeugnissen versorgt haben und eine derselben ist zweifelsohne durch die Grabungen auf dem umwallten Gotchenberge aufgedeckt worden.

Allem Anseheine nach hat sich hier an den Ufern der Salzach sehr früh eine Art gewerbsmäßiger Erzeugung eingestellt, da einestheils in den über das ganze Land zerstreuten Ansiedlungen und insbesondere an den Seen das geeignete Rohmaterial oft auf viele Tagreisen hin gänzlich fehlte und es daher nicht jedem Einzelnen möglich war sich dasselbe jedesmal selbst zu holen, andertheils auch die Formen der Steingeräthe ausgebildeter wurden, so daß zu deren Anfertigung eine besondere, nur durch längere Uebung zu erlangende Fertigkeit nothwendig wurde, wozu der Ackerbauer und Viehzüchter, was eben die Pfahlbaubewohner im vollsten Maße gewesen sind, kaum die genügende Zeit erübrigen.

Die Leute nun, welche einen Theil ihrer Thätigkeit an die Erzeugung von Steingeräthen setzten und vielleicht daraus sogar ein besonderes Geschäft machten, wendeten natürlich alle Sorgfalt dem Auffuchen der geeigneten Steine zu, die in ihren mannigfaltigen Varietäten, wie sie uns nicht bloß auf den Schuttbänken des Flusses, sondern auch in den Werkzeugen der Pfahldorfer selbst begegnen, sicherlich viel genauer beobachtet und in ihren besonderen Eigenschaften viel besser erkannt worden sind, als von der heutigen Bevölkerung, die hieran weiter kein Interesse hat. Welche Aufmerksamkeit man in jener Zeit den Gesteinen schenkte, zeigt die Thatfache, daß im Pfahlbau am Ausflusse des Mondsees allein zahlreiche Stücke von Bergkry stall und Kry stalldrusen, von Schwefelkies, Graphit, Marienglas, Steinkohle, Röthel, von weißem (amorphen) Marmor, Kalkspathkry stallen und Versteinerungen vorgefunden wurden, die als ortsfremd aus größerer oder geringerer Entfernung herzugetragen sein mußten. Obwohl ganz augenscheinlich nicht alle Stücke einen unmittelbaren Gebrauchswerth besaßen, so hatten sie doch die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und Veranlassung zu ihrer Aufbewahrung und vielleicht sogar zu verschiedenen Versuchen gegeben. Es ist gar

nicht nothig anzunehmen, daß das verwendbare Material auf den Schuttbänken des Flusses allmählig aufgebraucht worden ist, und daß der Mangel hieran die Steinbeilverfertiger zu weiterer Umschau gezwungen hat; sie sind sicher aus eigenem Antriebe die Seitenthäler den Bächen entlang hinaufgestiegen und haben hier gelegentlich im Bachbette Stücke des buntfarbigen und metallisch glänzenden Kupfererzes gefunden, das einmal in ihren Händen ohne große Schwierigkeit zu den Stellen führen mußte, wo es zu Tage tritt, vom Wasser losgebrochen und weiter gerollt wurde.<sup>1</sup>

Es ist daher schon aus diesen allgemeinen Gründen kaum zu bezweifeln, daß den Steinbeilverfertigern am

<sup>1</sup> In ganz ähnlicher Weise wurden die während mehr als eines Jahrtausends in voller Vergeffenheit befindlich gewesenen Kupfergruben eben auf der Mitterbergalpe entdeckt.

Gotfchenberge, denen als Zeit- und Volksgenossen der Pfahlbauleute das Kupfer nicht fremd sein konnte, die Kupfererze des Bodens, auf dem sie lebten, alsbald bekannt geworden sind.

Ich will nun keineswegs annehmen, daß die Bewohner unserer oberösterreichischen Pfahlbauten ihren Bedarf an Steingerathen gerade in der Werkstätte auf dem Gotfchenberge gedeckt haben, aber es ergibt sich als sichere Thatfache der Bestand enger Beziehungen zu der Bevölkerung des Salzachthales überhaupt und es dürfte nach dem Mitgetheilten kaum mehr einem Zweifel unterliegen, daß sie aus den dem Gotfchenberge unmittelbar benachbarten Erzgruben auf der Mitterbergalpe das Rohmetall bezogen haben, das sie in ihren heimatlichen Pfahldörfern zu Beilen, Dolchen, Spiralfcheiben und anderem Gerath verarbeiteten.

## Notizen.

### 26. (Kärntnische Denkmale.)

*St. Coloman bei Ehrenegg*, eine Filiale von Markt *Griffen*, eine kleine gothete Kirche aus dem 16. Jahrhundert mit gothifizierenden Reminiscenzen, außen Strebe- Pfeiler mit einer Abstufung und Wassererschlag. Einige Fenster im Presbyterium stumpf-spitzbogig.

*St. Johann zur Kornat im Lessachthale* besitzt eine beachtenswerthe spät-gothische Kirche, Schiff und Presbyterium sind gleich breit und hoch und nur durch einen bescheidenen Triumphbogen geschieden. Das einfache Rippengewölbe bestens erhalten. Die Fenster-Maßwerke im Schiffe beseitigt, in den Fenstern des Presbyteriums-Abschlusses ist daselbe noch erhalten. Der Thurm wie gewöhnlich confluirt.

Die nach *St. Georgen am Weinberge* gehörige Filial-Kirche zu *Klein-St. Veit* ist ein oblonger gotheter Bau, das lange Schiff flachgedeckt (13. Jahrhundert), doch sind gegen den Chor zu zwei Joche mit Kreuzgewölben gebildet, die Rippen auf halbrunden Diensten, Schlusssteine, spitzbogiger Triumphbogen, im Presbyterium Netzgewölbe, einfache Rippen (16. Jahrhundert). Das Haupt-Portal profilirt, die Fenster im Presbyterium im Spitzbogen zweitheilig. Sacraments-Nische mit Efselrücken. An der Sacriftei-Thur schönes Schloßblatt. In der Seiten-Altarmensa ein romischer Votivstein, ein zweiter in der Sacriftei-Mauer.

*Kraischitz*, die *St. Leonhards-Kirche*, ebenfalls eine Filiale von *St. Georg am Weinberge* besitzt im Chor-Baue eine gothische Anlage; er besteht aus zwei schmalen Jochen mit dreiseitigem Schluße, mit einfach profilirten Rippen auf Wand-Consolen, stumpf-spitzbogigen Fenstern, und eben solchen Triumphbogen; die Schiffe ein schlichter Bau der Neuzeit. Das Portal spitzbogig mit profilirter Gewandung. Dachreiter, Glocke von 1606 (Georg Fiering).

*Kreuzen*, die Kirche zum heil. Veit, ein einfach gothischer Bau mit dreiseitig geschlossenem Chor und zweijochigem Schiffe, einfache Kreuzgewölbe, profilirter Triumphbogen, spitzbogige Fenster ohne Maßwerk. Der Thurm neu, vor der Façade, profilirtes Haupt-Portal. In der Sacriftei ein Messkelch von 1716 und einer von 1750. Auf dem Orgel-Chore eine Kirchenfahne von 1668.

*Launsdorf*, hoch über dem Einschnitte der Rudolphsbahn bei *Ofterwitz* gelegen, erregt die Kirche schon von weitem einige Aufmerksamkeit; der schlanke Chor, der Thurm zwischen Schiff und Chor und das breite Dach des Langhauses deuten auf ein bedeutenderes Bauwerk. Die Kirche, zur Himmelfahrt Mariens geweiht, besteht zunächst aus einem nicht sehr großen, aber ziemlich hohen streng gothischen Chor (ein Joch mit dem fünfseitigen Orschlufe). Die Rippen des Sterngewölbes gehen an den Wänden und in den Ecken als Dreiviertel-Säulchen mit cylindrischen Aufsätzen herab. Zwei runde Schlusssteine mit neu bemalten Symbolen. Drei hohe und schlanke Fenster mit Mittelpfosten und einfachem gothischen Maßwerk. Nördlich noch ein nachgeahmtes kleines Spitzbogenfenster. Westlich des Chores die quadratische Thurmhalle in gleicher Gewölbe-Höhe mit dem Chore mit einem Sterngewölbe, im Schlusssteine ein Steinmetz-Zeichen. Vom Chore öffnet sich zur Thurmhalle ein bis zur Decke reichender dreiseitig geschrägter schlanker Scheidebogen, vom Schiffe dagegen ein ganz niedriger und nicht sehr breiter Spitzbogen, der durch seine geringe Höhe die Ueberlicht des Chor-Raumes stört. Demgemäß ist auch das Schiff in geringer Höhe eingewölbt, und zwar in zwei Jochen mit einfach gothischen tief herabgehenden Kreuzgewölben. Die Einwölbung ist eine spätere Zuthat zu dem noch aus romanischer Zeit flammenden Baue. Als Wandstützen kommen niedrige und kräftige Dienste ohne Capitale vor. Eine Schlusssteine zeigt das Lamm Christi. Die Hochaltar-Mensa aus gelben Sandstein schichtenartig aufgebaut. Zwei gute Statuen (Katharina und Barbara) gothisch; an einem Seiten-Altar solche kleine Figuren.

An der Südseite der Thurmhalle eine etwas unregelmäßig angegeschlossene Capelle kommt polygonem Choren mit einfach gothischem Rippengewölbe; wahrscheinlich gleichzeitigiger Zubau mit der Schiffs Umgestaltung (Fig. 1). Hinter dem primitiven Altar geht eine Stiege in ein Beinhaus herab, was, da sichtbar, einen ungünstigen Eindruck macht. Die Luft in diesem Raume ist schlecht und ungesund. Das mittlere Schlussfenster, schmal und spitzbogig, erscheint barbarisch

durch einen Flügel eines Flügel-Altars ausgefüllt. Die Weihwasserchale beim westlichen Haupteingang trägt die Worte: „Pax Domini Vobiscum“ 1611S.46, der Taufstein in geschweifter kelchförmiger Renaissance-Form. Die Cassettendecke der westlichen Eingangshalle stammt wahrscheinlich als ein Ueberrest von der ursprünglichen flachen Schiffsdecke her. Denn die Vorhalle selbst ist entschieden neuere Datums. Die geschnitzten Bilder in den 28 Cassetten-Feldern stellen theils indifferente Ornamente, theils bestimmt symbolische Figuren dar. Eine Jahreszahl kommt nicht vor, doch dürfte dieses Schnitzwerk bereits der Verfallzeit der gothischen Periode angehören. Einst bemalt in roth und gelb auf schwarzem Grunde, sind die Darstellungen heute stark verblaßt. Man bemerkt darunter: eine vielstrahlige Sonnenfigur umgeben von zahlreichen

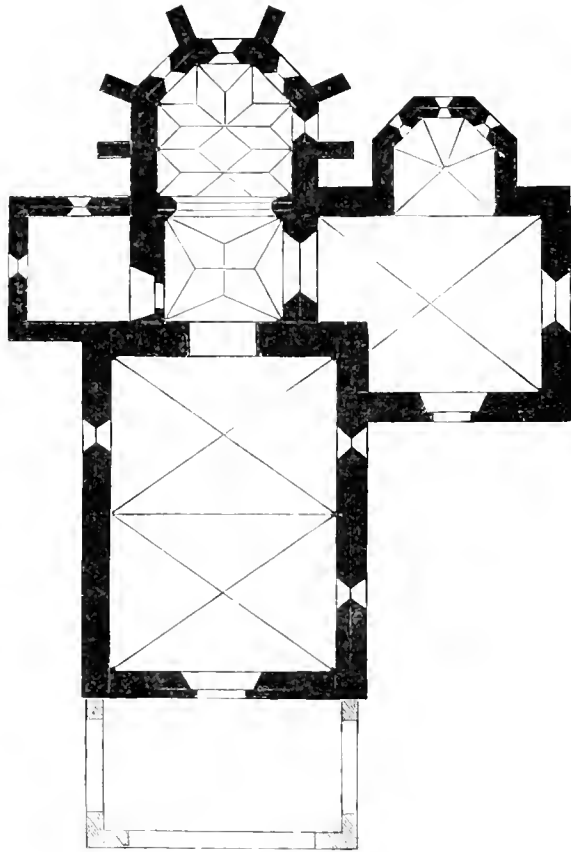


Fig. 1. Launsdorf.

Sternen; den heil. Geist als Taube; zwei Engelsfiguren, eine Monfranze tragend; einen Hirsch zwischen Baumzweigen; einen fächerförmigen Blumentrauß; eine große vierblättrige Rosette; zwei combinirte Palmetten-Ornamente, und geometrische und frei geschlungene Füllungs-Ornamente, sammtlich etwa 2 bis 3 Mm. aus dem schwarzlichen Grunde herausgehoben. Auch in der Umrahmung drückt sich der gothische Typus aus: über knorrige Aeste winden sich schraubenförmig gelbrothe Bänder. Der Westeingang spitzbogig, einfach profilirt. Der viereckige Thurm hat in der mittleren Höhe je zwei schmale Schießlöcher, oben große spitzbogige Schallfenster und einen zopfig geschweiften Helm. Strebepfeiler, zweimal abgesetzt, finden sich nur an den Chor-Ecken, wo eine Wand einen eingefetzten Kopf aus römischer Zeit birgt. Keine Grabsteine.

Am Wege gegen *Hochosterwitz* steht ein altes Wegkreuz, achteitig in der unteren, vierseitig in der oberen Hälfte, worin je eine halbrunde Nische. Darin und an den Seitenreife von Fresco-Malereien, Heiligengestalten, wahrscheinlich die 12 Apostel. Außerdem Reste einer Inschrift und am Unterfusse eine in kleiner Nische eingefetzte rohe Sculptur: Christus im Elend. Alles stark verwahrloßt und beschädigt.

*Launsdorf*, die *St. Sebastians-Filial-Kirche*, ein regelmäßiger Bau aus dem Ende des 15. Jahrhunderts (am Thurm die Jahreszahl 1500). Einchiffig mit der Thurmanlage an der Westseite. Der Thurm mit Theilungsgefimfen zwischen den Stockwerken, dann spitzbogige große Schallfenster ohne Maßwerk, Sacristei im Norden des Chores mit einer Empore gegen den Chor. Die Thurmhalle hat ein Kreuzrippen-Gewölbe. An der Innenwand der Halle eine sehr schöne Nische für den Opferstock mit Stabumrahmung und Bekrönung aus Flechtwerk. Das West-Portal spitzbogig mit flacher Einfassung von gekreuzten Stäben. An der Thür schöne Eisenarbeit. Im dreijochigen Schiffe nimmt ein Joch den Musik-Chor ein, er ruht mit feinen drei Bogen auf zwei achteckigen gegliederten Pfeilern und hat eine Brüstung mit dreizehn Rundnischen. Das Schiff deckt ein erhöhtes Tonnengewölbe mit Graten. Den Abschluß des Schiffes bildet der spitzbogige Triumphbogen in schöner Profilierung. Der Chor besteht aus einem Joche und dem dreiseitigen Schluß. Das Netzgewölbe in Verbindung mit halbrunden Wanddiensten, davon zwei auf Consolen enden. Die Chor-Fenster, noch ursprünglich, zweitheilig mit Maßwerk. Die Kanzel von Stein, achteckig, in den Wänden der Schale Oelbilder. Taufstein becherartig, achteitige Schale, die Seiten eingezogen und gewunden. Sacristei-Thür geschweift, spitzbogig.

*St. Radegund* bei *Eis*. Die Kirche stammt aus dem 17. Jahrhundert, enthält jedoch Reste eines romanischen Baues. Der Thurm gehört dem 15. Jahrhundert an, eine Glocke hat die Jahreszahl 1441, die zweite 1544. Rauchfaß kugelförmig mit Thürmchen (16. Jahrhundert). An der Südseite folgende Inschrift: hanc s. radegundis ecclesiam ex fundamentis amplianda edificavit Philippus abbas. S. P. 1668.

*Ruden*, die geostete Pfarrkirche stammt theils aus dem 15., theils 16. Jahrhundert. Durch einen gemauerten Vorbau gelangt man, ein modernisirtes Portal durchschreitend, in das niedrige Schiff mit aufsteigendem Boden, drei Joche mit Sterngewölben bildend; die Rippen gehen unmittelbar aus den Diensten hervor. Der Orgel-Chor ruht auf drei stumpfen Spitzbögen, die auf zwei achteitigen Pfeilern anlaufen. Die meisten Fenster modernisirt, eines mit Vierpaß, zweitheilig; spitzbogige Sacristeithür mit profilirtem Steingewände. Der Triumphbogen spitzbogig gedrückt. Zum Presbyterium führen zwei Stufen. An der Innenwand des Presbyteriums gegen das Schiff erkennt man den älteren projectirten Triumphbogen. Das Presbyterium ist der ältere Bau; es besteht aus drei Jochen und dem Chor-schluß, ein schöner Bau von guten Verhältnissen, Kreuzgewölbe mit einfach profilirten Rippen und runden Schlußsteinen. Die Dienste fenken sich bis zur Fensterbankhöhe herab, wo sie sich mit einem Kassgefims verbinden. Vier Fenster noch in ursprünglicher Form, zweitheilig mit Maßwerk. Am Chor-schluß stark abgetreppte Strebepfeiler mit profilirtem Wasser-schlag.



Am Schiffe sind die Strebepfeiler schwach und nur mangelhaft ausgeführt.

Unter dem Dachstuhl sieht man die Bemalung des Triumphbogens. Es dürfte schon einmal ein Theil des dazu gehörigen Schiffes bestanden haben, jedoch der Bau ins Stocken gekommen und schadhast geworden sein. Der Thurm steht an der Nordseite (Fig. 2), hat dreieckige Giebel, gekuppelte spitzbogige Schalllöcher und spitzen Helm. Die Sacristei bildet zwei quadratische Joche im Spitzbogen überwölbt, sehr schöner kostbarer Grabstein der Prisca Wafchlin des edlen Herrn Eberharten Ertl von Hainstat, Baupfleger zu Weifneg Hausfrau † 29. Juni 1591. (Grauer Marmor.) Fragment eines anderen Grabsteines mit drei Wappen. Im neuen Mauerpfeiler ist ein antiker Kopf eingemauert. Taufstein aus dem 16. Jahrhundert, in Form eines Oölogones.



Fig. 2. (Kuden.)

Die Filial-Kirche zur heil. Katharina zu *Tollersberg*, nach *Ankershofen* von der heil. Hemma gestiftet, ist ein kleiner romanischer geosteter Bau, dessen flach gedecktes Schiff 12·81 M. lang und 17·20 M. breit; der aus einem Halbkreis gebildete Chorabschluss liegt nur zwei Stufen höher und ist mit einer Halbkuppel gedeckt. Die Fenster umgestaltet, doch schmal, das Portal mit geradem Sturze im Schiffe zwei Spitzbogenfenster, auch erkennt man einen vermauerten spitzbogigen Eingang, darüber eine Steinkugel eingemauert ist. Ein Christoph-Wandbild aus dem 17. Jahrhundert. Dachreiter. Nahe dabei der sogenannte Schatzkogel, wofelbst Fundamente eines ringförmigen Baues von circa 6½ M. Durchmesser aus Bruchsteinmauerwerk erkennbar sind, herum Spuren von Befestigungsmauerwerk. Oben am Kogel ebenfalls Mauerreste unter der Erdoberfläche.

In der Pfarrkirche zu *Volkermarkt* befindet sich der hier abgebildete Grabstein (Fig. 3). Er ist in der Nähe

des Triumphbogens in die Wand eingelassen und verdient die aufmerksame Beobachtung des Beschauers aus mehr denn einem Grunde. In seiner Gestalt ist er, obwohl noch in das Jahrhundert gehörig, von dem typischen Vorbilde der viereckigen oblongen Platte abweichend, oben im Halbkreis contruirt, er nähert sich bereits der späteren altarähnlichen Gestalt. Innerhalb einer Umrahmung, die an den Seiten pilasterförmig und im Abschlusse wie ein Segmentbogen, der auf den beiderseitigen Pilaster-Capitalen ruhet, contruirt ist, ist die heraldische Darstellung angebracht. Wir sehen nebeneinander drei Wappenschilde mit ihren Helmen gereiht und darüber gleichsam an den Kreisbogen angeheftet vier helmlose Schilde

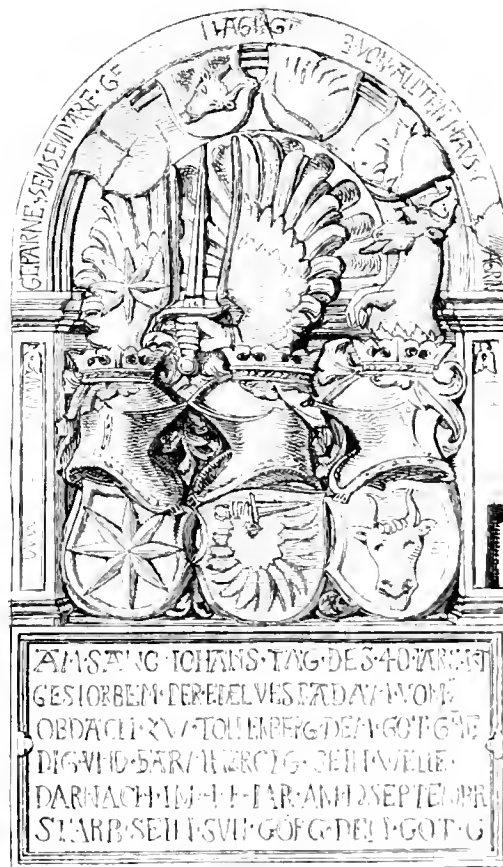


Fig. 3. (Volkermarkt.)

Der Hintergrund des Halbkreises ist muschelartig verziert. Die Inschrift befindet sich auf einem besonders unrahmten Theil des Monuments und lautet:

am·fanc·johans·tag·des·40·jars·ist·gestorben·  
der·edel·vel·adam·von·obdach·zw·Tollerberg·  
dem·got·gne·dig·vnd·barmherzig·sein·welle·  
darnach·im·44·jar·am·25·September·starb·sein·  
fon·gorg·den·got·g.

Die erwähnten drei Schilde zeigen: der mittlere das Wappen der Obdach — einen gebogenen Klauenflug mit einem Schwerte in der Hand, zum Liebe ausbolend, am Helm ein geschlossener Flug, dazwischen die Hand mit dem Schwerte; rechts im Schilde und am geschlossenen Fluge einen achtstrahligen Stern, links einen Buffelkopf im Schilde und am ebenso wie die beiden anderen gekronten Helme einen wachsenden

Butte mit herausgestreckter Zunge. Die vier Schilde darüber enthalten: der erste ein senk- und wagrecht in vier Theile getheiltes Feld, der zweite den Büffelkopf, der dritte vielleicht einen Flügel (bereits undeutlich), der vierte einen Biber. Spuren einer Inschrift deuten auf die Namen jener Familien, deren Wappen hier erscheinen. Man liest: geparne senfenda, . . . age . . . von altenhavs . . . Der Flügelschild dürfte sich demnach auf die Familie Altenhaus beziehen, der mit dem Büffel der Familie Hagen angehören. Die Familie der Obdacher erloste im 16. Jahrhundert.

In der beigegebenen Abbildung (Fig. 4) veranschaulichen wir ein Grabmal, das an der Nordseite des Schiffes in der Kirche zu *Straßburg* sich befindet. Es hat eine Höhe von 2.20 M. und eine Breite von



Fig. 4. (Straßburg.)

07 M., rother Marmor. Auf dem etwas erhöhten Plattenrande findet sich folgende Inschrift: hie leit vincenc | von Strasburg der gestorben ist am sandrupertii tag | in d vassen anno dni m° cccc° xx° vj°. Im vertieften Bildfelde das Wappen in edel-heraldischer Auffassung. Ein gegen rechts geneigter Schild, darin eine Trense pfehlweise gestellt. Auf dem am linken Schildsecken gestellten Stechhelme diese Figur, aber gebrochen, als waren es deren selbständige Halften (Hammern ähnlich). Die breit gezackelte Helmdecke fällt in eleganter Form zu Seiten des Schildes herab die rechte Decke


reicht bis unter den Schild, ihm gewissermaßen umrahmend. Unterhalb des Wappens ist im Bildfelde eine weitere, aber verkehrt gestellte Inschrift angebracht, sie lautet: und Elsbet sein hant | frav obyt Anno dni | m° cccc° lxx° fia II post nativitatū marie; dabei in einer Dreipass-Vertiefung ein Schildlein, darin ein sogenannter Drudenfuß. Vincenz von Straßburg war Vicedom von Karnten.

*Emmersdorf*, die Kirche zum heil. Paul, ein mittelgroßer einschiffiger Bau, reicht nur mit dem Presbyterium in die gothische Zeit zurück. Dasselbe ist mit einem Rippengewölbe überdeckt, das an vier Stellen auf Dreiviertel-Säulchen mit funfseitig gegliederten Capitalen seine Rippen überträgt. Auch an drei Fenstern hat sich der gothische Abchluß erhalten, das im Abchluß ist zweitheilig und mit Maßwerk geziert. Der Thurm steht zwischen dem Haupt-Altar und dem Schiffe, ist rundbogig überwölbt und neu eingedeckt. Der Scheidebogen gegen den Chor spitzbogig.

*Dürnstein*, St. Stephan bei Dürnstein; die Pfarrkirche ist ein Werk neuerer Zeit (1780) ohne irgend eine Bedeutung, nur der marmorne Taufstein gehört einer älteren Zeit an. Am Friedhofe steht ein spätgothischer Karner, bestehend aus zwei Jochen und einem dreieckigen Schluße, Netzgewölbe mit einfachen Wand-Consolen, zwei schmale spitzbogige Fenster, darunter das Beinhaus, über dem Eingange mit geschweiftem Bogen die Jahreszahl 1522.

*Zienitz*. Die St. Georgs-Kirche enthält wenig sichtbare Reste eines älteren Baues, wengleich schon 1498 ein Pfarrer daselbst urkundlich erscheint; kleiner einschiffiger Bau mit gewölbten dreieckig geschlossenem Chore und flachgedecktem Schiffe. Die drei Ostschlußfenster sind klein, schmal, spitzbogig, im mittleren ein Theilungspfofen, Maßwerk und Reste von Glasgemälden. (Maria und die Apostel, Jesus im Tempel.)

*Gaisberg*, Pfarrkirche *St. Georg*. Ein Theil dieser Kirche gehört der mittelalterlichen Bau-Periode an, nämlich das Presbyterium, und soweit man nach der strengeren Formbildung schließen kann, dürfte dessen Errichtung schon vor die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts reichen. Ein mittelgroßer einschiffiger Bau mit schon gewölbtem gothischen Chorraum, und in späterer Zeit zugebautem oder gänzlich umgebautem rund eingewölbtem Schiffe. Der Chor besteht aus einem größeren Westjoch und dem fünfseitigen Ostschluß. Die schlank emporstrebenden Rippen bilden in der Contur einen regelmäßigen Stern, und werden von runden Diensten gestützt. Dieselben schließen in halber Höhe auf polygonen und konisch gegliederten Tragsteinen ab. Die Dienst-Capitale tragen theils Gesichtsmasken theils Blätter-Verzierungen und darüber fünfseitige Deckplatten. In den sechs Schlußsteinscheiben Relief-Darstellungen: das symbolische Lamm, der Löwe, Antlitz Christi, ein Engel, der Pelikan, und eine undeutliche Figur, weil ziemlich stark übertüncht. Zwei Fenster ziemlich groß mit einem Theilungspfofen, spitzbogig und mit Drei- und Vierpässen. Ein drittes Fenster ist breiter, doppelt getheilt und mit prachtvollen Glasmalereien in fünfzehn Feldern ausgefüllt. Man sieht dargestellt den heil. Georg mit dem Drachen, Maria mit dem Kinde, die heil. Dreifaltigkeit, die Apostel, sammtlich in rund abgeschlossenen Nischen, umgeben von zartweißer Bordüre. Die linksseitigen Felder zeigen

durchgehends einen blauen, die mittleren einen grünen, die rechtsseitigen Felder einen rothen Hintergrund von sehr lebhaftem Farbensdruck. Dieses herrliche Fenster ist in allen feinen Details vorzüglich erhalten. Unter demselben in der Mauer eine kleine gothisch umrahmte Nische mit Dreipassabschluss, gewöhnlich zur Aufbewahrung der Messkännchen dienend. Gegenüber eine etwas größere ebenfalls gothisch behandelte Sacraments-Nische mit geschweiftem Giebel und Gitterverschluss, worauf aufgesetzte dichtgereichte Rosetten. An den Gewänden Fialen, oben Kreuzblume. Im Bogenfeld einfaches Relief, darstellend Auferstehung Christi, nebst einem Kreuz und Kelch und einem Steinmetz-Zeichen. Am Sockel-Gefims drei Engelsköpfe als  Tragleine, derb behandelt, überweist. Südlich des Chores die Sacristei, nördlich die Heil. Grab-Capelle mit spitzbogigem und profilirtem Eingang. Der Haupt-Altar stammt aus d. J. 1760 laut einer angebrachten Inschrift. Ein einfacher Chor-Stuhl trägt die Jahreszahl 1679 und V. M. S. An der nördlichen Chorwand ein großes Frescobild aus neuerer Zeit, Darstellung: „Die Flucht nach Aegypten.“ Oben in Wolken Gott Vater, wie er aus seinem Schoßtuche Brod zur Erhaltung des Volkes verstreut. Im Hintergrunde die Stadt Bethlehem, im Mittelgrunde ein Zeltlager des ziehenden Volkes, welches das verstreute Brod einsammelt, vorn Joseph, Maria und das Kind, dann der symbolische Pelikan und ein Engel. Das Ganze ziemlich verblasst, ohne Jahreszahl und Unterschrift. Taufstein achteckig, mit der Jahreszahl 1512 und WAR. Der aus neuerer Zeit herstammende viereckige Thurm erhebt sich über der offenen Vorhalle an der Westseite. Die vier Chorecken sind mit einfachen Strebebeylern in zwei Abfätzen und ohne Bekronung verflärkt.

27. Conservator *Petris* hat an die Central-Commission berichtet, daß bei *Capo d'Istria* das Fragment eines römischen Inschriftsteines als Unterlage eines Kellerfensters 84 Cm. lang und 14 Cm. breit gefunden wurde; das Inschrift-Fragment lautet: BRVTO RVM.Æ. In *Valle* bei *Rovigno* wurden auf den Feldern etliche Münzen in Gold, Silber und Erz, römischer Epoche, gefunden. In *Ultrina* (Cherfo) fand man neben der Kirche eine Art Nekropolis.

28. Conservator Professor *V. Berger* hat an die Central-Commission berichtet, daß sich in der Kirche zu *Scheffau* bei *Salzburg* mehrere Reste alter Verglasungen finden und daß dieselben werth wären, in einem Fenster unter entsprechender Gruppierung wieder zur bleibenden Aufstellung gebracht zu werden. Die Central-Commission hat sich entschlossen, die Kosten der Restaurirung dieser Glasgemälde aus ihren Mitteln zu decken und daher das Entsprechende durch den obgenannten Conservator einleiten lassen. Die einzelnen Glasgemälde werden in dem zweitheiligen Chor-Fenster der Kirche in folgender Weise gruppiert: S. Rudolphus, St. Ulrich; Maria (halbes Bild der Verkündigung), St. Rupertus; St. Margaretha, St. Katharina; die Kreuzigung, Christus am Oelberg; St. Peter. Die Glasmalerei dürfte noch in das 15. Jahrhundert gehören.

29. (*Ruine St. Paul im Wippacher-Thale.*) Oberhalb *Gofače* bei *Černica* im Wippacher Thale befindet

sich die Ruine von *St. Paul*. Sie liegt in einer Meereshöhe von 525 M. am Südrande des Caven so heißt der Südrand des Tarnowaner Plateaus. Die alten Mauerwerke stehen auf einer gewaltigen Felsmaße, die sich über den umliegenden nicht besonders steilen Abhang nach allen Seiten hin frei und im Süden und Osten sehr steil erhebt. Das Plateau ist von Norden gegen Süden bei 250 M. lang und am südlicheren Haupttheile 120 M., im nördlicheren schmaleren Theile aber nur 60–80 M. breit. Nahe am Ostrande des nördlicheren Theiles stehen die vier Mauern einer kleinen jetzt aufgelassenen Capelle des heil. Paulus, die offenbar aus alten Steinen erbaut wurde, und wovon die ganze Felsmaße den jetzigen Namen erhalten hat. Der Rand des mit üppigem Grafe bedeckten Felsens ist vielfach gebrochen und zerklüftet. An diesem Rande sieht man ringsherum fast ununterbrochen eine 18 M. breite Mauer herumlaufen. Sie ist stellenweise fast bis an den Rand des Felsens abgebrochen, stellenweise aber noch 2–3 M. hoch. Die Steine derselben sind mittelmaßig groß, leicht übertragbar, ganz unbeeinträchtigt, aber doch in Bezug auf ihre Zusammenfügbarkeit sorgfältig ausgesucht und mittelst cementartigen Mortels mit einander verbunden. Außer der Ringmauer sieht man eine ebenso dicke Quermauer, die den südlichen Theil vom nördlichen trennt.

An der Nordostseite des kleineren Felsentheiles bemerkt man genau das Eingangsthor, da an dieser Stelle der Rand des Felsens um mehr als 1 Meter ausgehauen ist. Die Thorbreite beträgt 3 M. und in den beiderseitigen Naturpfeilern sieht man senkrechte 03 M. breite Fugen, die offenbar zum Heben und Senken der hölzernen Thüre gedient haben. Außerhalb des Thores kann man ganz deutlich die Spuren der alten Straße gegen den Sattel zu und dann am östlichen Abhang quer abwärts gegen das Thal verfolgen. Die Radspuren und Geleise in der Nähe des Thores sind deutlich sichtbar und haben eine Weite von 15 M. Außerdem sind zwischen dem Geleise auch noch Stufen ausgehauen, da die Straße gegen das Thor zu sehr steil hinaufging.

Auf der ganzen Oberfläche innerhalb der Ringmauern begegnet man stellenweise größeren oder kleineren Steinhaufen und insbesondere einer erstaunlichen Menge von mitunter noch ziemlich großen, aber dünnen Schieferplatten, die aus einer östlich von der Ruine gelegenen Schlucht herkommen.

Das Wichtigste, was man innerhalb der Ringmauern findet, sind wohl die alten Gräber. Sie liegen nebeneinander wenige Spannen unter der gegenwärtigen Erdoberfläche, im Halbkreise gegen Süden der Felsmaße zu und in der Nähe des obern Randes der kuppenförmigen Abdachung. Einige der Gräber liegen fast zur Hälfte offen, und man sieht ganz genau, daß sie mit Steinen umrandet und mit Schieferplatten zugedeckt waren. Von alten Objecten konnte in und in der Nähe der halb geöffneten Gräber nichts entdeckt werden.

In der Nähe der Quermauer sieht man deutliche Spuren von größeren Gebäuden und Mauerwerken. Im nördlichen Theile der Burg bemerkt man in der Nähe des Nordwestrandes Ueberreste von mehreren parallel laufenden nicht sehr langen Mauern und zwischen ihnen gattenförmige Gänge. Das Ganze macht den Ein-

druck, als ob hier mehrere schmälere, hintereinander den fünften Abhang hinaufziehende Gebäude gestanden hätten.

Außerhalb der Ringmauer und am Fuße der Felsmaße, im Südosten derselben, steht ein viereckiger zwei Stockwerke hoher Thurm, aus kleinen unbehauenen und ebenfalls mit Mortel verbundenen Steinen aufgeführt. Trotzdem macht die ganze Bauart desselben den Eindruck, als ob er einer spätern Zeit angehören würde. Wozu er gedient hat, das beweist uns das Wasser, welches unter dem Felsen entspringt, und am Boden des Thurmes durchfließend auf der Südseite desselben unter einer Wölbung hervorbricht. Der Thurm wurde also zum Schutze des Wassers erbaut und dort, wo er an die Felswand angelehnt ist, sieht man noch deutlich Stufen in den Felsen eingehauen und sehräg hinauf zur Umfassungsmauer führen.



Fig. 5. Studenee.

Die weite Entfernung dieser Ansiedlung von der durch das Wippacher Thal führenden alten Straße, an welcher zur Zeit der Römerherrschaft schon Ansiedlungen standen, die Bestattungsart der Todten, der Mangel an metallenen und irdenen Objecten scheinen darauf zu deuten, daß die Ansiedlung von St. Paul aus vorromischer Zeit stamme. Gewiß ist es, daß schon in uralten Zeiten das Wippacher Thal den verschiedensten Völkern als Passage diente und daß es also schon damals ein Gebot der Selbsterhaltung war, sich möglichst weit von der Hauptstraße zu halten und jede Anlage wohl zu besetzen. Behauptet ja *Czörnig* in seinem neuesten Werke, daß „die Veneter unzweifelhaft über die julischen Alpen, dort wo sie am niedrigsten sind, in Italien einwanderten. Wahrscheinlich machten sie im Wippacher Thale ihren ersten Halt und besetzten diese Gegend bis zum nicht fernem Meeresgestade am Timavus.“ In historischer Zeit aber wohnten im ganzen Wippacher Thale bis zum Oera (Birnbauerwald) die illyrischen, aber in späterer Zeit stark mit Kelten vermischten Karnern.

Darnach hatte die Ansiedlung auf St. Paul den Karnern gehört und wir müßten sie dann mit den be-

kannten prähistorischen und „gradišće“ oder „castellieri“ genannten Befestigungen Istriens vergleichen.

S. Kutar

30. Baron *Weber* hat in seinem Berichte über die *Huttendorfer* Kirche, davon ein Auszug in diesem Bande S. 1 veröffentlicht wurde, auch der ehemaligen St. Johannes-Kirche in *Studenee* erwähnt, darüber hier diesem Berichte entnommen einiges mitgetheilt werden soll. Die Kirche war ein Steinbau mit ähnlicher Grundrissanlage wie *Huttendorf*, holzernen Vorhallen, hölzerner Decke, Sanctus-Thürmchen und einen abgefordert stehenden hölzernen Glockenthurm (Fig. 5). Die Glocken hatten Inschriften, eine die Jahreszahl 1556, die andere 1590, die im Sanctus-Thurm 1582. Der Abschluß dieses Thürmchens gehört der Zopfzeit an. Die Sacristei war gewölbt.

31. Von Seite eines Fachmannes kam in neuester Zeit ein Elaborat über *Archivs-Angelegenheiten* in *Tyrol* zur Vorlage an die k. k. Central-Commission, aus dem wir nachstehend einzelne Stellen im Würdigung der Bedeutung derselben veröffentlichen. *Tyrol* besitzt bekanntlich eine sehr große Zahl verhältnismäßig alter Archive; die Pflege, welche dieselben genießen, steht leider in keinem Verhältnis dazu. Unter Leitung wissenschaftlich geschulter Männer steht nur ein einziges derselben: das k. k. Statthalterei-Archiv zu *Innsbruck*, dem der hochverdiente Dr. *v. Schönherr* vorsteht. Als zweite Kategorie sind jene Archive anzuführen, welche als Adnexe von Registraturen der Obhut bestimmter Beamter unterstellt sind. Dahin gehören die Archive der vornehmsten geistlichen Corporationen, der beiden Landesbisthümer und deren Capitel, sowie der größeren Klöster, bei welchen die Bestellung eines Archivars in erster Linie mit der alt herkömmlichen Verfassung, in zweiter mit dem practischen Bedürfnis zusammenhängt. Vom Archiv des „Reichs-Fürstenthums“ *Brixen* z. B. kam bei der Sacularisirung ein großer Theil an den Staat, bedeutende Bestände blieben aber noch in der bischöflichen Residenz zurück, nämlich: der Ueberrest des sogenannten Hof-Archives mit Originalen vom 9. Jahrhundert an; außerdem existiren da neben dem eigentlichen Consistorial-Archiv mit neueren Acten, das alte Cameral-, Gerichts- und Lehens-Archiv.

Von weltlichen Archiven gehören in die gleiche Kategorie das der Landschaft, die der größeren Städte und einzelner hervorragender Familien, endlich die der k. k. Behörden, namentlich die Gerichts-Archive, bei denen dem Kanzlisten oder Diurnisten die Aufsicht und Instandhaltung übertragen ist, von welchen Persönlichkeiten also die Ordnung abhängt, ja vielfach auch inwieweit die Bestände überhaupt erhalten bleiben und nicht der Scartirung und andern Zufällen preisgegeben werden.

Sie bilden damit schon den Uebergang zur großen Zahl von Archiven, die jeder Obhut und Beaufsichtigung entbehren. In diese zahlreichste Classe fallen die meisten Pfarr-, Gemeinde-, Privat- (adeligen oder andern älteren Familien gehörige) Archive, welche zumeist ein wahrhaft idyllisches Stilleben führen, weder vom Besitzer noch sonst von wem gekannt und beachtet, wissenschaftlicher Benutzung so gut wie ganz entzogen sind. Nur eine Art der beiden letztern Archivs-

Kategorien wurde einer fachmännischen Erforschung unterzogen: Archivar *R. v. Schönherr* hat bekanntlich im Auftrag der k. k. Central-Commission die Archive der Gerichte und größern Städte bereitt. Das Resultat war ein überaus befriedigendes sowohl der Forschung nach, wie auch betreffs der erhaltenen Urkunden und Acten, als endlich deren Alters und Werthes für die Landes-, Rechts- und Cultur-Geschichte nach.

Günstigere Verhältnisse bestehen für die Archive der Pfarren und Gemeinden. Sie haften am Boden. Lösten sich auch einzelne Theile von denselben ab, so blieben die alten Briefe und Rechtstitel meist der Mutteranstalt; die adeligen Geschlechter pflanzten sich lange fort, besaßen ein weitgehendes Erbrecht, nur in seltenen Fällen trat wegen Erblosigkeit Heimfall an den Fiscus ein. So konnten sich leicht Archivfonds bilden. Der Einfluß italienischer Bauweise mit dem Vorwiegen von Steinmauern und der Verwendung der Gewölbe, verhältnismäßig geordnete und feste Regierung, welche das Faustrecht in feste Gränzen zu bannen wußte in früherer Zeit, die günstige geographische Lage, welche später das Land nur selten den Schauern und Unbilden des Krieges aussetzte, war der Erhaltung dieser Archiv-Bestände sehr günstig, die von vornherein reicher als in anderen Provinzen sein mußten, da ein Theil des Landes (etwa im Umfang der jetzigen Diöcese Trient) unter directem Einfluß des romanischen Rechtes das Notariats-Institut beibehielt, bei den angränzenden Theilen der Provinz die Sitte alle Rechtsgeschäfte in gerichtlich beweiskräftiger Schrift abzufassen, nicht ohne Wirkung bleiben konnte. Nur ein Paar Belege, wie sie gerade in die Feder kommen, seien dafür angeführt. Die Urkunden des Pfarr-Archives zu Telfs (Ober-Innthal) beginnen mit einem Original des Bischofs Gebhard von Brixen vom Jahre 1113; die kleine Gemeinde Kematen (Ober-Innthal) besitzt Originale von Ludwig dem Brandenburger an; im Schloß-Archiv zu Kasten (Vinschgau) beginnen die Urkunden mit dem Jahre 1264; bis zum Jahre 1497 zählt man deren mehr als 200, meist Originale; noch älter und reicher ist das Archiv des nahegelegenen Schlosses Dornsberg.

Doch Gefahr und Untergang lauert jetzt diesen Monumenten von allen Seiten: Ignoranz der Besitzer — auch von Leuten, welche sich zu den Gebildeten zählen — die keine Ahnung haben von den Schätzen die ihnen anvertraut oder zu eigen sind, Apathie gegen alles was nicht in die Sphäre des täglichen Lebens fällt, also Gleichgültigkeit, wenn solches „Gerümpel“ dem Untergang anheimfällt, Bereitwilligkeit daselbe gegen wahren Judaslohn zu verschachern. Welche Gefahr soll man als die größere bezeichnen, die Sorglosigkeit in der Aufbewahrung oder die enorm zunehmende Thätigkeit der Antiquitäten-Handler? Der erleichterte Verkehr, der zunehmende Touristenstrom bringt zuerst diese gefährlichen Speculanten; meist erst auf ihren Pfaden folgt dann der erste Forscher, der nur zu oft bloß mehr constatiren kann, daß werthvolle Monumente vorhanden waren.

Um welche Schätze ist Tyrol auf solche Weise schon gekommen! Man wird versucht auf die Erwerbungs-Ausweise des „Germanischen Museums“ hinzuweisen, und doch muß man sich auf das höchste glücklich preisen, wenn nur überhaupt eine wissenschaftliche

Anstalt, wie jenes Nürnberger Institut, diese Schätze erwirbt. Was soll man aber sagen, wenn Adelsgeschlechter Suiten der ältesten Familien-Privilegien verkaufen, z. B. weil sie in den Schloßern keinen Platz zur Aufbewahrung finden. Das trifft vorzugsweise Pergament-Urkunden. Dafür sind Papieracten viel mehr der Gefahr der Scartirung unterworfen.

Es sei gestattet ein Beispiel auch dafür anzuführen. Taufers im Pustertal besitzt eine gothische, zu Anfang des 16. Jahrhunderts in kräftigen schonen Verhältnissen erbaute Pfarrkirche. Eine bei der letzten Restauration in den Sechzigerjahren erneuerte Inschrift meldet, daß Valentin Winkler, Steinmetz zu Pfälzen (bei Bruneck) den Bau geleitet und im Jahre 1527 vollendet habe. In einem alten Widdum zwei Stunden thaleinwärts befand sich ein gothisches Gefäß — leider auch schon verkauft — dessen Spruchband die Jahrzahl 1488 trägt, während eine Thurfschrift „Meister Valtein“ als den Verfertiger nennt. Wahrscheinlich ist das doch der gleiche Mann und es wäre der Mühe werth dem näher nachzugehen. Die Baurechnungen der Tauferer Pfarrkirche existirten noch zu Anfang dieses Jahrhunderts, wo sie der Brixnerische Capitelnotar J. Val. Niederwäger in seiner handschriftlichen Geschichte von Taufers wiederholt citirt; heute sind sie weder im Tauferer Pfarr-Archiv noch im Archiv des Patrons des Brixner Domcapitels vorhanden. Gerade die Kunstgeschichte ist es auch, welche in den an Künstlern und Kunstwerken so reichen tyroler Land durch solche Verluste Tag für Tag die größte Einbuße erleidet oder doch damit bedroht ist.

32. Laut Mittheilung der k. k. Statthalterei in *Innsbruck* wurde bei dem Umstände, als der in neuester Zeit zum Kaufe ausgebotene Bruchtheil des gräflich Spaur'schen Familien-Archivs ein reiches Materiale zur Geschichte dieses gräflichen Hauses, eines der ältesten Geschlechter Tyrols, enthält, derselbe für das k. k. Statthalterei-Archiv in *Innsbruck* angekauft und bildet nun eine sehr erwünschte Bereicherung dieses Archivs, das bereits viele Documente dieses Hauses angeammelt hat.

33. Conservator Reg.-Rath *Dudik* berichtete über die unlangst erfolgten Verkäufe von Archivalien aus *Bisenz* und *Oslavan* und gab wenigstens die beruhigende Versicherung, daß dadurch der wissenschaftlichen Forschung kein unverwerthetes oder sonst wichtiges Material entzogen wurde. Zumeist wurden aus *Oslavan* Wirthschafts-Acten und Registratur-Gegenstände verkauft, wie sie sich bei größeren Wirthschaften anhaufen und des Raumangels wegen beseitigt werden müssen. Auch befinden sich die ehemals dort aufbewahrt gewesenen 155 Pergament-Urkunden der ehemaligen Nonnen-Abtei im mährischen Landes-Archiv, wie auch die mährische Landtafel alle dortigen Urkunden, die geschichtlich wichtig sind, verzeichnet enthält. Anbelangend das Archiv von *Bisenz*, welches bereits 1842 wissenschaftlich durchforscht wurde, befindet sich davon alles Brauchbare ebenfalls im mährischen Landes-Archiv.

34. Das in Fig. 6 abgebildete Siegel bezieht sich auf die Domkirche am *Krakauer Wäzcl* und fällt in das

Jahr 1217. Es ist besonders wichtig, weil die im Bildfelde befindliche Architektur einen einigermaßen verlässlichen Hinweis auf die Gestaltung des alten romanischen Domes enthält, der sich uns dafelbst als ein mächtiger Bau mit Abfialschluß und hohem Thurme links darstellt. Eine Osterfahne ragt über den Bau, und zu oberst im Bildfelde erscheint ein sechsstrahliger Stern. Vor dem Baue ist ein fließendes Wasser angedeutet. Das Siegel hat die in älterer Zeit beliebte und überaus zierliche Ovalform und enthält im Randbände

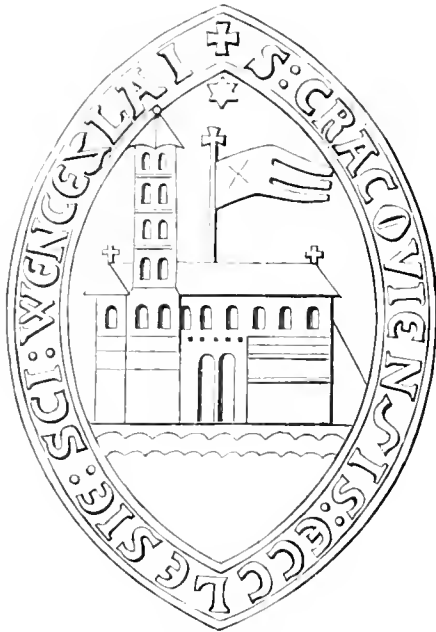


Fig. 6. (Krakau.)

folgende Inschrift: † s : cracoviensis : ecclesie : sei : wenzeslai (Höhe (?) Breite (?)). Fig. 7 zeigt das Siegel der Stadt Casimir, ehemals Dorf Bawol, das König Casimir 1347 zur Stadt erhob und der er seinen Namen gab. Im gegitterten Bildfelde erscheint ein gekrönter bartloser Kopf, die Legende am Rande des runden Siegels lautet: † secreta civium de kasimiria, Fig. 8,



Fig. 7. (Krakau.)

veranschaulicht das kleine Stadtsiegel von Krakau 1329. Das Siegel ist rund (2 Cm. Durchmesser) und führt am Siegelrande innerhalb zweier Perlenlinien folgende Legende: S. minvs. civita-tis. eracovie. Im Siegelfelde ein aufrecht stehender Ritter, oben und unten den Schrifttrand unterbrechend. Die Figur steht auf gegittertem Boden, ist in Panzer gehüllt, darüber der lang herabreichende Waffenrock ohne Ärmel, in der rechten die Lanze mit einem kleinen Fähnlein,

mit der linken Hand hält sie den Griff des mächtigen Schwertes, das um die Mitte gegürtet ist und am Arme den Schild mit dem Kreuze, der Kopf ist schon sehr beschädigt, laßt jedoch auf einen Helm schließen, großer Scheibenimbus. Rechts im Bildfelde neben der Figur ein einköpfiger Adler, der in der Leibhöhe der Figur fast auf der Lanzenlänge aufliegt. Links eine Krone. Die Worte: s. wence-slavs nahe dem Schrift-rande innen geben Aufklärung über die Bedeutung dieser Figur.



Fig. 8. (Krakau.)

Wir kommen nun noch zu einem vierten Siegel, Fig. 9, ebenfalls der Stadt Krakau angehörig. Die Umschrift lautet: † seorsvlym et comvnitatis civitatis cracovie, sie ist innerhalb zweier Perlenlinien angebracht. Das Bildfelde ist reich ausgestattet. Wir sehen einen Quaderbau mit rundbogiger Pforte in der Mitte, darin eine knieende Figur gegen links; beiderseits je ein rundbogiges Fenster; darüber in der Mitte ein Quaderthurm mit kräftigen Steinfugen und mit einem



Fig. 9. (Krakau.)

ebensofolchen Fenster; über dem Thurm schwebt ein Schild mit dem einköpfigen Adler; beiderseits auf Quaderunterbauten, die sich aus der Mauer erheben, je eine Figur, ein Bischof; dabei: s. stanislaw, ein Ritter; dabei s. wencesla, an den beiden Seiten je ein gekrönter Schild, darin senkrecht gespalten ein halber Löwe und halber Adler; ober jedem Schilde ein sechsstrahliger Stern. Das Siegel stammt aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

35. Im Nachfolgenden veröffentlichen wir einen sehr wichtigen Erlaß der k. k. Statthalterei in *Grätz* vom 12. März d. J., in welchem dieselbe, den Aufgaben der k. k. Central-Commission Rechnung tragend und über deren Erfuchen, die politischen Unterbehörden auf die Aufgaben dieser Institution aufmerksam macht: „Laut Zufchrift der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale in Wien vom 27. Februar l. J., Z. 58 cc., kommen trotz des schon 30jährigen Bestandes dieser kaiserlichen Institution leider noch immer Fälle vor, wo seitens der Behörden der Beruf und die Aufgabe derselben übersehen und verkannt wird, und infolge dessen gar nicht selten Aenderungen an öffentlichen Gebäuden, die sich als Denkmale einer kunstfönnigen Vergangenheit repräsentiren, in Angriff genommen werden, ohne die Organe der Central-Commission, wie es im Geiste von §. 15 ihres Allerhöchst genehmigten Statutes (R. G. Bl. Nr. 131 ex 1873), sowie der §§. 7, 18, 22 und 32 der ministeriell genehmigten Instruktion der Organe der Central-Commission zu geschehen hätte, rechtzeitig davon in Kenntnis zu setzen, damit dieselben ihrer berufsmäßigen Obliegenheit in dieser Richtung nachzukommen im Stande seien. In Erwägung dieser für eine gedeihliche Entfaltung der central-commissionellen Wirksamkeit bedauerlichen Verhältnisse werden die politischen Unterbehörden beauftragt, in geeigneter Weise dahin zu wirken, daß das große Publicum, ganz besonders aber die Behörden aller Kategorien, von Zeit zu Zeit auf den Bestand, den Beruf und die Wirksamkeit dieser Central-Commission aufmerksam gemacht werden.“

36. Conservator Dr. *Wankel* hat über die neuesten Funde in *Olmütz* ausführlich berichtet. Daraus ist nachstehendes zu entnehmen. Im Monate December v. J. wurde derselbe von dem Baumeister des Postgebäudes in *Olmütz* eingeladen, die schwarze Culturschichte auf der Sohle des bereits ausgegrabenen Kellerraumes des Postgebäudes in Augenschein zu nehmen, wo beim Herausheben des Erdreiches viele Scherben und an einer Stelle vier aufrecht stehende Steinplatten mit einer darunter liegenden Steinplatte gefunden worden sind. Die Steinplatte war künstlich zugehauen, darauf lag eine große Menge Asche und unmittelbar unter und neben derselben große Mengen Thierknochen mit Scherben vermischt. Die Thierknochen gehörten größtentheils jungen Pferden, Schweinen, Hirschen und Schafen an, einige waren angebrannt, viele der Röhrenknochen der Länge nach gespalten. Die Scherben rührten von mit freier Hand gefertigten Gefäßen her, waren aus rohem schwarzlichen Lehm gemacht, eine Scherbe gehörte zu einer einhenklichen Schale mit Graphit-Ueberzug; einen Meter von dieser Platte entfernt lag in derselben Schichte ein 24 Cm. langer, 5 Cm. dicker Hammer aus Hirschhorn mit rundem Stielloche in der Mitte; daneben lagen mehrere Stücke gebrannten Wandbewurfes, welcher sich unter der bereits aufgebauten Kellermauer fortzusetzen schien. Später wurden bei weiterem Planiren des Kellerraumes noch ein ziemlich ganzes einhenkliches bauchiges, mit hohen Halbe versehenes, 13 Cm. hohes Gefäß, ebenfalls aus freier Hand gearbeitet, eine bearbeitete Geweihzinke vom Hirschen, ein flacher Thonwirtel und mehrere primitiv ornamentirte Scherben aufgefunden.

Es scheint, daß an dieser Stelle eine prähistorische Herdstelle gelegen war, denn dafür sprechen nicht nur die große Menge Asche, die große Menge Scherben und Thierknochen, sondern auch die aufgerichteten Steinplatten. Auch geben die Fundverhältnisse die Vermuthung, daß hier eine feste Ansiedlung gewesen sein mag, dafür sprechen die vielen Stücke des Wandbewurfes und die humusreiche Erdschichte, die sich ungefähr 3 M. unter der Oberfläche befindet; unter dieser Schichte lag sandiger Lehm.

Ein anderer Fund wurde im Inneren des zum Umbau bestimmten Dom-Tractes gemacht, der jedoch zu spät zur Kenntnis des Conservators gelangte; es wurde nämlich in 1½ M. Tiefe im Schiffe der Kirche ein Grab aufgeschloffen, die Knochen sammt der Schuttmasse, in welcher dieselben lagen, weggeführt. Doch gelang es noch einige Stücke zu retten und zwar einen ¼ Kilo schweren Flügel aus Messing von 22 Cm. Länge und 6 Cm. größter Breite mit zwei Zapfen zum Befestigen an einen Gegenstand, er scheint als Zierde eines Helmes gedient zu haben; ferner seltsame Sporne, zwei aus ebensolcher Zinkbronze mit großen gravirten Rädern von Rosettenform, zwei kurze schmale lederne Bänder mit länglichen viereckigen Messingblechen besetzt, alles schön patinirt, mehrere unkenntliche Lederfcheiben, ein zerbrochenes Eisenmesser und bandartiges Eisenblech, nebst mehreren Eisennägeln, die noch Spuren von zeretztem Holz an sich tragen und eine Messingschnalle, von der eine ähnliche noch an einem der Sporne befestigt war. Die Bänder mögen ebenfalls zum Befestigen der Sporne gedient haben, die Nagel dürften Sargnägel gewesen sein. Die Arbeiter beharrten bei der Aussage, nichts mehr gefunden zu haben. Daß ein Skelett hier gelegen ist, beweist noch der Rest eines menschlichen Brustbeines. Den Objecten nach scheint das Grab aus dem 14–15. Jahrhundert unserer Zeit zu stammen.

Ein weiterer Fund ist vor ungefähr 3 Wochen gemacht worden und zwar in der Schuttmasse, welche die Zwischenräume der Grundmauern ausfüllte; es ist ein eisenbeinernes sechseckig zugefehnittenes glattes Heft zu einem Krummtabe von ungefähr 13–14 Cm. Länge, mit einem Stielloche unten 2½ Cm. dick, oben stark nach abwärts gekrümmt und in einen kleinen sauber gefechnittenen Lowenkopf endend, der im Rachen eine Kugel trägt. Wie dieser Krummtab in die Schuttmasse, in welcher er eingemauert war, gekommen ist, bleibt ein Rathsel, er wurde dem kaiserlich-bischöflichen Diocesan-Museum einverleibt.

Einige Tage vor diesem Funde wurden im Hofe des Kreuzganges am Dome, beim Nachforschen nach den Grundmauern der ehemaligen Burg in 1½ M. Tiefe Menschenknochen und Thierknochen gefunden, über deren Lagerungsverhältnisse nichts genaues bekannt wurde. Bei Untersuchung der Knochen fanden sich zwei Menschenchadel ohne Unterkiefer mit mesocephalem Charakter und zwei Metatarsknochen vom Pferd, die als Schlittschuhe benutzt worden waren. Solche Schlittschuhknochen wurden sowohl in der Umgebung des Domes, als auch in der Nahe von *Olmütz* zahlreich aufgefunden, insbesondere reich daran war der Pfälzsbau bei *Nakel*. Die Thierknochen gehörten dem Pferd, Schwein und Hirsch an, Wie tief diese Knochen lagen, ob unter oder oberhalb der Menschen-

knollen konnte man nicht erfahren, nach der Befchaffenheit der Schadel scheinen sie viel älter zu sein und dürften in jene früher erwähnte Culturgeschichte gehören.

37. Correspondent *Baron Ritter* fendete im December v. J. an die Central-Commission ein Fläschchen, das einem römischen Grabe bei *Aquileja* kurz vorher entnommen worden war, mit dem Erfuchen, dessen harten Inhalt sachmännlich untersuchen zu lassen. Reg.-Rath Professor *Bauer* hatte die besondere Gefälligkeit, sich über hierortiges Erfuchen dieser Aufgabe zu unterziehen und unterm 20. Februar folgendes berichtet:

Die Hauptmasse des Inhaltes ist weiß und hat das Ansehen eines durch irgend welche Ursache festgekitteten Pulvers. Stellenweise gewahrt man jedoch an der Oberfläche auch eine an der Außenseite des Fläschchens haftende Thon- oder Lehmschicht. Außerdem beobachtet man an der Decke des Fläschcheninhaltes farblose sehr feine Pilze, die nach einer vom Professor Dr. *Fr. v. Hörmel* vorgenommenen mikroskopischen Untersuchung aus farblosen sehr feinen, ansehnend recenten Pilzfäden ohne Fructificationsorgane bestehen, daher unbestimmbar sind. Hie und da sind diese Pilze kugelig angeschwollen und treten die Blasen auch zu Gruppen von 6—10 zusammen, was darauf hindeutet, daß sich die Pilzfäden im Inneren einer Flüssigkeit und nicht an deren Oberfläche entwickelt haben.

Der feste Inhalt des Fläschchens wurde mittelst eines Stahlmeißels herausgebrochen und ließ sich leicht zu einem kreideweißen Pulver reiben. Selbes erwies sich bei der chemischen Untersuchung als auffallend reinen kohlenfauren Kalk, in welchem, durch die qualitative Analyse einer nahezu 1 Grm. betragenden Menge, weder Magnesia- noch Phosphor-Säure nachgewiesen werden konnte. Eine kleine Menge Kieselsäure, dann Eisen-Oxyd und Thonerde ist zum Theil auf Rechnung des beigemengten Thones zu setzen. Die Resultate einer quantitativen Analyse ergeben, daß 100 Theile dieser Masse enthalten:

Kohlensäure . . . . .	42.69
Calciumoxyd . . . . .	54.37
Eisenoxyd und Thonerde . . . . .	0.36
Organische Substanz . . . . .	0.24
In Lösung gegangene Kieselsäure . . . . .	0.20
Thon und Sand . . . . .	1.93
	<hr/>
	99.96

Die erwähnte Menge von Kohlenäure fordert zur Bildung des neutralen kohlenfauren Kalkes 54.33 Theile Calciumoxyd, so daß die gefundene Menge dieser Basis mit der für die vorhandene Kohlenäure theoretisch berechneten sehr nahe übereinstimmt. Das Pulver des Fläschcheninhaltes laßt unter dem Mikroskop (unter Glycerin) ein Aggregat von Krystallfragmenten erkennen, wie sie auch das Pulver von Marmor zeigt. Die Reinheit des untersuchten kohlenfauren Kalkes ist in der That bemerkenswerth. Derselbe enthält beispielsweise weniger fremde Stoffe als eine Sorte carrarischen Marmors bester Qualität, deren Analyse man zum Vergleichen benützt hat. Welchen Ursprunges der untersuchte Körper sein mag, laßt sich nicht entscheiden, doch darf jedenfalls angenommen werden, daß derselbe ursprünglich als Pulver im Fläschchen enthalten war. Es ist möglich, daß man es mit dem

Pulver von Kalkspath-Krystallen oder Marmor zu thun hat, aber auch möglich, daß der Kalk als gebrannter oder gelochter Kalk in das Fläschchen gebracht wurde, und im Laufe der Jahrhunderte ganz und gar im kohlenfauren Kalk überging, wie dies bei alten Morteln beobachtet werden kann.

38. Conservator *Glavinich* machte die Mittheilung, daß im verfloffenen Herbst die Arbeiten auf der Staatsbahnstrecke *Siveric-Kuin* in Angriff genommen wurden. Bei dem Umstande, als die Bahn die Ortschaft *Teplice* durchschneidet, war man sicher, daß bei den Erdbewegungen sich archäologische Funde ergeben werden. Conservator *Glavinich* bereifte wiederholt die Baustrecke und constatirte folgende Funde: ein Stück Säulentrommel, einen aufrechtstehenden Stein mit in Relief ausgemeißelten Vexillum (?), wovon gegenwärtig nur die Quaste und Stange erkennbar (vielleicht auch nur die Darstellung eines Schwertes), ein vollständiges Grab mit gemauerten Wänden. Am Kopf- und Fußende eine Steinplatte mit Inschriftresten. Im Grabe ein menschliches sehr morisches Skelet mit dem Kopfe an der Ostseite. Die Inschrift der Kopfseite lautet: *Sempronius Apuleius, quae vixit mecum (annos) XXII. Aurelius . . . ticius (maritus) bene m(erenti) (posuit). Monumentum heredes non sequetur.* Ferner vier römische und zwei venetianische Münzen, eine Thonlampe, eine Fibula und das Bruchstück einer Inschrift. Alle diese Funde sind für das *Museum S. Donato in Zara* bestimmt.

39. Laut Mittheilung des Conservators *Baron Hauser* ist in der Ruine *Glanegg* ein Römerstein gefunden worden, und zwar fand sich derselbe in der Mauer als Werkstück verwendet. *Baron Hauser* deutet diesen Fund als Beweis, daß die Römerstraße nicht im Thale, sondern über den Höhenrücken gegangen ist. Die Inschrift lautet: *unt) e(t) Pr)igeniv) et Ba nona Secun)di vivi s)ibi f)ecer Tertiv)Primi, genio s)ilio ear(isimo) a(mnorum) XXV.* Es scheint nothwendig zu bemerken, daß der Stein nicht als nahe dem ursprünglichen Orte seiner Bestimmung gewesen gefunden wurde.

40. Die Central-Commission hatte aus Anlaß des höchst unliebsamen Vorfalles, daß die *Würlacher* Felseninschrift aus der Steinwand entfernt wurde, um nach so mancherlei Schicksalen in das Klagenfurter Museum zu gelangen, beschloßen, zum Schutze der übrigen derartigen Schriftdenkmale Maßregeln zu ergreifen. Vor allem schien es nothwendig, die Existenz dieser Denkmale zu constatiren und wurden zu diesem Behufe die Conservatoren in den Alpenländern eingeladen, über deren Vorkommen Nachricht zu geben. *Baron Hauser* in Klagenfurt hat nun in neuester Zeit berichtet, daß sich in Kärnten folgende Felseninschriften noch finden: eine römische Inschrift an der alten Straße über die Plockenalpe eine römisch-etruskische Felseninschrift am Spitzelofen im Lavantthale und die Felseninschriften am Frauenwandel im Maltathale. Von minderem Belange sind die Felseninschriften im Steinbruch zu Tenttschach und in der Hundskirche bei Paternion. Bezüglich der ersteren drei wird die Central-



Commissio vor allem eine verlässliche Abformung veranlassen, da dieselben bisher nur flüchtig besichtigt und copirt worden sind.

Auch Conservator *Defchmann* hat über solche Steininschriften in *Krain* berichtet. Dasselbst findet sich eine bei *Rozance* im Bezirke Tschernembl, die sich auf den Mithrasdienst bezieht, eine zunächst des Schlosses Sonnegg, eine dritte mit räthselhaften Zeichen am Fahrwege von Veldes in die Wochein bei Oberun.

Aus demselben Anlasse berichtete Conservator *Jenny*, daß man bisher etruskische Felsen-Inschriften im *Vorarlberg* sehen nicht aufgefunden hat. Erst am südlichen Fuße der Bündner Alpen begegnet man wieder einer solchen im Glimmerschiefer. Auch Conservator *Orgler* hat berichtet, daß sich in seinem Bezirke keine solche Inschrift vorfindet.

41. Zu *Unter-Eggendorf* in Nieder-Oesterreich wurde bei der Neuanlage eines Weingartens in der Tiefe von 6 Decimeter das Gerippe eines größeren Kindes gefunden. Dabei lagen drei Thongefäße (Fig. 10, 11, 12.)

42. (*Neue römische Funde in Wien.*) Der Umriss des römischen Wien ist noch heute auf jedem Plane der inneren Stadt erkennbar. Aus der Menge der kurzen meist gekrümmten Straßen und Gassen hebt er

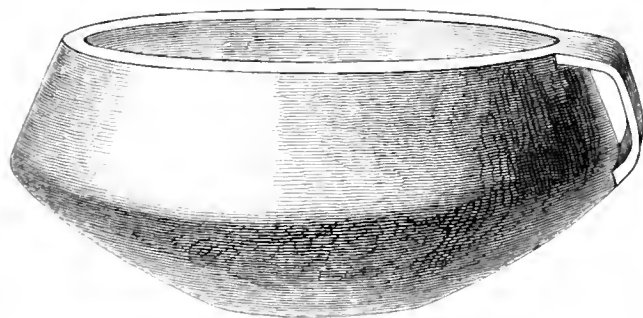


Fig. 10, 11, 12. (Unter Eggendorf.)

sich in ruhiger Klarheit hervor, von langen, fast gerade verlaufenden Linien gebildet, welche durch den Salzgraben und Franz-Joseph-Quai, die Rothenthurmstraße, den Graben mit seiner Fortsetzung der Naglergasse, und den tiefen Graben bezeichnet sind. Alle bedeutenderen Verkehrswege der inneren Stadt, von welcher Seite sie kommen mögen, zielen auf diesen ältesten Stadttheil, mit einziger Ausnahme der Herrngasse und Augustinerstraße, die auch wieder nur Reste eines römischen Weges sind, welcher schon in alter Zeit das Standlager bei Seite ließ. Die vielen baulichen Veränderungen im 13., 16. und 19. Jahrhundert haben jenen Contour nicht zu verwischen vermocht. Er wird auch in Zukunft erhalten bleiben. Nach drei Seiten hin sichern ihn die Steilränder des Plateau, auf dem sich *Vindobona* erhob; im Süden aber, wo dieses in den übrigen Stadtboden fast eben verläuft, ist die Confervirung der Linie, in welcher sich die Rückseite der Lagerstadt erstreckte, durch die definitive Ausgestaltung des „Graben“ verbürgt.

Auf ihre östliche Umfassungsmauer hier zurückzukommen, veranlaßt mich eine Aufgrabung, die man beim Neubaue in der *Jasomirgottgasse* (Nr. 3) Ende

Februar und im Laufe März dieses Jahres gemacht hat, und welche zu den wichtigeren unter den in Wien an sich spärlichen Funden gehört, die seit einer längeren Reihe von Jahren vorgekommen sind. Man stieß in der Tiefe von etwa 2 M. auf drei parallel zu einander laufende *römische Mauern*, die in der Richtung vom Graben gegen die Brandstätte zogen. Die äußere stand von der Rückseite des neuen Rothberger'schen Hauses (*Jasomirgottgasse* Nr. 1) 6·2 M. ab und war nach einem Zwischenraume von 9 M. von der mittleren Mauer begleitet; nach einem kleineren Zwischenraume von 1·85 M. kam man auf die innerste und stärkste der drei Mauern. Letztere maß 2 M. Breite, während die beiden anderen nur bei 1 M. stark gefunden wurden; gegen unten waren sie alle noch überdies verstärkt, man nimmt dies wahr, obwohl man auf den ursprünglichen Boden noch nicht gekommen ist. Auch die Construction ist bei allen dieselbe: Mauerfuß von überaus festem kalkreichen Mortel, an welchem die Werkzeuge der Arbeiter stumpf wurden, mit reichlich eingemengtem Schotter, Bruchstücken von schonem grauen schieferartigen Gesteine und Ziegelbrocken bis 4 Cm. Länge. Herr Professor *Alois Hauser*, der Leiter der Ausgrabungen in Carnuntum, schreibt mir als Ergebnis einer Prüfung des Mauerwerkes, daß es sich hier unzweifelhaft um *römische* Reste handle, die sogar größere Solidität und Festigkeit des Bindemittels zeigen

als unter anderem die Mauern im Lager von Carnuntum; da man es nur mit Gußwerk zu thun habe, sei jedenfalls an eine beträchtliche Stärke der Mauern zu denken, was wohl für eine Bestimmung derselben als Umfassungsmauer des Lagers spreche. Ich muß übrigens bemerken, sagt Professor *Hauser* bei, daß ich nur mehr zwei Mauerreste sah, der dritte mittlere war bereits abgebrochen (6. März).

Es scheint, daß man sie in früherer Zeit bei Fundamentgrabungen zerstört, und nur so viel unberührt gelassen hat, als etwa der Hofraum der verschiedenen an dieser Stelle aufgeführten Gebäude an Breite einnahm. Die aufgedeckten Reste zeigten sich noch 1·5 M. hoch und 4—20 M. lang. Die mittlere war am meisten beschädigt, die äußere dagegen war bis zur *Jasomirgottgasse* erhalten. Theilweise waren sie auch mit in neuerer Zeit angefügten Ziegelmauern besäumt, welche als Widerlager für Kellergewölbe dienen. Die Zwischenräume zeigten sich verschuttet, zwischen der innersten und mittleren Mauer mit Erde, zwischen dieser und der äußeren mit Schutt, der reichlich mit Asche durchsetzt war. In ihm fand man mehrere Bruchstücke von römischen Leistenziegeln ohne Stempel und

— eine Figur oder Bulle aus Bronze, welche, von Lehm umgeben, unkenntlich war und daher durch die Haut eines Arbeiters zerfchlagen wurde. Der Rumpf, in den Schutt zurückfallend, blieb trotz eifrigen Suchens leider verloren, der Kopf (4 Cm. hoch) wurde gerettet. Die Gesichtszüge sind verwischt und durch mehrlige Patina verdeckt; so viel man erkennen kann, scheint sie eine Kaiserin des 3. Jahrhunderts mit dem charakteristischen Haarfehnmücke jener Zeit dargestellt zu haben. Tiefer im Schutte, drei Meter unter dem Steinpflaster der Jafomirgottgasse, kam man auf zwei nebeneinandergelegte Ziegel von 29 Cm. im Quadrat mit dem Stempel der X. Legion (LEG·X·G·P·F·V) in vertiefter Umrahmung, welche die Gestalt einer Fußsohle hat; über ihnen fand sich eine Lehmefchichte, so regelmäßig geformt, als ob hier ein Canal, der mit Lehm ausgefüllt worden und mit jenen Ziegeln gepflastert gewesen, durchgelaufen wäre. Späterhin ließ man ebenda vier Meter tief auf mehrere Ziegel mit demselben Stempel, dann auch auf Ziegel der XIII. Legion, von 26—28 Cm. im Quadrat und 7 Cm. Dicke. Eine größere Anzahl der Letzteren, etwa 40 Stück, meist von gleicher Größe, fand man innerhalb der Hauptmauer. Zwei Exemplare zeigten den Stempel LEG·XIII·GE·CA, sechs denselben Stempel, nur daß die letzten Zeichen am Ende CA<sup>N</sup> geschrieben sind; andere

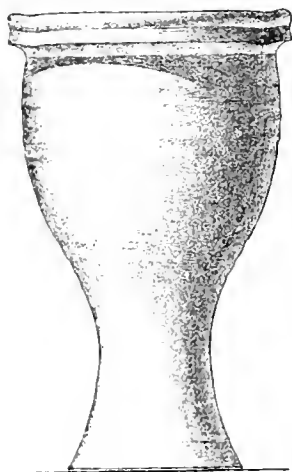


Fig. 13. Wien

Stempel lauteten nach Herrn Dr. von *Domaszewski's* Lesung: LEG·XIII·GEM, LEG·XIII·GE·PC·, LEG·XIII·GE·PR, LEG·XIII·SA (dieser auch auf einer Platte von 40 zu 28 Cm.), LEG·XIII·GE·ZE und Z...MI, LEG·XIII·GE·VI; alle diese Stempel zeigten sich schon in der Kramergasse im Jahre 1843. Ferner traf man auch hier den gleichfalls aus Wiener Funden schon bekannten Doppelstempel LEG·XIII·GEM | CAM·SEC auf einer Platte von 40 zu 28 Cm. Auf allen diesen Ziegeln ist die Umrahmung zumeist die der Tituli ansati. Ein großer Leistenziegel der Bedachung mit dem Stempel COHORTES (augenscheinlich der XIII. Legion) in derselben Umrahmung ist 47 Cm. hoch, oben 38, unten 40 Cm. breit. Dazu kamen endlich noch zwei Ziegel mit Stempeln, die eine lange Zeile bilden, leider aber so verriehen sind, daß ihre Lesung unmöglich ist. An den Exemplaren der XIII. Legion zeigten sich mannigfach anhaftende Reste von Mortel. Ueberdies wurden im Schutte verschliffene Wiener-Pfennige des 15. Jahrhunderts, eine Silbermünze des Bischofs Hugo von Conflanz (1496 bis 1530) und ein Kupferkrenzer der Kaiserin Maria Theresia aufgefunden. Römische Gepräge fehlten. Vor der innersten Mauer endlich kam ein becherförmiges Thongefäß (Fig. 13) von 16 Cm. Höhe zum Vorschein, mit drei Schnäbeln an der Mündung und eingedrehten Querriefen. Die Fund-Objecte hat Herr *Jacob Badl*, Lederfabrikant und Bauherr des neuen Hauses, der kaiserlichen Antiken-Sammlung zur Verfügung gestellt.

Für die Zeitbestimmung bleiben die im oberen Theile des Schuttes gefundenen Objecte außer Berechnung, und können nur die tiefer gefundenen Ziegel der genannten Legionen und die in den Mortel gemengten Ziegelfstücke in Betracht kommen. Letztere gehören zwei Arten von Ziegeln an, stärkeren von 7 Cm. und schwächeren von 35 Cm. Dicke, alle ohne Spur von eingedruckten Stempeln, dunkelroth und überaus stark gebrannt. Auch die mitgefundenen ganzen Backsteine von 29 und 20 Cm. Länge, 13 und 11 Cm. Breite stimmen nach Dicke, Farbe und Brennung mit den genannten Fragmenten und mit den beiden Ziegeln der X. Legion überein. Dies sind Merkmale, die für den Oberbau auf die spät-römische Epoche deuten, auf die zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts. Die Sigle V in den erwähnten Stempeln bezeichnet den Ehrennamen Valeriana, welchen die X. Legion von Kaiser Valerian (254 bis 260) erhalten hat. Dagegen weisen die tiefer gefundenen Backsteine der XIII. Legion auf die Zeit der ersten Erbauung des Standlagers, der um das Jahr 70 n. Chr. stattfand; von ihr rühren die Fundamente der neugefundenen Mauern her.

Wir dürfen daher als sicher betrachten, daß die Mauerreste, welche hier zu Tage kamen, sowohl dem ursprünglichen Lagerbaue, als auch einer in die oben genannte spätere Zeit fallenden Restauration angehören.

Der Vergleich der neuen mit älteren Aufgrabungen führt zu einem für die Topographie des römischen Wien nicht unwichtigen Ergebnisse. Der Lauf der östlichen Lagermauer ist, soweit der Steilrand reichte oder doch sein Abhang erheblich genug war, um nicht verbaut werden zu können, sicher durch die Roth- und Kramergasse (Seite der ungeraden Hausnummern) bezeichnet. In dieser Linie liegen auch die der Lagermauer angehörigen älteren Funde, jener vom Jahre 1545, der angeblich über dreihundert große Plattenziegel der XIII. Legion umfaßte und in vier Nachbarhäusern des Lazenhofes zu Tage kam, dann die beiden jüngeren Funde im heutigen Ankerhofe (Rothgasse Nr. 7, im Jahre 1850) und in der Kramergasse (Nr. 3 und 5, im Jahre 1843). An beiden letztgenannten Stellen fand man die Mauer selbst; sie zeigte dieselbe Stärke und — wenigstens von dem Fragmente in der Kramergasse ist dies ausdrücklich bezeugt — dieselbe fast unzerstörbare Festigkeit des Gußwerkes wie die innerste der neu aufgedeckten Mauern in der Jafomirgottgasse. Verschieden sind die älteren von dem neuen Funde darin, daß bei jenen Ziegel der XIII., bei diesen solche aus späterer Zeit überwogen, die früher bloßgelegten Reste also eine weniger tief eingreifende Restauration der alten Lagermauer verriethen, während sich an dem jüngst aufgegrabenen Theile der gesammte Oberbau als Restauration des 3. Jahrhunderts darstellt.

Hingegen, wo der Steilrand aufhört durch seine Höhe ein Hindernis der Verbauung zu bilden, d. i. vom Ende der Kramergasse ab, die noch heute eine Sackgasse ist, da verschwinden die sichtbaren Anhaltspunkte, den Lauf der Lagermauer zu bestimmen, gänzlich; man hat von Funden zwischen der Kramergasse und der Goldschmiedgasse nichts gehört, ausgenommen den im 18. Jahrhunderte auf der (alten) Brandstätte ausgehobenen Grabstein eines Legionärs, dessen Fundstelle schon außerhalb des Lagers zu stehen

kommt, da im Innern derselben Befestigungen nicht stattfinden durften. Um so mehr sind für unseren Gegenstand die Grenzen der Häuserparcellen von Wichtigkeit, die in den Stadtplanen, angefangen vom 16. Jahrhunderte bis in die neuere Zeit, fast unverändert dargestellt werden, insofern sie vom Ende der Kramer-gasse weg in gerader Richtung über die Rückseite der Brandlatte gegen den Graben hin sich aneinanderreihen; ihre Linie beugt nur bei der Mündung der ehemaligen Schloffer- in die Goldfelzmiedgasse (heute Aziendahof, Graben Nr. 31) leicht gegen Osten aus. Die Schloffergasse selbst lag in derselben Linie wie die Roth- und Kramer-gasse; sie glich diesen auch in der geringen Breite, so daß man diese drei Gassen sofort als zusammengehörige Bruchstücke einer ursprünglich ohne Unterbrechung vom Rabenplatze zum Graben laufenden, künstlich hervorgebrachten Anlage erkennt, deren Vorhandensein selbst auf der Strecke, auf der sie später verbaut worden ist, noch heute durch jene Gränzlinien der Häuserparcellen sich verräth. Diese Anlage ist nichts anderes als der alte, nachmals verschüttete Stadtgraben, der die römische und babenbergische Stadtmauer begleitete. Jenen Theil derselben, welcher die südöstliche Lagerecke umzog, stellte bis vor kurzem eben die Schloffergasse dar; es erklärt sich daraus, daß letztere durch alle Zeiten, soweit wir sie zurückverfolgen können, in einer Krümmung auf den Graben mündete, wie denn überhaupt die Ecken der römischen Lager nicht geradlinig ausgezogen, sondern abgerundet waren. Noch heute ist die andere südwestliche Lagerecke mit ihrer Abrundung in der Krümmung erhalten, welche die Naglergasse bei ihrer Mündung in den Heidenchufs beschreibt.

Hart an der besprochenen Gränzlinie der Häuserparcellen, das heißt eben an der Linie des Stadtgrabens, ist man nun auf die äußerste der jüngst aufgedeckten Mauern gekommen; ihre Situation, die Richtung ihres Zuges und ihre gleichartige Construction so wie die Stärke namentlich der innersten Mauer lassen keinen Zweifel übrig, daß die drei neugefundenen Reste der Umfassung des Standlagers angehört haben. Nicht bloß für sich ist ihre Aufgrabung bei dem bisherigen Mangel anderer Funde in jener Gegend wichtig, sondern sie liefert uns auch ein interessantes Detail zur Baugeschichte der Stadtmauer.

Bei den älteren Funden nachst dem Steilrande ist man nur auf *eine*, und zwar auf die beim ursprünglichen Lagerbaue von der XIII. Legion selbst ausgeführte Umfangsmauer gestoßen. In der Fortsetzung ihrer Richtung zeigte sich bei dem neuen Funde nur die äußere Mauer, während die Hauptmauer um 12 M. weiter nach Innen getroffen wurde. Letztere hat also zwischen Kramer-gasse und Graben eine beträchtliche Ausbeugung nach innen gemacht und war durch zwei Außenmauern, die man sich als terrassenförmige Vorbauten wird denken müssen, verläßt. Der Zweck dieser Eigentümlichkeit war sicher kein anderer, als der Umfangsmauer auf jener Strecke ihres Zuges, auf welcher der Steilrand eine geringere Höhe hatte und daher keinen natürlichen Schutz mehr bot, durch künstliche Mittel eine größere Sicherheit zu geben. Daß dies schon die ursprüngliche Anlage war und daß man nicht erst bei der Restauration unter Kaiser Valerian, durch vorausgegangene Erfahrungen belehrt, die Ver-

stärkung vorgenommen habe, ist durch die in den untersten Theilen gefundenen Ziegel der XIII. Legion erwiesen. Andererseits sind die Ziegellücke, welche im Mortel der neuaufgefundenen Mauerreste vorkamen, noch in sehr beträchtlicher Tiefe von derselben Art wie in den oberen Lagen; es ist also ebenso sicher, daß die X. Legion bei der Restauration des Baues die dreifache Mauer und zwar auf älteren Fundamenten aufgeführt hat, den Oberbau aber an dieser Stelle ganz neu herstellen mußte. Wahrscheinlich haben in der vorausgehenden Epoche die Germanen ihren Angriff vorzüglich auf jene Strecke der Stadtmauer gerichtet, auf der der geringere Erhebung des Steilrandes ihn erleichterte, und ihr beträchtlichen Schaden zugefügt.

Die gleiche Ausbeugung gegen Westen wie die Hauptmauer der römischen Lagerumfassung zeigt auf allen, auch den ältesten Stadtplanen der Bauernmarkt, und zwar gerade auf jener Strecke, welche zwischen Marien- und Freisingergasse liegt, also dort, wo der Steilrand sich zu verflachen beginnt: ja in der nächsten Nahe der Jasomirgottgasse tritt die Ausbeugung am weitesten vor, während die Mündung des Bauernmarktes in den Hohen Markt (die frühere Münzerstraße jener der Kramer-gasse ganz nahe kommt. Diese Erscheinung kann jetzt sehr wohl daraus erklärt werden, daß die Stadtmauer des Babenbergischen Wien, die auf der alten römischen gebaut war, die gleiche Ausladung wie letztere machte, also auch die Häuserbauten an der Stadtmauer, ihrem Zuge folgend, gegen innen vortreten mußten; dadurch hat sich die Krümmung der Hauptmauer auf die nächsten Grund- und Häuserparcellen übertragen und ist in dieser vermöge ihrer Unverletzbarkeit im Mittelalter und bis heute erhalten geblieben.

Ein anderer gleichfalls römischer Fund wurde am 26. Februar bei dem Neubaue des Gemeinderathes Herrn Dr. H. *Mauthner Ritter v. Mauthslein* an der Ecke der Kärntnerstraße (Nr. 40) und Wallfischgasse (Nr. 1) gemacht. Beim Ausheben der Erde für die Grundmauern ließ man in der letztgenannten Gasse, etwa 25 M. von ihrer Einmündung entfernt, an der Gränze der alten Grundparcellen (die neue tritt weiter vor) auf einen römischen Steinarg, welcher drei Meter tief in der Erde lag; der größere Theil desselben ragte in den Baugrund, der kleinere unter das Straßenplatt der Wallfischgasse, die Langenachse des Sarges war schräg auf die Kärntnerstraße gerichtet. Er maß 2 M. in der Länge, 1 1/2 M. in der Breite und nur 32 Cm. in der Höhe und zeigte sich aus gewaltigen zube-hauenen Sandsteinplatten (ohne Inschrift) zusammen-gestellt, welche nach Länge und Breite die genannten Dimensionen und eine Dicke von 30 bis 55 Cm. hatten. Die Deckplatte scheint, soweit sie noch vorhanden war, flach auf die Seitentheile gelegt gewesen zu sein. Das Innere war mit Erde ausgefüllt. Augenscheinlich ist der Sarg schon früher durchwühlt worden. Wenige Skelet-reste, das Bruchstück eines Leistenziegels, vielleicht ein Ueberrest des ursprünglichen Bodenbelages, und Fragmente einer flachen Schale aus Terra figillata war alles, was man von dem Inhalte des Sarges noch vorfand.

Er gehört einer Gruppe von Grabfunden an, die erst mit Beginn der Stadterweiterung an verschiedenen Stellen der nachten Umgebung aufgetreten sind. Etwa vor 25 Jahren kam bei dem Neubau der Oper, gegenüber von Haus Nr. 6 der Operngasse, der erste derselben zu Tage, ein aus Architektur-Fragmenten und einem Inschriftsteine zusammengestellter Steinfarg, nahebei fand man eine bestattete Leiche ohne Sarg mit römischen Beigaben; reich ausgestattet erwies sich ferner ein an der Nordseite der neuen Oper ausgehobener Kinderfarg aus Stein, der unter anderem goldene Amulette barg. Endlich fand man bei Canalgrabungen nächst der Rückseite der Oper mitten auf der Straße abermals einen Kinderfarg aus Stein mit armliehen Beigaben. Der neue Grabefund ist also der fünfte, der in jener Gegend seit 25 Jahren vorkam. Die zugehörige Straße — die Gräber waren regelmäßig an einer solchen angelegt — wurde ebenfalls in mehreren Fragmenten, theilweise mit dem alten Steinpflaster, aufgegraben; so im Künstlerhause, an der Ecke des Karntherringes (Nr. 1) und im Ziererhofe (Führichgasse Nr. 9). Sie lief zwischen dem älteren und dem neuen Grabefunde durch und setzte sich auf der einen Seite

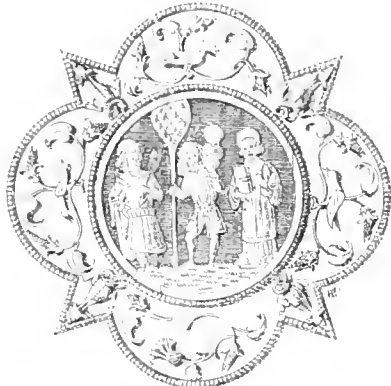


Fig. 14 (Olmüz.)

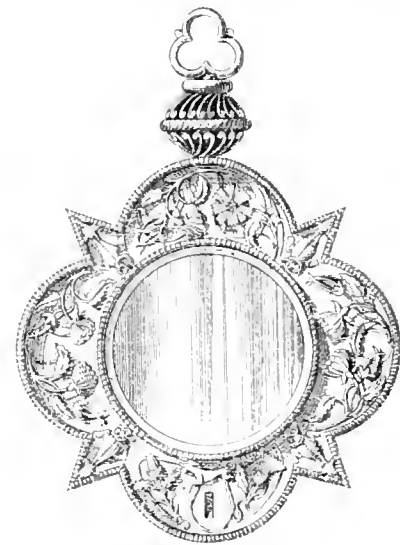


Fig. 15. (Olmüz.)

bis nahe zur Votivkirche, auf der anderen bis zur Vereinigung des Rennweges mit der Landstraße Hauptstraße fort; an beiden Punkten traf sie auf den Limes, die Heeresstraße am Donau-Ufer, von welchem sie abzweigte, um den Waarenverkehr im Rücken des Standlagers zwischen den oberen und unteren Stromgegenden zu ermöglichen. Dafs sie die vorzüglichste Graberstraße von Vindobona war, zeigt auch der neueste in ihrer Richtung gemachte Fund wieder.

Dr. Friedrich Kemner.

43. *Reliquiar.*) Bei keinem der Paramente (im weiteren Sinne) der sonst so strengen katholischen Kirche war und ist eine so große uneingeschränkte Freiheit der Formentfaltung rituell gestattet und hat deshalb auch kein Object der kirchlichen Kunst so überaus mannigfaltige Formen bei Verwendung des verschiedensten Materials aufzuweisen als die Reliquiare, über welche, da auch keines der kirchlichen Gefäße in so überreicher Menge vorkommt, die Verzeichnisse derselben ganze Bücher, die sogenannten „Heilighums- oder Heilthumsbücher“ füllten, in welchen sie in einer Reihe von Claffen und Abtheilungen wie: Särgen, Kästen und Schreinen, darunter ganze Dombauten, Buchern, Schächteln, Büchsen, Thurmen, Tabernakeln, Brust-

bildern, Extremitäten, Statuetten, Crucifixen, Lampen, Thieren (Löwen, Pferde, Phönixen, Pelikanen etc.), Büffelhörnern, Kokosnüssen, Straußeiern etc. etc. eingetheilt sind. Welch weites und dankbares Gebiet für die Kleinkünstler des Mittelalters und der Renaissance! Dieselben aber verstanden es auch in interessanter Weise auszunützen.

Das vorstehende nur 72 Mm. große silberne, einst im Grunde vergoldet gewesene Reliquiar hat die Form eines Amulettes, ist mit an der Vorseite hohl, der Rückseite flach aufgelegtem zierlichen Silberfiligran decorirt und zeigt im Revers drei Heiligengestalten, von denen jedoch nur die mittlere (Christoph) leicht, die anderen Beiden, weil Kostümfiguren, schwer bestimmbar sind (rechts Sebastian oder Hubertus? links Stephan oder Gottfried?) und die vielleicht auf den Inhalt Bezug gehabt haben dürften.

Es stammt aus dem 15. Jahrhunderte, war einst Eigenthum der Olmüzer Schusterzunft gewesen, von

dessen Vorstände es vielleicht an einer Kette getragen wurde und befindet sich gegenwärtig in dem historischen Museum des alten Rathhauses dieser Stadt.

Franz.

44. Conservator *Righetti* machte die Mittheilung, dafs in der aus dem 14. Jahrhundert stammenden Franciscaner Kirche zu *Pirano* Restaurirungen vorgenommen werden, wozu Seine Majestät 300 fl. zu gewähren allergnädigst geruhten. Das Kloster besitzt einige werthvolle Bilder wie von Lazzarini, Tintoretto, Vasilacchi und Carpaccio. Ein Gemälde des Letzteren, vorstellend die Mutter-Gottes mit dem Jesuskinde, welches zwei Kirchen in der Hand hält, unter einem reichen Throne, sitzend (im Hintergrunde die Ansicht der damaligen Stadt *Pirano*) und mit der Inschrift: *victoris carpatii veneti opus MDXVIII* wurde in neuester Zeit in bessern Stand gesetzt, wozu ebenfalls eine allergnädigste Unterstützung Seiner Majestät mit 250 fl. verwendet wurde. Noch ist beizufügen, dafs auf den Stufen des Thrones zwei geigenpielende Edelknaben und beiderseits desselben die Heiligen: Ludwig, Georg, Petrus, Clara, Franciscus v. Assisi und Anton v. Padua dargestellt sind. Dieses Bild wurde nunmehr

unter einem zierlichen Baldachin-Altar aufgestellt, der aus Bestandtheilen eines alten Altar-Baues zusammengesetzt wurde.

45. Wir haben im XI. Bande der Mittheilungen S. 212 Nachricht gebracht über das Auffinden eines gothischen Capellen-Baues in dem Hause Nr. 460 am Altstädter Ringe in *Prag* und an jener Stelle unter Beigabe des Grundrisses diese Baulichkeit beschrieben. Allein es erscheint nothwendig auf einige Details dieses Baues noch zurückzukommen, da sie in ihrer Charakteristik sich als ganz wichtig darstellen. Fig. 16, 17 und 18 sind Abbildungen der Consolen für die kräftigen

verschüttet. Es ist ein viereckiger Aufbau von 3.60 M. Länge, 2.80 M. Breite in der Grundfläche und 7.20 M. Höhe. Die Ecken sind durch Pflaster decorirt und endigen mit kugeligen Aufsätzen. Das Monument bedarf dringend einer Restauration. Es wurde zur Erinnerung an die erste Begegnung des röm. Kaisers Franz I. und seines Neffen Erzherzogs Leopold, späterern Großherzogs von Toscana, und der Braut des Letzteren, der Infantin Maria Ludovica von Spanien mit der Kaiserin Maria Theresia und Joseph II. (1765), und an das Eintreffen der Erzherzogin Maria Carolina von Oesterreich, Braut König Ferdinands von Neapel in Innsbruck (1768), durch den Landeshauptmann P. Dom. Graf Wolken-

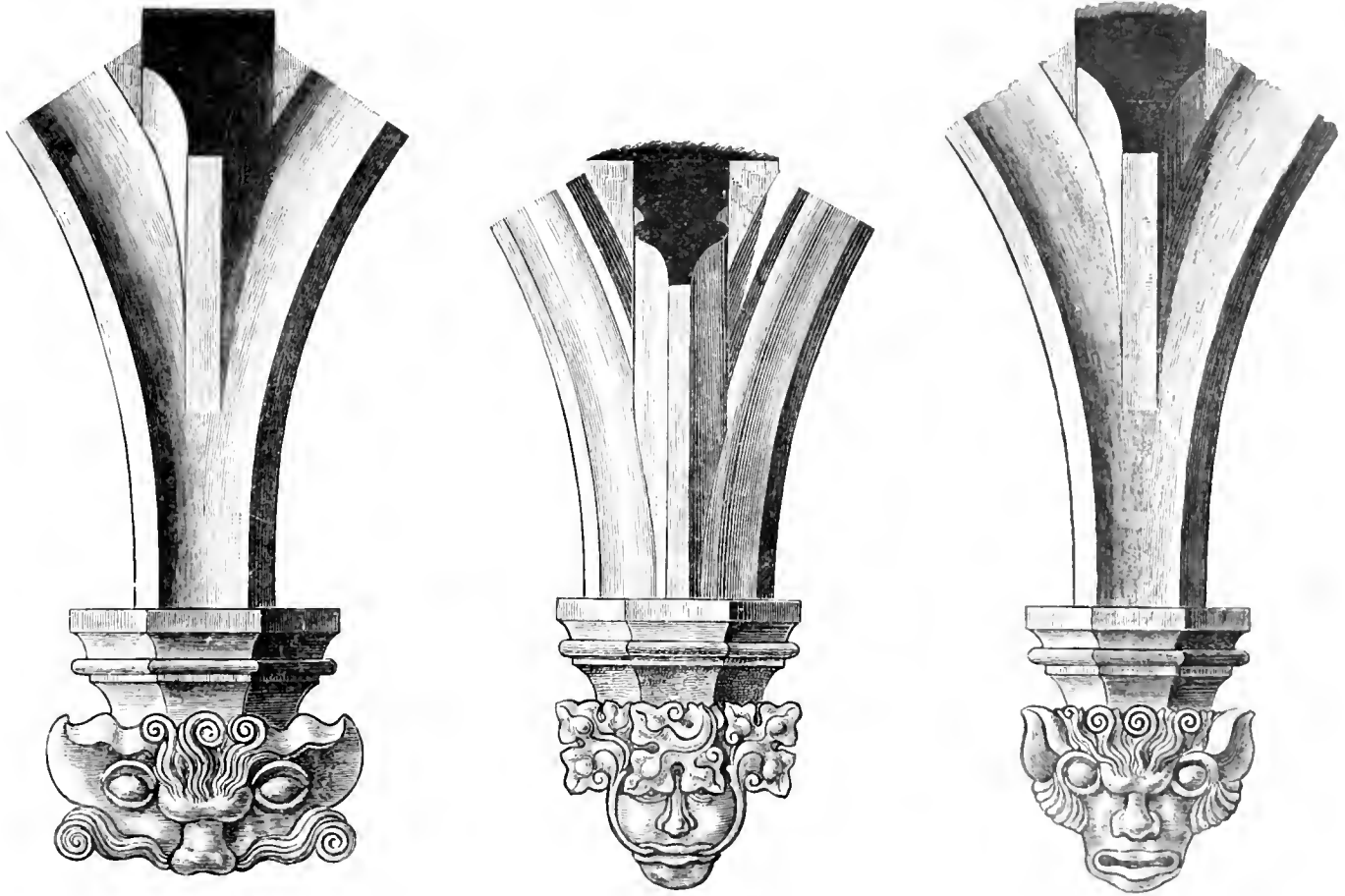


Fig. 16, 17, 18. (Prag.)

Rippen der fast rundbogigen Gewölbe des Langhauses. Insbesondere sind die Capitale der Wandflaen des Chor-Schlusses durch ihr Blatt-Ornament von Interesse, beispielsweise haben wir eines davon in Fig. 19 abgebildet. Aus dem Presbyterium veranschaulicht Fig. 20 eine Netzrippen-Consolle. Endlich gibt Fig. 21 die in einer Gewölbekappe erhalten gebliebene Bemalung wieder.

46. Von Innsbruck eine halbe deutsche Meile entfernt steht im *Wipphale* an der Brenner-Strasse ein Denkmal, das mit Ausnahme der Inschrifttafeln und der Bekronung, welche aus weißem Marmor hergestellt sind, aus dem nächst Innsbruck vorfindlichen rothlichen feinen Gebirgssteine angefertigt wurde. In Folge der durch die Umlegung der Straße erfolgten Erdbebung ist dieses Monument bis über den Sockel

stein, wie dies die Inschrifttafeln erzählen, errichtet (Fig. 22).

47. Die Central-Commission hat die Herren Dr. *Joseph Neuwirth* Dozenten für Kunstgeschichte an der k. k. Universität in Prag, *Wenzl Denis-Cytlecky* & *Serlink* Stations-Chef in Pardubice, *Theodor Steindl* k. k. Kreisgerichts Adjuncten in Suczawa, Theologie-Professor *Johann Fahrngruber* in St. Pölten, Reg.-Rath *Constantin Edler v. Böhm* k. k. Staats-Archivar in Wien, Dr. *Theodor Frimmel* Cultus-Adjuncten in den kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses, *Julius Demmiger* Architekten und Staatsgewerbeschul-Professor in Wien, *Karl Lacher* Staatsgewerbeschul-Professor in Gratz, Dr. *Eduard Richter* Universitäts-Professor in Gratz, Se. Excellenz Grafen *Sigm. Thun-Hohenstein* k. k. Statthalter in Salzburg,

*Franz Baron v. Schmutz-Zabieröw* Landes-Präsidenten für Karnten, *Dr. A. Witzl* k. k. Stabsarzt in Trient und *Jaroslav Janoušek* Ober-Realschulprofessor in Telfsch zu Correspondenten ernannt.

48. Seine Excellenz der Herr Unterrichts-Minister hat den Gymnasial-Director *Moriz Plahl* in Kaaden, den Gymnasial-Professor *Hermann Weiser* in Komotau, den Regierungs-Archivar *Friedrich Pirkmayer* in Salzburg und den Pfarrer *Math. Gröfser* in Guttaring (Karnten) zu Conservatoren ernannt. Es ist hier zu erwähnen, daß Karnten nunmehr hinsichtlich der

springenden Wandpfeilern, und mit Strebepfeilern nach außen, mit gestrecktem Presbyterium und dreiseitigem Chorschluß. Das Netzgewölbe wurde feiner

Rippen entkleidet und mit Deckengemälden versehen. Die Fenster spitzbogig. Der Thurm steht vor der Westseite, hat romanischen Styl-Charakter, rundbogige paarige Schallfenster und ein steiles Satteldach mit Treppengiebeln. In der Thurmhalle ein spitzbogiges Kreuz-Gewölbe mit Schlußsteinscheibe und Rippen, die auf Eck-Consolen ruhen; das Thurm-Portal ist rundbogig mit Kämpfer, das Seiten-Portal im gedrückten Spitzbogen. In einem verfallenen Raume neben dem Chor interessante Deckenmalereien aus 1677, leider sehr schadhaft und

befchädigt. Unter dem Chorschluß eine niedere Krypta von achteckiger Grundform mit einem Mittelpfeiler, zwei kleinen Fenstern, und dem Zugange von der Südseite außen.

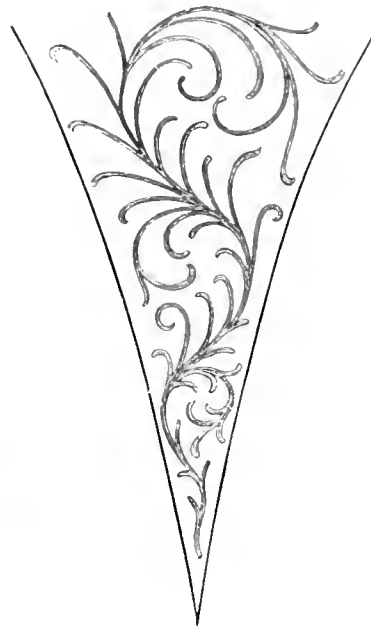


Fig. 21. (Prag.)

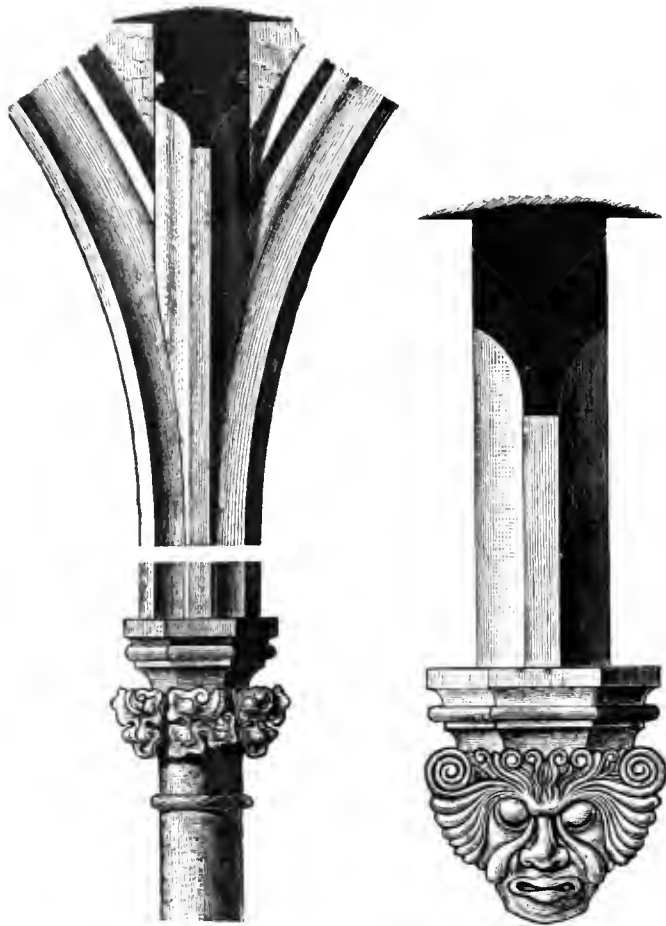


Fig. 19, 20 (Prag.)

Angelegenheiten II. Section zwei Conservators-Berzirke bildet, in deren einem der bisherige Conservator *Stippesberger*, im anderen der neu ernannte Conservator *Gröfser* fungirt. In Prag ist am 2. Mai d. J. Conservator *F. Baum*, am 6. Mai der Correspondent *Joseph Edler v. Scheiger* in Grätz und am 8. Mai der Conservator *Joseph Edler Ritter v. Gutter* in Sereth gestorben.

48. Conservator *Berger* hatte in einem Berichte über die Pfarrkirche zu *St. Georgen* in *Niederheim* im Pinzgau eine Beschreibung derselben gegeben, daraus Nachstehendes mitgetheilt wird.

Die Kirche liegt auf einem steilen Hügel in der Mitte des Friedhofes, ist ein einschiffiger orientierter Bau mit dreijochigem Langhaufe, mit nach innen vor-



Fig. 22. (Innsbruck.)



# Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniß zur Cultur der Indogermanen.

Von Dr. *Matthaeus Much.*

## IV.

### VI. Verhältniß der Kupferfunde zu den Bronzefunden.

**W**ENNGLEICH in Betreff des Kupfers die Thatsache feststeht, daß seine Benützung bis tief in die jüngere Steinzeit zurückreicht, so haben wir doch gesehen, daß auch die Bronze schon frühzeitig und in ebenfalls primitiven Formen in den Steinzeit-Ansiedlungen neben dem Kupfer vorkommt. Zur vollen Beleuchtung der Entwicklung der Metallurgie ist es daher nothwendig, zu untersuchen, wie sich die Bronze zu derselben verhalte. Wie bekannt, ist Bronze eine Mischung von Kupfer und Zinn, wodurch ersteres nicht nur seine Farbe ändert, sondern auch einen weitaus größeren Grad von Härte und Elasticität und von Plüßigkeit im Guß gewinnt, ohne dabei an seiner Zähigkeit und Hammerbarkeit merkbar einzubüßen, denn die Bronze läßt sich unter gewissen Vorfichten ebenso treiben, wie Kupfer. Durch den Beifatz von Zinn erhält also das Kupfer eine viel größere Eignung zur Anfertigung von Waffen, Werkzeugen und Schmuck, die nun wirksamer, widerstandsfähiger, glänzender und formschöner hergestellt werden konnten, als es das unvermischte Metall ermöglichte.

Die Vortrefflichkeit dieses neuen Stoffes, die Ueberlegenheit, welche er den damit ausgestatteten Völkern verlieh, die in ihrer Art vollendeten Formen, in welchen alle aus Bronze verfertigten Gegenstände sofort und ohne vermittelnde Zwischenglieder aufzutreten schienen, ließ zwischen der Steinzeit und der Metallzeit, die man gewöhnlich mit der Bronze beginnen läßt, eine große Kluft erscheinen, und es waren deshalb einige Archäologen geneigt anzunehmen, daß ein ganz neues mit Bronzegeräthen ausgestattetes Volk in Europa eingezogen sei, welches das Volk der Steinzeit besiegte und sich an seine Stelle setzte oder es wenigstens beherrschte, während andere glauben, daß die Bevölkerung Mittel-Europa's wohl in ihren Wohnsitzen festhaft geblieben sei, aber nun die Bronze mit ihrem ganzen Formenschatze, theilweise auch mit ihrer Technik als etwas Fertiges von vorgeschrittenen Völkern im Wege des friedlichen Austausches von Gütern durch fremde Händler und wandernde Bronzegießer oder durch Beutezüge und Krieg erhalten habe. In dem einen wie in dem anderen Falle wurde zwischen den beiderseitigen Culturzuständen eine scharfe Grenze gezogen, die keine Vermittlung durch ein geistiges Band erlaubte.

Verläßt man jedoch auch bei dieser Frage das Gebiet der Reflexionen und betritt jenes der Thatsachen, so zeigt sich zunächst, daß in vielen Gräbern und Ansiedlungen der sogenannten jüngeren Steinzeit, Bronzegeräte mit Steingeräthen vermischt auftreten.

Es ist dies eine so oft beobachtete und bekannte Thatsache, daß sie keiner weiteren Belege bedarf, doch sei es gestattet, einige naheliegende Beispiele anzuführen.

In den Pfahlbauten des Attersees und Mondsees kommen neben Gegenständen aus Stein und Kupfer auch, wenngleich wenige, aus Bronze vor; von Interesse ist darunter ein Dolch von derselben Form wie die kupfernen. Ebenso verhält es sich in einigen Ansiedlungen Nieder-Oesterreichs, insbesondere in jener auf der Heidenstatt bei Limberg,<sup>1</sup> auf dem Vitusberge bei Egenburg, auf dem Leifer Berge, auf dem Scheibenberge u. s. w. Daselbe gilt von der schon genannten Ansiedlung Zámka, wo *Osborne* neben einer Zahl von Stein-Geräthen auch Bronze von primitiver Form, nämlich ein dem Steinbeil nachgebildetes Beil fand.<sup>2</sup> Dr. *Groß* stellte ähnliche Verhältnisse in der Schweiz fest, wo in einzelnen Pfahlbauten allerdings der Gebrauch von Stein-Geräthen vorherrschte, daneben aber doch auch schon die Kenntnis des Kupfers und der Bronze nachgewiesen werden konnte.<sup>3</sup>

Die im Verhältniß zur Menge der Stein-Geräthe oft unbedeutende Zahl der Bronze-Funde ändert umföweniger etwas am Sachverhalte, als die natürlichen Umstände für die Erhaltung der letzteren ungleich ungünstigere waren, als für die ersteren. Von großer Bedeutung ist in dieser Beziehung der schon genannte Pfahlbau von Robenhäufen, in welchem keine Spur von Metall-Geräthen, wohl aber Schmelztiegel gefunden wurden, welche den Beweis liefern, daß die Bewohner desselben nicht nur Metall besaßen, sondern es auch schon zu verarbeiten verstanden. Wir dürfen annehmen, daß das Metall noch in vielen anderen Ansiedlungen ähnlich jener von Robenhäufen im Besitze der Bewohner derselben befindlich gewesen ist, ohne daß wir es durch Funde von Metall-Gegenständen selbst nachzuweisen im Stande sind, daß daher auch die Kenntnis der Bronze in der sogenannten jüngeren Steinzeit, beziehungsweise in den dieser Zeit zugehörigen Ansiedlungen in einem weitaus allgemeineren Umfange verbreitet gewesen ist, als wir es heute nachzuweisen im Stande sind.

In jenen Ansiedlungen aber, wo wir die Bronze neben dem Stein im Gebrauche thatsächlich gefunden haben, sind uns nicht die geringsten Spuren eines Bevölkerungswechsels entgegen getreten; im Gegentheil bleibt das Wesen des gesammten Bestandes aller Hilfsmittel durchaus gleich, insbesondere erhalten sich Technik, Formen und Verzierungen der Thongefäße

<sup>1</sup> *Prell v. Sacken*, Ueber Ansiedlungen und Funde aus heidnischer Zeit in Nieder-Oesterreich. Sep. Abdr. a. d. Schriften d. Akad. d. Wiss. S. 35.

<sup>2</sup> *Osborne*, Ueber einen Fund aus der jüngeren Steinzeit in Böhmen. Sep. Abdr. a. d. Zeitschrift f. d. Anthrop. 1879, S. 7 und Verhandl. d. Berl. Gesellschaft. f. Anthrop. Jahrg. 1881, S. 285.

<sup>3</sup> *Dr. Gross*, Les. Protohelvetes S. 3.

unverändert fort. So haben beispielsweise die Gefäße der Pfahlbauten im Mondsee, Attersee und im Laibacher Moore einen vollständig einheitlichen Charakter, während in anderen vielleicht die Technik vervollkommt, die Formen weiter entwickelt, die Verzierungen reicher werden, aber doch keine neuen fremdartigen Erscheinungen hinzutreten.

Dabei ist zu beachten, daß der gefammte Bronzebesitz in diesen Ansiedlungen, wenn wir ihm auch einen größeren Umfang, als er sich heute zeigt, zugeföhren müssen, doch im Verhältnisse zu der Zahl der Stein- und Knochengeräthe ein geringer ist.

Daraus ergibt sich, daß die Bronze nicht auf einmal in ihrer ganzen Fülle, als der Vollbesitz eines neuen, ausschließlich mit ihr ausgerüsteten Volkes ins Land gekommen, sondern nur Stück für Stück eingedrungen ist. Das in seinen Wohnsitzen festhaft gebliebene Volk eignete sich also außer dem Kupfer, auch den Besitz der Bronze und die Kenntnis der Bronzemischung allmählig selbstthätig an, wobei wir die Frage vorläufig außer Acht lassen, woher diese Kenntnis geholt wurde.

Ebenfowenig wie die Einführung der Bronze durch einen Bevölkerungswechsel, laßt sich die Ansicht begründen, daß dieselbe in dem Stadium der vollendeten Entwicklung ihrer Technik und ihres Formenschatzes wie ein plötzlicher, etwa durch den Handel eröffnete Erguß nach Europa gekommen ist. Gerade die Bronzefunde, welche im unmittelbaren Anschluß an die Steinzeit und insbesondere in Gesellschaft der Kupfergegenstände zutage kommen, zeigen uns noch ebenso einfache und ursprüngliche Formen, wie wir sie an den letzteren selbst kennen gelernt haben. So unterscheiden sich die Bronzedolche der oberösterreichischen Pfahlbauten kaum von den aus diesen Oertlichkeiten stammenden kupfernen, ja hier und da findet man selbst bronzene Flachbeile ohne Dulle und Schaftlappen, die also in Bezug auf die Form, beziehungsweise auf den Mangel der Schäftungsvorrichtung den Steinbeilen ebenso nahe stehen wie die Kupferbeile.

Der bedeutendste hierher gehörige Fund und einer der wichtigsten urgeschichtlichen Funde überhaupt ist jener, welcher kürzlich bei der berühmten Burg Hoch-Osterwitz in Kärnten gemacht wurde. Hier kamen nämlich bei einer zufälligen Grabung 170 Bronzebeile ohne jegliche Schäftungsvorrichtung zum Vorschein; sie lagen etwa einen Meter tief sorgfältig aufgeschichtet im Boden, sind von rohem Gusse, noch mit Gusnähten versehen und patinirt; ihre Länge beträgt 14 Cm., die Breite der Schneide 6 bis 7 Cm., ihr Gewicht durchschnittlich 280 Grm.<sup>1</sup> Hierher gehören ferner das schon erwähnte Bronzebeil von der Zamka in Bohmen, ein in Rohrhof bei Schwetzingen im Großherzogthum Baden gefundenes und derzeit im Mannheimer Museum aufbewahrtes Beil, welches zufolge freundlicher Mittheilung des Herrn Professors *Baumann* trotz seines kupferähnlichen Aussehens einen beträchtlichen Zinnbeifatz enthält, ein zu Torazzo bei Sanpalo gefundenes und nun im Museum zu Reggio nell'Emilia aufbewahrtes bronzenes Flachbeil, und ein anderes im Museum von Verona. *Lubbock* bringt in seinem Werke zwei derartige Beile, eines aus Le Puy und ein

zweites ohne Angabe des Fundortes zur Darstellung, indem er beide als Bronze bezeichnet;<sup>2</sup> ebenso werden zwei Aexte aus der Umgebung von Mainz und eine aus Rheinbayern ausdrücklich als Erz (Bronze) erklärt.<sup>3</sup> Besonders zahlreich sind Bronze-Gegenstände dieser Art in der zweiten und dritten (verbrannten) Stadt von Troja gefunden worden, wo auch die Dolche noch die primitive alte Form zeigen.<sup>4</sup> Zwei Stück fanden sich in Mykenae<sup>5</sup> und über eine Reihe anderweitiger Funde derartiger einfacher Beile aus Bronze berichtet *Schliemann* an erstangeführter Stelle, von denen vor allem die sieben aus Gräbern auf Kypren interessant sind.<sup>6</sup> Als Bronze-Geräthe der frühesten Zeit dürfen auch die beiden, in der Umgebung von Mainz und auf dem Feuerberg bei Friedolsheim gefundenen Doppeläxte<sup>6</sup> bezeichnet werden können, welche der bekannten kupfernen Doppelaxt von Lufcherz in der Form vollständig gleichen.

Man kann nun nicht behaupten, daß die in der Form der Steinbeile ausgeführten bronzenen Flachbeile oder die den Feuerstein- und Kupferdolchen völlig entsprechenden Bronze-Dolche oder andere primitive Bronze-Objecte unbeholfene Gussversuche der einheimischen Bevölkerung zu einer Zeit darstellen, als die Bronze-Technik anderwärts schon in ihrer vollen Blüte gestanden, denn es ist nicht anzunehmen, daß die fremden Händler bei dem Verkauf ihrer Bronze-Artikel den historischen Entwicklungsgang derselben beobachtet und mit ängstlicher Sorgfalt zuerst ausschließlich die ältesten, längst außer Gebrauch vielleicht sogar in gänzliche Vergessenheit gekommenen Formen, dann die nächst jüngeren und so fort auf den Markt zu den Barbaren gebracht haben sollten, vielmehr werden sie schon infolge gegenseitigen Wettbewerbes mit solchen Gegenständen ein Geschäft zu machen getrachtet haben, die wegen ihrer vollkommeneren Form und größeren Zweckmäßigkeit auch einen größeren Absatz erwarten ließen. Der Einwand, daß uncivilisirten Völkern gern außer Gebrauch gesetzte Artikel angehangt werden, kann hier nicht erhoben werden, da es fraglich ist, ob zu der Zeit noch Bronze-Aexte von der primitiven Form vorhanden waren und da die etwa wirklich noch vorhandenen sehr leicht in besser geformte hätten umgeschmolzen und dann leichter verwertet werden können. Wäre damals wirklich der ganze Formenschatz der Bronze-Technik oder doch ein namhafter Theil desselben irgendwo außerhalb der von uns behandelten Gebiete schon vorgelegen, so hätte ein Eindringen vollkommenerer Muster gar nicht verhindert werden können und es bliebe ganz unerklärlich, warum man in so verschiedenen, und gerade der Cultur so leicht zugänglichen und ihr auch thatsächlich so früh eröffneten Gebieten, wie in Frankreich, an den beiden Rheinufern, in der Poebene, bei diesen ersten Versuchen im Bronze-Gusse überall auf den Gedanken gekommen ist, auf die alte Form der Steinbeile und Steindolche zurückgreifen und nicht vielmehr die ent-

<sup>1</sup> *Lubbock*, a. a. O. Fig. 18 und 14.

<sup>2</sup> *Lindenschmit*, Die Alterthümer unserer heidn. Vorzeit. Bd. I, Heft 1, Taf. 3, Fig. 1, 4, 5.

<sup>3</sup> *Schliemann*, Ilios S. 530 u. f. 542.

<sup>4</sup> *Schliemann*, Mykenae S. 350.

<sup>5</sup> Man vgl. auch *Manassés* f. nord. Oldkynd 1879, S. 306 u. f. 328; 1880, S. 139. *Worsaael* Nordens Oldkyndige Bebyggelse og Kulturrendvikling. Aarbøger 1872, S. 579.

<sup>6</sup> *Lindenschmit*, Die Alterthümer unserer heidn. Vorzeit. Bd. I, Heft 3, Taf. 3, Fig. 7, 8.

<sup>1</sup> Mittheilungen der k. k. Central Commission für Kunst- und historische Denkmale XI. Bd., neue Folge S. LXI.



wickeltere und zweckmäßigere Form der vor Augen liegenden und eben zu diesen Versuchen anregenden importirten Bronze-Objecte nachzuahmen. In der technischen Herstellung der zweckmäßigeren Formen z. B. der Palftabe oder Hohlkelte können wir keine unüberwindliche Schwierigkeit erblicken, wenn wir uns erinnern, daß die einheimische Bevölkerung zu derselben Zeit in der Gewinnung und Verarbeitung des Kupfers schon einige Erfahrung hatte und in der Erzeugung der kupfernen Palftäbe und Doppelaxte, wie die pannonischen Funde zeigen, keine Schwierigkeit mehr fand.

Diese einfachen Bronze-Gegenstände scheinen mir sonach ein Beweis zu sein, daß die Bronze-Technik im mittleren Europa nicht als eine in sich vollendete Kunst Eingang fand, sondern daß wir es auch hier mit den ersten rohen Anfängen derselben zu thun haben, welche zum Theile mit den Formen der Steinzeit weiter arbeiten.

Es tritt uns nun die Frage entgegen, in welchem Verhältnisse die Gesamtheit der Bronze-Funde ältesten Charakters zur Gesamtheit der Kupferfunde stehe. Denn da die Bronze-Gegenstände in ältester Zeit zum Theile in denselben Formen auftreten, wie jene aus Kupfer, so könnte man noch immer behaupten, daß sie es sind, welche zunächst die Steingeräthe allmählig verdrängen und schließlich ganz an deren Stelle treten, nicht aber die Kupfergeräthe, welche nur nebenhergehen als Zeugen eines zu einer gewissen Zeit allgemein oder doch an einzelnen Orten herrschenden Mangels an Zinn.

Eigentlich ist diese Frage in ihrer besonderen Richtung durch das, was über die Zeitstellung des Kupfers schon vorgebracht worden ist, beantwortet; es ist aber vielleicht nicht überflüssig, doch noch Einiges beizufügen.

Gegen die Annahme, daß die Bronze vor dem Kupfer in den Kenntnissbereich des Menschen getreten sei, spricht schon ein Postulat der denkenden Vernunft, welches dem Einfachen eine frühere Existenz beimisst als dem Zusammengesetzten. Es entspricht also der natürlichen Aufeinanderfolge der Erscheinungen, wenn wir dem einfachen Kupfer einen älteren Platz im Haushalte des Menschen einräumen, als der zusammengesetzten Bronze, die das Kupfer als Bestandtheil in sich enthält. Diese Schlussfolgerung gewinnt an Sicherheit durch die Thatfache, daß die Natur in vielen Theilen der Erde das Kupfer in gediegenem, also sofort verwendbarem Zustande bietet, während gediegenes Zinn und selbstverständlich gediegene Bronze nirgends vorkommen. Selbst die Erze sind örtlich getrennt und nur äußerst selten erscheint Kupfererz neben Zinnerz und auch da immer nur in einer so geringen Menge, daß das mit dem Zinn etwa auschmelzende Kupfer ersteres in seinen Eigenschaften nicht ändert und höchstens als eine Verunreinigung desselben aufgefaßt werden kann. In der Regel aber wird bei dem vorauszusetzenden primitiven Schmelzverfahren das in den Zinnerzen enthaltene Kupfer gar nicht in das Zinn übergehen, weil das letztere wegen seines weitaus niedrigeren Schmelzpunktes früher als Kupfer ausfließt.

Wir könnten also nur noch annehmen, daß die Kenntnis der Bronze-Mischung dem Menschen durch

einen glücklichen Zufall in die Hände gespielt worden ist, ohne daß er zuvor ihre Bestandtheile kennen gelernt hatte. Doch das natürliche Vorkommen der Erze spricht dagegen, kein anderes Anzeichen dafür. Der Zufall hat im Gegentheile bei den Culturfortschritten der Menschheit überhaupt eine geringe Rolle gespielt; alles was der Mensch errang, hat er durch sein Denken errungen und das, was oft als ein glücklicher Zufall erscheinen mag, ist immer nur der letzte kurze Schritt zu dem gewesen, was durch lange muhevolle Arbeit vorbereitet dalag.

Ziehen wir die Beschaffenheit der Funde selbst zu Rathe, so zeigt sich, daß die Kupfergegenstände durchaus einen alterthümlicheren Charakter besitzen. Wie schon bemerkt wurde, sind sie weder eiförmig noch ornamentirt, während dies bei den Bronze-Gegenständen frühzeitig geschehen zu sein scheint.<sup>1</sup>

Sämmtliche Kupferfunden der österreichischen und schweizerischen Pfahlbauten unterscheiden sich von den verwandten Bronze-Objecten schon auf den ersten Blick durch größere Einfachheit und Ursprünglichkeit; die an ihnen bemerkbare Sparlichkeit in der Verwendung des Materiales zeigt, daß daselbe noch in ungenügender Menge zur Verfügung gestanden ist: die Dolche sind schwächer, meist auch kürzer, sie haben in den seltensten Fällen einen ausgesprochenen Mittelgrad, der bei den ältesten Bronzedolchen fast immer vorhanden oder durch eine flache Kante angedeutet ist.

Noch kräftiger tritt der Unterschied bei den Beilen hervor und es muß als eine entscheidende Thatfache betrachtet werden, daß die einfachen, den Steinbeilen streng nachgebildeten kupfernen Flachbeile, die schon etwas entwickelteren, nämlich die mit einem Schaftgrate versehenen, den Palftäben sich annähernden Kupferbeile an Zahl weitaus überwiegen, ja in den meisten Gegenden ausschließlich vorkommen, während im Gegenfatze hinzu die einfachen bronzenen Flachbeile gegenüber den übrigen Bronzebeilen sehr seltene Erscheinungen sind. Dazu kommt, daß selbst die schon einen kleinen Fortschritt bekundenden Kupferbeile mit Schaftgrat noch einen früheren Stand der Metall-Technik kennzeichnen, weil thatsächlich jedes einzelne derartige Stück aus einem Flachbeile gemacht worden ist, indem man auf die einfache Weise die Kanten der Schmalseiten durch bloßes Hammern gegen die Breitseiten trieb und so die Grate bildete,<sup>2</sup> wogegen die Grate und Lappen der Palftäbe ausnahmslos zugleich mit dem Werkstücke selbst gegossen worden sind, was die Herstellung der Gußform und den Guß selbst jedenfalls schwieriger machte.

Aus allen diesen Thatfachen ergibt sich als zweifellos, daß sich bei den ältesten Bronze-Geräthen im allgemeinen — vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Flachbeile fogar durchwegs — ein Fortschritt bemerkbar macht, dahingegen die Kupfer-Gegenstände und insbesondere die Beile einen archaischen Charakter an sich tragen und denselben in der ganzen Zeit, während welcher ungemischtes Kupfer zur Anfertigung von

<sup>1</sup> Man vergleiche in dieser Beziehung z. B. die beiden aus den der Steinzeit angehörigen Pfahlbauten von Emsel und Otterflamenden D. 1. 1. 1. (G. 95), a. a. O. Taf. N. Fig. 17 und 18, die bei vollkommen gleicher Form sich sofort dadurch unterscheiden, daß der kupferne unverziert ist während der bronzene einige der Schneide parallele Linien hat, oder die ornamentlos Doppelaxt von Lutzerz gegenüber den ganz gleich geformten aber doch schon ornamentierten Doppelaxten aus der Umgebung von Mainz.

<sup>2</sup> J. Pal. 3, a. a. O. S. 4.

Werkzeugen und anderem Geräth verarbeitet wurde, fast unverändert behalten.

Es darf endlich nicht übersehen werden, daß die Zahl der bis jetzt gefundenen Kupferbeile schon eine sehr große ist, wogegen die bronzenen Flachbeile wohl immer zu den Seltenheiten gerechnet werden müssen und jetzt schon von den ersteren sicher um das Hundertfache überboten werden. Berücksichtigen wir noch, daß die Sammler den kupfernen Gegenständen, namentlich in ihren einfachsten Formen, eigentlich erst in neuester Zeit ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben, so müssen wir folgerichtig schließen, daß auch der einstige Gebrauch der Kupfergeräthe der weitaus überwiegende, also den Zeitcharakter bestimmende gewesen sei. In den Pfahlbauten des Mondsees wurden bis jetzt 14 Kupferbeile, aber kein Bronzebeil gefunden, sechs Dolchen aus Kupfer steht nur einer aus Bronze und überhaupt 30 Kupfer-Gegenständen nur eine Zahl von zwei Bronzefachen gegenüber; ebenso bemerkt Dr. *Grofs* ausdrücklich, daß in einer Anzahl schweizerischer Pfahlbauten neben den kupfernen Werkzeugen und Waffen die Bronze nur sehr gering vertreten sei.<sup>1</sup>

Wir sehen also, daß in der Uebergangszeit von Stein zum Metall die Kupfergeräthe nicht nur im allgemeinen überwiegen, sondern daß auch im einzelnen in den Ansiedlungen, wo überhaupt Kupfergeräthe auftreten, die Bronzegeräthe neben ihnen nur in sehr beschränktem Maße erscheinen. Von entscheidender Bedeutung ist die Thatfache, daß die Kupferfunde weitaus öfter und weitaus zahlreicher in Gesellschaft von Steingeräthen, als von Bronzegeräthen sich zeigen und somit auch älter sein müssen, als diese. Wäre der umgekehrte Fall eingetreten, wäre nämlich unter zahlreichen Bronze-Werkzeugen eines aus Kupfer gefunden worden oder würden wir die Bronze-Werkzeuge öfter und zahlreicher mit Steinfachen zusammen und die Kupfer-Gegenstände feltener in solcher Gesellschaft finden, so möchte dies in der That auf einen zeitweiligen Mangel an Zinn hinweisen; da aber an einzelnen Fundorten nur Kupfer und gar keine Bronze vorkommt, an anderen Orten die zahlreichsten Stücke aus Kupfer sich erweisen und häufig in einer nachweisbaren Beziehung zur Steinzeit stehen, so müssen wir daraus schließen, daß an den einen Orten die Bronze gänzlich unbekannt, an den anderen, wie z. B. in den älteren Pfahlbauten der Alpen, erst späterhin und offenbar zum Theil in der letzten Zeit ihres Bestandes und nur allmählig Eingang fand, nachdem sich die Kenntnis des Kupfers längst fast über ganz Europa verbreitet hatte.

So erklärt sich dann auch der vorwiegend primitive Charakter der Kupfergeräthe auf die einfachste Weise dadurch, daß die Periode, während welcher ungemischtes Kupfer im Gebrauche war, allem Anscheine nach zwar lange genug gedauert hat, um die Umbildung der einfachen Flachbeile in Palstäbe mit ausgebildeten Schaftlappen anzubahnen, aber nicht zu vollenden, indem man wohl zur Erzeugung von Schaftgraten durch Hammern, nicht aber bis zum Guße derselben gelangt zu sein scheint. In keinem Falle hat die Zeit des ungemischten Kupfers so lange gedauert, daß sich die entwickelteren Beilformen (Palstäbe und Holkelte) hätten überall hin verbreiten können, so daß die eben neu aufkommende Bronze

selbst hie und da noch in den alten Formen der Steinbeile beziehungsweise der kupfernen Flachbeile sich verbreitete.

Was die Entwicklung des kupfernen Flachbeiles zu Beilen mit Schaftgraten und Schaftlappen betrifft, so scheint es, daß von Kypem abgesehen, hauptsächlich nur in Ungarn, oder doch nur hier in einer größeren Menge kupferne Beile mit ausgetriebenen Schaftgraten<sup>1</sup> und überhaupt mannigfaltigere Gegenstände aus Kupfer vorkommen, während anderwärts, wie insbesondere in den Pfahlbauten die einfacheren und ursprünglicheren Formen vorherrschen. Diese Erscheinung kann dadurch begründet sein, daß von Ungarn die Entwicklung des späteren Palstabes ausgegangen, sie läßt aber auch die Vermuthung zu, daß hier die Bronze-Technik etwas später Eingang fand, nämlich erst zu einer Zeit, als anderwärts die Formen der Palstäbe schon entwickelt waren, die nun hier eine unbeholfene Nachahmung in Kupfer fanden.

Diese Erklärung erhält einigen Grad von Wahrscheinlichkeit, wenn wir unseren Blick noch etwas weiter nach Nordosten richten, wo uns ähnliche Verhältnisse, nur noch entschiedener entgegen treten. Wie schon bemerkt worden ist, scheinen die Funde im östlichen Rußland und westlichen Sibirien einem eigenen Gebiete der Metallurgie anzugehören, dessen Mittelpunkt in den prähistorischen, sogenannten tschudischen Kupfergruben im Ural zu suchen sein wird. Hier hat man Reste eines uralten Kupferminenbetriebes an den Tag gebracht, mit denen die Funde von Kupfergegenständen aus den bezeichneten Ländergebieten in demselben Zusammenhange zu stehen scheinen, wie die Kupferfunde der Pfahlbauten zu den alten Kupferminen in den Alpen.

Hier sehen wir die voll entwickelten Formen der Bronze-Beile und die Ornamentirung auf die Kupfer-Gegenstände in Anwendung gebracht, insbesondere zeigen sich uns die bekannten ornamentirten und mit einem Oehre versehenen Hohlkelte nicht mehr in vereinzelten Stücken, sondern zahlreich genug, daß wir sie als Vertreter allgemein im Gebrauche gewesener Geräthe auffassen können.<sup>2</sup>

Diese Erscheinung darf uns nicht befremden. Die große Abgeschlossenheit der genannten Länder und deren Entlegenheit von anderen Culturen, schwierige Zugänglichkeit infolge größerer Ausdehnung der Sumpfe und der Nachbarchaft wilder Nomaden haben hier der Verwendung des ungemischten Kupfers eine viel längere Dauer verliehen, als in den südlichen und westlichen, den Cultureinflüssen leichter zugänglichen Ländern, und dies umso mehr, als der Ural eine Fülle von gediegenem Kupfer und leicht auschmelzbaren Erzen lieferte. Es hat einen großen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß bis hieher oder doch bis in die Nähe der Ural-Länder die Sitze der Massageten reichten, von denen *Herodot* erzählt,<sup>3</sup> daß nur Gold und Erz bei ihnen im Gebrauche gewesen ist und *Strabo* scheint anzunehmen, daß sie sich noch zu feiner Zeit kupferner Streitaxte bedienten, auch weiß er, daß sie Kupfer und Gold in Menge im Lande hatten<sup>4</sup>

<sup>1</sup> Wenn diese überhaupt wirklich ungemischtes Kupfer sind.

<sup>2</sup> *J. J. A. Worfaue*, La colonisation de la Russie et du Nord-Scandinavie. S. 42 u. f. *Gaby. et Adrien de Mortillet*, Musée préhistorique. Pl. XIV, Fig. 1164, 1165, 1166.

<sup>3</sup> *Herodot*, I. 215.

<sup>4</sup> *Strabo*, 513.

<sup>1</sup> Dr. *Grofs*, Les Protohelvètes S. 3.

Alle diese Umstände machen eine weitaus längere Dauer des Gebrauches von ungemischtem Kupfer in den Uralgegenden sehr wahrscheinlich.

In dieser, jedenfalls beträchtlichen Zwischenzeit aber hatte die Metall-Technik in den südlich und westlich davon gelegenen Ländern weitere Fortschritte gemacht und nicht nur die ursprüngliche Form der einfachen Flachbeile in die complicirtere und zweckmäßigere der Palstäbe und Hohlkelte zu entwickeln vermocht, sondern auch der Ornamentirung der Metallgegenstände Eingang verschafft, und es war ein genügender Zeitraum gegeben, den neuen Formen eine allgemeine Verbreitung zu ermöglichen. Diese drangen nun in einzelnen Stücken von Bronze-Objecten allmählig doch auch in das Uralgebiet ein, und zwar leichter und früher als Bronze- oder Zinn-Barren und fanden hier eine Nachbildung in dem in Fülle zur Verfügung gestandenen Kupfer, welches dem Bedürfnisse, das bei den meist nomadischen Völkerstammten jener Länder ohnehin nicht groß war, auf lange Zeit hinaus genügte.

### VII. Die Entdeckung der Metalle, beziehungsweise des Kupfers.

Die durch so zahlreiche und über ein so großes Gebiet verbreiteten Funde von prähistorischen Kupfer-Gegenständen können nicht mehr als vereinzelte und ausnahmsweise und in der Culturentwicklung der Menschheit nebenfachliche Vorkommnisse erklärt, sie müssen vielmehr als Vertreter vieler anderer Stücke und als Erscheinungen gewürdigt werden, welche ihrer Zeit einen bestimmten Charakter verleihen. Die Thatsache, daß die Kupfergeräthe die einfachen Formen der Steinzeit an sich tragen und daß ihnen hierin zum Theile selbst die Bronze-Geräthe noch folgen, läßt es als unzweifelhaft erscheinen, daß wir es hierbei wenigstens auf unserem Gebiete mit den Anfängen der Metallurgie überhaupt zu thun haben.

Dabei haben wir in den Pfahlbauten, also dort, wo sich uns die Culturzustände dieser Zeit in so umfassender, so ins Einzelne gehender und dabei so ungeörterter, also auch in möglichst zuverlässiger Weise offenbaren, gesehen, daß diese Kupfergeräthe nicht eine eingeführte Handelswaare, sondern eigenes Erzeugnis der einheimischen Bevölkerung sind, welche hierbei vom Beginne der Auffindung des Metalles in seinen Erzlagern bis zur Gebrauchsubergabe des fertig gestellten Werkstückes selbständig und selbstthätig Hand anlegte.

Dies führt uns mit Nothwendigkeit zu der Frage, ob wir der, während der jüngeren Steinzeit in Europa sesshaften Bevölkerung vielleicht auch die Entdeckung des Kupfers zuschreiben haben, d. h. ob sie seine besondere Eignung zur Herstellung von Werkzeugen und menschlichem Geräth überhaupt erkannt, die Eigenschaften dieses Metalles unabhängig und unbeeinflusst durch Berührung mit anderen Völkern im Erze aufgefunden, und auf diese Erfahrungen eine eigene einheimische Metallurgie begründet habe.

Zur Beleuchtung dieser Frage sei mir gestattet, etwas weiter auszuholen. Es ist gewiß von höchstem Interesse und bildet einen Theil der Aufgabe dieser Abhandlung, den Weg zu verfolgen, auf welchem die

Menschen in den Vollbesitz des Metalles, nach dem Vorangefickten also zunächst des Kupfers gelangt sind.

Ursprünglich genügte dem Menschen für die Befriedigung seiner Bedürfnisse der nächst beste formlose Stein, und da die Steine zumeist durch fließendes Gewässer über die Erde verbreitet worden sind, so ist es wahrscheinlich, daß er zu allererst die runden Fluß- und Bachgeschiebe, die ihm fast überall zur Verfügung standen, benutzte. Bald mochte er eingesehen haben, daß ein spitziges und scharfkantiges Stück viel wirksamer sei, und da scharfkantige Steine nur im eigentlichen Gebirgsschutte und auch da meist unter der Vegetations- und Humusdecke verborgen, in der weiten Ebene und im sanften Hügellande gar nicht vorkommen, so war er gezwungen, die runden Geschiebe in Stücke zu zerbrechen und in eine feinen Hantirungen entsprechende Form zu bringen. In den Gegenden, wo fließende Gewässer oder der Wellenschlag des Meeres Knollen von Feuerstein und ähnlichen zu gleichen Zwecken geeigneter Gesteinsarten wie z. B. des Jaspis, Obsidians u. a. aus der Bodendecke herauspülten, mußte er gar bald erkennen, daß sich diese durch Schläge besonders leicht spalten und in die gewünschte Form bringen ließen. Die vorzügliche Eignung dieser Gesteine brachte es mit sich, daß man sich offenbar schon sehr früh auf ihre alleinige Verwendung beschränkte, und zwar in einer Weise, daß sie zur völligen Gewohnheit ward und jede andere Gesteinsart im Vorhinein als völlig ungeeignet erschien. Tausende von Fundstücken aus der Mammuth- und Renntierzeit bezeugen uns dies.

In dieser Zeit wäre das Metall für den Menschen, wenn es ihm der Zufall dort in die Hand gespielt hatte, wo es in gediegenem Zustande in großer Menge zu Tage trat, sicherlich ganz ohne Nutzen gewesen; denn es hat die Natur dem gediegenen Metalle weder solche Formen verliehen, welche für ein Werkzeug geeignet sind, da es meist in Fäden oder Körnern oder dünnen Blättchen oder mehr weniger ründlichen Klumpen vorkommt, noch läßt es sich durch Schläge spalten oder auch nur in kleineren Theilen abspalten, wie man es beim Feuerstein zu thun gewohnt war. Aber auch der Zufall, der den Menschen schon in jener frühen Zeit mit dem Metalle immer seinen gediegenen Zustand vorausgesetzt — hätte bekannt machen können, lag nicht nahe, da man ausschließlich der Auffindung des Feuersteines, der ja allein als verwendbar gelten konnte, alle Mühe zuwendete und ein Anlaß, auch andere Gesteine zu beachten, nicht vorlag.

Nach den Mammuth- und Renntierleuten waren andere Völker im südlichen und mittleren Europa eingezogen, deren Existenzbedingungen in gleicher Weise auf den Ackerbau wie auf die Viehzucht gestellt waren. Die allgemeine Ausbreitung dieser neuen Ansiedler führte sie in ausgedehnte Gegenden, in welchen der Feuerstein weder in rohen Blöcken noch im verarbeiteten Zustande zu beschaffen war, und doch hatte die Beschäftigung mit Ackerbau und Viehzucht ein unvergleichlich größeres Maß von Bedürfnissen herbeigeführt, als je zuvor und es mußte, um der andersgearteten Lebensweise zu entsprechen, das lebhafteste Verlangen nach einer größeren Zahl und nach einer größeren, den vielfältiger gewordenen Gebrauchszwecken angepaßten

Mannigfaltigkeit der Werkzeuge sich mit Nothwendigkeit geltend machen.

Diese Umstände zwangen den Menschen dort, wo der Feuerstein nicht in unerföpflichlicher Fülle, wie z. B. an den Kreideküsten der Meere, zur Verfügung stand, nun auch anderen Gesteinsarten seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, und so prüfte er insbesondere in den Binnenländern fast alle vorkommenden Gesteine in Bezug auf ihre Verwendbarkeit zu Werkzeugen. Mit welcher Intensität das geschah, zeigt beispielsweise die außerordentliche Mannigfaltigkeit des Materiales der in den oberösterreichischen Pfahlbauten und in den gleichzeitigen Landaufiedlungen Nieder-Österreichs gefundenen Steinbeile und Hammer, und es gibt vielleicht kaum ein Mineral aus den Flußgebieten des Inn, der Salzach und Enns, welches nicht zu einem vollendeten Werkzeuge verarbeitet oder doch zu einem einweiligen Nothbehelfe gebraucht worden wäre. Durch die Einbeziehung so verschiedenartiger Gesteine in die Verwendung zu menschlichem Geräth mußte der völlig abweichenden Eigenschaften wegen die Art der Verarbeitung eine ganz andere werden und die Formgebung geschah nun nicht mehr wie beim Feuerstein, der wegen seiner leichten Spaltbarkeit und seines glatten, flachmuscheligen Bruches das Absplittern beliebig zu bemessender Stücke gestattet, sondern zumeist durch allmähliges Abtragen kleinerer Theilchen mittels oftmals wiederholter leichter Schläge und durch nachträgliches Ebnen und Poliren der rauh abgearbeiteten Flächen auf geeigneten Schleiffsteinen. Bei dieser Bearbeitungsweise konnte jede Gesteinsart und auch das gediegene Kupfer beliebig geformt werden; durch fortgesetztes leichtes Hämmern derselben Stelle konnten allerdings keine Partien des letzteren abgelöst werden, aber es mußte sich sofort zeigen, daß es hierbei etwa wie starres Wachs oder festgewordener Birkentheer — den Pfahlbauleuten bekannte Dinge — seine Form ändern und daher in eine beliebige andere Form gebracht und schließlich wie die Steinbeile mit einer Schneide versehen werden konnte, welche noch scharfer und widerstandsfähiger und leichter zu erneuern war, als es bei jenen möglich gewesen.

Auf diesen Standpunkt war die prähistorische Bevölkerung des Seengebietes der vereinigten Staaten von Nord-Amerika gelangt; sie fanden am Lake Superior das in erstaunlicher Menge gediegene vorkommende Kupfer, dessen Eignung zu Werkzeugen sie bald erkennen lernten und trieben, nachdem das oberflächliche Vorkommen erschöpft war, einen förmlichen Minenbau, um sich auch des in größerer Tiefe befindlichen reinen Metalles zu bemächtigen.<sup>1</sup>

Nach diesem Beispiele konnte man nun glauben, daß auch die Völker der alten Welt zuerst das zutage gelegene oder doch sonst leicht erreichbare gediegene Kupfer kennen gelernt haben, ja es gilt als eine keines Beweises bedürftige Thatsache, daß der Mensch nur durch das ihm von der Natur gebotene gediegene Metall in die Kenntnis der Metalle überhaupt und im weiteren zur Metallgewinnung selbst gelangt sei. Allein ich halte dafür, daß die Erkennung der metallischen Eigenschaften im Erze und die Kunst, aus diesem das Metall auszuschmelzen, die vorgängige Kenntnis und Benutzung des gediegenen Metalles

nicht zur nothwendigen und sehr wahrscheinlich auch nicht zur thatfächlichen Voraussetzung gehabt habe.

Diese Ansicht scheint paradox zu sein, doch wenn wir uns alle Umstände besser betrachten, so dürfte es ihr an einiger Begründung und Wahrscheinlichkeit nicht fehlen.

Vergegenwärtigen wir uns die Zustände der im Süden der großen nordamerikanischen Seen wohnenden vorgeschichtlichen Bevölkerung, so läßt sich eine gewisse Gleichartigkeit derselben mit den Zuständen der Pfahlbaubewohner nicht verkennen. Die Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse beruhte im Wesentlichen auf dem Gebrauche von Steingeräthen. Da trat nun das gediegene Kupfer in den Kreis ihrer Cultur-Elemente, allein man behandelte es nicht anders, als man den Stein zu behandeln gewohnt war, indem man ein geeignetes Stück, das von dem natürlichen Kupferblocke mühsam abgelöst worden war, nicht durch Schmelzen und Gießen, sondern durch Klopfen und Hämmern allmählig in die gewünschte Form brachte. Das gediegene Kupfer hat also in den Händen dieser Leute keine andere Aufgabe erfüllt, als etwa eine neu aufgefundene, zur Verfertigung von Werkzeugen besonders taugliche Gesteinsart. So unglaublich es scheinen mag, daß die nordamerikanische Urbevölkerung den anscheinend so kleinen Schritt vom Formen des Kupfers durch Hämmern und Treiben zum Formen durch Schmelzen und Gießen nicht gemacht haben sollte, so ist es doch eine durch viele Erscheinungen sichergestellte Thatsache,<sup>1</sup> deren Bedeutung durch die besonderen Umstände in nicht geringem Maße erhöht wird.

Wie die schon erwähnten prähistorischen Kupferminen in den Ufergegenden des Lake Superior zeigen, hat es sich bei der Gewinnung des gediegenen Kupfers nicht allein um das Auflesen von einzelnen, an der Oberfläche des verwitterten Gebirgs zerstreuten Stücken gehandelt, man hatte es offenbar im Erzgange auch zutage anstehend gefunden und ist demselben im Tagbauen in die Tiefe nachgegangen, so daß manche Gruben bis zu 50 und 60 Fuß abgeteuft wurden. Das geschah nicht bloß an einem einzigen Punkte; seit der Entdeckung der ersten derartigen Minen wurden noch zahlreiche andere aufgefunden, welche ganz gleichartige Arbeits-Spuren der Ureinwohner zeigen, und sich zuweilen meilenlang, oft in mehrfachen gleichlaufenden Linien aneinander reihen. Das war kein Werk einer kurzen Zeit; um so ausgedehnte, bis zu 50 und 60 Fuß hinabsteigende Minen zu treiben, waren bei den unzulänglichen Werkzeugen aus Stein, namentlich da, wo es sich darum handelte, in die Tiefe zu gehen, wo also die Feuerfetzung nicht zu Hilfe genommen werden konnte, viele Hände und eine lange Reihe von Jahren erforderlich, während welcher, da man immer mit dem Kupfer beschäftigt gewesen, sich genugsam Gelegenheit geboten hatte, die Schmelzbarkeit desselben kennen zu lernen und auszunützen.

Aus den Fundberichten ersehen wir ferner, daß die aus diesen Minen stammenden Kupfergeräthe und Barren über ein sehr großes Gebiet zerstreut worden sind, es werden uns Fundorte in den Staaten Wisconsin, Michigan, Georgia, Ohio, Iowa, Kentucky,

<sup>1</sup> Charles Whittlesey, Ancient mining on the shores of Lake Superior.

<sup>1</sup> Dr. Emil S. Smith, Die prähistorischen Kupfergeräthe Nordamerikas. Sep. Abdr. aus dem Archiv S. 4 u. 6.

Virginia und Florida genannt. Das Fundgebiet ist damit augenscheinlich nicht endgiltig umgrenzt, aber es mißt jetzt schon viele Taufende von Quadratmeilen und bildet somit eine Länderstrecke, die selbst bei den amerikanischen Verhältnissen sehr zu beachten ist. Um die Kupfer-Gegenstände über ein so riesiges Gebiet auszustreuen, waren bei der damaligen Schutterkeit der Bevölkerung, der Schwerfälligkeit der Verkehrsmittel und der meist feindseligen Stellung der einzelnen Stämme gegeneinander vielleicht Jahrhunderte nothwendig.

Den gleichen Schluss können wir aus der Art der nordamerikanischen Kupfergeräthe machen. Wir sehen Lanzen mit Schaftlöcher und mit Schaftzunge, in beiden Fällen wieder in verschiedenen Variationen auseinandergehend, ebenso gestaltete Pfeilspitzen, Beile mit und ohne Schaftungsvorrichtung, Meißel, Schmalhacken, Messer, Pfriemen, Nadeln, Knöpfe, Perlen, Schmuckplatten und Armbänder, also eine Mannigfaltigkeit von Gegenständen, deren Entwicklung ebenfalls eine geraume Zeit erfordert, die wir nicht in Zahlen berechnen, aber bei der primitiven Art der Verarbeitung des Materials umso mehr in Anschlag bringen müssen, als fast alle oben genannten Dinge, also auch die jüngsten über das bezeichnete große Gebiet Verbreitung gefunden haben.

Endlich muß auch die Thatfache in Betracht gezogen werden, daß Kupfer-Gegenstände bei der Verbrennung der mit ihren Habseligkeiten ausgestatteten Leichname vor den Augen der Indianer wirklich geschmolzen sind.<sup>1</sup> Sie haben sich also vielleicht Jahrhunderte lang mit der Verarbeitung des Kupfers beschäftigt, sie haben gesehen, wie das vermeintlich zähe und starre Material in Fluß gerathen ist, sie haben gesehen, daß es am Boden, wo es sich sammelte, wieder erstarrte, sie haben endlich gesehen, daß es die Form der kleinen Mulde, in welcher es sich sammelte, und jede kleine Unebenheit nun festhielt, sie waren über diese Erscheinungen sicherlich sehr erstaunt und haben doch den kleinen Schritt, der nun vom Hammern zum Gießen des Kupfers noch zu machen übrig war, trotzdem nicht gemacht!

Und doch hätte selbst dieser Schritt noch nicht jenes wunderbare Geheimnis erschlossen, welches das *Erz* in sich birgt, dessen Lösung allein dem Menschen die volle Herrschaft über die Natur verliehen hat. Denn wenn auch die Schätze von gediegenem Kupfer in Nordamerika noch so groß wären, wenn die Indianer auch zur Kenntnis und Uebung des Kupfergusses vorgeritten und denselben in noch so kunstvoller Weise entwickelt hätten, einmal wären fogar jene großen Schätze erschöpft worden und das Volk sodann in die alte Barbarei zurück versunken. Sollte das Metall seine culturhistorische Aufgabe erfüllen, so mußte es sich in unerforschlicher Menge, d. i. in feinen Erzen bieten.

Ist also der Schritt vom bloßen Hammern des gediegenen Kupfers zum Gießen trotz jener begünstigenden Umstände, wie sie sich in Nord-Amerika boten, trotzdem der so oft angerufene Zufall selbst durch das Schmelzen der kupfernen Grabesbeigaben bei dem Verbrennen des Leichnams geradezu darauf hinzu führen schien, nur scheinbar so klein und in Wirklichkeit

doch so groß, wie hatte der Riesenschritt vom Treiben des Kupfers zum Ausschmelzen der Erze gemacht werden sollen? Welche kurze Idee-Verbindung liegt zwischen jenen beiden Thätigkeiten, und welche Summe von Arbeit und Erfahrung war dagegen nothwendig, um den langen Weg von der rohen und unbeholfenen Art der Verwerthung des gediegenen Metalles bis zum letzten Schritte zurückzulegen, der zur Aneignung des im Erze verborgenen Schatzes führte!

Wenn aber irgendwo auf der Erde der Zufall, oder sagen wir richtiger die Natur Gelegenheit geboten hat, rasch, das ist durch die vermittelnde Kenntnis des gediegenen Kupfers allein in ihr großes Geheimnis zu dringen, so war es dort an den Ufern des Lake Superior in Nordamerika. Denn nirgends, soweit unsere Kenntnisse reichen, hat die Natur solche Massen von gediegenem Kupfer aufgehäuft und unter den günstigsten Forderungs Umständen für den Menschen bereit gehalten, wie eben dort. Dieselben sind so groß, daß sie unser gerechtes Staunen erregen. Stücke von gediegenem Kupfer im Gewichte von 800, 1500, 3000 Pfund scheinen gar nicht selten gewesen zu sein; ein aus einer von den Indianern 16 $\frac{1}{2}$  Fuß tief getriebenen Grube flammender Block, welcher im Jahre 1875 in Philadelphia ausgestellt war, wog nicht weniger als 5720 Pfund, obwohl von demselben schon in alter Zeit beträchtliche Theile losgelöst worden waren. Sehr oft hatten diese Blöcke ein solches Gewicht, daß die Indianer sie gar nicht von der Stelle schaffen konnten und sich mit dem befriedigtem mußten, was sie mit ihren primitiven Steinmeißeln und Stein Schlageln davon abzulösen vermochten. Daneben fanden sich die schönsten und reichsten Erze in einer dem Vorkommen des gediegenen Kupfers entsprechenden Ausdehnung; einzelne Blöcke enthielten 100 bis 250 Tonnen reinen derben Erzes, die Phoenix-Mine lieferte einen solchen Block von 500 und die Minnefota-Mine von 510 Tonnen im Gewichte, zu deren Aufarbeitung eine 23monatliche Arbeit von 20 Mann erforderlich war.<sup>1</sup>

Wenn nun unter so begünstigenden Umständen das gediegen vorkommende, in viele Hände gelegte und über weite Länderstrecken verbreitete Metall während eines allem Anscheine nach mehr als genügenden Zeitraumes nicht zur Entdeckung der metallischen Eigenschaften des Erzes zu führen vermochte, dann müssen wir annehmen, daß es nicht mit Nothwendigkeit dazu führen muß, und daß es noch andere Wege gibt, auf denen der Mensch zur Kenntnis derselben gelangen kann.

Bei dem heutigen Stande der Wissenschaft ist es vielleicht noch nicht möglich, jenen Weg zu bezeichnen, welcher den Menschen allmählig der Lösung des Geheimnisses näher brachte, weil zur Zeit noch nicht genügendes archaologisches Material vorliegt oder weil man Dingen, welche uns diesen Weg kennzeichnen konnten, als nebenfachlichen Erscheinungen nicht die nothige Aufmerksamkeit schenkte. Es fehlt uns aber doch nicht an Andeutungen, welche die verwischten Spuren noch erkennen lassen. Wir werden uns zunächst des großen Eisens erinnern, mit welchem den verschiedenen Gesteinen, die zur Anfertigung von Werkzeugen tauglich schießen, nachgegangen wurde. Ganz besonders zeigt sich das rastlose Bemühen und

<sup>1</sup> Vier derartig halbgeschmolzene Beile befanden sich im National Museum in Washington (J. S. Smith, a. a. O. S. 117).

der Spürfönn des Menschen der Pfahlbautenzeit in den Werkzeugen aus Nephrit, Jadeit und Chloromelanit. Diese Gesteine sind, wie schon die unbefangene Ueberlegung, aber auch die Fundumstände, insbesondere der große Fund von Maurach ergeben mußten, nicht etwa von den europäischen Völkern bei ihrer hypothetischen Wanderung aus ihrer hypothetischen Heimat Turkestan mitgebracht, sondern im Lande ihrer Verarbeitung (s. Maurach) und Gebrauchnahme aufgefucht worden. Mit welcher Unermüdlichkeit, mit welcher geschärftem Spürfönn das geschah, läßt sich an dem Umstände ermessen, daß es uns heute so schwer ist, auch nur wenige Stücke des rohen Gesteins zu finden.

Die genaue Kenntnis der Gesteine wurde übrigens nicht bloß in Rücksicht auf ihre Verwendung zu Beilen und Hämmern angestrebt; für die Mannigfaltigkeit der Gebrauchszwecke mußten verschiedenartige Gesteine aufgefucht werden, denn die Verwendung zum Formen der Steinwerkzeuge aus dem Rohen (Klopfsteine), zum Poliren und Schleifen derselben, zum Mahlen des Getreides, zum Glätten der Nähte, zum Scheren der Netze, zum Kochen und Braten der Speisen (Steinkocherei im Mondsee-Pfahlbau) endlich zum Schmuck (Steinperlen und Zierfcheiben im Mondsee) setzte sehr verschiedene Eigenschaften voraus, und nöthigte auch zur Prüfung solcher Gesteinsarten, die sich für Werkzeuge oder in einer anderen Richtung als untauglich erwiesen hatten.

Aber nicht bloß zur Anfertigung von Geräth aller Art, sondern auch zu anderen Zwecken fanden die Mineralien eine geeignete Verwendung z. B. Röthel und Graphit, welche letzterer zuweilen aus großer Entfernung herbeigeholt wurde. Welche Aufmerksamkeit den Gesteinen im allgemeinen geschenkt wurde, beweist die schon erwähnte Thatfache, daß im Pfahlbau im Mondsee außer den verschiedenen zu besonderen Gebrauchszwecken bestimmten Gesteinsarten auch Bergkryftall, Kryftalldrufen, Kalkspath, Bergkreide, Eisenkies, Marienglas, Steinkohle und verfeinerte Conchylien, an anderen Orten noch andere Dinge wie z. B. Bluteisenstein, zusammengetragen worden sind, ohne daß von allen eine besondere Verwendung bekannt ist oder überhaupt stattgefunden hat.

Leuten dieser Art ist nichts entgangen, was an Mineralien in der Umgebung ihrer Thätigkeit vorgekommen ist, und wenn dafelbst an irgend einer Stelle Kupfererze, insbesondere Kupferkiese sich zeigten, sei es als Flußgefchiebe, sei es in zutage tretenden Erzgängen, so haben sie schon wegen ihres eigenthümlichen Glanzes, ihrer specifischen Schwere und prächtigen irisirenden Farben mindestens in eben solchem Maße die Aufmerksamkeit erregt, als die minder auffälligen Eisenkiese, die wir in den prähistorischen Ansiedlungen oftmals vertreten finden, und wurden daher sicherlich ebenso gesammelt und auf ihrem Gebrauchswerth untersucht, wie die anderen Gesteinsarten.

*Ferd. Keller*<sup>1</sup> erwähnt eines sehr harten Kalksteines aus dem Pfahlbau von Robenhausen, der durch Zuschleifen in die Form eines 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub>'' langen, 3'' breiten und etwa 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub>'' dicken Prismas gebracht ist. Obgleich ursprünglich schwarz, ist er durch die Hitze, der er beim Brande des Dorfes ausgesetzt war, stellenweise

weiß geworden und zerfprungen. Trotzdem hat sich auf den breiteren Flächen eine gelb glänzende Belegung erhalten, welche dadurch entstand, daß auf dem Steine Kupferkies gerieben wurde. Diesen Umstand erklärt *Keller* als neuen Beweis, mit welcher Sorgfalt die Colonisten alle auffallenden Naturgegenstände sammelten und prüften.

Ähnliche Steine mit denselben Spuren wurden im Pfahlbau im Mondsee wiederholt gefunden.<sup>1</sup>

Die verschiedensten Anlässe, die wir heute kaum mehr alle zu ermitteln vermögen, können nun zu Versuchen geführt haben, welche auf dem angedeuteten Wege gefundene Erze mit dem Feuer in Berührung brachten. Wenn es beispielsweise richtig ist, daß die Eisenkiese in prähistorischer Zeit bei der Feuerbereitung verwendet wurden, so konnten wohl auch mit den ähnlich, nur bunter und glänzender aussehenden Kupferkiesen ähnliche Versuche gemacht worden sein. Außerdem finden sich im Pfahlbau im Mondsee und wahrscheinlich auch in anderen Pfahlbauten viele Hunderte von geschwärzten und berußten Steinen mit allen Zeichen, daß sie in einem starken Feuer gelegen sind. Obgleich diese Steine zunächst nur auf die Steinkocherei hindeuten, zeigen sie doch, daß Steine aus mancherlei Ursachen den Einwirkungen der Hitze ausgesetzt sein konnten. Desgleichen fand ich auch in prähistorischen Ansiedlungen Nieder-Oesterreichs wiederholt Steine, welche die Wirkungen eines heftigen Feuers an sich zeigen. Auch bei der Töpferei und bei Feuersbrünften bot sich Gelegenheit zu Beobachtungen über die Schmelzbarkeit der Mineralien, wovon man sich bei einiger Aufmerksamkeit leicht überzeugen kann, da wir dort, wo die Ansiedlungen durch Feuer zugrunde gegangen sind, nicht bloß einfach hartgebrannte Stücke des Wandbewurfes, sondern auch solche sowie Topfscherben finden, welche selbst in Fluß gerathen und in eine schlackige Masse verwandelt sind.

Bei irgend einer derartigen Gelegenheit konnten Kupferkiese in Brand und Fluß gerathen sein und als Ergebnis das metallische Kupfer geliefert haben, was leicht möglich ist, da bekanntermaßen diese Erze einen sehr namhaften Theil (bis zu einem Drittel) Schwefel enthalten. Wie nahe eine solche Ereignung unter gegebenen Umständen liegt, zeigt ein Vorfall, von dem mir Bergverwalter *Pirchl* in Mühlbach berichtete. Man hatte dort, um überschüssigen Schwefel aus den Erzen zu entfernen, im Freien, einen größeren Haufen von groben, d. i. etwa 60 Mm. messenden Erzstücken auf ein Roftbett zusammengebracht und denselben bei ziemlich kalter Temperatur (Wintersanfang) in Brand gesetzt. Es kamen mehrere Feiertage, Leute waren nicht am Platze, das Feuer im Haufen erhielt mehr Zug, als gut war, die Erze schmolzen in den unteren Lagen zu einer sogenannten Sohle, Kupferlech und Haarkupfer enthaltend, und siehe da, in einigen tieferen Grübchen lag auch das blinkende helle Metall! Viel Schwefelgehalt im Erze, also natürlicher Brennstoff, scharfer Zug im Rösthaufen, allenfalls noch günstige Gangart und das Kupfer schmilzt von selbst aus, ohne

<sup>1</sup> Es ist wunderbar, wie das griechische Wort *πύρρον*, das Metall im allgemeinen, den ganzen Vorgang bewahrt hat. Dieses Wort bedeutet nämlich ursprünglich das Suchen, Nachforschen, Durchforsen, dann die Grube in der Erde, wo man nach Steinen und Erzen grabt, Steinbruch und Bergwerk, *πύρρον* sonach in der Erde nach Wasser, Erzen, Metallen suchen oder graben) und erst später in übertragenen Bedeutung endlich das in den Gruben gefundene, besonders Metall, Erz. Selbst im Lateinischen hat das Wort seine alte Bedeutung als Bergwerk, Grube (*metallum auri, cretae, silicum*) bewahrt.

<sup>1</sup> Im IV. Pfahlbau Berichte, S. 25.

Ofen, ohne sonstige künstliche Vorrichtungen, ohne stete Ueberwachung durch erfahrene Leute und doch in einer metallischen Reinheit, die in Erstaunen setzen muß. Nach einer von Professor *Frcih. v. Sommaruga* vorgenommenen chemischen Analyse enthält eine Probe dieses von selbst und durch den eigenen im Erze enthaltenen Brennstoff ausgeschmolzenen Kupfers an:

Kupfer . . . . .	97.02
Zinn . . . . .	—
Nickel . . . . .	1.55
Eisen . . . . .	Spur
Blei . . . . .	Spur
Schwefel . . . . .	0.79
Schlacke . . . . .	Spur


99.36.

Aus diesen durch gewissenhafte Beobachtung sicheergestelltten Thatsachen ergibt sich von selbst die Erklärung der Reinheit des aus den prähistorischen Schmelzöfen hervorgegangenen Erzeugnisses und die Leichtigkeit des Schmelzverfahrens, die insbesondere Jenen gegenüber zur Geltung gebracht werden muß, welche in Vertheidigung der Priorität des Eisens die Schwierigkeit des Ausschmelzens der Kupfererze behaupten, und derselben die angebliche leichte Schmelzbarkeit der Eisenerze entgegenstellen. Zugleich erhalten wir aber auch einen Fingerzeig, wie nahe die Entdeckung der Metalle für die Menschen lag, welche sich mit der Prüfung der Mineralien in dem bezeichneten Umfange befaßten. Ich will aber damit keineswegs behaupten, daß sich dieselbe so rasch und so mit einemmal vollzog, wie die freiwillige Ausschmelzung des sich selbst überlassenen Röthhaufens bei den Erzgruben auf der Mitterbergalpe. Es ist ohne Zweifel auch hier eine wiederholte Erfahrung vorangegangen, welche in der einmal eingeschlagenen Richtung weiter und schließlich zur Lösung des im Erze verschlossenen Geheimnisses führte. Die Entdeckung des Metalles im Erze mußte ebenso vorbereitet worden sein, oder, mit anderen Worten gesagt, sie setzte ebenso vorbereitete Menschen voraus, welche ihre Bedeutung erkannten, wie es bei jeder anderen großen Entdeckung der Fall ist. Man hat offenbar einmal in einer kupfererzführenden Gegend das Ausschmelzen vielleicht anfänglich nur kleiner Körner reinen Metalles bemerkt, was den schlauen Leuten, die sich mit der vorge-schichtlichen Stein-Industrie befaßten, sofort einen erwünschten Gegenstand der Untersuchung lieferte und sodann Anlaß zur Wiederholung des beobachteten Experimentes gab, das allmählig besser verstanden wurde und größere Mengen von Kupfer ergab, dessen Eigenschaften nicht lang verborgen bleiben konnten.

Ich muß hierbei wiederholt auf den nicht genug zu würdigenden Gegensatz aufmerksam machen, welcher in der Verarbeitung des Kupfers zwischen Nordamerika und Europa besteht. Dort wurde das gediegen vorgefundene Kupfer, wie wir gesehen haben, ausschließlich durch Hammern in die gewünschte Form gebracht, ein Vorgang, der sich mit zwingender Nothwendigkeit aus der Natur des Materiales ergab. Leuten, die bisher ihre Werkzeuge durch bloßes Bearbeiten mit Steinen, also durch Hammern und Schleifen zurechtgebracht hatten, konnte es un-

möglich in den Sinn kommen, sie nun plötzlich mit Hilfe des Feuers zu formen, auch wenn sie ein neues Material dafür gefunden hatten. Dieses wurde ihnen nicht anders, als wie jede andere bisher verwendete Gesteinsart, nämlich als fester Körper, geboten, von dessen Schmelzbarkeit sie zunächst keine Ahnung hatten; die durch die Natur desselben bedingte Verarbeitungsweise genugte für alle vorhandenen Bedürfnisse und im Verlaufe der Zeit verwuchs die Idee des ausschließlichen Treibens des Kupfers so mit dem ganzen Vorstellungswesen und Gedankengänge dieser Menschen, daß sie auf das Gießen auch dann nicht verfielen, als sie gesehen hatten, daß das neue Material im Feuer flüßig wird.

Anders ist es in Europa. Hier ist bis zur Stunde noch in keiner Art der Beweis erbracht worden, daß auch nur ein Stück der in den Museen vorhandenen Kupfergeräthe aus gediegenem Metall bestehe; sie sind vielmehr von frühester Zeit an durch Guß erzeugt worden. Zeugnis hievon geben die zahlreichen, im Einzelnen schon oben angeführten Gußschalen, Gußformen und Kupferfeschlacken gerade an jenen Orten, wo wir die primitivsten Formen der Kupfergeräthe finden, nämlich in den schweizerischen und österreichischen Pfahlbauten und in den untersten Städten von Troja. Durch Hammern wurde, wie die Fundstücke zeigen, nur wo es nothwendig schien, in der Form nachgeholfen.

Von nicht geringer Bedeutung ist hierbei, daß im alten Aegypten, wo das Kupfer zu den ältesten Metallen gehört und gewöhnlich unter den Tributgaben asiatischer Völker erscheint, durch ein Zeichen  dargestellt wird, welches in seiner ursprünglichsten Form einen Schmelztiigel dargestellt zu haben scheint.

Das alles weist im Gegenätze zu Nord-Amerika darauf hin, daß man in Europa das Kupfer nicht wie dort in gediegenem Zustande, sondern zuerst in seiner Eigenschaft der Schmelzbarkeit im Feuer kennen gelernt haben mußte.

Mit Berücksichtigung aller dieser Erwägungen werden wir die oben gestellte Frage, ob wir der während der jüngeren Steinzeit in Europa sesshaften Bevölkerung die selbständige Entdeckung des Kupfers zuschreiben dürfen, insofern entschieden mit Ja beantworten können, als wir hierbei zunächst nur die Möglichkeit derselben im Sinne haben. Alle Bedingungen hiezu waren vorhanden: zahlreiche Oertlichkeiten mit leicht erreichbaren und erschließbaren Kupfererzen in genügender Menge und in jenen Eigenschaften, welche eine leichte Ausschmelzung des Metalles bedingen, wie es beispielsweise die Kupfererze von der Mitterbergalpe und Kelchalpe sind, und ein in der engeren und weiteren Umgebung dieser Oertlichkeiten wohnendes, nicht mehr auf niedriger Culturstufe stehendes, rühriges aufmerkfames und durch lange Übung und Erfahrung vorbereitetes Volk.

Die Möglichkeit der selbständigen Entdeckung des Kupfers auf europäischem Boden laßt sich also nicht bestreiten, ja diese Möglichkeit gewinnt selbst den Anschein der Wahrscheinlichkeit, wenn wir die primitiven Formen der meisten europäischen Kupferfunde, ihre einfache Herstellungsweise und den Umstand berücksichtigen, daß gerade in jenen Gegenden, wo wir die meisten Kupfergeräthe finden, nämlich in

Ungarn und im Bereiche der österreichischen und schweizerischen Pfahlbauten, auch reiche Kupfererzgänge vorhanden sind.<sup>1</sup>

Wenn jedoch die Frage dahin gestellt wird, ob die Entdeckung auch wirklich im Gebiete unserer Kupferfunde geschehen sei, so werden wir deren Beantwortung der Zukunft überlassen müssen; sie wird uns lehren, ob das Volk, das in den meisten Theilen dieses Gebietes vermöge der Gleichheit der allgemeinen Cultur und der Gleichheit vieler einzelner Züge derselben als ein einheitliches sich darstellt, die Kenntnis des Kupfers in den Wohnsitzen erworben, wo wir es zuerst angetroffen haben, oder schon aus einer älteren Heimat mitgebracht hat, die wir noch nicht kennen.

Welchen Fingerzeig uns hierbei die Sprachforschung gibt, soll später noch kurz berührt werden.

### VIII. Arische Rasse der Steinzeitvölker im mittleren Europa.

Es hat an sich schon einen großen Reiz, zu ermitteln, in welchen näheren Beziehungen das Volk, bei dem wir die ersten Spuren der Metallbearbeitung getroffen haben und dessen Boden wir jetzt bewohnen, zu uns selbst steht; es wird sich dies aber vielleicht auch lohnen aus dem Grunde, weil es uns möglich werden könnte, aus einer zweiten Quelle ein Zeugnis für die Richtigkeit der Ergebnisse unserer Untersuchung zu gewinnen.

Nach dem Abschlusse der paläolithischen Zeit erscheint ein mit einem reichen Schatze von Culturmitteln ausgestattetes Volk, das mit der vorangegangenen Bevölkerung in keinerlei Verbindung gestanden ist. Trotzdem schon so viele Wohnstätten beider Perioden aufgedeckt und mit Sorgfalt bis in jede Einzelheit untersucht worden sind, konnten noch nirgends Zwischenglieder gefunden werden, welche die Culturzustände der einen Periode ohne Unterbrechung in die andere hinüberleiten und zu dem Schlusse berechtigen, daß eine allmähliche schrittweise Erhebung aus dem rohen Zustande der Mammuth- und Renntierzeit auf die Culturstufe der Pfahlbautenzeit stattgefunden habe. Vielmehr zeigt sich eine scharfe und breite Kluft, welche beide Perioden trennt und zu dem Schlusse führt, daß das Volk der Pfahlbautenzeit eingewandert ist und bei seiner Einwanderung ein verhältnißmäßig nicht unbedeutendes Maß von Cultur aus der alten Heimat mitgebracht haben muß.

Soweit nun unsere Kenntnisse reichen, verbindet nicht nur der gemeinsam erreichte Culturgrad die gesammte mitteleuropäische Bevölkerung der älteren Pfahlbautenzeit vom Hellespont bis zum Atlantischen Ocean und vom Mittelmeer bis zur Ostsee, sondern es ist auch die Art dieser Cultur überall dieselbe. Die Lebensbedingungen beruhen auf einem für die Entwicklung überaus günstigem Verhältnisse von Viehzucht und Ackerbau und in dem ganzen Gebiete stoßen wir überall auf die gleichartigen Anfänge der Metallurgie. Daneben sehen wir als gemeinsames Band eine eigenenthümliche Keramik, die sich in Bezug auf die Technik

und das Wesen der Ornamentirung als eine durchaus einheitliche erweist. Letztere besteht, wie gezeigt worden ist, aus vertieften mit weißer Masse ausgefüllten Linien, die sich zu geometrischen Figuren (schrägten Dreiecken, Vierecken, einfachen oder mehrfach-concentrischen Kreisen) zusammensetzen. Alles scheint darauf hinzudeuten, daß alle Völker, welche das bezeichnete Gebiet bewohnten, nicht nur denselben Culturkreise, sondern auch derselben Rasse angehören, und nichts berechtigt uns, etwas anderes anzunehmen, als daß es die arische Rasse gewesen sei.

Bis vor kurzer Zeit ist man allerdings der Meinung gewesen, daß die arischen Stämme im mittleren Europa erst in später Zeit eingewandert seien, insbesondere nahm man bei Germanen und Slaven an, daß dies nur wenige Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung geschehen sei. Diese Behauptungen sind durch nichts begründet. Schon *Ferdinand Keller*<sup>1</sup> hat den Gedanken abgewiesen, daß seit der Pfahlbautenzeit ein allgemeiner Bevölkerungswechsel eingetreten sei; er hält an der Ansicht fest, daß sich dieselbe von jener Zeit an und trotz des Ueberganges vom Stein zur Bronze und von dieser zum Eisen bis in die Zeit der Römerherrschaft erhalten habe. Wir besitzen zweifelloste Belege dafür, daß viele vorgeschichtliche Ansiedlungen der sogenannten jüngeren Steinzeit z. B. in Niederösterreich, in Böhmen, in der Schweiz sich unverändert auch in den folgenden Perioden erhalten haben. Der Einwand, daß sich neu hereingekommene Völker in den Wohnstätten der vertriebenen festgesetzt haben konnten, wird durch die Thatfache beseitigt, daß sich in diesen Ansiedlungen der Charakter der Thongefäße in Technik, Form und Ornament auch nach dem Uebergange vom Stein zum Metall gleichmäßig, wenn auch nicht ohne merkbare Verbesserung der Erzeugung und Bereicherung der Ornamente erhält.

Was die allgemeinen Lebensbedingungen betrifft, so sehen wir keineswegs, daß dieselben je einem scharfen Wechsel unterlegen gewesen, daß etwa die ursprünglich ackerbautreibenden und feshaften Volksstämme durch nomadische Einwanderer oder umgekehrt diese durch jene oder auch nur durch ein Volk abgelöst worden wären, welches fremde Hausthiere und fremde Culturpflanzen mitgebracht hätte, denn es bleiben während der ganzen Zeit von der ersten Besiedlung durch die Pfahlbauleute und ihre Zeitgenossen bis zur Römerherrschaft die Grundlagen der Existenz und des Fortschrittes die gleichen; nur treten zu den schon vorhandenen Hilfsmitteln, zu den alten Hausthieren, zu den Getreidearten nach und nach neue hinzu. So gefellen sich zum bisherigen Torfrind, zum Schaf und zur Ziege, zum Torfsschwein und zum Hunde, die alle unverändert im Haushalte und Dienste des Menschen bleiben, allmählich und nicht überall gleichmäßig und gleichzeitig neue Rinderrassen, andere Spielarten des Hundes hiezu, das in Mitteleuropa bereits lebende, doch wilde Pferd wird in den Haushalten gezogen; und wengleich zu dem bisher angebauten kleinen Pfahlbau-Weizen und zur sechszeiligen Gerste bessere Getreidearten kommen, so bleiben trotzdem auch jene minder ergiebigen noch im Gebrauche.

<sup>1</sup> Das wurde keineswegs die selbständige Entdeckung des Kupfers an allen anderen Orten, wo die Bedingungen hierzu vorhanden waren, ausschließen, wie denn auch in der That dieselbe ganz unabhängig von der europäisch-asiatischen Cultur in Mexiko und Peru, und zwar dem Anscheine nach wieder in jedem Lande selbständig erfolgt ist.

<sup>1</sup> Keller, Pfahlbauten, V. Bericht, S. 182 u. ff.



Andererseits ist unter den Taufenden von Erscheinungen, welche seit der Entdeckung der Pfahlbauten zutage gefordert wurden, nicht eine einzige Thatfache hervorgetreten, welche gegen die vorstehend entwickelte Ansicht spräche, welche in der älteren Pfahlbautenzeit einen dem arischen fremden Charakter zu erkennen oder einen seit jener Zeit eingetretenen allgemeinen Bevölkerungswechsel vorauszusetzen ermöglichte. Selbstverständlich ist es, daß hierbei kleinere oder auch weiter greifende Verschiebungen der Verbreitungsgränzen der einzelnen arischen Zweige untereinander oder gegen fremde Rassengebiete hin nicht ausgeschlossen sind.

Manche Gelehrte haben geglaubt, aus der Aenderung der Bestattungsweise auf einen Wechsel der Bevölkerung schließen zu dürfen. Die Thatfache nun, daß man in der sogenannten Periode der jüngeren Steinzeit im allgemeinen auf die Sitte des Begrabens des Leichnams stößt, daß späterhin in der Metallzeit das Verbrennen des Leichnams üblich wurde und daß man schließlich zur Sitte des Begrabens zurückkehrte, ist ganz zweifellos, aber es ist keineswegs erwiesen, daß dieser zweimalige Wechsel so plötzlich und so allgemein eingetreten ist, daß er nur durch die Verdrängung der bisherigen Bewohnerchaft und die Festsetzung eines fremden Volkes erklärt werden könnte. Würde es sich wirklich so verhalten, dann müßten wir auch gleichzeitig mit der neuen Bestattungsweise in vielen anderen Lebensgewohnheiten, in den Ansiedlungen und im gesammten Hausrath durchgreifende Aenderungen wahrnehmen; denn es läßt sich kaum denken, daß irgend ein fremdes Volk hereingekommen sei und sich in allen Daseinsäußerungen vollständig an das unterjochte oder verdrängte Volk angegeschlossen und, nur in einem Punkte, in der Bestattungsweise, eine vollständige Neuerung eingeführt habe.

Man hat demzufolge den ersten Wechsel, nämlich den Uebergang vom Begraben zum Verbrennen mit dem Uebergang vom Stein zum Metall in Verbindung zu bringen gesucht; allein es ist auf Grund gewissenhafter Beobachtungen gezeigt worden, daß die Bekanntheit mit dem Metalle sehr tief in die Steinzeit hineinreicht und daß der Uebergang zum allgemeinen Gebrauche desselben in Formgebung und Technik nur ganz allmählig und im engsten Anschluß an die Steinzeit vor sich gegangen ist. Dies ist ganz deutlich bei dem ältesten Metalle, dem Kupfer, der Fall; aber auch der Uebergang zur Bronze tritt nicht sofort mit vollendeten Formen auf, da auch diese, wie wir gesehen haben, anfänglich noch in den der Steinzeit sich annähernden Formen erscheint und da namentlich die Aexte aus Bronze in ihrer Entwicklung von dem primitiven, dem Steinbeile nachgebildeten Flachbeile bis zu den schonst ornamentirten Palstäben und Hohlkelten verfolgt werden können. Ein plötzliches Eindringen einer neuen Technik und neuer Formen in diesem wichtigen Betriebszweige, auf welchen man sich bezieht, läßt sich also nicht nachweisen.

Was die thatfachlichen Verhältnisse beim Uebergange der Sitte des Begrabens zu der des Verbrennens betrifft, so liegt eine genügende Zahl von Beobachtungen vor, welche zu der Behauptung berechtigen, daß die letztere keineswegs an das Eindringen des Metalles und der Bronze im besonderen

gebunden war. Es zeigt sich nämlich in dem ganzen großen Gebiete von der Donau bis zur Südküste von Schweden und bis zum atlantischen Ocean, daß die Sitte des Verbrennens schon während der Steinzeit Eingang und weit verbreitete Uebung findet, wogegen andererseits die Sitte des Begrabens noch tief in die Bronzezeit hineinreicht und häufig Bronzebeigaben bei Skelettreffen sich finden.

So wird beispielsweise oftmals berichtet, daß auf der Insel Bornholm Steingeräthschaften bei Begrabnisstellen verbrannter Knochen gefunden worden sind. Wenn nun auch einige dieser Angaben zweifelhaft sein können, so kommen sie doch so häufig vor, daß sich nach der Meinung *Wedels*, welcher der Erforschung der Alterthümer auf Bornholm zwanzig Jahre gewidmet hat, die Thatfache kaum mehr bezweifeln läßt, wenn gleich er nach den vorliegenden Berichten vorläufig bloß zu dem Resultate gelangt, daß die Leichenverbrennung auf Bornholm erst gegen das Ende der Steinzeit in Gebrauch gekommen sei.<sup>1</sup> Ist damit die Aufnahme der neuen Bestattungsweise noch während der Steinzeit erwiesen, so dauert auf Bornholm die ältere Weise, nämlich die Bestattung des unverbrannten Leichnams bis tief in die Zeit des Gebrauches von Bronzegeräthen hinein; insbesondere scheinen die Bronzeschwerter, deren bis jetzt funfundzwanzig gefunden worden sind, ausschließlich in den Grabhügeln mit unverbrannten Leichen vorzukommen.<sup>2</sup>

Das sind Thatfachen von nicht abzuweifelnder Bedeutung. Denn während wir hier den Leichenbrand mit Beigaben der Steinzeit, also die neue Sitte bei der alten einheimischen Bevölkerung treffen, sehen wir die mit Bronze ausgerüsteten Leute, also die vermeintlich neuen Ankömmlinge, nicht nach der angeblich mit der Bronze in Verbindung stehenden Sitte des Verbrennens, sondern nach der alten landesüblichen Sitte bestattet. Insbesondere setzen wir die Schwerter nur in den Händen von Kriegen voraus und mit den Bronzeschwertern könnten wir uns bei einem mit der Aufnahme der Bronze eingetretenen Bevölkerungswechsel doch nur das eindringende sieghafte Volk ausgerüstet denken, und nun sehen wir auf Bornholm gerade bei diesen fremden, angeblich eben erst in's Land eingedrungenen Kriegen mit den Bronzewaffen nicht die neue, sondern ausschließlich die alte einheimische Bestattungsweise in Uebung.

Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß der neue Brauch zuletzt der herrschende geworden ist, so sehen wir doch aus den angeführten Thatfachen, daß der Uebergang ein sehr allmählicher gewesen ist und sich unter Erscheinungen vollzogen habe, die einem allgemeinen Bevölkerungswechsel, einer Vertreibung oder Ausrottung oder einer völligen Knechtung und Aufzuehung nicht entsprechen.

Ich habe das Beispiel von Bornholm angeführt, weil hier in Folge der tiefgreifenden Durchforschung des Landes die Verhältnisse besonders klar liegen. Man konnte nun allerdings einwenden, daß Bornholm wegen seiner abgechiedenen Lage eine ausnahmsweise Stellung einnehme, wiewohl es eigentlich den Verkehr zwischen Deutschland und Schonen vermittelte; allein die Ergebnisse sind in den anderen Ländern nicht

<sup>1</sup> *W. Fenn*, Die Alterthümer der Insel Bornholm (Globus XLVIII, S. 362).  
<sup>2</sup> *W. Fenn*, a. a. O. S. 373, 374.

anders, sie führen nämlich dort ebenso wenig wie hier zu dem Schlusse, daß die Bronze gleichzeitig und in Verbindung mit dem Gebrauche des Verbrennens der Leichen Aufnahme gefunden habe. Ziemlich gleichartig wie die Erscheinungen auf Bornholm sind jene in Schweden. Hier ist in der älteren Bronzezeit die Bestattung des unverbrannten Leichnams allgemeiner Brauch, selbst die Grabform — Kisten, die aus flachen senkrecht aufgestellten Steinplatten gebaut und mit eben solchen Platten zugedeckt wurden — erhält sich von der Steinzeit her unverändert fort. Was diese Verhältnisse noch besonders bedeutungsvoll macht, ist der Umstand, daß ähnlich wie auf Bornholm gerade in den Gräbern der älteren Bronzezeit und bei unverbrannten Leichen jene Bronze-Gegenstände (Schwerter, Dolche, querdurchlochte Aexte, Spangen) gefunden werden, welche durch den Adel ihrer Formen, durch die geschmackvollen Verzierungen und die Gefechlichkeit in der Erzeugung unsere Bewunderung erregen, daß wir also gerade jene Leute, welche sich nach alteinheimischem Brauche beerdigen lassen, im Besitze dieser schonen Bronzefachen antreffen.<sup>1</sup> Mit Recht sagt daher *Montelius*: „Wichtige Gründe, die theils auf der Gleichheit der Grabstätten aus dem letzten Theile des Steinzeitalters, theils auch auf anderen Umständen beruhen, scheinen uns für die Ansicht zu sprechen, daß der Beginn der Bronzezeit nicht mit einer Einwanderung eines neuen Volkes zusammenhänge, daß aber die Bewohner des Nordens — freilich durch die Berührung mit anderen Völkern — gelernt haben Bronze zu bearbeiten.“<sup>2</sup> Ebenso wenig wie das Eindringen der Bronze ist nach *Montelius* das erste Auftreten des Eisens in Schweden mit der Einwanderung eines neuen Volkes verknüpft gewesen.<sup>3</sup>

Desgleichen läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß in Schleswig-Holstein die Leichenverbrennung nicht zugleich mit der Bronze auftrat, weil auch hier in der ersten Zeit ihres Erscheinens die Todten gleichwie in der Steinzeit unverbrannt bestattet wurden.<sup>4</sup> Ebenso wenig läßt sich daselbst bei dem Uebergang zum Gebrauche des Eisens irgend eine Aenderung in der Begräbnisweise sicherstellen.

Wenn endlich auf den dänischen Inseln die Verhältnisse auch etwas mannigfaltiger sein mögen, so gilt doch im allgemeinen auch hier die anderweitig gemachte Erfahrung, daß die Leichenbestattung zu Anfang der Bronzezeit, der Leichenbrand am Schlusse derselben üblich gewesen ist;<sup>5</sup> der letztere ist also auch in Dänemark keine an das erste Vorkommen der Bronze gebundene Erscheinung, der Wechsel der Begräbnisweise hat sich auch nicht so rasch wie das Eindringen der Bronze, sondern nur langsam innerhalb des Verlaufes der Bronze-Periode vollzogen.

Wir haben an dem Beispiele von Bornholm gesehen, daß das erste Auftreten der Bronze keineswegs an das erste Auftreten des Brauches der Verbrennung geknüpft ist; Steinbeigaben zeigten sich dort bei Verbrannten, kostbare Bronze-Gegenstände bei Skeleten. Aehnliche Erscheinungen lassen sich in Deutschland

beobachten; hier ist die Beisetzung verbrannter Leichen in Steinzeitgräbern (Hünenbetten) nicht ungewöhnlich.<sup>1</sup> Auch in den englischen (der Steinzeit angehörigen) Cromlechs finden sich zuweilen Skelete und Urnen mit den Ueberresten verbrannter Leichen zusammen, was auch in den (gleichzeitigen) Dolmen Nord-Frankreichs vorzukommen scheint.<sup>2</sup>

In diesen Gebieten stellt sich also der Brauch des Verbrennens ganz augenscheinlich schon im Verlaufe der Steinzeit ein; wir finden also Brandreste von Leuten, die — wie uns die Funde sagen — noch keine Bronze besaßen, während im Gegenfatze hiezu ebenda, wie z. B. in der Schweiz fast ausschließlich, in Thüringen, Böhmen und Hannover die Leichen von Leuten, welche bereits über Bronzegegenstände verfügen konnten, unverbrannt bestattet wurden. Im besonderen gilt letzteres von den schon erwähnten Gräbern in Mecklenburg, dann von den Gräbern bei Roggendorf (nächst Eggenburg,) bei Roggendorf (nächst Wullersdorf), beim Buhberg (nächst Stillfried, letztere drei in Nieder-Oesterreich), endlich von dem Grabe bei Olmütz, in welchem unverbrannte Leichen mit Beigaben aus zinnarmer Bronze, beziehungsweise Kupfer enthalten waren, wogegen Stein- und Kupfergeräthe beifammen in einem der Steinzeit angehörigen „Urnenfelde“ bei Lueska in Ungarn gefunden wurden.

Ganz zweifellos ist auch der zweite Wechsel der Bestattungsweise, nämlich der Uebergang vom Verbrennen zum Begraben, nur äußerst langsam vor sich gegangen und hat eigentlich Jahrhunderte gedauert. Unsere Beobachtungen zeigen uns sehr oft die gleichzeitige Uebung beider Bestattungsweisen an demselben Orte. Das lehrreichste Beispiel liefert uns das berühmte Grabfeld von Hallstatt, in welchem zu derselben Zeit und aus den nämlichen Volksclassen beinahe gleichviel verbrannte als unverbrannte Leichen beigefetzt wurden; wenn hier die Brandgräber im allgemeinen ansehnlicher zu sein scheinen, so kommen doch auch minder ausgestattete darunter vor, während sich auch in den Skeletgräbern reiche Beigaben, insbesondere auch Waffen vorfinden.<sup>3</sup> Aehnliche Verhältnisse wie in Hallstatt begegnen uns an vielen andern Gräberstätten; es ist eine bekannte Thatfache, daß einige römische Adelsfamilien ihre verstorbenen Angehörigen begraben, andere sie verbrennen ließen, und daß auch bei den heidnischen Germanen beide Bestattungsweisen zugleich üblich waren.

Diese Thatfachen weisen darauf hin, daß die Anregung zu einer Verschiedenheit in der Art der Bestattung nicht gerade von außen hereingetragen sein müsse, sondern im Volke selbst gelegen sein könne. Aehnliche Erscheinungen können wir heute noch beobachten. So ist bei den Laos in Siam im allgemeinen die Verbrennung üblich; Personen jedoch, welche vor vollendetem fünfzehnten Jahre sterben, sind, wie geglaubt wird, von ihren früheren, nun in der Geisterwelt befindlichen Eltern genommen worden und werden nicht verbrannt, sondern einfach in Matten gewickelt und ohne Sarg begraben. Ebenso werden Leute, welche plötzlich sterben, durch Unglücksfall oder böseartige Seuche den Tod finden, oder Frauen, die bei

<sup>1</sup> *Oscar Montelius*, Die Cultur Schwedens in vorchristlicher Zeit, S. 33. 46. 79.

<sup>2</sup> *Oscar Montelius*, a. a. O. S. 42.

<sup>3</sup> *Oscar Montelius*, a. a. O. S. 93.

<sup>4</sup> *J. Meißner*, Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein S. 9.

<sup>5</sup> *Steph. Müller*, Die nordische Bronzezeit und deren Periodentheilung, S. 72 u. 1.

<sup>1</sup> *Weinhold*, Die heidn. Todtenbestattung in Deutschland, Sitzber. der kais. Akad. der Wiss. Phil. hist. Cl. XXIX, S. 120 u. f.

<sup>2</sup> *Freih. v. Sacken*, Leitfaden zur Kunde des heidn. Alterthums, S. 72 u. 73.

<sup>3</sup> *Freih. v. Sacken*, Das Grabfeld von Hallstatt, S. 5 u. f.

der Entbindung das Leben verlieren, ebenfalls nicht verbrannt. Tod durch Unglücksfall ist ein sicheres Zeichen dafür, daß ein böser Geist die Seele des Verunglückten geholt hat.<sup>1</sup>

Ist bei dem zweiten Wechsel der Bestattungsweise, nämlich beim Uebergange vom Verbrennen zum Bestatten allem Anscheine nach ein Wechsel der Bevölkerung geradezu ausgefallen, so muß derselbe auch bei dem Uebergange vom Begraben zum Verbrennen nicht mit Nothwendigkeit vorausgesetzt werden.

Bei der Beantwortung dieser Frage wird man vielleicht die Bedeutung eines besonderen Umstandes nicht im vorhinein abweisen dürfen. Es zeigt sich nämlich als eine besonders charakteristische Erscheinung die Sitte, den Verstorbenen Dinge, die ihnen im Leben werth waren, oder deren sie nach dem herrschenden Glauben sonst im Jenseits bedürfen, als Liebesopfer in das Grab mitzugeben. Diese Sitte erhält sich durch alle vorgeschichtlichen Zeitalter hindurch unverändert fort, sie umschlingt wie ein gemeinsames Band die verschiedenen Begräbnisweisen, und läßt vermuthen, daß sie durch die Gemeinamkeit der Abstammung begründet ist.

Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß der zweimalige Wechsel der Begräbnisweise sehr auffallend ist und rathselhaft erscheinen muß, da die Begräbnisfeier einen Theil des Cultus bildet und mit den religiösen Anschauungen, namentlich mit den Vorstellungen über den Zustand nach dem Tode und selbst mit Sitten und Rechtsgewohnheiten auf das innigste zusammenhängt und ohne eine Aenderung des Volkswesens kaum gedacht werden kann. Allein wir dürfen doch auch nicht vergessen, daß der reichbelebte heidnische Glaube keine Dogmen gekannt, nicht aus einer Summe von außen heringebrachter, zum Theile unbegriffener starrer Lehren bestanden hat, sondern aus der Denk- und Handlungsweise des Volkes selbst hervorgegangen ist und daher mit diesem in einer steten Entwicklung und Umbildung begriffen war, in Folge deren auch der Begräbnis-Cultus eine Aenderung viel leichter erleiden konnte, als in der Gegenwart. Wir vermögen sogar auf eine solche Umgestaltung im germanischen Mythos hinzuweisen. In der älteren Zeit ist nämlich, ganz dem Wesen eines Ackerbauvolkes entsprechend Donar — der Sommergott, der im Gewitter einherfähret, der Bezwinger der winterlichen Riesen — die oberste Gottheit; bei der feindlichen Berührung mit dem südlichen Nachbarn, bei dem Erwachen des kriegerischen Geistes der Germanen tritt Wodan, der Kriegsgott, als oberster Gott an seine Stelle. Ich will damit keineswegs gerade diese Umgestaltung religiöser Anschauung mit dem Wechsel der Bestattungsweise in Verbindung bringen; allein es läßt sich ganz gut denken, daß diese einmal in eine derartige Bewegung mit hineingezogen worden ist. Daß in der That ab und zu ein ganzes Volk fast plötzlich von einer tief eingreifenden Bewegung auch im Gemüths- und Geistes-Leben erfaßt werden kann, ersehen wir an dem Lautwechsel in der Sprache, der sogenannten Lautverschiebung, welche in ihrem Vorgehen klar ersichtlich, in ihrer Veranlassung noch eben so rathselhaft wie der Wechsel der Bestattungsweise,

alle germanischen Stämme wie mit der Macht eines Naturgesetzes sich unterworfen hat.

Wenn hierin noch vieles unerforscht ist und bleiben wird, so hat dagegen eine gelehrte Meinung geradezu Verwirrung angeflüht, die Ansicht nämlich, daß Mitteleuropa bis zum Beginn der christlichen Aera, ja noch in den ersten Jahrhunderten dieser Zeit von nomadischen Völkern erfüllt gewesen sei und noch immer spucken die Vorstellungen von den „nomadischen Germanen“, von „indogermanischen Halbnomaden“, von „nomadisirenden Ackerbauern“ in den Köpfen der Philologen und Geschichtschreiber. Diefem gegenüber kann nicht oft und entschieden genug betont werden, daß die Urgeschichtsforschung seit der Zeit der ältesten Pfahlbauten, also seit der Einwanderung der mit Hausthieren, Getreide und einem umfassenden Apparate von Arbeitsgeräthen ausgerüsteten Völker auf keine Spuren nomadischen Wesens, sondern immer nur auf feste Wohnsitze gestoßen ist, die vermöge ihrer Anlage, wie z. B. die Pfahlbauten, die umwallten oder doch auf den Schutz der natürlichen Bodengestaltung gegründeten Ansiedlungen schon im vorhinein auf eine lange Dauer berechnet waren. Die Menge der Abfälle und die Art derselben bezeugen denn auch den Jahrhunderte langen ununterbrochenen Bestand und die im Winter wie im Sommer gleichmäßige Benützung der Wohnstätten.

Vom Beginne der jüngeren Steinzeit an floßen wir fast in allen vorchristlichen Ansiedlungen auf zweifelloste Beweise eines umfassenden Ackerbaues, in vielen auf die Feldfruchte selbst. Waizen, Gerste, Hirse, Lein, Erbsen, Bohnen, Linfen und eine cultivirte Art von Aepfeln kannte man bereits in den Pfahlbauten der Schweiz, die einen oder die anderen auch an verschiedenen Orten Deutschlands. Schon in der oben bezeichneten Periode wurde der Ackerbau in den nördlichen Vorländern der Alpen in so schwunghafter Weise betrieben, daß vornehmlich auf ihm der Lebensunterhalt beruhte, da allen Anzeichen zufolge die FleisCHKost gegen die vegetabilische Kost zurücktrat.<sup>1</sup> In einer zwei Jahrtausende überdauernden Weise haben endlich die vorchristlichen Bewohner Mitteleuropas das Zeugnis fleißigen Ackerbaues durch ihre Hochoacker dem Boden selbst aufgeprägt.<sup>2</sup>

Ein anderer Beweis gegen nomadisches Wesen der Bevölkerung Mitteleuropas während der jüngeren Steinzeit und aller folgenden Zeitalter ist die Existenz des Waldes. Der argste Feind des Waldes ist der Nomade; wo immer er mit seinen Heerden hinwandert, brennt er ihn schonungslos nieder, um Weideland für sein Vieh zu erhalten, je mehr desto besser. Denn seine Heerden kann er fast in's unbegranzte vermehren, wenn ihm nur ausreichende Weideflächen zu Gebote stehen, da der Antheil seiner eigenen Arbeit hierbei ein äußerst geringer ist. Und in der That sehen wir in allen von nomadischen Völkern bewohnten Ländern den Wald nahezu vernichtet und selbst dort auf ein sehr kleines Ausmaß eingeschränkt, wo die Viehzucht, wie z. B. in Griechenland die Ziegenheerden, einen

<sup>1</sup> Keller, Pfahlbauten II. Ber. S. 127, V. Ber. S. 154, 187. VI. Ber., S. 314. Wagner, Pyramiden, S. 3. Wagner, Aegypten in Deutschland S. 57. Zeitel, Alterthümer von Olmütz. Mittheil. der Wiener Anthropol. Ges. II. Bd., S. 19 u. ff. Müsch, Ackerbau der Germanen, Mittheil. der Wiener Anthropol. Ges. VIII. Bd., S. 203 u. ff.

<sup>2</sup> J. v. Hartmann, Zur Hochoackerfrage 1871. Abg. Hartmann, Zur Hochoackerfrage 1879.

<sup>1</sup> Karl Bock, Im Reiche des weißen Elephanten, Globus XLVIII, S. 234.

das richtige Verhältnis zu Ackerbau überschreitenden Umfang gewinnt. Der sesshafte Ackerbauer dagegen tritt dem Walde nur soweit feindselig gegenüber, als er Ackerland braucht, worin ihm aber durch das Maß seiner Arbeitskräfte eine unüberschreitbare Gränze gezogen ist. Nun haben wir in zahlreichen Funden unwiderlegliche Beweise für die Existenz ausgedehnter Wälder von der Zeit der ältesten Pfahlbauten der Alpen und von den Kiefermoor-Funden Jütlands an bis in die Zeit, als die römischen Heere die deutschen Gauen durchzogen, wo ihnen die endlosen Wälder so oftmals verhängnisvoll wurden.<sup>1</sup>

Nicht weniger bezeugen die außerordentliche Mühe und Sorgfalt, welche so oft auf die Herstellung der Gräber verwendet worden ist, die pietätvolle, zuweilen reiche Ausstattung derselben mit Schmuck und Waffen und was sonst dem Verstorbenen lieb gewesen, insbesondere aber die oft viele tausende von Gräbern umfassenden Grab- und Urnenfelder der vorchristlichen Perioden, daß ein sesshaftes Volk mit einem gewissen Maße religiöser Vorstellungen und in geordneten Zuständen dauernd in der Nähe dieser Gräber gewohnt haben mußte. Diese Schlußfolgerung ist umso sicherer, als alle heutigen Nomaden keine Grabstätten der bezeichneten Art haben, vielmehr eines Gräber-Cultus ganz entbehren, ihre Todten meist nur in nachlässiger Weise bestatten, ja nicht selten lediglich den wilden Thieren und Vögeln zum Fraße hinwerfen. Es liegt dies im nomadischen Wesen begründet, das an sich schon apathischer Art ist, keine Heimat kennt und aller jener Vorstellungen entbehrt, die sich daraus ergeben und das aus sich selbst nicht zu jenen religiösen Anschauungen gelangt, welche den Ackerbauer erfüllen, der von dem Walten der Naturkräfte Heil und Unheil gewärtiget.

Wenngleich nun einerseits die Urgeschichtsforschung seit dem Beginne der jüngeren Steinzeit keine Spuren europäischen Nomadenthums auf den Gebieten, wo heute die europäischen Arier sesshaft sind, aufgefunden hat, so verharret noch immer ein großer Theil der Forscher bei der Annahme einer nomadischen oder halbnomadischen Culturstufe der Arier, allein, wie ich überzeugt bin, aus keinem anderen Grunde, als weil es so hergebrachter Glaube, ein Dogma ist, für das man einen Beweis nicht schuldig zu sein glaubt, einen solchen also auch weder aus der Ueberlieferung noch aus dem arischen (beziehungsweise gemeinsam europäischen) Sprachschatze jemals beigebracht, ja nicht einmal beizubringen versucht hat. Dem gegenüber konnten wir das Nomadenthum als unerwiesen betrachten, es sei mir aber doch gestattet, noch einige Bemerkungen dazu zu machen.

Es ist bekannt, daß die Völker für den ganzen Umfang ihrer Bedürfnisse und für die Mittel ihrer Befriedigung Ausdrücke in ihrer Sprache schaffen, sei es mit Hilfe der Entwicklungsfähigkeit derselben, sei es durch Entlehnung aus einem fremden Sprachschatze, und so spiegelt sich die Art und das Maß der Cultur eines jeden

Zeitalters in der Sprache eben dieser Zeit wieder. Daß das Maß der Cultur immer kleiner, also auch der Umfang der Cultur-Ausdrücke immer geringer sich zeigen wird, je weiter wir in der Zeit zurückgehen, ist selbstverständlich, die besondere Art der Cultur aber, soll sie als erwiesen gelten, muß sich auch noch aus einem kleinerem Wortschatze sicherstellen lassen. Es mußte also auch das vorausgesetzte einflüge nomadische Wesen der Arier aus ihrer Sprache erschlossen werden können, es mußten nicht nur alle auf Pflanzennahrung und sesshaftes Leben hinweisenden Ausdrücke gänzlich fehlen, sondern eine wahre Fülle von Wortgleichungen sich finden lassen, die aus der Natur des Nomadenthums hervorgegangen sind, also einerseits die ausschließliche Stellung der Lebensbedingungen auf der Viehzucht, andererseits das Wanderleben in bestimmter Weise erkennen lassen.

Die Nomaden haben unzählige Ausdrücke, die sich lediglich auf ihr Vieh und ihre Wanderungen beziehen; so sollen beispielsweise die nomadisirenden Araber mehrere tausend Worte besitzen, die ausschließlich bei dem Pferde und dem Kamele Anwendung finden. Nichts ähnliches hievon in der arischen Sprache, ja man stellt es von einer Seite vielmehr als zweifelhaft hin, ob die Arier überhaupt schon das gezähmte Ross besessen haben und wundert sich dann freilich darüber, weil wir uns, wie man sagt, die indogermanischen Halbnomaden ohne das gezähmte Ross, welches den Räderkarren zieht, gar nicht denken können. Die in dem gemeinsamen Wortschatze der Arier vorkommenden Ausdrücke, welche sich auf die Viehzucht beziehen, sind im Verhältnisse zu den übrigen Culturausdrücken nicht von überwiegender Bedeutung und gestatten weder durch ihre Zahl noch durch ihren Inhalt den Schluß, daß das Volk ausschließlich von feinen Heerden lebte und mit ihnen unstet und heimatlos von Weide zu Weide zog. Es ist im Gegentheile mit einem Culturzustande, welcher für die Arier aus zahlreichen gemeinsamen Ausdrücken, wie z. B. für Haus und Thor, für Zimmern und Bohren, für Schaben, Schneiden, Gerben, Flechten, Weben, Spinnen, Stricken, Nähen, für die Töpferei, für Wagen- und Schiffsbau, für Gerste, Waizen, Lein, Hanf, Erbse und Bohne, für Aekern, Säen und Ernten erschlossen wird, nomadisches Wanderleben in vollem und unvereinbarem Widerspruche. Ist ja doch der Inbegriff unseres gesammten körperlichen und geistigen Wirkens und Schaffens, das Wort „arbeiten“, von der Thätigkeit auf dem Ackerfelde entlehnt!

Wir sehen also, daß es zufolge vollständig gesicherter Ergebnisse der Urgeschichtsforschung seit dem Ende der paläolithischen Periode in Europa keine Nomaden gegeben hat, ebensowenig als die Arier nach den Ergebnissen der Sprachforschung je Nomaden gewesen sind. Urgeschichtsforschung und vergleichende Sprachforschung decken sich also hierin vollkommen.

Die durch diese beiden Erkenntnisquellen ermittelten Zustände stellen sich uns indess nicht nur in ihren allgemeinen Umrissen congruent dar, sondern auch in vielen einzelnen Zügen. So zeigt sich uns zunächst die Heimat der Arier im Lichte der Sprachforschung genau so, wie sie sich durch die urgeschichtliche Forschung darstellt. Sie wird wesentlich durch

<sup>1</sup> In den Ansiedlungen aller Zeitalter findet man Kohlen und Asche, letztere oft in einer erstaunlichen Menge, häufig auch in den Gräbern. In den Pfahlbauten der Alpen wurden Buche, Linde, Eiche, Birke, Mehlbeerbaum, Apfelbaum, Erle, Weide, Tanne, Fichte, Erbe, Hasel, Traubenkirsche u. s. w. nachgewiesen, in Dänemark Föhre und Eiche. Den geschlossenen Bestand der Wälder bezeugen die, zuweilen massenhaften Knochen der Jagdthiere, besonders des Hirsches, Bihers, Elens, des Auerhahns u. a., die in ihren Lebensbedingungen unbedingt an den Wald gebunden sind.

die Natur der Thier- und Pflanzenwelt bestimmt. Wir wollen hierbei auf die beweglichere und verschiedenen Bedingungen sich leichter anschließende Thierwelt weniger Rücksicht nehmen und mehr die stetige und einer leichten Ausbreitung nicht so fähige Pflanzenwelt beachten. Vor allem sind es die Waldbäume, welche den Landschafts-Charakter bestimmen und, abgesehen von den eigentlichen Nährpflanzen, für den menschlichen Haushalt wichtig werden; die Arten der Bäume, welche die Indogermanen gekannt und genannt haben, sind aber genau dieselben, welche wir im Bereiche der ältesten Pfahlbauten finden, und zwar was sehr zu beachten ist, genau in derselben Gesellschaft beisammen, wie sie sich außerhalb des mitteleuropäischen Gebietes nicht wiederfindet.

Was die Art der Cultur der ersten Pfahlbau-Bewohner betrifft, so sehen wir von den Hausthieren das Rind, Schaf und Ziege, den Hund und das Schwein, von den Getreide-Arten Weizen und Gerste in ihrem Besitze; nahezu gleiche Verhältnisse finden wir auf dem ältesten Boden von Troja.<sup>1</sup> Genau denselben Besitzstand zeigt uns die vergleichende Sprachforschung bei den Ariern; sie haben dieselben Hausthiere, keines mehr, keines weniger, und dieselben Getreidearten, und es muß als auffällig betrachtet werden, daß sowohl den ältesten Pfahlbauern als den Ariern der wahrscheinlich aus dem asiatischen Norden stammende Roggen fehlt, was bei den letzteren schwer zu erklären wäre, wenn sie wirklich, wie man bisher gern glaubte, in verhältnismäßig später Zeit aus Turkestan eingewandert wären.

Wenn es gestattet ist, noch auf weitere Einzelheiten einzugehen, so möchte ich auch noch auf die schon erwähnten Ornamente auf den Gefäßen aus der sogenannten jüngeren Steinzeit verweisen, wie z. B. das einfache Kreuz, das Hackenkreuz, das getheilte Hackenkreuz, aus denen sich der Mäander entwickelte, der einfache oder mehrfache concentrische Kreis mit einem Punkte in der Mitte (Sonnenscheibe), das, meist schraffierte, Dreieck (eine Art des Triquetrum), durchaus Zeichen, die nicht als ursprüngliche und etwa einer zufälligen Laune entsprungene Elemente der Ornamentirung, sondern als zu Ornamenten gewordene religiöse Symbole zu betrachten sind und daher auch auf Stellen, z. B. auf dem Boden der Gefäße sich befinden, etwa wie heute noch auf der Unterseite der Brodlaibe, wo sie sicherlich nicht den Zweck der Verzierung haben konnten. Diese Zeichen gehören zu dem besonderen culturgeschichtlichen Besitzthume der arischen Rasse; wir finden sie einerseits in allen von derselben bewohnten Ländern, andererseits besitzen sie die Bewohner der ältesten Pfahlbauten und der gleichzeitigen sonstigen Ansiedlungen mit der Bevölkerung aller folgenden Perioden und selbst noch unserer Zeit gemeinsam.

Die Ergebnisse dieser Betrachtungen werden endlich noch durch die Resultate der anthropologischen Forschungen wesentlich unterstützt. Die aus der jüngeren Steinzeit und aus der darauf folgenden urgeschichtlichen Zeit erhaltenen Schädel und Skelete zeigen keinerlei Merkmale, welche auf eine niedriger stehende oder völlig fremdartige Rasse zu schließen gestatten oder auch nur auffällige allgemeine Abweichungen von

dem Bau des Knochengerüsts der heute in Europa wohnenden Völker erkennen lassen.<sup>1</sup> Zeigt im Gegentheile die arische Rasse in Europa, wie fast allgemein behauptet wird, in Wirklichkeit als charakteristisches Merkmal die Neigung, mehr die Längenverhältnisse des Gesichtes und des Gehirnschadels zu entwickeln, dann haben die Pfahlbauern und ihre Zeitgenossen dieses Merkmal in entschiedenem Maße befaßt. Es ist kein Zweifel, sie alle waren Arier und mit Recht sagt *Virchow* an hervorragender Stelle<sup>2</sup> von dem Volke der schweizer Pfahlbauten, „daß dies Fleisch von unserem Fleische, Blut von unserem Blute war.“<sup>3</sup>

Allerdings haben wir noch einen Einwurf zu überwinden, den nämlich, daß nach der bisherigen gelehrten Meinung die Heimat der Arier nicht in Europa, sondern im Inneren von Asien, im Pamir-Hochlande, zu suchen sei. Allein wenn wir berücksichtigen, daß diese durch die neueren sprachwissenschaftlichen Untersuchungen immer mehr in das Herz Europas gedrückt wird, so schwindet auch die örtliche Schwierigkeit, welche die bisher angenommene, rein theoretische Wanderung aus Asien entgegen stellen konnte, ja die Bewahrheitung jener neueren linguistischen Ergebnisse läßt gar keine andere Annahme mehr übrig, als daß die Pfahlbauern der Alpen und ihre Zeitgenossen im größten Theile von Europa der arischen Rasse angehören.

Arier sind es also auch, für die wir jene Reste einer uralten primitiven Metallurgie in Europa, insbesondere die Kenntnis des Kupfers und die Kunst seiner Gewinnung aus den Erzen und seiner Verarbeitung in Anspruch nehmen müssen. Es ist übrigens kaum notwendig zu bemerken, daß sich das Verbreitungsgebiet der Arier und jenes der Kupferfunde mit den dieselben begleitenden charakteristischen Erscheinungen nicht überall decken werden; bei dem schon in den ältesten Zeiten stattgehabten Austausch von Gütern haben diese vielfach die Gebietsgränzen der Völker überschritten, andererseits ist es möglich, daß die Cultur auch in anderen Gegenden der Erde einen ähnlichen Entwicklungsgang genommen hat, wie beispielsweise der Bestand einer besonderen Kupferperiode in den Ländern um den Ural mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen wird.

## IX. Prüfung der archäologischen Thatfachen durch die vergleichende Sprachforschung.

Soll sich der im Vorstehenden ausgesprochene Satz bewahrheiten, dann müssen sich im Culturzuftande und im Wesen der noch ein Volk bildenden und eine Sprache redenden Arier, insbesondere in ihren Ueberlieferungen und in der Sprache selbst die Belege finden.

Dank der Arbeiten einer ganzen Reihe von ausgezeichneten Sprachforschern sind wir über die Zuftände

<sup>1</sup> *Ferd. Keller*, Pfahlbauten VI. Ber., S. 267. *F. v. Luchan*, Mentliche Schädel aus den Laibacher Pfahlbauten. Mittheil. d. Wiener Anthrop. Ges. Bd. X, S. 301. *Virchow*, Schädel und Gerathe aus den Pfahlbauten von Auzonier, Sutz und Moringen. Zeitschrift für Ethnologie Jahrg. 1877, S. 126. *Virchow*, Die altordischen Schädel zu Kopenhagen. Archiv IV, S. 18. *Virchow*, Altordische Gräber und Schädel.

<sup>2</sup> In seiner Vorrede zu Dr. *Grosz* Les. Protokollverh.

<sup>3</sup> Man vergleiche hierüber auch *Leiderich*, Handbuch d. deutsch. Alterthums Kunde, Einleitung *Keller*, Pfahlbauten V. Ber. *Wolfgang Hechler*, Die Italiker der Poebene. *K. Wernicke*, Die herkulischen Todtenbestattung. *Ernst Friedel*, Die Stein-, Bronze- und Eisenerzeit in der Mark Brandenburg. Er weist, S. 18, die Steingerathe in Norddeutschland germanischen Stammes zu.)

<sup>1</sup> *Rud. Virchow*, Alttröjanische Gräber und Schädel.

der Arier in jener frühen Zeit mit einer ausreichenden Genauigkeit unterrichtet. Zuletzt hat noch *O. Schrader* in seinem rasch zur Berühmtheit gelangten Buche: „Sprachvergleichung und Urgeschichte“ unsere aus dieser Quelle geschöpften Kenntnisse durch objective und kritische Darstellung der bisherigen Forschungsergebnisse zwar theilweise berichtigt, doch im Ganzen gefestigt und durch eigene Forschung wesentlich erweitert. Aus feinen Untersuchungen ergibt sich zunächst, daß der allgemeine Culturzustand der Arier ein derartiger gewesen ist, daß er sich mit jenem, welcher sich uns aus den Funden der sogenannten jüngeren Steinzeit offenbart, nicht nur in seinen wichtigsten Erscheinungen, wie z. B. im Bestande des Ackerbaues, der Viehzucht, dauernder Wohnsitze, einer gewissen mit der Herstellung von Werkzeugen verbundenen Thätigkeit u. s. w., sondern auch in vielen Einzelheiten vollständig deckt. Es ist überflüssig, das zu wiederholen, was hieüber in dem bezeichneten Buche ausführlich mitgeteilt und auch in dieser Abhandlung mehrmals angedeutet worden ist; unsere Aufmerksamkeit wendet sich vornehmlich der Frage zu, in welcher Weise sich die Anfänge der Metallurgie bei den noch ungetrennten Ariern im Lichte der Sprachvergleichung zeigen.

Da ergibt sich nun, und zwar keineswegs zu unserer Ueberraschung, als unzweifelhafte und ganz klare Thatsache, daß die Arier Kupfer und Gold, sonst aber kein anderes Metall gekannt haben. Als ältestes Metall scheint sich das Kupfer darzustellen. *Schrader* sagt darüber: <sup>1</sup> „Wenn es überhaupt zuverlässige, auf linguistische Basis ruhende Cultur-Schlüsse gibt, so gehört zu dem bestbegründeten derselben der, daß das Kupfer bereits in den protoethnischen Epochen der gesammten europaisch-asiatischen Menschheit bekannt war.“ — „Wenn somit alle diejenigen Völker, welche den indogermanischen Sprachstamm von Alters her umgeben haben, schon in den frühesten Epochen ihrer Geschichte das Kupfer gekannt haben, so ist es von vornherein wahrscheinlich, daß die Kenntnis dieses Metalles auch den noch ungetrennten Indogermanen nicht entgangen sei. In der That weist die Gleichung:

lat. aes, got. aiz, fkr. ayas, zend. ayanh  
direct hierauf hin. Gegen dieselbe lassen sich vom Standpunkt der Form aus keine der von uns besprochenen Bedenken geltend machen. Gerade die Schwierigkeit, eine entsprechende Etymologie dieser Wortreihe zu finden, deutet auf ihr hohes Alter.“ Und an späterer Stelle sagt *Schrader* bei: „Bemerkenswerth aber und das hohe Alter der Gleichung beweisend ist, daß diejenigen (arischen) Sprachfamilien, welche das urzeitliche Wort bewahrten, auch an dem sachlichen Geschlechte der Metallnamen überhaupt festgehalten haben, welches nur in solchen Sprachen verloren gegangen ist, die ayas durch neuere Ausdrücke ersetzt haben. Offenbar erklärt sich dies daraus, daß man bei der ältesten Benennung der Metalle von dem Worte ayas „Kupfer“ ausging und nach ihm von goldglänzendem (= Gold), weißlichem (= Silber), blaulichem (= Eisen) ayas redete.“

Diesem Zeugnisse für das Uralter des Kupfers in der Cultur-Entwicklung der Arier steht ein zweites zur Seite, welches sich aus der Wortgleichung: fanskrit

lôha (ursprünglich Kupfer), baludfêhi rôd, pehlewî rôd, neuperfisch rôî, (aes), armenisch aroyr (Messing), altflavisch ruda (Metall), lateinisch raudus (rodus oder rudus, Erz), fanskrit lôha (rôthlich), altnordisch raudhr, gothisch raudas, roth, also das rothe Metall, Rotherz = Kupfer ergibt.

*Schrader* hat jedoch nicht den Muth, auf Grund dieser Ergebnisse eine besondere Kupferzeit für die Arier zu fordern, das heißt eine Zeit, in welcher dieses Metall vor allen anderen Metallen allmählig culturgeschichtliche Bedeutung zu erlangen beginnt; in dem Streben, diesen Ergebnissen doch einiges praktisches Recht zu verschaffen, begnügt er sich mit dem möglichst geringen Maße des aus denselben folgenden Resultates, indem er annimmt, daß man das Kupfer wohl kennen gelernt und Stückchen desselben zu verschiedenen Schmuck-Gegenständen gebraucht, <sup>1</sup> im übrigen aber vor der Trennung der Völker in der vollen Steinzeit gelebt habe und noch nicht zur Verwendung des kostbaren Metalles zu metallurgischen Zwecken gelangt sei.

Diese Zurückhaltung in der Ausübung des vollen Rechtes für seine als richtig erkannten Wortgleichungen, d. i. in der Deducirung einer besonderen Kupferzeit der Arier in dem angegebenen Sinne erklärt sich bei dem genannten Forscher durch die zu große und überhaupt nicht immer glückliche Rückfichtnahme auf den augenblicklichen Stand der Ergebnisse urgeschichtlicher Forschung, welche bis dahin wohl das Wort „Kupferzeit“ wiederholt vernommen hat, zu einer entschiedenen und allgemein anerkannten Aufstellung einer solchen Periode aber nicht gelangt war. Wenn wir diese Periode auch heute nicht in dem Sinne auffassen, als ob es einmal eine Zeit gegeben habe, in welcher das Kupfer mit Ausschluß des Steins einerseits, der Bronze andererseits zur alleinigen Verwendung gelangt ist, so wissen wir doch, daß es schon während der jüngeren Steinzeit, in welche *Schrader* mit vollem Rechte die indogermanische Urzeit verlegt, nicht nur gekannt, sondern auch, zwar neben dem Steine, aber doch in sehr umfassendem Maße zu allen den damaligen Bedürfnissen entsprechenden Gebrauchszwecken verwendet, ja fogar selbständig verarbeitet und aus den Erzen gewonnen worden ist.

Die Zurückhaltung *Schrader's* wird auch noch dadurch begründet, daß „die indogermanischen Sprachen in der Terminologie des Schmiedehandwerkes jeglicher Gemeinschaft entbehren“; nach *Schrader* beginnt das Aufblühen der Schmiedekunst erst nach der Trennung der Arier in Einzelvölker. Aber gerade der Umstand, daß diese Terminologie in der arischen Urzeit noch nicht zur vollen Ausbildung gelangt war, stimmt wieder, man möchte fast sagen wunderbar zutreffend mit den Ergebnissen der Urgeschichtsforschung, denen zufolge, wie wir aus den Funden nachweisen konnten, die erste Bearbeitung des Kupfers nicht durch Schmieden, sondern durch Schmelzen und Gießen in Formen geschah. Das eigentliche Schmieden ist offenbar erst durch die Entdeckung des Eisens zu voller Entwicklung gekommen u. zw. zu derselben Zeit, als es auch auf die Bronze eine so kunstvolle Anwendung erhielt und die Arier längst in Einzelvölker auseinander gegangen waren.

<sup>1</sup> *Schrader*, a. a. O. S. 267.

<sup>1</sup> *Schrader*, a. a. O. 297. 335.

Die anfängliche Verarbeitung des Kupfers war keine so einheitliche Thätigkeit wie die des Eisens, das mittels des Hammers allein seine vollendete Form erhielt oder doch in vielen Fällen erhalten konnte. Das Schmelzen des Kupfers, das Bilden des Modelles, die Erzeugung der Gußform, das Gießen, das Ausschmieden der Schneide sind sehr verschiedene Thätigkeiten, für die sich nicht so bald ein alle zusammenfassender terminus technicus finden konnte und so mögen noch lange Zeit hindurch die von verwandten Beschäftigungen gewohnten Ausdrücke bei der Verarbeitung des Kupfers Anwendung behalten haben.

Es fehlt uns indes keineswegs an Zeugnissen für eine uralte selbständige Verarbeitung des Metalles, die wir aus den in den gemeisamen Mythen der arischen Völker auf uns gekommene Ueberlieferungen schöpfen können. „Um keinen menschlichen Beruf,“ sagt der zuletzt mehrmal berufene Forscher, „hat die Sage goldener Fäden gewoben, wie um das Handwerk des Meister Schmiedes, welches in den mythologischen und sagenhaften Anschauungen der meisten Völker in die graueste Vorzeit gerückt wird.“ Die Asen, d. h. die Götter, von denen die Germanen ihre Abstammung herleiten, also ihre Uralnen, sind nicht Hirten oder Jäger, sondern Schmiede.<sup>1</sup> Siegfried, der Frühlingsgott, ist ein Schmied, wie Wieland und seine Brüder. Und wie hier bei Germanen finden wir bei den Griechen in Hephaistos, Daedalos, in den Telchinen und Kyklopen die völlig verwandte und selbst in Einzelheiten übereinstimmende Schmiedesage wieder. Dieser Gemeisamkeit der mythologischen Ueberlieferung liegt ohne Zweifel die Thatfache zu Grunde, daß wenigstens die europäischen Arier sich die Kunst der Bearbeitung der Metalle schon zu einer Zeit angeeignet hatten, als sie noch ein Volk bildeten.

Im Gegenfatze zum Kupfer läßt sich für das Gold keine allen arischen Völkern gemeisame Bezeichnung finden. *Schrader* gesteht eine diesbezügliche Gemeisamkeit nur dem indisch-iranischen Zweige zu, und schließt sich in Betreff des europäischen Zweiges der schon von anderen Forschern ausgesprochenen Ansicht an, daß griechisch χρυσός ein Lehnwort aus einer der semitischen Sprachen sei, wofür hebräisch chârûz und assyrisch hurâsu sprechen. Wenn wir nun auch hierbei nicht die Phönizier als Vermittler des Wortes mit der Sache selbst, als welche sie einen Augenblick erscheinen könnten, herbeiziehen wollen, weil wir ja das Gold in Europa schon auftreten sehen zu einer Zeit, wo an einen phönizischen Einfluß kaum gedacht werden kann, so scheint es doch zweifellos zu sein, daß der europäische Zweig der arischen Völkerfamilie durch die Berührung mit einem semitischen Volke in die Kenntnis und in den Besitz des Goldes und damit zugleich des Namens gelangt ist.

Vergleichen wir damit, was uns die Funde sagen, so sehen wir, daß das Gold in der für unsere Untersuchung entscheidenden Zeitperiode nur im Südosten unseres Gebietes: in Troja, auf Thera-Therakia und im einfligen Pannonien häufiger in Gesellschaft von Kupfer sich nachweisen läßt. Die Goldscheiben von Stollhof in Nieder-Oesterreich scheinen die äußerste Gränze der reichlicheren Verbreitung des Goldes gegen Westen hin zu bezeichnen, denn darüber hinaus macht das

goldene Schmuckstück von Saint-Père-en-Retz in Frankreich nur den Eindruck eines sehr vereinzelt Fundes. In größerer Fülle tritt das Gold selbst in Troja sogar erst nach dem Ende der eigentlichen Kupferzeit, nämlich in der dritten Stadt, aber immerhin im Anschlusse an diese Zeit auf, als die Bronze-Beile noch die Form der Stein-, beziehungsweise der kupfernen Flach-Beile haben.

Während also das Kupfer sich fast über das ganze von den europäischen Ariern bewohnte Gebiet verbreitet hat, und in alle Gebrauchszwecke eingetreten ist, sehen wir das Gold nur in einem kleineren Theile derselben und auch da nur spärlich und erst auf jenem fern gelegenen Punkte in größerer Menge erscheinen, wo die Gränzlinie zwischen arischen und semitischen Völkern in oftmaligem Schwanken begriffen war.

Diese Umstände machen es zunächst wahrscheinlich, daß das Gold viel später als das Kupfer in den Cultur-Bereich der europäischen Arier getreten ist, da es nicht genügend Zeit gefunden hat, gleich diesem vorzudringen und sich über denselben weiten Bezirk auszubreiten; sie lassen aber auch vom urgeschichtlichen Standpunkte aus den Schluß keineswegs gewagt erscheinen, daß das Gold den im südöstlichen Theile Europas wohnenden arischen Stämmen, denen es in dieser Zeit allein bekannt geworden, durch die Vermittlung semitischer Nachbarn zugekommen ist. Diese Schlußfolgerung fände eine ausgiebige Stütze, wenn es sich bekätiget, daß auch die Formen der großen trojanischen Goldfunde einen fremdartigen Charakter haben und dem orientalischen (hittitischen?) Culturkreise angehören.<sup>1</sup>

So scheinen sich auch beim Golde urgeschichtliche und sprachvergleichende Forschungsergebnisse gegenseitig zu stützen und zu erklären.

Es erübrigt uns noch, das erste Auftreten der Bronze, soweit es sich in urgeschichtlichen Funden offenbart, mit den diesfälligen Ergebnissen der Sprachforschung zu vergleichen.

Gegenüber der Annahme einzelner früherer Gelehrter kommt *Schrader* aus triftigen Gründen zur Ansicht, daß der Gebrauch und die Bereitung der Bronze den Ariern vor ihrer Trennung noch unbekannt waren, weil es für diese Metallmischung an einer mit den unerläßlichen Erfordernissen ausgeflatteten Wortgleichung fehlt. Demzufolge ist die Bronze später in den Culturkreis der Arier getreten als das Kupfer.

Die Ergebnisse urgeschichtlicher Forschung haben uns nun allerdings belehrt, daß die ältesten Bronze-Gegenstände zum Theile noch die Formen der Steinzeit beibehalten haben, insbesondere noch in den Formen der kupfernen Flachbeile vorkommen, also jedenfalls noch in die Kupferzeit hineinreichen, allein es hat sich doch auch gezeigt, daß die Arier schon in jener Zeit, aus der die ältesten sicheren Nachweise der Kenntnis des Kupfers flammen, sich vom Hellespont bis zum atlantischen Ocean und zur Ostsee ausgebreitet hatten. Das Gebiet, welches sie damals einnahmen, ist also ein so großes, verschieden gestaltetes, daß ihre Sprache wahrscheinlich schon in jener Zeit keine durchaus einheitliche mehr gewesen, sondern in, wenn auch nicht sehr abweichende Mundarten auseinander gegangen war. Von dem ersten Erscheinen

<sup>1</sup> *Edda*, Gylfag. 14. Voluspá 7, Rigsmál.

<sup>1</sup> *E. H. Sayce*, In der Vorrede zu *Schirrenann's* Troja S. XX

des Kupfers bis zum ersten Erscheinen der Bronze ist aber eine wohl nicht sehr lange, aber immerhin einige Zeit vergangene, innerhalb welcher die Differenzierung der einzelnen Stämme noch weitere Fortschritte gemacht hat, welche es verhinderte, daß sich für das neue Metall ein Wort gemeinsame Geltung verschaffen konnte.

Die größte Verschiedenheit in der sprachlichen Bezeichnung der Bronze besteht zwischen den asiatischen und den europäischen Ariern und in der That scheinen auch die indischen Bronzefunde mit den europäischen gar keine Gemeinschaft zu besitzen und darauf hinzudeuten, daß die indische Bronze-Technik vom Anfang an einen besonderen Entwicklungsgang durchgemacht habe, was die von der europäischen-asiatischen gänzlich abweichende indische und iranische Bezeichnung der Bronze vollkommen erklärt.

Auf der anderen Seite ist der gemeinsame Charakter der Bronzefunde in Europa nicht zu verkennen und vielleicht wird einmal die jetzt noch unsichere Wortgleichung: franz. bronze, ital. span. bronce, serb. russ. bronz, neugriech. *μπροσντζος*, alb. bronz, mittellat. bronzium, isländ. bras, angelf. braes, engl. brass, ir. präs, Bronze den Beweis bieten, daß die Bronze den europäischen Ariern bekannt geworden ist, als sie nach Ablösung des asiatischen Zweiges unter sich noch eine Volks- und Spracheinheit bildeten.

Im Verlaufe dieser Untersuchung ergab sich die Frage, ob wir der Bevölkerung der Steinzeit in Europa auch die selbständige Entdeckung des Kupfers beimessen dürfen? Ich glaube aus dem Wesen dieser Periode und aus dem Charakter dieser Bevölkerung genügend dargelegt zu haben, daß die Frage, so wie sie hier gestellt ist, unbedenklich mit ja beantwortet werden könne, glaube jedoch die Beantwortung der Frage, ob die Entdeckung auch thatsächlich hier erfolgt sei, der Zukunft überlassen zu müssen. Beim Vergleiche der Ergebnisse urgeschichtlicher und sprachvergleichender Forschung drängt sich diese Frage aufs neue auf.

Wenn sich ergeben würde, daß die Arier die Bezeichnungen, mit welchen sie das Metall, welches ihnen zuerst entgegentrat, also das Kupfer, belegten, aus ihrem eigenen Sprachschätze entnommen haben, dann ließe sich wohl denken, daß sie auch die Kenntnis des Metalles selbst ihrer eigenen Thatkraft verdanken, denn es ist im entgegengesetzten Falle, wenn sie nämlich das Metall aus fremden Händen empfangen hätten, keineswegs wahrscheinlich, daß sie für den ihnen ganz neuen Stoff, dessen Eigenschaften sie anfänglich nicht gekannt haben, sofort ein eigenes Wort in Bereitschaft gehalten haben sollten; man müßte vielmehr glauben, daß sie mit dem neuen Dinge auch den Namen übernommen haben, wie das eben gewöhnlich der Fall ist. Nun sind wirklich die beiden Namen, welche die Arier dem Kupfer verliehen: „ayas-aes-aiz und löha-rod-raudus-ruda“ als eigenes Sprachgut zu betrachten und wenn auch für den ersteren keine etymologische Deutung gefunden ist, so ist doch so viel sicher, daß er nicht entlehnt wurde.

Wir haben so eben aus dem Mangel eines gemeinsamer-ariischen Wortes für Gold und aus dem Umfande, daß das von den Griechen hiefür gebrauchte Wort *χρυσος* aus dem Semitischen entlehnt ist, mit einiger Berechtigung den Schluß gezogen, daß auch

die Sache aus der Fremde überkommenes Gut sei, und haben hiefür durch die archäologischen Funde Bestätigung erhalten. Mit gleichem Rechte dürfen wir nun umgekehrt aus dem Umfande, daß die Arier für das Kupfer gemeinsame Bezeichnungen besaßen und diese aus den eigenen Sprachmitteln gebildet haben, schließen, daß auch die Sache nicht entlehnt, sondern ebenso wie ihre Namen ein Ergebnis der eigenen Culturarbeit ist, und wenn wir hiefür auch keine unumstößliche Gewißheit in Anspruch nehmen, so hat es doch sicherlich einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß die Arier das Metall selbständig und unbeeinflusst von anderen Völkern entdeckt haben.

Das hindert jedoch nicht, daß diese Entdeckung früher oder später auch noch anderswo gemacht worden ist.

## X. Rückblick.

Am Schlusse meiner Untersuchungen glaube ich deren Ergebnis in nachstehenden Sätzen zusammenfassen zu dürfen.

Von allen Metallen ist der Bevölkerung Europas einschließlich der griechischen Inseln und der asiatischen Küste des Hellespontes zuerst das Kupfer bekannt geworden; sein Gebrauch verbreitete sich fast über den ganzen Erdtheil. Die ersten Spuren der Verwendung des Kupfers zeigen sich schon in den frühesten Abschnitten des sogenannten jüngeren Steinalters, sie geht lange Zeit neben dem Gebrauche von Stein- und Knochengewürthen einher und beschränkt sich nicht auf die Benützung des Kupfers als Schmuck, daselbe findet vielmehr hauptsächlich als Werkzeug und Waffe seine Bestimmung. Es behält hierbei die alten Formen der Steingeräthe, die es nur allmählig weiter entwickelt.

Die im Besitze der europäischen Bevölkerung befindlichen Kupfergeräthe sind kein Gegenstand des Waarenaustausches mit fremden Völkern, sondern durchaus eigenes Erzeugnis, wozu das Material aus selbst betriebenen Kupfergruben und Erzschmelzen gewonnen wird. Es läßt sich die Möglichkeit nicht abweisen, daß die Bevölkerung jener Zeit, welche der arischen Rasse angehört, das Kupfer unabhängig von anderen Völkern entdeckt hat; linguistische Ergebnisse verleihen dieser Möglichkeit einiges Maß von Wahrscheinlichkeit.

Erst späterhin wird auch das Gold bekannt, ohne sich jedoch in derselben Zeit über das ganze Gebiet, in welchem Kupferfunde gemacht wurden, ausbreiten zu können; auch erlangt es wegen seiner geringeren Menge und Eignung zu Werkzeugen nur Verwendung zu Schmuck und demnach nicht die hohe culturgeschichtliche Bedeutung wie das Kupfer.

Noch vor dem völligen Aufgeben der Steingeräthe tritt die Kenntnis der Bronzemischung hinzu. Auch diese behält, doch nur mehr kurze Zeit, die Formen der Steingeräthe, übernimmt aber sofort auch die schon fortgeschrittenen Formen der Kupfergeräthe, um sodann im raschen Zuge einen reichen Formenschatz zu entwickeln.

Wie bereits im Laufe dieser Darstellung bemerkt wurde, ist sonach der Ausdruck „Kupferzeit“ keinesfalls so aufzufassen, als ob während derselben das Kupfer mit Ausschluß jedes anderen Materials zur Verwendung gelangt sei, es ist vielmehr Anfangs der



Gebrauch von Steinwerkzeugen, späterhin jener der Bronze nebenher gegangen. Das kann uns jedoch nicht das Recht nehmen, diesen Zeitabschnitt als Kupferzeit oder Kupferperiode zu bezeichnen; denn es wird niemand die hohe Bedeutung des ersten Auftretens des Metalles für die Cultur des Menschen verkennen und wie sonst so vielfach muß auch in diesem Falle nicht von einer ausschließlichen, es darf von der hervorragendsten Erscheinung die Bezeichnung entlehnt werden.

Die Ergebnisse der sprachvergleichenden Forschungen bestätigen das hohe Alter des Kupfers und die Bekanntheit aller Zweige der arischen Völkerfamilie mit demselben in einer Zeit, da sie noch ein Volk bildeten und eine Sprache redeten.

In den Pfahlbauten der Alpen floßen wir schon in ihrem ältesten Bestande auf die Kenntnis des Kupfers; wenn nun auch dieses Metall sicherlich nicht bloß anfanglich, sondern auch späterhin und an allen Orten in unzureichender Menge zur Verfügung gestanden ist und in manchen von den Bezugsquellen entlegenen Gegenden wahrscheinlich ganz entbehrt werden mußte, so gewinnt es doch durch die Pfahlbauten-Funde den Anschein, daß es in Europa keine reine neolithische Steinzeit gegeben habe.

Die Bevölkerung dieser Zeit tritt uns fogleich mit einem großen Schatze von Culturmitteln ausgerüstet vor Augen. Es fehlen nicht nur alle Uebergangsglieder, welche deren Abstammung von den Mammut- und Renthier Leuten möglich erscheinen ließen, sondern auch alle Thatfachen, welche ohne Voraussetzung dieser Abstammung es wahrscheinlich machten, daß die Aneignung jener Culturmittel auf dem Boden Mittel-Europas erfolgt sei. Wir treffen diese Menschen aller Orten als Viehzüchter und Ackerbauer und im Besitze von polirten Steingeräthen und der Topferkunst und nirgends auf einer Stufe, wo sie des einen oder des anderen dieser Culturmittel, z. B. der Hausthiere, des Getreides, der Thongefäße entbehrt hätten. Dazu kommt, daß einzelne derselben, z. B. die Getreide-Arten, die Mehrzahl der Hausthier-Rassen außer-europäischen Ursprungs zu sein scheinen. Die Bevölkerung der jüngeren Steinzeit im mittleren Europa mußte sich also auf einem anderweitigen Boden in den Besitz dieser Culturmittel und noch einiger anderer, wie z. B. des Spinnens und Webens, gesetzt haben und mit diesen hier eingewandert sein. Da nun diese Bevölkerung der arischen Rasse angehört, so kann Mitteleuropa wohl die Jugendheimat der Arier, nicht aber ihre Wiege gewesen sein.

## Beiträge zu einer Ikonographie des Todes.

Von Dr. Theodor Frimmel.

### VII.

**E**in morphologischer Beziehung unterscheiden sich auch *M. Wolgemut's* Todesfiguren<sup>1</sup> kaum von den bisher aufgezählten. Ein *Cölnischer Meister* vom Ende des 15. Jahrhunderts bildet auf einem Gemälde (Wallrafianum Nr. 206) ein schlecht gezeichnetes Skelet, das hinter dem Kreuz Christi auf einem Felsen liegt und das höchst wahrscheinlich den überwundenen Tod darstellt, nicht das Skelet Adams. Denn im Vordergrund liegt am Fuße des Kreuzes der Schädel Adams.

Auf einem Blatte des *runden Kartenspiels*<sup>2</sup> kommt der Tod vor, der ein stichendes nacktes Mädchen an den Haaren gefaßt hat. Links steht ein Stundenglas auf dem Boden. Der allgemeine Gedanke dieses Blattes ist in der deutschen Kunst ziemlich häufig. Originell scheint mir das Motiv, daß der Tod aus dem Boden hervorkommt. Seine Gestalt ist die gewöhnliche eines misverständenen Skeletes. Im Schädel scheinen die Augen erhalten. Das Hinterhaupt ist behaart.

Ohne specielle Eigenheiten der Form sind dann auch die Todesfiguren bei *Israel van Mecken*. (B. 151, c, d, e, f.) Stets die Formen des halbverwelkten oder fast skeletirten Menschen.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Im „Schatzbehalter“ von 1491 erscheint der Tod mit Christus ringend. Der blafende Tod neben den Skeleten in der Weltchronik ist unter andern reproducirt in *Kaifner's* *Dances des morts* (Paris 1852), bei *Langlois*, a. a. O. und in *Dibdin's* „Bibliotheca Spenceriana.“ III. Vergl. auch die von *Durer* copirten Kupferstiche: Spaziergang, und Tod und das Weib.

<sup>2</sup> Abgebildet bei *M. Lehrs*. Spielkarten des Dresdener Cabinets Taf. XXVIII.

<sup>3</sup> Vergl. den Abschnitt über französische Todesdarstellungen im späten Mittelalter. Leichendarstellungen kommen auch vor, auf Bildern mit St. Erleolin

Eigenartig heben sich von der großen Masse einige Todesdarstellungen bei *Dürer* ab. In meiner kleinen Studie über *Durer's* Wappen mit dem Totenkopfe (Wien 1884) hatte ich Gelegenheit, auf die Todesbilder des großen Nürnbergers und auf die feiner unmittelbaren Vorgänger näher einzugehen. Deshalb kann ich mich hier mit einem kurzen Hinweis auf die Resultate jener Untersuchung, soweit sie uns hier angehen, begnügen. Sie lauten dahin, daß *Dürer* auf seinen älteren Blättern (auf B. 92: der Tod und das Weib und auf B. 94: der Spaziergang) wie alles übrige auch den Cadavertypus der Todesfigur von den *Wolgemut's*chen Stichen einfach copirt hat. Mehr originell gestaltet er den Tod auf dem großartig aufgefaßten Holzschneitte mit den vier apokalyptischen Reitern (B. 64) und auf dem Stiche: Ritter, Tod und Teufel (B. 98). Dagegen bleibt er auf dem Flugblatte von 1510, auf den zwei Zeichnungen im Gebetbuche Kaisers Maximilian I. und auf den Zeichnungen bei Bertini und Malcolm beim herkömmlichen Typus. Der „wilde Mann“ auf dem Wappen mit dem Totenkopfe, eine Figur die *Ketberg* und *Thausing*<sup>1</sup> für den Tod gehalten haben, kann in keiner Weise als Todesdarstellung gelten, sondern bildet lediglich ein Analogon zu den wappenhaltenden wilden Männern, wie sie der deutschen Heraldik vor und nach *Durer* genugsam bekannt sind.

oder mit St. Martin. Was der „maître à la navette“ auf dem Blatte B. 17 darstellt, ist gleichfalls keine Personifikation des Todes, sondern lediglich die Darstellung eines Todten. Im Entwürfe der Albertina sind die mit dem Cadavertypus Unterstehenden gemeint.

<sup>1</sup> Ann. nach diesen auch *H. Zimac*. Hölben z. Auflage I. S. 11.

*Dürer's* Nachfolge ist zwar sehr freigiebig mit Todesdarstellungen, die meist von nicht unbedeutendem Kunstwerth sind, aber in morphologischer Beziehung bleibt auch sie mit seltenen Ausnahmen beim hergebrachten Cadavertypus.<sup>1</sup>

*Hans Leonhard Schaufelin* bringt auf dem Holzschnitte B. VII. Bd. S. 204 Nr. 86) den Tod halb als Cadaver, halb als Skelet zur Darstellung. Die Figur steht aufrecht und deutet auf die offene Thür eines Beinhauses, das rechts im Mittelgrunde erblickt wird. In mehr dramatischer Auffassung zeigt uns derselbe Künstler den Tod auf einem Holzschnitte aus dem „Himmelwagen und Höllenwagen“, der 1517 bei Silvan Othmar in Augsburg erschienen ist.<sup>2</sup> *Schaufelin* bringt den vergeblichen Kampf eines Jünglings gegen den Tod zur Darstellung. Hier scheint er sich allerdings mehr an *Wolgemut*, denn an *Dürer* anzulehnen. Bei einem Vergleiche mit *Wolgemut's* Todesfigur im Schatzbehälter<sup>3</sup> finden wir nämlich Uebereinstimmungen, die kaum ganz zufällig sein können. In beiden Fällen zwei ringende Figuren im Vordergrund einer Landschaft. In beiden Fällen genau dieselbe Haltung der Hände. In beiden Fällen genau dieselbe Anordnung der Draperie des Todes. Verschieden ist die Figur dessen, der mit dem Tode ringt und die Stellung der Beine an der Todesfigur. Auch laßt die schiefe Haltung des Jünglings auf dem *Schaufelin'schen* Blatte nicht un deutlich erkennen, daß der Tod Herr der Situation bleiben wird; auf der älteren Composition des *Wolgemut* dagegen laßt sich aus dem, was die Zeichnung allein bietet, durchaus nicht erkennen, ob der Tod oder Christus die Oberhand behalten wird.<sup>4</sup>

Der von *Dürer* geschaffenen Todesfigur auf dem Stiche Ritter, Tod und Teufel schließt sich *Peter Flötner* mit einer Gestalt auf seinem Holzschnitte B. IX, S. 162. Nr. 2 an. Ein Liebespaar hat sich am Fuße eines Baumes niedergelassen. Links auf einem Holzgeländer sitzt der Tod, der mit der Linken eine große Sanduhr emporhält. (Hagerer Muskelmann mit halbmacerirtem Schädel ohne Nasenspitze, ohne Lippen. Zerzaustes Haar am Hinterhaupte; kleiner unordentlicher Kinnbart. Vorderarm und Unterschenkel lassen einen freien Knochen sehen. Um den rechten Unterschenkel windet sich eine Schlange, beziehungsweise ein großer Wurm.) Originellere Erscheinungen werden wir bei andern Künstlern aus der *Dürergruppe* zu verzeichnen haben.

Auffallend ist hier z. B. ein geflügeltes Skelet, das sich auf dem Stiche: „Chrillenkampf“ von Con: Meyer nach *Aldorfer* vorfindet. Ob für die Flügel *Aldorfer* selbst oder Meyer verantwortlich sei, wage ich nicht zu entscheiden, da mir (und Anderen) *Aldorfer's* Original unbekannt ist. Zu beachten bleibt immerhin, dass *Aldorfer* nicht der einzige wäre, der unter den Meistern der deutschen Renaissance einen geflügelten Tod gebildet hat. An *Burckmair's* „Tod als Würger“ und an

den schonen Kupferstich des *Hans Sebald Beham*:<sup>1</sup> der Tod und das nackte Weib (B. 150) brauche ich wohl nur zu erinnern, um dem Leser Seitenstücke von Todesfiguren mit Flügeln in's Gedächtnis zu bringen. Italienischer Einfluß ist hier zweifellos. *Hans Sebald Beham* hat den Tod wiederholt zur Darstellung gebracht, meist als Skelet, anfangs ohne, später 1547 und 1548 mit Flügeln. Schon auf der seltenen frühen Radirung von 1526 (B. 147) tritt der Tod auf, hier als Skelet eine nackte Frau und ein Kind überraschend. Er kehrt wieder auf dem Blatte von 1529. (B. 152.) Hier überrascht er ein nacktes Liebespaar (Cadaver mit skeletirtem Schädel). Später finden wir ihn als Schalksnarr, aber mit Todtenhädel auf dem Stiche von 1540 (B. 149) und auf dem Stiche mit Adam und Eva am Baume der Erkenntnis, der als Skelet geformt ist (aus dem Jahre 1543 -- B. 6, copirt nach Barthel Beham B. 1). Mit drei nackten Weibern wird er auf B. 151 zusammengestellt. (Bei Barthel Beham als B. 42.) Das Blatt ist offenbar eine Art „Vanitas“ nach Art der Hexen des *Dürer*. Ein anderesmal (auf B. 146 vom Jahre 1548) ist sein Opfer ein schlafendes nacktes Mädchen, zu dem er herangeflogen ist, um das unerbittliche Gebot des abgelaufenen Stundenglases zu erfüllen. Hier ist er als Knochenmann mit Flügeln gebildet. Als geflügeltes Cadaver von nicht unkräftiger Gestalt hat er auf dem Stiche B. 150 (von 1547) ein nacktes Mädchen an den Armen gefaßt. So wird er dem arglosen Wesen ohne auf Widerstand zu stoßen, den verderblichen Kufs auf die Wange drücken.

Wieder als mageres Cadaver, jedoch ohne Flügel, gewahren wir den Tod auf *Beham's* Holzschnitte mit Adam und Eva aus der Patriarchensuite (B. VIII. S. 232, Nr. 74). Andere Holzschnitte des Meisters bringen wieder das Skelet. Z. B. das große Blatt, das in der Composition dem Kupferstiche mit Adam und Eva am Baume der Erkenntnis ähnelt (Pass. 172) und der Schnitt B. 145 mit der gekrönten Frau Venus auf einem zusammengekauerten Skelete. Wird es sich erheben, so stürzt die eitle Göttin zu Boden.

Drei weitere Todesbilder, unter denen ein berittener geflügelter Tod zu verzeichnen ist, finden sich auf dem großen Holzschnitte mit der figurenreichen Darstellung eines Plünderungszuges (B. 170), einem großen Blatte, das *Th. de Bry* in kleinem Maßstabe nachgestochen hat.

In *Beham's* Apokalypse, von der noch die Rede sein wird,<sup>2</sup> erscheint der Tod als Skelet mit Sense. Eine der verbreitetsten Todesdarstellungen des *H. S. Beham*: der oben schon erwähnte Tod als Schalksnarr (B. 149), hat bald nach ihrer Entstehung im Jahre 1541 Nachahmung gefunden. In reizender Weise frei benützt und in Farben überetzt wurde es in dem Miffale der Glockendon, das gegenwärtig in der Stadt-

<sup>1</sup> Bezüglich *Beham's* Vergl. *H. v. Seidlitz* in *Jul. Meyer'schen* neuen allgemeinen Künstlerlexicon, und im *Jahrb. d. K. pr. KS.* III, 149, 225. *Rosenberg*: *Sebald und Barthel Beham*, *Amüller*: *Les petites maîtres allemands und Lafkötter* in „Mittheilungen des Instituts für Oesterr. Geschichts“ III. Bd., S. 22 ff. *Wessely* im *Repertorium für Kunstwissenschaft* IV, S. 125 ff. *Seibt*: *H. Seb. Beham*. Unentbehrlich bleiben einwillen immer noch *Bartsch* und *Passavant*.

<sup>2</sup> Im Zusammenhang mit andern apokalyptischen Todesbildern der deutschen Renaissance. Hier sei einwillen nur bemerkt, daß *Beham's* Apokalypse, von der bei *Rosenberg* und bei *Amüller* fünf Ausgaben angeführt werden, in einer Bibel von 1565 nachgeschnitten worden ist. *Ebert* führt diese Bibel als Nr. 2182 an. Ihr Titel lautet: „Das neue Testament D. Mart. Luther Witteberg anno MDLXV.“ Sie enthält 24 Bilder zur Apokalypse.

<sup>1</sup> Eine Zeichnung mit einer Todesdarstellung des *Hans von Culmbach*, die *Wessely* (a. a. O. S. 66) erwähnt, habe ich einwillen nicht gesehen. Sie soll mit 1512 datirt sein. „Ein junges Paar wird vom Tode mit dem Stundenglas hinter einem Baume belauscht.“

<sup>2</sup> Nr. 121 bei *Bartsch*, *R. Muther* gibt in seiner „Deutschen Bücher-Illustration der Gotik und Renaissance“ ein Facsimile des erwähnten Holzschnitte.

<sup>3</sup> Auf dem oben erwähnten Holzschnitte mit dem Kampfe Christi und des Todes.

<sup>4</sup> Den bei *Holtmann* Holbein I, S. 253 erwähnten Holzschnitte des *Schaufelin* kenne ich nicht.

Bibliothek zu Nürnberg (als Cimelie 12) bewahrt wird.<sup>1</sup> Das erwähnte Missale bringt mehrere Todesdarstellungen, welche für Zeit und Schule bezeichnend sind und deshalb hier beschrieben werden sollen. Auf Fol. 62, *b* ist oben links in der Randverzierung ein Tod als Mittelding zwischen Skelet und Cadaver angebracht. Die Gestalt ist lichtbraun. Ein weißer Mantel, das Leichentuch, ist über die linke Schulter geworfen und bedeckt die Lenden und die Oberschenkel.<sup>2</sup> Als Attribute sind ihm Senfe und Sanduhr beigegeben. Zu seinen Füßen erblickt man sein Wappen, einen Schild mit gekreuzten Schaufeln. Darunter in der Randverzierung gekreuzte Femora. Unten links eine sogenannte Vanitas. Eine zweite Todesdarstellung finden wir auf Fol. 97 *a* in der Randverzierung rechts. In einer Landschaft sitzt am Fuße eines Felsens in der Nähe eines Brunnenbeckens ein Liebespaar. Auf dem Felsen erhebt sich ein schlanker Baum, in dessen Gefäße der Tod knieet. Er ist als graues mageres Cadaver gebildet mit schädelartigem Kopfe und mit Haarbüschel an Schläfe und Hinterhaupt. Er hält das Stundenglas mit der kleinen Sonnenuhr darüber in seiner Rechten. Auf Fol. 122 *b* endlich findet sich die erwähnte Copie nach *Beham's* Kupferstich in verkleinertem Maßstabe.<sup>3</sup>

Den Todesfiguren des *Beham* auf B. 149 und 150 ist offenbar ein Blatt nachempfunden, das *Franz Brun's* Monogramm trägt (B. IX. Bd. S. 464, Nr. 82). Auch die Inschrift jener beiden Stiche des *Beham* „Omnem in homine venustatem mors abolet“ ist beibehalten, wengleich von einem unmittelbaren Nachahmen des einen oder des anderen Blattes nicht die Rede sein kann.

Auch ein anderer Nürnberger Stecher, *Jacob Bink*, ist auf einem seiner Blätter gänzlich von einem größeren Vorgänger abhängig. Der kleine Kupferstich Nr. 50 bei *Bartsch* ist nichts als eine Nachempfindung des *Dürer's*chen Flugblattes von 1510, welches wir oben erwähnt haben. *Bink's* Blätter B. 51 und 52 sind dann wieder origineller. Auf 52 z. B. erscheint der Tod muskulös. Sein Gesicht ist mager, aber nicht skeletirt und erscheint durch einen Knebelbart ausgezeichnet. Nur die aus dem Leibe hängenden Eingeweide machen die Figur als Tod kenntlich. Auf jedem der drei erwähnten Blätter ist der Tod mit einem Soldaten zusammengestellt. Seiner Gestalt nach ist der in unserer Arbeit schon beschriebene Tod des *G. Peuz* auf der Suite mit den Triumphen nach Petrarca kaum einer besonderen Erwähnung werth (B. 121). Dasselbe gilt von *Aldegrewer's* Todtenbildern sowie von der Todesfigur des *Virgil Solis* in seinem Fabelbuche und in seiner Apokalypse. Auch *Jost Amman's* Todesfiguren bieten in morphologischer Beziehung nichts neues, wengleich seine Gruppe mit Adam und Eva am Baume der Erkenntnis (ein Holzschnitt in *J. Rueff's* „Hebammenbuch“ von 1580)<sup>4</sup> nicht ohne künstlerisches Interesse sind. Dem Gedanken nach ist dieser

<sup>1</sup> Die Miniaturen dieses Missale tragen häufig Jahreszahlen, aus denen zu entnehmen ist, daß es an dem Buche in der Zeit von 1530 bis 1542 gearbeitet worden.

<sup>2</sup> Die Todesfigur ist, 0,06 hoch. Vom Haupte flattert ein dichter Haarbüschel nach rückwärts.

<sup>3</sup> Das Blatt ist u. a. reproducirt bei *Amadler*, S. 40, in *Kaltenberg's* Seb. und Bart. *Beham* S. 60, im „Catalogue des Manuscrits et Imprimés reproduits ou cités dans l'imitation (d. J. Chrill)“, Paris 1857; ferner bei *W. G. 17*, a. a. O. S. 68 und in *Champfleury's* „Histoire de la caricature au moyen age“, S. 112; ferner in der „Kunst für Alle“, *Paul, Neff*, Stuttgart 1880, *Tafel*, 100, 1. u. 2. O.

<sup>4</sup> Vergl. *Andresen* der deutsche Peintre Graveur, I. S. 421, Nr. 3. Die Abbildung bei *Langlois* wurde schon in unserer Einleitung erwähnt.

Holzschnitt einfach eine Nachahmung der oben genannten Blätter der beiden *Beham*. Von *J. Amman*, der seiner Geburt nach Schweizer ist, wird schon hier gesprochen, weil er schon in seiner Jugend nach Nürnberg gezogen ist und seinem Kunst-Charakter nach der frankischen Gruppe angehört. Deshalb wird schon hier des *Amman's*chen Holzschnittes: Der Tod und der Wanderer Erwähnung gethan, der bei *Andresen* als Nr. 54 aufgezählt wird. In *Meyer's* Künstler-Lexicon als Nr. 56.)

Auf dem Alexander *Mair's*chen Stiche „Speculum justificationis“ (*Andr.* I, S. 197) nach *Amman* kommt in einem Medaillon rechts unten der Tod vor. (Plumpes Skelet). Von der Todesfigur in *Amman's* Apokalypse muß später noch gesprochen werden.

Wegen der stylistischen Verwandtschaft mit *Dürer* soll hier auch von *Hans Baldung* (gen. *Grien*) die Rede sein, obwohl er sonst unter die oberrheinischen Meister gezählt wird. Er hat uns eine ganze Reihe von Todesbildern geliefert, die meistens das alte Thema: der Tod und das Mädchen wiederholen, aber in geistreicher und künstlerisch bedeutender Weise, so daß sie uns von neuem fesseln. Ich versuche hier eine Zusammenstellung dieser Darstellungen.

Zwei Gemälde des Baseler Museums, auf denen jedesmal der Ueberfall eines nackten Mädchens durch den Tod zu sehen ist, sind längst bekannt.<sup>1</sup> Auf dem einen Bilde (Nr. 75, kleiner Holzschnitt danach in *Woltmann-Wormann's* Geschichte der Malerei II. 443) tritt der Tod in Cadaverform als Galan oder als Bräutigam auf. Er küßt ein nacktes Mädchen von üppigen Formen. (Oder heißt er sie in die Wange? Die Todesfigur auf diesem Bilde ist bezüglich ihres skeletirten Kopfes mit dem kalten Scheitel und dem dichten Haar an der Schläfe ganz ähnlich jener Darstellung einer Leiche, die *Grien* auf dem Rundbilde mit der Geschichte von den Königsföhnen, die nach der Leiche ihres Vaters schießen, gezeichnet hat. Ein vorzüglicher Lichtdruck nach dieser Zeichnung, die im Berliner Museum bewahrt wird, findet sich in der bei Grote erschienenen Publication hervorragender Zeichnungen des Berliner Cabinetes.

Das zweite in Basel befindliche Gemälde Nr. 76 bringt den Tod in analoger Gestalt und Situation.<sup>2</sup>

Dasselbe gilt von der *Baldung's*chen Zeichnung von 1515 im Besitze der Familie Oefswald-Keller, ein Blatt das in der *Anton Springer* gewidmeten Festschrift von 1885 beschrieben und reproducirt ist. (Vergl. auch Zeitschrift für bildende Kunst, XXI. Bd., 1. Heft.)

Nach *Mayer's* neuem allgemeinen Künstler-Lexicon (Artikel Baldung) und nach der eben erwähnten Festschrift ist die *Grien's*che Zeichnung in der Uffizienammlung zu Florenz ein Entwurf zu dem Gemälde Nr. 75 in Basel.

In der Gazette des beaux-arts von 1879 ist der Tod als Schleppträger nach einer Zeichnung *Griens* in der Collection *Mitchel* abgebildet.

Schließlich muß ich erwähnen, daß eine Todesdarstellung auf einer Zeichnung, die *Israhell*<sup>3</sup> *Dürer*

<sup>1</sup> Den Pferdehut, den man hat an einer der Baseler Todesfiguren sehen wollen, habe ich nicht entdecken können. Ausführlich beschrieben sind die Bilder in der *Anton Springer* gewidmeten Festschrift von 1885.

<sup>2</sup> Eine offenbar nicht ganz getreue Abbildung dieses Bildes hat *H. Temen*. Gestalten des Todes und des Leibes d. d. Fabelbild v. angelehnt.

<sup>3</sup> *De Jans*, d'Albert Dürer, S. 37 und *Leopold*, Dürer's Wappen mit dem Totenkopf, S. 34.

zufchreibt, wahrſcheinlich von Grien's Hand gefertigt iſt.

Unter fremdem Namen, als Altdorfer nämlich, geht auch ein Tafelgemälde von Hans Baldung im Wiener Belvedere.<sup>1</sup> Das Bild iſt bisher nicht aufgeſtellt und ſoll deshalb hier in aller Kürze beſchrieben werden. Neben einander ſtehen aufrecht links ein nacktes Mädchen oder eine junge blonde Frau, die ſich mit der erlobenen Linken das Haar ordnet, und mit der Rechten einen Spiegel halt, rechts der Tod. Er iſt als höchſt abgemagertes vollſtändig überhäutetes Cadaver gebildet. Lange graue Haare gewahrt man an Schläfe und Stirn. Mit der Rechten hält er das Stundenglas über den Kopf des Mädchens empor, während er mit der Linken ganz ſacht einen dünnen Schleier von dem Mädchen weghebt. Links unten im Vordergrund kniet ein nacktes Kind und ſucht ſich hinter einem Schleier zu verbergen. Vor ihm liegt ein Steckenpferd und ein rother Apfel im Graſe. Im Mittelgrunde links ſteht eine nackte braune alte Frau, halb verdeckt von der Rechten des Mädchens und von deren Spiegel. Im Hintergrunde Landſchaft.

An das Gemälde im Belvedere ſchließe ich ein Bild der Madrider Galerie an (Nr. 1887 der Braunſchen Photographien),<sup>2</sup> das der Weiße des Baldung, beſonders aber der eben beſchriebenen Darſtellung ſehr verwandt iſt. Das ſchmale Hochbild zeigt drei aufrechtſtehende Figuren und ein ſitzendes Kind. Links ein nacktes Mädchen, in der Mitte ein nacktes Weib, rechts der cadaverartig gebildete Tod mit Senſe (?) und Sanduhr. Letztere iſt von einer kleinen Sonnenuhr bekrönt. Rechts unten auf dem Boden das nackte Kind, links ein Käutchen. Die beiden Bilder in Wien und Madrid gehören wohl als Gegenſtücke zu einander.

*Mathäus Geron* zeigt uns den Tod auf einem Holzschnitte als Cadaver mit aufgefchlitztem Bauch. Senſe und Sanduhr bilden die Attribute. (B. IX. Bd., S. 158, Nr. 7).

Zu den *Augsburger* Meiſtern des 16. Jahrhunderts übergehend, muß ich zwei cadaverartig gebildete Todesfiguren in dem 1508 bei Oeglin und Nasler in Augsburg erſchienenen „*Mortilogus*“ erwähnen. Der Künftler wird nicht genannt. Die zwei Todesbilder, die in *R. Muther's* „Bücherilluſtration der Gothik und der Renaissance“ getreu nachgebildet ſind, zeigen beide denſelben Typus des nackten mageren Cadavers. Der Kopf zeigt ein erhaltenes Geſicht mit lebendigen Augen. Am Hinterhaupte ein Haarkranz. Als Attribut trägt er auf dem einen Bilde die Schaufel, auf dem anderen das Stundenglas.

Von ungleich größerer Bedeutung als dieſe ziemlich gewöhnlichen Figuren iſt der Tod, wie ihn *Hans Burckmair* im Jahre 1510 auf dem großartigen Hellschwarzblatte dargeſtellt hat, dem *Woltmann* den Titel: „der Tod als Würger“ gegeben hat<sup>3</sup> (Paſſ. 40). In keiner Todesfigur im Bereich deutſcher Renaissance iſt italieniſcher Einfluß ſo deutlich ausgeſprochen wie in dieſer. Nicht die Flügel allein ſind es, die an italieniſche Vorbilder denken laſſen, ſondern auch die

Kralen an den Füßen des Todes. An der morte auf dem berühmten Bilde im Campo Santo zu Piſa hatten wir gleichfalls krallenbewaffnete Füße zu bemerken. Ob nun Burckmair direct oder indirect von der Todesfigur in Piſa Kenntnis gehabt hat oder nicht, die Geſtalt ſeines Todes hat unbedingt zwei Züge aufzuweiſen, die uns geneigt machen, eine ſchon von Woltmann vermuthete Reife Burckmair's nach Italien als wahrſcheinlich anzunehmen.

Mit *Burckmair*<sup>4</sup> ſtyliſtiſch verwandt iſt *Hans Fries*, deſſen monogrammirtes Bild von 1524 in der Wiener akademiſchen Galerie eine Todesfigur als überhäutetes Skelet neben dem Bildnis eines dreißigjährigen Mannes zur Darſtellung bringt. Er hält die Sanduhr.<sup>5</sup>

Mit Ausnahme der *Dürer'schen* Todesfiguren war von den bisher beſprochenen keine von nachhaltiger Wirkung auf die deutſche Kunſt. Eine ſolche im vollſten Maße auszuüben war hauptſächlich den *Holbein'schen* Todesfiguren vorbehalten, die ſich in ihrem unübertroffenen Ausdruck und in ihrer eigenartigen Geſtalt als der Höhepunkt aller deutſchen Todesbilder überhaupt betrachten laſſen. Holbein führt den mittelalterlichen Typus, der zwischen Skelet und Cadaver ſchwankt, zu einem künſtleriſch vollendeten Gipfel, der ſeither, wengleich vielfach begehrt doch nicht wieder erglommen worden iſt.<sup>6</sup> Es iſt durchaus nicht etwa die anatomische Richtigkeit, ſondern das feine Verſtändnis für Bewegung und Ausdruck, das *Holbein's* Todesbildern ſo hohen Kunſtwerth verleiht. Höchſtens in dieſer Beziehung kann davon die Rede ſein, als hätte Burckmair's *Clairobſcur* auf die Compoſition von Holbein's *Todtentanz* einen merkbaren Einfluß ausgeübt.<sup>7</sup> Burckmair hat viel weniger feſt an traditionellen Toſttypus feſtgehalten als Holbein. Ein Italiener iſt bei Holbein's Todesbildern in keiner Weiſe ausgeſprochen.

Holbein's *Todtentanz*, von dem wir hier nur ganz kurz handeln können,<sup>8</sup> erſchien in datirter Ausgabe zuerſt 1538 zu Lyon, „doch iſt kein Zweifel, daß die Holzschnitte bereits viel früher in Baſel gedruckt worden ſind“ (*Woltmann: Holbein*). Bezüglich Holbein'scher Todesdarſtellungen ſei hier noch an das bekannte Alphabet<sup>9</sup> und an die Dolchſcheide<sup>7</sup> erinnert. Genannt ſei auch noch das Gemälde Nr. 213 in der alten Pinakothek zu München, eine Copie nach Holbein, die ein Skelet von ausgezeichnetem Realismus zur Darſtellung bringt.<sup>8</sup>

Seiner ſtyliſtiſchen Verwandtſchaft mit Holbein wegen führe ich hier auch den kölniſchen Meiſter *Bartholomäus Bruyn* an, der auf einem feiner Bilder (in

<sup>1</sup> Sein bekanntes Bild mit den Schädeln, die als Spiegelbild lebendiger Köpfe erſcheinen, im Wiener Belvedere, iſt hier nur im Vorübergehen zu nennen, da es keine eigentliche Todesdarſtellung bringt.

<sup>2</sup> *Waagen* hat das Bild beſchrieben. Vergl. „die vornehmſten Kunſtdenkmäler in Wien“, I. S. 245.

<sup>3</sup> Wenn *Callot's* Zeichnungen nach *Holbein's* *Todtentanz* noch über die Holzschnitte des deutſchen Meiſters, reſpective über die Lutzelburgerſchen Holzschnitte geſtellt werden, ſo muß dabei bedacht werden, daß, wie man mit Grund vermuthet, die *Callot'schen* Studien noch nach den Originalzeichnungen *Holbein's* geteilt ſein dürften. Vergl. *Thauſing: Skizzenbuch* von *Callot*, Wien, Miethke.

<sup>4</sup> *Woltmann: Holbein*, I, pag. 254. *Wormann* *Woltmann*, G. d. Mal. II, 473.

<sup>5</sup> Vergl. hauptſächlich *Woltmann's* II *Holbein* 2. Auflage, S. 258 ff. *F. S. Fogelin* im 20. Bd. der *Mitth. d. Antiqu. Geſch.* in Zürich, wieder *Woltmann* in der *Zeitschr. f. bild. Kunſt* 1878, *Beibl.* S. 281 ff. und 299 ff. *Müntz* in der „*Revue critique d'Histoire et de littérature*“, 1879 (11. Janvier).

<sup>6</sup> Vergl. *Woltmann's* *Holbein*, I, 192, 260, 280 und II, 199, 215. Die griechiſchen Initialen mit Todesbildern ſind Nachahmungen *Holbein's*.

<sup>7</sup> Getuſchte Federzeichnungen in Berlin und in Baſel. Vergl. *Woltmann's* *Holbein*, I, 259, 445, II, S. 106 und 120.

<sup>8</sup> Vergl. *Reber: illuſtrirter Catalog d. a. Pinakothek*. Abbildung und Beſchreibung des Bildes.)

<sup>1</sup> In dem eben erſchienenen III. Bande des Cataloges iſt das Gemälde als Nr. 1428 aufgenommen.

<sup>2</sup> Al. Cronach kurz beſchrieben bei *Wessely*, a. a. O. S. 65.

<sup>3</sup> Vergl. *Woltmann* und *Wormann: Geſchichte der Malerei* II, S. 447; dort eine kleine Nachbildung. Vergl. auch *Woltmann* in *Dohme's* *Kunſt und Künſtler des Mittelalters und der Neuzeit*. Dort gleichfalls eine Reproduktion. Siehe auch *Zeitschrift für bild. Kunſt*, XII, 11.

der Münchener Pinakothek Nr. 90) gleichfalls den Tod als Skelet zur Darstellung bringt. Hier sowie auf dem vorher genannten Bilde nach Holbein und dem Bilde des Hans Fries in Wien erscheint der Tod neben einem Porträt. Jedesmal ist der Portratirte in halber Figur dargestellt.

Als Augsburger muß hier *Daniel Hopfer* seinen Platz finden. Auf dem Stich B. 52 ist der Tod mit dem Teufel zusammengestellt, die beide zwei eitle Frauenzimmer am Spiegel und mit dem Salbfläschchen überraschen. Der Tod ist als magerer Muskelmann oder als Cadaver gebildet; er hält mit der Rechten einen Todenschädel empor über das Haupt des einen Mädchens, so daß sie ihm im Spiegel sehen muß. Mit der Linken hält der Tod die Sanduhr. Unter den Illustrationen desselben Hopfer's zu den Sprüchen Salomons findet sich eine weitere Todesdarstellung (auf B. 30), die sich an die Stelle der Bibel anschließt: „Der Gottlosen Schätze sind kein Nutzen, aber Gerechtigkeit errettet vom Tode“. Der letztere wird hier wieder als magerer Muskelmann dargestellt, dessen lebendiges Gesicht von einem kurzen Barte eingerahmt wird. Das Haupt ist kahl bis auf die Schläfe. Die angeführten Figuren des Daniel Hopfer sind in mancher Beziehung eigenartig und haben sich neben der einen oben schon besprochenen Todesfigur des Bink vom Skelettypus sehr weit entfernt. *Lambert Hopfer* schließt sich dagegen auf dem Blatte B. 25 wieder direct an Dürer's Flugblatt von 1510 an.<sup>1</sup>

Unter den *Schweizer* Meistern hat *Urs Graf* ein bedeutendes Blatt mit einem „lauernden Tode“ geschaffen (P. 20.) „Am Fuße eines dünnen Baumes, auf welchem der Tod, auf seine Sanduhr weisend, lauert, stehen zwei Landknechte, der eine auf sein großes Schlachtschwert sich stützend, der andere eine Lanze haltend. Neben ihm sitzt links im Grase eine Dirne, die ein Hündchen im Schoß hält . . . . Das Monogramm mit der Jahreszahl 1524 befindet sich am Hauptaste des Baumes.“<sup>2</sup> Eine Zeichnung des Graf im Baseler Museum zeigt eine lustige Gesellschaft von Landsknechten beim Mahl; es findet sich als Gast auch der Tod ein (als mageres Cadaver mit zeretztem Gesicht). Zwei Blätter des *Nicolaus Manuel Deutsch*, die gleichfalls Todesdarstellungen bringen und die das Baseler Museum bewahrt, werden (wie auch die eben erwähnte Zeichnung) bei *Woltmann* (a. a. O. S. 253) beschrieben.<sup>3</sup>

Später bringt *Tobias Stimmer* mehrere Todesbilder. Stimmer bildet den Tod als Skelet. So finden wir es in der Bibel von 1576 (Basel bei Thomas Gwarin)

auf dem Bilde mit der Vertreibung aus dem Paradiese und auf dem Bilde mit den vier apokalyptischen Reitern. Als Skelet erscheint der Tod ferner auf zwei Darstellungen aus Stimmers Lebensaltern (Andresen 45—54.)<sup>4</sup> Beidemal führt er die Sanduhr. Von *Jost Amman's* Todesbildern ist schon oben gehandelt worden.

Die *Ulmer Schule* bietet uns eine Todesfigur vom Anfang des 16. Jahrhunderts auf einem Gemälde in Müntler zu Ulm. Vor einigen Jahren, als ich das Bild sah, befand es sich in der Neihart-Capelle. Es trägt die Bezeichnung: „Hani Baur“ in lateinischen Majuskeln und zeigt uns eine „ymago mortis“ als magere Gestalt mit Schwert<sup>5</sup> und Sanduhr.

Aus der *sachsischen Schule* sind mir mehrere Todesbilder bekannt geworden, die ich zum Theil schon in den einleitenden Abschnitten dieser Arbeit erwähnen konnte. Dem älteren *Cranach* gehören der Composition nach die zwei Todesdarstellungen auf dem Hoch-Altarblatte der Stadtkirche zu Weimar. Ueber den Antheil, den der jüngere Cranach an dem großen Werke, das mit 1555 datirt ist, genommen hat, wird bei *Schuchard* (L. Cranach des älteren Leben und Werke, I, 21 ff. und III, S. 38 ff.) berichtet.<sup>6</sup> Von größerer Wichtigkeit als diese Frage ist für uns der Umstand, daß Cranach und seine Werkflatt noch unbedingt an dem mittelalterlichen Todes-Typus festhalten.

Auf dem Weimarer Altarblatte kommen zwei Todesfiguren vor. Eine jagt mit dem Teufel zugleich Adam in die Vorhalle, die andere erscheint von Christus überwunden gleichfalls zugleich mit dem Satan. Analoge Darstellungen finden sich auf dem Altarwerke der Stadtkirche zu Schneeberg im Erzgebirge,<sup>7</sup> ferner auf einer Zeichnung in Dresden, auf einem Gemälde des Museums in Weimar, auf einem analogen Bilde im germanischen Museum zu Nürnberg, auf einem Schulbilde in Gotha, endlich auf einem Gemälde der ständischen Galerie zu Prag und auf einem (?) in Leipzig.<sup>8</sup> Das Bild in Gotha zeigt eine Todesfigur von cadaverartiger Bildung. Hier muß auch ein Bild der Münchener Pinakothek erwähnt werden, auf welchem von der Todesfigur nur ein Arm sichtbar ist (Nr. 759). Er gehört einem Skelet an. Nach einer Vermuthung des Marggraf'schen Cataloges von 1876 ist das Bild ein Fragment aus einer ähnlichen Darstellung, wie sie auf dem Bilde in Gotha vorkommt.

<sup>1</sup> Reproduction (Facsimile) in *Hirth's* „Culturgeschichtlichem Bilderbuch“ als Nr. 1371 und 1378. In denselben Verlage erschien 1881 eine Facsimile-Ausgabe der Stimmer'schen Bibel. Die vier apokalyptischen Reiter aus dieser Bibel sind reproduirt in *Oschelhauser's* Dürer's apokalyptische Reiter, Berlin, 1885.

<sup>2</sup> Dies Attribut ist selten und stammt vielleicht aus dem 6. Capitel der Apokalypse.

<sup>3</sup> Vergl. auch *Heller*, Cranach S. 223 ff.

<sup>4</sup> Mir nur durch Beschreibung bekannt. Vergl. *Woltmann* und *Holtmann*, Geschichte der Malerei, II, 420 ff.

<sup>5</sup> Letzteres erwähnt bei *Schuchard*, a. a. O. III, S. 41. Ein dergleichen Bild in Leipzig kenne ich nicht. Dort wird auch auf ähnliche Darstellungen hingewiesen, die auf Bibelstift-Blättern vorkommen. Das Gemälde in Prag wird bei *Schuchard*, II, 108 und bei *Woltmann*, *Holtmann*, II, 427 erwähnt. Die Gemälde in Nürnberg, Weimar und Gotha habe ich selbst gesehen. Ob das Prager Bild eine eigentliche Todesdarstellung zeigt, ist aus *Schuchard's* Beschreibung nicht zu entnehmen.

<sup>1</sup> B. 29 wird hier nochmals in Erinnerung gebracht. Eine Todesfigur auf einer Zeichnung von *H. Brosamer* erwähnt von *Wessely*, a. a. O. S. 60) habe ich einstweilen noch nicht kennen gelernt.

<sup>2</sup> Die Beschreibung gebe ich nach *Hitz* (in *Zahn's* Jahrbüchern für Kunstwissenschaft 1873, S. 186), da ich den Holzchnitt nicht selbst gesehen habe. Die Darstellung wird auch von *Woltmann* (Holbein I, 250) besprochen.

<sup>3</sup> Ueber *Deutsch's* Todentanz berichtet schon *Grunewald* in seiner Monographie. „Der Tod und der Landsknecht treten auch in einem Buchtitel von dem Baseler Meister J. E. auf Fortuna, ein nacktes Weib auf zweiem Pferde, den Pokal mit der Hand emporhebend, sprengt auf den Krieger los, aber eben fliegt ihm auch schon der Pfeil des hinter ihr nahenden Todes in die Brust.“ (*Woltmann*, Holbein, I, 253.) Pottkavant schreibt das Blatt dem Holbein zu.

# Beiträge zur Geschichte der Liebfrauen-Kirche in Wiener-Neustadt.

Von Wendelin Boheim.

## I.

**S**CHON durch die hochbedeutende Persönlichkeit ihres Erbauers, Herzogs Leopold VII., des Glorreichen, wie nicht minder durch die bemerkenswerthe Periode ihrer Grundlegung und einzelne constructive Eigenthümlichkeiten, endlich durch ihre Schicksale gehört die Liebfrauen-Kirche zu Wiener-Neustadt zu den interessantesten kirchlichen Bauwerken in Oesterreich.

In ihrer Anlage und decorativen Ausstattung überragt sie allerdings nicht ihre Schwesterkirchen aus der Gleichzeit,<sup>1</sup> ja in der Ausstattung ihres Inneren ist sie, was den alten Theil derselben betrifft, fast ärmlich zu nennen, wenn gleich ihre Größenverhältnisse auf die Absicht einen Prachtbau zu schaffen schließen lassen. Dennoch, bei näherer Betrachtung fühlen wir die Bedeutung dieses Bauwerkes in künstlerischer und geschichtlicher Beziehung, es treten hiebei eigenartige und beachtenswerthe Merkmale zu Tage, die unsere Aufmerksamkeit umfomehr anregen, je weniger wir und gerade aus seiner gewiss bedeutfamsten und schönsten-Periode, der seines Entstehens, aus den gleichzeitigen Urkunden wissen.

Für diese Periode müssen wir uns vor der Hand darauf beschränken, die Umstände zur Zeit der Grundlegung der Kirche hervorzuheben und auf gewisse Eigenartigkeiten in ihrer Stellung und ihrer Plananlage hinzuweisen, die bisher nicht aufgefallen zu sein scheinen. Für die späteren Zeiträume mögen einige Archivalien zur Aufhellung ihrer Geschichte dienen. Sie betreffen vorzugsweise die Epoche unter Kaiser Friedrich III.<sup>2</sup> und jene um die Mitte des 18. Jahrhunderts, in welcher die Kirche in ihrer inneren Ausstattung wesentlich verändert wurde.

Der Verfasser tritt mit seinen Studien-Resultaten über dieses ehrwürdige Bauwerk früher vor den Leser, als derselbe ursprünglich beabsichtigte. Der Beweggrund hiefür liegt in dem bedauernswerthen Umfande, daß ein Theil der Kirche, der älteste und interessanteste, nach einer nahezu siebenhundertjährigen Dauer wegen Baufalligkeit abgebrochen werden muß. Von dieser leider nothgedrungenen Maßregel werden zunächst die beiden Thürme betroffen, deren untere Partien noch ein Werk des ersten Baumeisters sind und die in ihrem Ganzen dem Bau selbst sowohl, als der Stadt ein charakteristisches Ansehen verliehen. So beklagenswerth diese zu Tage getretene Nothwendigkeit ist, der Zeitpunkt schien dem Verfasser wichtig genug, um auf die Vergangenheit des Bauwerkes hinzuweisen, das seit den

Zeiten der Babenberger in unsere Zeit hereinragend die mannigfachsten und herbsten Geschieke überlebt hatte.

Die Geschichte des Baues der Liebfrauen-Kirche, soweit hiezu die vorhandene Literatur damals die Mittel geboten hatte und die Beschreibung des Baues hat Dr. *Eduard Freih. v. Sacken* in einer Abhandlung in Dr. *G. Heider* und *R. v. Eitelberger*, *Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates*<sup>2</sup> gegeben. Dieselbe ist zwar in der Wiedergabe des Thatächlichen wie in den darauf fußenden kunstgeschichtlichen und ästhetischen Schlußfolgerungen von Irrthümern nicht frei; der Verfasser nahm demungeachtet diese Arbeit seines Vorgängers zur Grundlage seiner gegenwärtigen Abhandlung, lediglich aus der Ursache, um Wiederholungen zu vermeiden und den gemessenen Raum für neugewonnene Ergebnisse verwenden zu können. Berichtigungen ergeben sich aus den gegenwärtigen Darstellungen von selbst; der Verfasser hatte nie die Absicht mit selben eine Kritik früherer Arbeiten über diesen Gegenstand zu liefern, nur in einigen wenigen Fällen, wo dieses unbedingt nöthig erschien, wurde eine kurze Berichtigung anerkennungsweise beigegeben. Schließlich glaubt der Verfasser nicht unerwähnt lassen zu dürfen, daß auch er weit entfernt von dem Gedanken ist, mit dieser Abhandlung Vollendetes geschaffen zu haben. Er ist hoch befriedigt, wenn mit diesen Beiträgen in der Forschung über das genannte Thema ein Schritt weiter gemacht wurde.

Betrachtet man die Liebfrauen-Kirche auf einem Stadtplane, so fällt vor allem die eigenthümliche Richtung ihrer Mittel-, ihrer Capital-Linie auf; sie ist weder nach kirchlicher Gewohnheit orientirt, noch steht sie mit der Configuration der Stadt und selbst mit jener des Platzes, auf dem sie steht, im Einklange; im Gegentheile, auf den ersten Anblick hin scheint es, als sei ihre Richtung nur eine Folge der Willkühr oder von Absichtslosigkeit gewesen. Und doch ist dies nicht der Fall, ihre Stellung steht mit den Hauptlinien der schon seit ihrer Gründung regelmäßig in einem Rechtecke erbauten Stadt in einem streng geometrischen Verhältnis und um dieses klar zu stellen, müssen wir einen Blick auf die älteste Anlage der Stadt werfen. Die Basislinie für die Anlage der Stadt Wiener-Neustadt bildete eine Straße, welche vom linken Ufer der Schwarza westlich von Lanzenkirchen begann und in schnurgerader, nahezu meridianaler Richtung bis zum heutigen Brückenpunkte bei Solenau führte. Von dieser Straßexifiren noch zur Stunde namhafte Strecken, so ein Stück im Föhrenwalde, noch heute im Volksmunde „der alte Weg“ genannt, die ganze Neunkirchnergasse in Neustadt,

<sup>1</sup> Gar nicht zu erwähnen der St. Johannis Capelle zu Klosterneuburg, gemeinlich *Capella speiosa* genannt.

<sup>2</sup> Für diese Periode lege ich die kunsthistorischen Regesten aus dem Stadt Archive zu Neustadt zu Grunde, welche ich im Jahrbuche der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses, IV. Band, Urkunden, veröffentlicht habe. Der größte Theil der angeführten späteren Urkunden stammt gleichfalls aus dem Neustädter Stadt Archive.

<sup>3</sup> Band II pag 176 ff

endlich die lange Strecke von der Spinnerkreuzfaule bis Solenau. Theilt man diese Linie innerhalb der beiden Uferpunkte an der Schwarzä und der Pfiefting in zwei gleiche Theile, fo fällt der Theilungspunkt genau auf den Hauptplatz in Neufadt und dieser gewonnene Punkt bildete einft, wie zahlreiche Meffungen ergeben, den Conftuctions-Punkt für die ganze Anlage der Stadt und mittelbar auch für die Pfarrkirche. Genau an diefem Theilungspunkte ftand eine Capelle dem heil. Nicolaus geweiht, welche den Angaben aller Schriftfteller nach ein höheres Alter als die Liebfrauen-Kirche gehabt haben foll. Diefes Annahme wird, wenn man ihre Errichtung nicht über die Stadtgründung hinausrüdt, ihre volle Richtigkeit haben. Theilt man die nordweftliche Ecke *a* Fig. 1 des Rechteckes der Stadtumwallung in zwei gleiche Theile, fo fällt die Halbierungs-Linie des Winkels *a e* genau auf den oberwähnten Mittelpunkt der Straße und genau in diefe Halbierungs-Linie fallen auch die Spitzen der beiden Thürme der Liebfrauen-Kirche. Diefes constructive Configuration trifft ungeachtet mehrfach wiederholter Wiedererrichtung der von Erdbeben und in Kriegen zerstörten Mauern und des Wiederaufbaues der 1356 zerstörten Thürme noch heute mit einer Schärfe zufammen, dafs die Annahme eines Zufalles vollständig auszufchließen ift. Aus diefer Conftuction ergibt fich die Richtung der Capital-Linie des Chores der Kirche von felbst, die fenkrecht auf der Halbierungs-Linie *a e* ftcht.

Alle hiftorifchen Nachrichten deuten dahin, dafs in den erften Jahrzehnten nach der Gründung der Stadt (1192—1194) nur ein einziges Gotteshaus innerhalb deren Mauern befindlich gewesen war, das feiner befcheidenen Größe nach nur als Capelle bezeichnet wurde. Es ift daselbe die erwähnte dem heil. Nicolaus von Bari geweiht gewefene Capelle *e* an der Bafisstraße; nach der Erbauung der Stadt nahm fie die nordöftliche Ecke des fogenannten „Grätzels“, einer Häufergruppe, am Hauptplatze gelegen, ein. Wenn wir ihre auf einem geometrifchen Calcul beruhende Stellung in Erwägung ziehen, fo ift die Zeit ihres Entftehens mit der der ganzen Stadt ziemlich gleichzeitig anzunehmen.<sup>1</sup>

Die Pfarrkirche der Stadt war anfänglich die Kirche St. Ulrich; fie befand fich inmitten einer Anfiedlung, welche vor der Stadt fehr nahe der fudweftlichen Ecke ihrer Mauern auf einem erhöhten Punkte gelegen war. Ihre Entftellung ift weit vor Erbauung der Stadt zu fetzen und fehon die Widmung derfelben an den heiligen Bifchof von Augsburg, den Patron der Fifcher, in deffen Händen fich bekanntlich das Stück Fleifch in einen Fifch verwandelte, gibt Zeugnis für ihr hohes Alter. Thatfächlich finden wir 1209, also zu einer Zeit, in welcher die Liebfrauen-Kirche kaum im Baue begonnen war, einen gewissen Walthaus als Pfarrer von Neufadt.

<sup>1</sup> Ferdinand Carl Boehm, welcher in feiner „Chronik von Wiener-Neufadt“ die über die Stadt im Volksmunde lebenden Sagen getreulich berichtet, erzählt uns von einer folchen, es fei diefe Capelle einft und lang vor der Entftellung der Stadt rings von einem See umgeben gewesen also auf einer Infel geflanden und habe den Fifchern und frommen Pilgern als Andachtsort gedient. Diefes Sage ift fehon im Hinblick auf die geologische Gefaltung des umliegenden Bodens nicht ftichhaltig, da der gedachte Punkt, im abfallenden Terrain zur Fifcha gelegen, nie eine Infel hatte bilden können. Ueberdies beweift fehon der Name des Heiligen, dafs die Capelle nicht vor dem 12. Jahrhundert entftanden fein konnte, denn der Cultus des heiligen Nicolaus kam erft durch Kreuzfahrer ins Abendland, er ift kein Patron der Fifcher, fondern der Seeleute. Die übrigens wiederholt umgebaute Capelle wurde im vorigen Jahrhundert abgebrochen.

Um den Bau der Kirche in Rückficht auf feine Entftellungszeit und auf feine Bau-Perioden richtig beurtheilen zu können, müßen wir die Tafeln XXXII bis XXXIV in der erwähnten Abhandlung des Freiherrn v. Sacken zu Grunde legen, in welcher diefelbe in den verschiedenen Anfichten des fpäteren Baues, Anbauten etc. entkleidet dargeftellt ift, ja felbst in diefer Form müßen wir für die erften Perioden des Baues nur die rein romanifchen Formen ins Auge faßen. Dadurch entfallen für den Anfang viele Theile desfelben, wie die oberen Theile der Thürme, die Thurnpfeiler, der Vorbau am Haupt-Portale und das daneben befindliche Stiegenhaus, felbstverständlich auch das ganze Querschiff mit dem Presbyterium.

In dem Baue der Kirche, wie er uns heute erfcheint, müßen wir, Unbedeutenderes abgerechnet, drei Bauperioden ftreng von einander feheiden. Die erfte fällt in die Zeit Leopold VII. und reicht bis in die Regierungsepoche Rudolph I. Allen Anzeichen nach wurde die Kirche in diefer Periode vollständig fertiggebracht. Infolge der beiden Erdbeben 1348 und 1356 wurde diefer Bau erheblich gefchädigt, die Thürme wurden bis zur halben Höhe zerstört und das Presbyterium mit den Apfiden der Seitenschiffe erlitten bedenkliche Befchädigungen. Die Wiederherftellung der Kirche, welche nach den Formen in die Zeit Leopold III. um 1380 zu fetzen ift, bezeichnet die zweite des Baues, fie kennzeichnet fich durch den Wiederaufbau der zerstörten Thürme und einiger Schutzbauten. Vermuthlich wurde damals auch der Chor, wenn nicht neu hergefellt, doch gründlich ausgebeffert. Die dritte Bauperiode unter der Regierung Kaifer Friedrich III. umfaßt alle Arbeiten des vollständigen Neubaus eines Querschiffes und Chores. Einige Anbauten an letzterem zogen fich bis zu ihrer Vollendung noch bis ans Ende des 15. Jahrhunderts hin. In die fpätere Zeit der erften Periode fällt der Bau des Karners, der dem heil. Michael geweiht gewefenen Capelle auf dem Pfarrplatze, welche vor ungefähr zehn Jahren ohne zwingende Gründe abgebrochen wurde. In ihrer letzten Gefalt bot fie Formen, welche der ältesten wie der jüngsten Bauperiode der Pfarrkirche angehörten. Die runde Apfis gehörte der Mitte des 13., der funfeckige Anbau dem Ende des 13. oder dem Anfange des 14., das angeftetzte Schiff der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an. Die St. Michaels-Capelle bildete die Grab-Capelle für den rings um die Pfarrkirche gelegenen Friedhof; als folche ftand fie mit der Kirche felbst in fo unmittelbarem Zufammenhange, dafs feibe in die Betrachtung einzubeziehen unvermeidlich war. Filial-Kirchen und zur Liebfrauen-Kirche gehörende Capellen, wie die Kirche zur Unferer lieben Frau zu Zemendorf (Zaunendorf), oder die St. Niclas-Capelle, und andere wurden hier unberückfichtigt gelaffen.

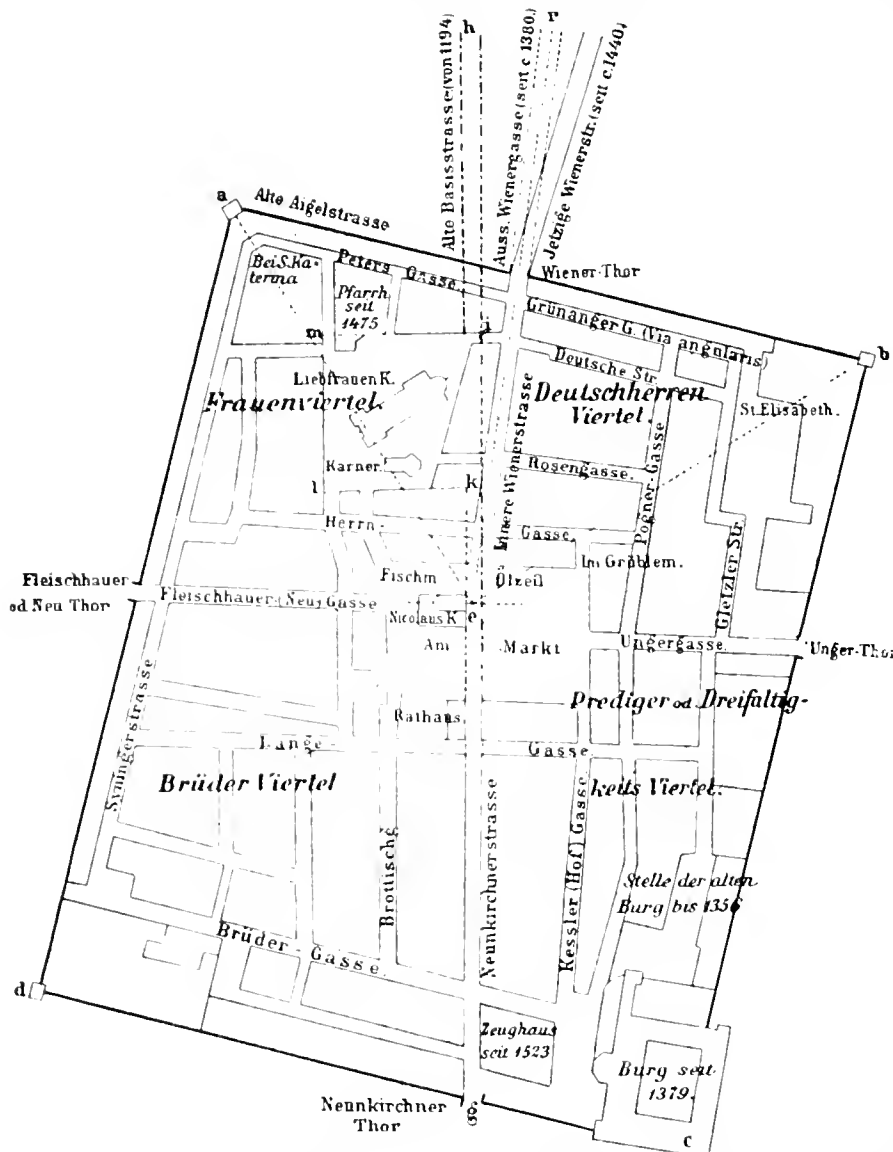
Die bisherigen Annahmen lauten dahin, dafs die Liebfrauen-Kirche fehon um 1200 in ihrem Baue begonnen wurde. Nehmen wir die Formen des ältesten Theiles in Betracht, fo ift denfelben nicht entgegenzutreten; ja die Art der Beflimmung, ihre Lage und Richtung beweift, dafs mit dem Baue fehr bald nach der Vollendung der Stadtumwallung und vor der vollendeten Befiedlung begonnen worden fein mußte.

Der Fortgang des Baues ist bei einiger Aufmerksamkeit ziemlich gut zu verfolgen. Wir sehen in dem Erdgeschoße des nördlichen Thurmes den Beginn desselben, die Arbeit erstreckte sich sodann auf das mittlere Gewölbe der Façade, endlich auf den südlichen Thurm, bis zur Höhe des Frauenchores; fast gleichzeitig mit der Vollendung des mittleren Gewölbes wurde die erste Etage am nördlichen Thurm fertiggestellt. Die mächtige Anlage, sowie die Verhältnisse an sich im Gegenfatze zu jenen der übrigen (romanischen) Theile lassen erkennen, daß hier, wenn nicht eine längere Unterbrechung des Baues, doch ein Wechsel

gibt uns Anlaß zu einigen Bemerkungen. So einfach auch die Anlage der Kirche erscheint, so fällt dennoch, wenn wir von den Dimensionen absehen, die Aehnlichkeit derselben mit dem östlichen, dem Georgen-Chore des Domes zu Bamberg auf und es scheint uns, als wäre beim Baue der Liebfrauen-Kirche zu Neuladt eine Erinnerung an das Stammland der fränkischen Fürsten wachgerufen worden, jedenfalls ist anzunehmen, daß fränkische Werkmeister zur Zeit in Oesterreich und Ungarn thätig waren.<sup>1</sup>

Diese Aehnlichkeit des Bamberger Domes mit unserer Liebfrauen-Kirche erstreckt sich nicht allein auf die allgemeine Anlage, sondern bis zu den Einzelheiten in den Ornamenten, ja sogar auf die eigenthümliche Orientirung. Nehmen wir dazu in Betracht, daß der erstere in feinen vorhandenen hier in Betracht kommenden Theilen nur um etwa 20 Jahre älter als unsere Kirche ist, so dürfte es gerechtfertigt erscheinen, in die Verhältnisse beim Baue des Georgen-Chores und des Langschiffes am Dome zu Bamberg einzugehen.

Der alte von Kaiser Heinrich II. erbaute, 1012 eingeweihte Dom wurde 1081 durch den Brand zerstört. Nach dem Zeugnisse des Biographen Heinrichs, Dietmar von Merseburg, besaß derselbe zwei an den entgegengesetzten Enden befindliche Krypten, also zweifelsohne schon damals zwei Chöre. Erst Otto I. der Heilige begann 1110 den Neubau desselben, von welchem aber auch nur mehr Spuren vorhanden sind. Der Theil, welcher heute noch an der Ostseite vor das Auge tritt, stammt von dem bauluftigen Bischofe Thimo, der vom Jahre 1192 an den Neubau kräftig gefördert hatte, und es ist für unsere Untersuchungen nicht ohne Wichtigkeit, daß Vermuthungen auftreten, es sei schon unter dem Vorgänger Otto's, einem aus dem mit den Babenbergern in vielfachen Beziehungen stehenden Geschlechte von Andechs, der auch im Georgen-Chore bestattet ist, der Plan zum Neubaue gefertigt worden. Die alten Kryptenanlagen waren für den Werkmeister von 1192 etwas Gegebenes; wo sich derselbe aber von



des Werkmeisters zu verzeichnen ist; denn die Formen und Stärken der Pfeiler und nicht minder die Lösungen im Frauenchore an der Südseite weisen auf einen entschiedenen Fortschritt in Beziehung auf die Anwendung der Gesetze der Statik und auf die technische Ausführung hin. Ungeachtet dieser Wahrnehmung ist es deutlich erkennbar, daß die späteren Werkmeister befreit waren, an dem ursprünglich gefertigten Plan, was die Außenseite des Baues betrifft, so wenig als möglich zu ändern.

Die Ansicht der West-Façade, deren Formen auch von den späteren Meistern festgehalten wurden,

Fesseln frei fühlte, da treten die Analogien mit der Liebfrauen-Kirche in überraschender Weise zu Tage. Sie sprechen sich unverkennbar im Grundplane des Langschiffes und in der Construction der Thürme aus. Selbst die Pfeiler im Innern mit den im

<sup>1</sup> Der Verfasser vermuthet als Werkmeister der Kirche, und zwar der späteren Anlagen in der ersten Periode einen aus dem Geschlechte der *Maurer*, das nachweislich vom 12. bis ins 15. Jahrhundert in Neuladt blühte und zu Ehren gelangte. 1305 wird *Kadolph der Maurer* als Stadtrichter genannt; 1338 *Leopold der Maurer*. Ein *Georg der Maurer* erscheint 1340 in den Urkunden, der Eudam seiner Witwe 1345 als Stutter des heiligen Geißt-Altars in der Liebfrauen Kirche. 1376 ist *Leopold der Maurer* Bürgermeister. 1382 Burggraf zu Stuchfenstein, 1402 wirken *Hans* und *Leopold*, 1403 wird eines *M. von* Erwähnung gethan. Ihr Siegel, siehe meine Kegeßen.



Eck gestellten Rundfaulen finden wir wieder, nicht minder sind die decorativen Details von großer Aehnlichkeit, so die Frieße mit den charakteristischen Zahnschnitten und Kugeln und vor allem die Decoration des südöstlichen Portales am Georgen-Chore, die wir in ganz gleicher Form an der Liebfrauen-Kirche wiederfinden. Derselben Schule gehörten auch der Meister der Michaels-Kirche in Wien, der unvergleichlich schonen goldenen Pforte am Dome zu Freiberg, des Domes in Gurk, der Abtei-Kirche zu Tre-

bitseh, jener der Kirche in Wechselburg u. A. an.<sup>1</sup> Auch in Ungarn finden wir Bauten, die unverkennbar der gleichen Schule angehören, wie unter andern die Kirche zu St. Jak. Schließlich mag nicht unerwähnt bleiben, daß der Dom in Bamberg gleich der Liebfrauen-Kirche in Neustadt von Südwest gegen Nordost orientirt ist, und daß auch an jenem die stylistischen Gegensätze zwischen dem Aeußeren und Inneren, welche wir zunächst berühren, sich bemerkbar machen.

<sup>1</sup> E. Förster, Denkmale deutscher Baukunst I, pag. 1, Taf. 4

## Notizen.

49. Seine Excellenz der Unterrichts-Minister hat die Conservatoren Dr. *Heinrich Righetti* in Triest, und *Nicolaus Rizzi* in Pola in ihrem Ehrenamte auf weitere fünf Jahre (das ist bis Mai 1891) bestätigt, ferner den Custos der Waffensammlung des Allerhöchsten Kaiserhauses *W. Boehm* zum Conservator in Angelegenheiten der II. Section für die Bezirke Groß-Enzersdorf, Mistelbach, Korneuburg und Ober-Hollabrunn in Nieder-Oesterreich ernannt.

Dr. *Joseph v. Mayer*, Professor an der Landes-Oberrealschule in Wr.-Neustadt, und *P. Archangelus Simoner*, Professor am Gymnasium der Franciscaner in Bozen, wurden von der Central-Commission zu Correspondenten ernannt.

50. (*Gräberfunde bei Civezzano.*) Wenn Alterthümer und Kunstgegenstände der ersten Jahrhunderte des Mittelalters in den tyrolischen Museen spärlich vertreten sind, so darf man aus diesem Mangel nicht den Schluß ziehen, daß etwa die Trientiner Thaler nach dem Untergange des römischen Reiches und nach dem Erlöschen seiner Weltcultur in einen Zustand des vollkommenen Verfalles gerathen seien.

Hin und wieder findet man im Museum zu Trient, in der Sammlung Roveretos, im Ferdinandeum zu Innsbruck und auch im Privatbesitze Reste jener mittelalterlichen Zeit. Leider wurden diese Gegenstände bis jetzt zu wenig berücksichtigt infolge mangelhafter, oder auch irriger Angabe der Fundstelle, und weil man der prähistorischen und römischen Forschung verhältnißmäßig mehr Aufmerksamkeit schenkte als der frankisch-longobardischen. Es waren auch, und es ist noch jetzt nicht selten, unter spät-römischen Alterthümern Gegenstände der sogenannten „barbarischen Zeit“ zu finden, die als „römische Funde“ bezeichnet wurden.

Die Aufmerksamkeit auf mittelalterliche Entdeckungen in der Umgebung Trients lenkte der fleißige Sammler *M. Zanella* schon vor Jahren; und seine Sammlung, die er noch bei Lebzeiten mit großer Liberalität dem Museo di Trento überlies, beweist welche feinen Sinn und welche Fachkenntnisse jener Sammler besaß. Gegenstände aus *Piedicafello* und aus *Civezzano* ließen mit einiger Sicherheit schließen, daß in jener Umgebung eine frankische oder longobardische Niederlassung ihre Todten bestattete.

Von besonderem Interesse, ja von hervorragender Bedeutung ist der Fund von *Civezzano*, den die Gebrüder *Dorigoni* am 13. Februar 1885 gemacht haben.

Civezzano erhebt sich östlich von Trient in reizender sonniger Lage. Urkundlich wird im Jahre 845 das nahe gelegene Castel Fornaco mit *Civitianum* genannt. Prähistorische, römische und jetzt barbarische Funde bestätigen die Bedeutung und die Wichtigkeit dieser Ortschaft. Auf dem Weingarten-Grundegenannt „al Foss“ bei Ausrodung einiger Maulbeerbäume in einer Tiefe von 160 M. stießen die Arbeiter auf ein bereits zerstörtes Grab, in welchem nebst Menschenknochen eine eiserne zweifelhändige starke Spata (Schwertklinge) ohne Hest (Fig. 1), eine Schließe und ein prismatischer Bronzeknopf gefunden wurden. Dieser letzte Gegenstand zierte, wie bekanntlich (*Lindenfeldmit*, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit I, Heft VI, Tav. 7) das äußerste Ende der Schwertzunge, und bildete somit den Schluß des Griffes. Das Schwert zeigt Reste der Holzsheide und mißt sammt Zunge 86 Cm. Man fand keine Spur eines Sarges vor, noch weniger eine Stein- oder Ziegeleinfassung und mithin scheint die einfachste Bestattungsweise in Anwendung gekommen zu sein.

Kaum 2 M. entfernt lag in einem Holzfarge (Fig. 2) ein vollkommen gut erhaltenes Skelett, die Füße nach Osten, den Kopf nach Westen, die Arme langs des Körpers gestreckt. Der Sarg, in Form eines Sarkophags mißt in der Länge 230 M., in der Breite 080 M., in der Höhe 050 M. hat starke geschmackvoll gezeichnete Eisenbeschläge. Reizende Thierkopfe schmücken die Ecken, und in der Mitte des Deckels aus einer spiralformig gedrehten Stange bildet sich ein plattgeschlagenes Kreuz. Ob die gezeichnete flache Form des Deckels die richtige war, laßt sich nicht genau bestimmen. Wahrscheinlich entspricht mehr der Wirklichkeit ein Deckel in der Gestalt eines Daches. Auf dem



Fig. 1.

Boden, rechts und links des Sarges lagen, entsprechend den Haken des Deckels, vier Ringe, die zum Heben und Tragen des Sarges gedient haben mögen.

Auf der rechten Seite des Skelettes, mit der Spitze nach unten gerichtet, befand sich das Schwert ebenfalls doppelsehnidig, sehr verrostet mit Spuren der Holzsheide. Sowohl die Form wie auch die Größe (0,92 Cm.) entspricht den fränkischen Schwertern, aber auch ebenso gut den longobardischen (Necropoli barbarica di Testona. Atti della società di Archeologia e belle arti per la provincia di Torino. 1880, Val. IV, Heft 1). Auf der Höhe der Schulter lag die Lanze (Fig. 3) mit der Spitze nach oben gerichtet, und in der

Alterthume als später durch die Byzantiner im Mittelalter. Auffallend ist die Größe dieses Kreuzes und auch die Form ist keine gewöhnliche. Die meisten bis jetzt aus barbarischen Grabfeldern entnommenen goldenen Kreuze haben keine geradschenkelligen Arme, sondern breitgeschweifte in der Gestalt der griechischen. Sowohl die hier gefundenen, wie auch die aus der Necropoli barbarica di Testona stammenden Kreuze, weichen von unserem ab. Es ist bekannt, daß die Kreuze auf die Kleider geheftet wurden, wie auch die an den Enden angebrachten Löcher es beweisen; ob aber dieselben eine Auszeichnung, ein Symbol des Christenthums oder ein Attribut der Gewalt oder der

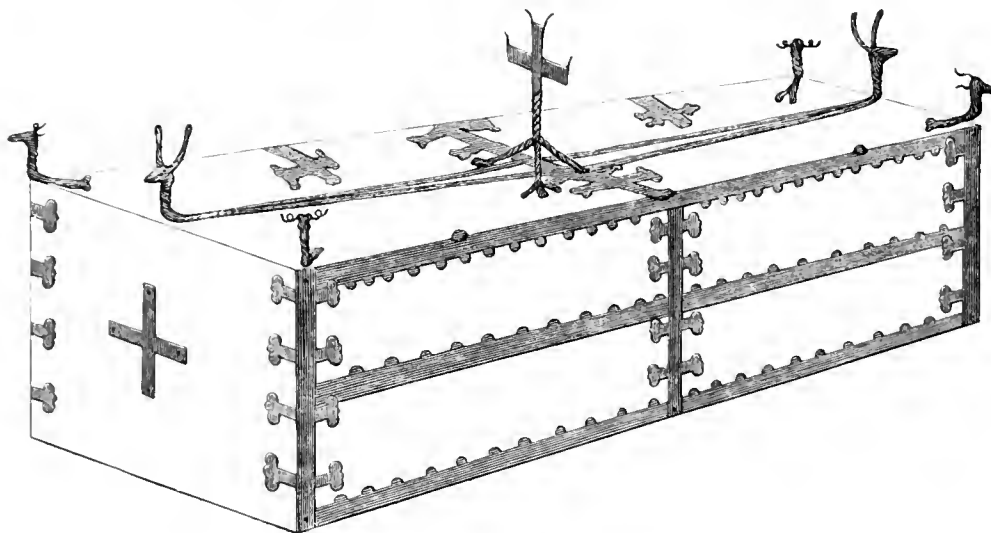


Fig. 2. (Civezzano.)

unmittelbaren Nähe fanden sich drei Wurffpieße von eigenthümlicher Gestalt mit wellenförmigen Kanten. Die Brust erschien geschmückt mit einem reizenden goldenen Kreuze (Fig. 4), gleichschenkelig (crux immiffa) im Gewichte von 2 1/2 Ducaten. Die Ornamentik, die sehr häufig auf Ziergegenständen der ersten Jahrhunderte des Mittelalters vorkommt, und den orientalischen Einfluß verräth, ist in dem dünnen Goldblech mittelst eines Stempels geschlagen worden. Auch im hohen Alterthum war diese bandförmige Flechtart ein sehr beliebtes Motiv, wie dies die präenestinsche Ciste (Bronzeimer) aus der umbrischen Zeit, gefunden in der Certosa, beweist. (Zannoni Gli scavi della Certosa.) Es ist kaum anzunehmen, daß diese Ornamente von den Umbrenn oder Etruskern auf die Römer übertragen worden sind, und daß die letzteren sie weiter bis ins Mittelalter verpflanzt hatten.



Fig. 3. (Civezzano.)

Man findet in der römischen Cultur und Kunst keine Spur dieser Motive, die dann später, vornehmlich in der merovingischen und carolingischen Zeit, so beliebt wurden und so vielfache Anwendung fanden. Es kann mit Sicherheit angenommen werden, daß derlei Zeichnungen aus dem Oriente ihren Ursprung herleiten, sowohl im fernen

militärischen Macht bildeten, ist mit Sicherheit nicht zu bestimmen. Viele Vermuthungen sind vorgebracht worden, aber das verhältnismäßig sehr geringe Material laßt keine verläßliche Interpretation zu.

In der Gegend der Bauchhöhle traf man verschiedene feine Golddrähte an im Gewicht von 2 Zechinen, welche ohne Zweifel zum Schmucke und zur Verzierung des Gürtels in demselben eingewebt waren. Die eiserne Schnalle (Fig. 5), mit silberner Einlage (Tauschirarbeit) dürfte ebenfalls zum Gürtel gehört haben.

Die Füße erscheinen von einem 0,40 Cm. im Durchmesser breiten umgeschlagenen Kessel aus dünnem Bronzeblech beinahe vollständig bedeckt. Die Henkel desselben, die losgelöst gefunden wurden, zeigen noch Spuren von Blei, womit sie an den Kessel angelöthet waren. Welche Anwendung diesem Gefaße zugedacht wurde, ist, aus Mangel an parallelen Funden, nicht zu ermitteln.

Zur linken Seite des Skelettes etwa in der Höhe der Schulter lag der Schildbuckel aus Eisen mit Spuren des Schildgriffes (clavis umbonis) (Fig. 6). Die Form entspricht der bekannten aus fränkischer Zeit, die in Rheinheffen zum Vorschein kamen, und unterscheidet sich gar nicht von den longobardischen aus Testona. Der Mittelpunkt des Buckels trägt als Verzierung einen kreuzförmigen vergoldeten Knopf. Dieser Schmuck bildet bei derlei Schutzwaffen eine Ausnahme, denn am häufigsten sind die Schildbuckel ganz glatt.

In der unmittelbaren Nähe und fogar unter dem Schildbuckel kommen sechs vergoldete Bronze-Knöpfe (Fig. 7) zum Vorschein, die dazu dienen mußten, um die Holzverkleidung oder Fütterung an dem Schilde zu befestigen. Weiters fand man zwei prismatische Bronze-Knöpfe, die zu dem Schwert und zu dem langen Messer-Scramafax (Fig. 8) gehörten, welches zur Linken unter dem Gürtel lag

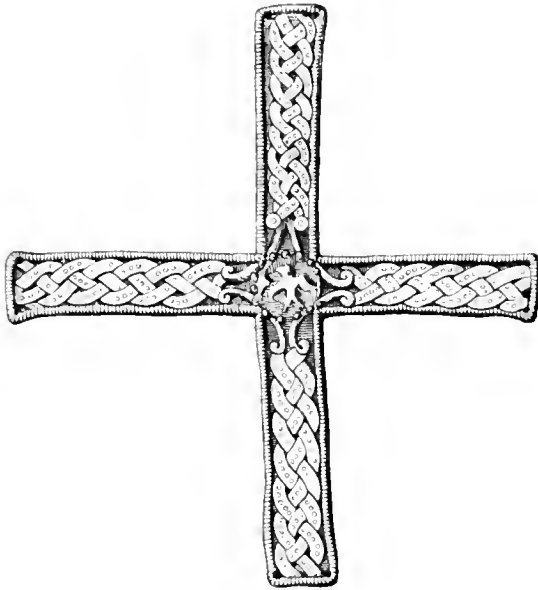


Fig. 4. (Civezzano.)

Ferner fand sich ein fragmentarisches Armband mit verstärkt auslaufendem Ende in Form eines Schlangenkopfes. *Lindenschmit* Bd. 1, Heft XII bei VI sagt: „dafs alle bisher bei den Ausgrabungen unter verlässlicher Aufsicht gefundenen Armringe aus Frauengräbern stammen.“ Dieser Ansicht kann man nun nicht mehr huldigen, da man getrost annehmen darf, dafs in dem Grabe zu Civezzano ein Krieger ruhte. Der gleiche Umstand wiederholte sich in Testona und bietet zugleich eine nicht unwesentliche Unterstützung für die Annahme, dafs im Mittelalter auch die Männer Arm-

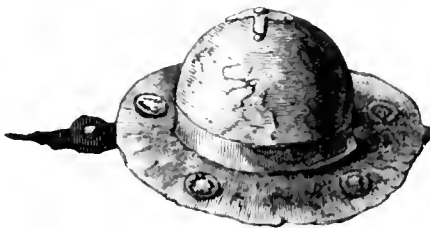


Fig. 6 (Civezzano)

ringe trugen. Ich selbst besitze ein Armband, welches der Form nach entschieden dem Mittelalter zugeschrieben werden muß, und solche Dimensionen aufweist, dafs es unmöglich zum Armschmucke einer noch so kraftigen Frau dienen konnte. Ohne genaue Angabe der Lage fand man acht Eisenreife im Durchmesser von 20 Cm., von welchen zwei durch eine Handhabe verbunden waren. Es scheint, dafs diese Reife zur Einfassung eines kleinen Holzzeimers oder Fäschens verwendet wurden. In diesem Falle würden wir analoge Funde aus dem 5. Jahrhunderte in Schweden ver-

zeichnen, bei welchen nebst Schwertklingen, Wurfspießen, Schildbuckeln, auch kleine Holzzeimer mit eisernen Reifen und bronzenen Handhaben sich vorfinden.

Auch ein sehr verrostetes Riemenbefschlag mit Silber oder Bleiverzierung kam aus diesem Grabe (Fig. 9).

Das ganze Grab-Inventar spricht für einen Krieger aus dem 5. bis längstens 9. Jahrhunderte. Die Bestattungsweise ist die bei den nordischen Stämmen gewöhnlich übliche, denn sie pflegten ihre Todten in Reihengräber zu begraben, und zwar gekleidet, mit reichen Beigaben und Attributen, theilweise in bloßer Erde, häufig in Steinpackung oder auch in Ziegelgräbern, nicht selten in Holzfarge.



Fig. 9, 7, 5. (Civezzano.)

Die äußerst reichen Beigaben, die diesen Todten begleiten, verglichen mit dem spärlichen Grab-Inventar des ersten Fundes, ergibt, dafs hier eine vornehme Persönlichkeit beigefetzt wurde, die man auch im Grabe auszeichnen wollte. Der Sarg selbst mit dem vielen Eisenschmuck, die Waffen, wenn auch Helm und Panzer fehlen, das große schöne goldene Kreuz, der goldgestickte Gürtel sprechen für die Distinction des Bestatteten.

Für uns ist dieser Fund von Wichtigkeit, weil dies der erste ist, der ein vollkommenes Grab-Inventar aus dem Mittelalter uns zeigt.

Welchem Volksstamme dieser Todte angehören möchte, ist wohl nicht mit Bestimmtheit zu sagen; allein große Wahrscheinlichkeit spricht für einen *Franken*, wenn nicht eher ein *Longobarden*-Hauptling es war, dessen Herrschaft hier bis gegen Ende des 8. Jahrhunderts wahrte.

Ueber das Schicksal dieses Fundes sei noch erwähnt, dafs derselbe von Händlerhänden um eine ansehnliche Summe in den Besitz des Ferdinanden zu Innsbruck gelangte.

Spätere Ausgrabungen lieferten andere Gegenstände zu Tage, aus denen der Schluß gezogen werden kann, dafs die Umgebung von Civezzano eine Nekropolis barbarica birgt.

Zum Schluß will ich meinem Freunde Dr. *Giorgio Cav. Ciani*, den warmsten Dank entrichten für die mir freundlichst gemachten Mittheilungen und überlassenen Zeichnungen, welche er unmittelbar nach dem Funde aufzunehmen Gelegenheit hatte.



Fig. 8. Civezzano

51. *Partagirte Römermünzen.*) Dann und wann geriethen bei Ausgrabungen römische Bronze-Münzen in Besitz des Conservators *S. Jenny*, welche die unverkennbaren Spuren einer absichtlichen Theilung unter Zuhilfenahme eines Schneideinstruments oder eines scharfen Meißels an sich trugen. Drei Stücke bilden genaue Halften (Fig. 10), von einem weiteren ist nur ein Kreissegment, das einem Viertel der Münze gleichkommt, abgetrennt und ein fünftes Stück trägt nur einen scharfen Hieb, welcher die Halbierung bewerkstelligen sollte. Repräsentanten einer weitergehenden Theilung, wodurch auch die halbe Münze noch in zwei Stücke getrennt wurde, welche somit dem vierten Theil des Werthes der Münze entsprachen, fehlen bisher, obwohl nach Analogie mit dem Nachbarlande zu erwarten steht, es werden unter künftigen Funden in Vorarlberg auch diese nicht ausbleiben. Es genügen übrigens die vorhandenen Münzen-Bruchtheile, um die Thatsache zu constatiren, daß die in der Westschweiz gebräuchliche Zerkleinerung des Verkehrsmittels auch in Brigantium stattfand, das doch in einem anderen Lande, in Vindelicien, gelegen war.



Fig. 10.

In einer Abhandlung *R. Forrer's* in der *Antiqua* Nr. 10, Jahrgang 1885, wird nämlich aus einer großen der Privatsammlung von *A. Dardel Thorrens* in St. Blaise und des antiquarischen Museums in Bern entstammenden Reihe solcher Münzen der Schluß gezogen, daß die Sitte, Münzen in ihrem Werth und Gewicht zu verringern, um aus ihnen kleinere, dem kleineren Aequivalent entsprechende Gegenwerthe zu schaffen, schon während der La Tène-Zeit bestand, in welcher sie bei den eursirenden Potinmünzen angewendet wurde; ferner daß mit der römischen Occupation, als gallo-römisches wie römisches Bronzegeld an Stelle der rein gallischen Potinmünzen trat, das Theilen des neuen Geldes auch weiterhin — nunmehr mit besseren Instrumenten — bis weit in die römische Zeit hinein sich erhielt. Dr. *Edmund v. Fellenberg* fand in den römischen Ruinen des Engewaldes eine große Menge solcher halbirtter und geviertheilter Münzen vom römischen As des Endes der Republik an, bis zu den schönen Geprägten des 2. Jahrhunderts n. Chr. Seine Wahrnehmung, wie gerade die getheilten Münzen alle schlecht erhalten, sehr abgebraucht sind, stimmt mit der *Jenny's* überein, denn unter den hier gefundenen Exemplaren findet sich nur eines, an dem der Kopf und ein anderes, an dem noch ein S im Felde und . . .aes . . . am Rande sich erhalten hat, an allen übrigen ist die Prägung total durch Abnutzung verwischt. Offenbar scheuten sich die Leute, schöne Münzen zu zerhacken und wählten dazu die durch Gebrauch stark abgegriffenen heraus.

52. In *Pirano* wird demnächst, wie Prof. *M. Trenkwald* berichtet, jenes herrliche figurenreiche Altar-Gemälde von *Carpaccio* in der S. Francisco-Kirche zur Aufstellung gelangen, das auf Kosten Seiner Majestät

jungst restaurirt wurde. Bei der schwachen Beleuchtung des Refectoriums, woselbst das Gemälde provisorisch untergebracht ist, kann man das Bild nicht genau untersuchen, und muß sich begnügen zu sagen, daß das Bild sofern nicht schlecht restaurirt wurde, als derbe Uebermalungen vermieden wurden. Fast könnte man versucht sein zu glauben, daß außer einigen Retouches und der Uebertragung auf starke neue Leinwand die Enthaltbarkeit des Restaurators so weit ging, sogar den alten Firnis zu schonen, denn das Bild erscheint dunkel. Das Bild soll wieder in jener Capelle zur Aufstellung gelangen, für welche es schon ursprünglich bestimmt war, und soll diese eine ganz weiße Marmor-Verkleidung erhalten. Diese Capelle ist in ein Travé des linken Seitenschiffes eingebaut und soll ebenfalls restaurirt werden, gegenwärtig aber noch ganz unfertig. Es fehlen die beiden Lesenen, die Füllungen der kleinen Kuppel, die Nischenfiguren, was alles in Marmor neu herzustellen sein würde. Die ganze Kirche ist frisch geweißt, die schönen alten Marmor-Ornamente der Capelle sind geputzt.

Wie in *Pirano* nimmt auch in *Paranzo* das Weißen überhand. Der dortige alt-venetianische Glockenthurm, vom Boden bis beiläufig zur ersten Stockhöhe und der ursprüngliche schöne Quaderbau sind von da ab bis zur obersten Thurmspitze mit weißem glattem Stucco frisch überzogen, die Füllungen zwischen den drei breiten Lehen, die wie an allen Thürmen venetianischer Periode sich bis zum Thurmhelm hinauf erheben, und bis zur Erstenstock-Höhe auch hier noch ersichtlich sind, wurden mit Bewurf gleich ausgefüllt, alles glatt gemacht, wobei der Charakter verloren ging. Aehnliches geschah mit dem Vorhofe des Domes, da sind zwar die alten Marmorfaulen unberührt belassen, sonst aber herrscht allenthalben weißer Kalkanstrich mit Ausnahme eines mannshohen ebenso fatalen grauen Anstriches, welcher rings um den Säulengang geführt ist, und wobei leider auch die wichtige Inschrift eines in die Wand eingelassenen frühchristlichen Tabernakels auf das nachlässigste verstrichen worden ist.

An einer Seitenwand des Vorhofes sind verschiedene Fundstücke, Grabsteinplatten, Capital- und Säulen-Fragmente eingelassen und aneinander gefügt, wodurch sie allerdings vor weiterer Beschädigung gesichert erscheinen; nur dürfte man demjenigen, der die Aufstellung besorgte, zu viel freie Hand in der Anordnung gelassen haben. Von diesem oben offenen Vorhofe aus wird die einst mit Mosaiken geschmückte Giebel-Façade sichtbar, von denen aber nur mehr zwei Apostelbilder erhalten sind. Die Farbenpracht der zur Erneuerung bestimmten Mosaiken würde mit dem geweißten Vorhofe schlecht stimmen. Die herrlichen Mosaiken im Inneren des Domes, am Baldachin des Hoch-Altars und in der Apfis, erscheinen noch ziemlich wohl erhalten. Nur an der linken Seite der Apfis beginnt der Verfall, es wäre hohe Zeit dem Fortschreiten dieser Schäden Einhalt zu thun.

53. (*Die ehemalige Klosterkirche zu Saar*). Eine fromme Sage berichtet, daß die heil. Jungfrau Maria einem in der Saarer Wildnis herumirrenden Grafen (*Přibislav v. Krizanau*, Burggrafen von Eichhorn) an einem Brunnen, als wenn sie sich abwische, erschienen sei, und demselben nicht eher aus der Wüste helfen

wollte, bis er nach längerer Weigerung sich entschloß, ein Klosterstifter zu werden, welches Gelübde aber erst Boczko Graf von Bernegg und Nidda Burggraf von Znaim, sammt seiner Schwiegermutter, der Witwe dieses Přibislav im Jahre 1251 erfüllten, indem sie ein geistliches Haus Cisterzienser-Ordens unter dem Namen „Fons Mariae,“ Marien-Brunn in Saar stifteten und einige Ordensmänner aus dem böhmischen Kloster Pomuk anher beriefen. Eine andere Version erzählt wieder: Boczko Graf von Bernegg habe die wunderbare Heilung seiner Blindheit dem Gebrauch des hiesigen „Marien-Brunnenwassers“ zu verdanken gehabt und deswegen das Kloster gestiftet. Die markgräfliche Bestätigungs-Urkunde Přemysl Otakar's vom Jahre 1252 über die Fundation dieses Klosters befagt nur, daß die Stiftung in Erfüllung eines „gewissen Gelübdes“ des verstorbenen Přibislav erfolgte.

Das Stift wurde aber 1286 von Räufern verwüstet und erst 1294 wieder hergestellt. Mit dem Jahre 1420 beginnen jedoch für daselbe eine ununterbrochene Reihe schwerer Schicksalschläge und Prüfungen, welche fast bis zu dessen Aufhebung fort dauerten; denn bereits 1421 beraubten und verbrannten die Hussiten das Kloster gänzlich und ermordeten auch mehrere Ordensmänner. Gegen 1460 wieder hergestellt und im erträglichen Zustande, mußten es die Conventualen 1469 des ausgebrochenen Krieges wegen verlassen. Es erholte sich zwar 1488 neuerdings, aber 1530 durch wiederholte Unglücksfälle hart betroffen, vertrieb ein feindlicher Einfall die Brüder in die Fremde. Zurückgekehrt minderte sich die Zahl der Priester derart, daß bis zum Jahre 1607 bloß vier Ordensmänner hier waren, die noch dazu den Befehl erhielten, 1614 das Kloster zu räumen. Darauf wurde die bisherige Abtwohnung 1617 in ein gutsherrliches Schloß umgestaltet, ein Theil des Conventsgebäudes niedergegriffen und der Ueberrest den aus Krenfier hierher veretzten Franciscanern übergeben. Das Stift und die Stift Saarer Güter gelangten nun in den Besitz des Cardinals Dietrichstein, dessen Erbe Fürst Maximilian die Herrschaft 1638 dem Cistercienser-Orden verkaufte, daher die Franciscaner nach Krenfier zurückgehen mußten.

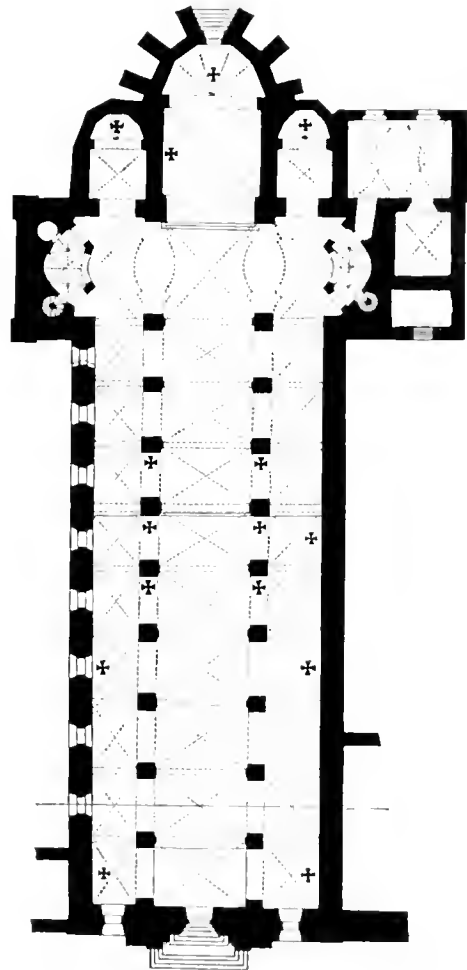
Inzwischen plünderten hier die Schweden 1647 nicht unbeträchtlich. Als sich darauf das Stift erholte und wieder gehoben hatte, brannte es 1689 ab, wodurch das ganze Gebäude in Asche fiel.

Nach vollendetem Neubaue traf es abermals das Unglück, daß das Conventsgebäude sammt dem Kirchendache in Flammen aufging. Kaum war das Gebäude aber hergestellt, als am 16. Juli 1784 nochmals Feuer ausbrach und binnen  $\frac{3}{4}$  Stunden das Kloster sammt Kirche, Thurm, Glocken und Uhr verzehrte und bloß die Abtwohnung nebst den Wirthschaftsgebäuden gerettet wurden.

Schließlich wurde es am 4. October 1784 mittelst kais. Befehl aufgehoben. Damals lebten hier außer den Prälaten 49 Ordensmänner, wovon die meisten in die Seelforge übergingen. In der Bibliothek fand man 14 Bände Handschriften, 25 Incunabeln, 960 brauchbare und 102 unvollständige theologische Werke, dann eine große Anzahl anderer Bücher.

Der letzte Abt *Otto Steinbach von Kranichstein*, einer alten deutschen Adelsfamilie entstammend, die

als Wappen im blauen Felde einen schräg gelegten wellenförmigen Querbalken und unter demselben drei silberne Steine führte, war 1751 zu Rosenberg in Böhmen geboren. Als Stifts-Archivar und Abt ein rastloser Förderer der Landesgeschichte, schrieb er sehr viele Werke. Nach Aufhebung des Stiftes wurde er zum geistlichen Rath und Referenten in Prag ernannt. Er starb zu Wien am 19. Februar 1791 im 40. Lebensjahre.



0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 m WKZ.

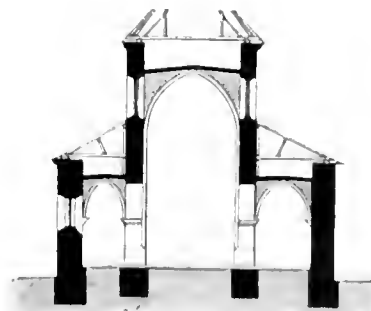


Fig. 11, 12 (Saar, Mähren.)

Herrschaft und Stift Saar ward nach der Aufhebung bis zum Jahre 1826 von der k. k. Staatsgüter-Administration verwaltet, dann an den böhmischen Oberst-Landmarschall Joseph Grafen Wratislaw von Mittrowitz und von dessen Erben 1831 an Furtlen Franz

Joseph von Dietrichstein verkauft, dessen Tochter Clotilde, vermählte Gräfin Clam-Gallas nunmehrige Besitzerin der Herrschaft ist.

Das Schloß Saar liegt hart an der böhmischen Gränze in einem freundlichen Thale am Sázavaflusse. Von der ehemaligen Größe und architektonischen Zier sowie seiner inneren Ausflattung blieben aber nur wenig Reste erhalten, wie das zweiflöckige Prälatengebäude aus dem 17. Jahrhundert — jetzt Schloß nebst Wohnungen für Beamte und Kanzleien — mit einem ovalen Saal, dessen Kuppel noch kunstvolle Fresken zieren, darstellend Scenen aus dem alten und neuen Bunde, dann die himmlische Seligkeit der Heiligen aus dem Cistercienser Orden, welche wahrscheinlich später von dem Hofmaler K. Karl VI., dem Bologneser Simon Gionimo, der im Stifte durch mehrere Jahre unterhalten wurde, meisterhaft gemalt sind.

Knapp daran befindet sich die ehemalige Convent-Kirche zur Himmelfahrt Mariens, jetzt Pfarrkirche, eine im Uebergangsstyl gebaute dreischiffige Hallen-Kirche, deren Gewölbe auf starken Pfeilern ruhen. Durch die oftmaligen Brände hat sie aber vielfache Aenderungen erhalten, ohne daß der ursprüngliche Bau-Charakter verwischt worden wäre (Fig. 11 u. 12). Sie ist 79 M. lang und 19 M. breit und enthält mehrere Seiten-Altäre, deren Bilder theils von Gionimo, theils von Saarer Maler Thom. Schabart (1705), sowie von Thad. Topper aus Groß-Meseritzsch (um 1760) gemalt sind.

Das Haupt-Altarbild malte Michael Willmann 1692 und die Figuren dieses Altars verfertigte der Bildhauer A. Theny aus Böhmen 1709—1735.

Die Kirche hat 40 Fenster, einen Musik-Chor auf kühnem Bogen von 12 Schritt Spannweite, darauf eine reich ornamentirte Orgel. Zwei Grüfte für die ehemaligen Abte und Ordensmänner, nebst welchen früher noch drei andere da bestanden, nämlich für das Geschlecht der Kunstadt, der Lipa und Kaunic, wie deren Wappen noch bezeugen.

Die prächtig gefchnitzten Chorstühle mit 48 Sedilien vor dem Presbyterium, das durch ein reich verziertes und kunstvoll gearbeitetes hohes Gitter — eine seltene und kostbare Schloßerarbeit aus dem Jahre 1666 — von dem Schiffe abgeschlossen wird, machen einen besonderen Effect. Die Ausflattung der Altäre und der Kanzel, daran als Symbol der Marien-Blumen plastisch abgebildet ist, zeugt noch von der einfligen Prachtliebe und Erhabenheit des Ordens, der hier wirkte. Denn der Chronica domus Sarensis zu Folge, die der Ordensmann Johann von Angusta (Augsburg?) im Jahre 1300 schrieb, erfahren wir, daß dessen Vater Ekkard aus Deutschland beim Klosterbau vor 1268 als Steinmetz beschäftigt war, und Johann selbst „die Sitze, in welchen die junge Herrschaft dem ewigen Gott lobfingt,“ schnitzte und bemalte.

In der geräumigen Sacristei befindet sich ein schönes Wasserbecken in Gestalt einer großen Muschel aus schwarzem Marmor, die von einem einköpfigen gekronten Adler getragen wird, welcher als Brustschild die Insignien der Herren von Kunstadt trägt und in der rechten Klaue ein Kreuz hält. Es ist dies das Münsterbergische Wappen, welches die herzoglichen Brüder Albert, Georg und Karl 1502 als Nachkommen der Kunstadt den Aebten und dem Stifte, sammt dem Siegel mit rothem Wachs verliehen (*Steinbach* II.

197). Ober dem Becken ist die Darstellung des Brunnens Mariae ersichtlich.

Das hohe Haupt-Portal der Kirche im Spitzbogen, mit zierlich profilirter Steinverkleidung wird durch ein massives eisenbeschlagenes Doppelthor geschlossen, auf welchem kreuzweis gelegte und mit vergoldeten Rosetten besetzte Stäbe haften, zwischen deren Rhombenfeld je eine heraldische Lilie und ein Stern wechseln. Sie sind aus Eisenblech geschlagen und waren vormals vergoldet.

Oberhalb dieses Portales befindet sich an der Stirnwand ein großes Rundfenster, das früher ein zierliches Maßwerk gehabt hatte. Der ehemalige große Kirchenturm, da baufällig, ward im Jahre 1845 abgetragen und wurden seine vier neueren Glocken auf den massiven Uhrthurm bei der Schule im Hofe verlegt.

An die Kirche lehnt sich das gewesene lange Conventsgebäude an, hievon bloß ein Theil, darin die Wohnung des Seelforgers, erhalten blieb, während die übrigen Räume eine vollständige Ruine sind und so dem Ganzen ein romantisches Aussehen verleihen. Besonders malerisch präsentiren sich diese Räume von der Gartenseite, wo der ehemalige Kreuzgang gewesen, aus dem die Conventualen in die Kirche gelangten.

Dieser Eingang ist jetzt vermauert, doch zeigt die in gothischer Form noch erhaltene Verkleidung ein weit vortretendes schön ausgeführtes Stableisten-Portal. Links daneben erblickt man an der Wand noch zwei al fresco gemalte Scenen, darstellend den Tod des heil. Bernhard und dessen Erscheinung Mariens. Die einst hier gewesenen Malereien sind schon lang verschwunden.

Dagegen erhielt sich mitten im ehemaligen Conventsgarten jener berühmte circa vier Klafter tiefe Brunnen, von welchem das Stift den Beinamen „Fons Mariae“ führte und dessen vortreffliches Wasser dem Burggrafen Boezko Grafen von Bernegg die verlorene Sehkraft wieder gegeben haben soll.

In einer gemauerten achteckigen Capelle, die eben so viele Strebepfeiler stützen, mit drei offenen gothischen Maßwerk- und drei blinden Fenstern, dann einem spitzbogigen Thor, ober dem das Bildnis des Marien-Brunnens in einer Nische ausgemeißelt ist, befindet sich der eigentliche Brunnen. Die inneren Wände dieser Capelle sind mit einem gothisch gezierten Parapet sammt acht canelirten Flachsaulen, die ein einfaches Kreuzgewölbe tragen, bekleidet. Die in Mitte dieses Raumes bestehende Brunnen-Quelle ist durch eine achtkantige Marmor-Einfassung geschützt. Auf ihr ruhet ein kunstvoll ausgeführter Eisenaufsatz, nämlich acht Stäbe, die sich oben in Bügelform kronartig verbinden und die heil. Maria mit dem Kinde, umgeben von Engelgestalten, gleichsam thronend tragen. Den Fuß der Stäbe bilden Löwentatzen und die Bügel sind mit Blumen, Blättern und Schnörkeln — eine zierliche Schmiedearbeit — decorirt, welche ehemals vergoldet waren. Wir können bloß annehmen, sie sei etwa Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden. Und da an einer Stelle der Außenwand das Dietrichsteinsche Wappen angebracht ist, so dürfte eine Restauration nach 1830 erfolgt sein.

Auf dem östlich neben Schloß Saar sich erhebenden „grünen Berge“, von dessen Fuße bis zum Scheitel eine Baumallee führt, während der übrige

Theil des Berges mit Waldbäumen bepflanzt ist, ließ der Saarer Abt Wenzel Weymluwa zwischen 1719—1722 durch den geschickten Architekten Santini eine fehweswerthe funeckige Capelle zu Ehren des heil. Johann von Nepomuk erbauen. Der Olmüzer Weihbifchof Johann F. J. Graf Braida consecrirte sie feierlichst am 27. September 1722.

Ihre meisterhafte Bindung des hohen zu einem Stern sich formenden Kuppel-Gewölbes fammt herumführender Galerie ist besonders schon, so wie der Gedanke, der in Rücksicht auf die Joanneifchen fünf Sterne überall gut angebrachten fünffachen Zahl der großen und kleinen Eingänge, der Altäre und übrigen Bestandtheile, die bis auf die geringste Verzierung überall sternförmig oder wenigstens funeckig ausgeführt wurde. Leider hat die Capelle durch Elementarfehäden viel gelitten, da im Jahre 1842 und 1850 ein Blitzstrahl das Dach sowie den Thurm verbrannte und im Jahre 1851 durch Einbruch mancher Schaden verurfacht worden ist.

*Trapp.*

54. Das kleine Kirchlein im *Moos* bei Niederdorf (Pufferthal, Tyrol) birgt eine Reihe sehr interessanter Reste alter Kunstarbeit, worüber hier kurz gesprochen werden soll. Das frei im Thale bei einer kleinen Häusergruppe gelegene Gotteshaus, mit dem üblichen gothifchen Tyroler Spitzthurm, hat ein Schiff von drei Travées, dann zwei Joche im Chor, der mit drei Seiten das Achteck schließt. An den Wänden laufen Dienste herab, vorn mit einem vorgelegten Rundstab, ganz übereinstimmend mit jenen in der größeren Kirche des nahen Ortes *Aufkirchen*, wo ähnliche Netzgewölbe vorkommen. Offenbar stammen beide Bauten aus derselben Schule, vielleicht vom nämlichen Meister. In Moos hat sich derselbe über dem Triumphbogen mit folgender Inschrift verewigt:

hoc opus completum in vigilia michahelis 1292  
D X S

das paw hat vol pracht maister Sigmund von stegn.

In den Gewölbekappen über dem Hoch-Altar sind in vier Medaillons die Zeichen der Evangelisten in Fresco, mit Banderolen, worauf Inschriften, wie Matheus evangelista etc. auf blauem Grunde im Stylypus des 15. Jahrhunderts gemalt. An den beiden mittleren Kappen sind zwei gemalte deutsche Tartchenschilder angebracht. Der eine enthält das Wappen von Görz, der andere das der Gonzaga. In den rautenformigen Schlußsteinen des Chors sind polychrom dargestellt die Schlange der Mailändifchen Visconti, der Tyroler Adler und die segnende Hand in Wolken. Die Schlußsteine des Langhauses, theils rhombifch, theils kreisrund, tragen das Brustbild der Madonna mit dem Kinde, eines Bifchofs und anderer Heiliger, ebenfalls 15. Jahrhundert.


Der Hoch-Altar im späten Renaissance-Styl enthält gothifche Schnitzereien von einem älteren Einrichtungsstück dieser Bestimmung, in Gold und Farben gefast. Die Reliefs stellen vor die Anbetung der Waifen, Pietä, Gott Vater: (15. Jahrhundert).

An der südlichen Außenwand der Kirche ist ein coloffales, stark beschädigtes Fresco des heil. Christoph angebracht, roher als dasjenige gleichen Gegenstandes

in Aufkirchen. Der Heilige ist jünglinghaft aufgefast, das Christuskind hat ein mit Granat-Apfelmutter decorirtes Kleid, Christoph ein kurzes Rockchen, gelbes Unterkleid, rothen Mantel; er stützt sich auch hier auf eine Palme als Wanderstab, das Kind halt den Reichsapfel, im Wasser schwimmt eine gekrönte Sirene, rückwärts Landschaft. Im Ganzen verrath sich südlicher Einfluß; die Entstehungszeit des Gemäldes durfte über den Beginn des 16. Jahrhunderts nicht zurückdatiren.

Endlich schmückt noch die Außenseite des Kirchleins hinter dem Hoch-Altar, also in der Achse des Polygons, ein zweites Fresco. Es stellt das Crucifix dar, dessen Stamm Magdalena umklammert, welche daneben kniet. Sie hat ein blaues Kleid und rothen Mantel, sowie weißen Halschleier, neben ihr steht die Salbenbüchse. Die Inschrift der dabei befindlichen Tafel lese ich:

die figur hat gefeherimit maist  
hañs halbere (r?)  
L·XXXXII jar.

Auf dem daneben gemalten Schilde ist grau in grau dargestellt ein Nagel zwischen zwei gleichen undeutlichen Gegenständen von der Form: 

Die Gründung des Kirchleins hängt mit dem Aufschwung des nahegelegenen Bades Alt-Prags zusammen. Hier bestand schon 1490 eine Ansiedlung, wo der Forstknecht Hoffstätter hauste, dem die heilsame Quelle des Hirschbrunnens bereits bekannt war und Dienste leistete. Der Rath des letzten Landgrafen von Görz Leonhard Theobald von Fraunstätter bewilligte ihm die Errichtung eines „Bades“, dessen Ruf zunahm, als die Gemahlin Leonhard's, eine Herzogin von Mantua, welche 1491 in Lienz weilte, dort von ihren „Leibschmerzen“ geheilt worden war. Sie stiftete die durch Meister Sigmund von Stegen erbaute Kirche im Moos 1492, bei deren Einweihung dem Hoffstätter ein Lehensbrief ausgestellt wurde, welchen später Erzherzog Ferdinand am 6. October 1505 bestätigte und erweiterte.

Bezüglich der Inschrift des Crucifix-Bildes bestehen verschiedene, von einander abweichende Lesarten. Ich habe sie genau copirt. Daß Manche gar Hans Holbein lesen und dem großen Meister diese mittelmäßige Malerei vom Jahre 1542 zuschreiben wollten, braucht wohl nicht ernst genommen zu werden. Das „geferimit“ (gefriemt d. i. bestellt) geht überhaupt nicht auf den Künstler, sondern bloß auf den Auftraggeber.

*Hg.*

55. Der Central-Commission ist die Nachricht zugekommen, daß am 26. Mai Morgens der nordliche Thurm der Basilica in *Sekkau* eingestürzt ist. Der Thurm fiel auf die Nordseite außerhalb des Kirchenschiffes in den Stifshof, den nordlichen unbewohnten Tract des Stiftsgebäudes theilweise durchschlagend und auch den am Thurme angebauten ebenfalls unbewohnten Zubau beschädigend. Die Kirche selbst und der südliche Thurm haben keinen Schaden gelitten, nur ist am Portale das aus Quadern aufgeführte Kuppelgewölbe am Scheitel eingeschlagen worden, und mußte die obere Portalmauer wegen der starken Erschütterung abgetragen werden.

56. Ueber den Email-Altar zu *Zimmerlehen* sind der Central-Commission sehr werthvolle Nachrichten zugekommen. Der Pfarrer von *Töls* hatte nämlich zwei Abschriften von Documenten aus den Jahren 1606 und 1793 vorgelegt, von welchen das erstere besagte, daß Ferdinand von Kuebach, Viertelhauptmann an der oberen Etsch etc., bei seinem Ansfitz *Zimmerlehen* im Jahre 1594 die Capelle gebaut und im Jahre 1606 eine Gottesdienststiftung constituirt hat, zu deren Perfolvirung eben die besagte Capelle sammt Altar und

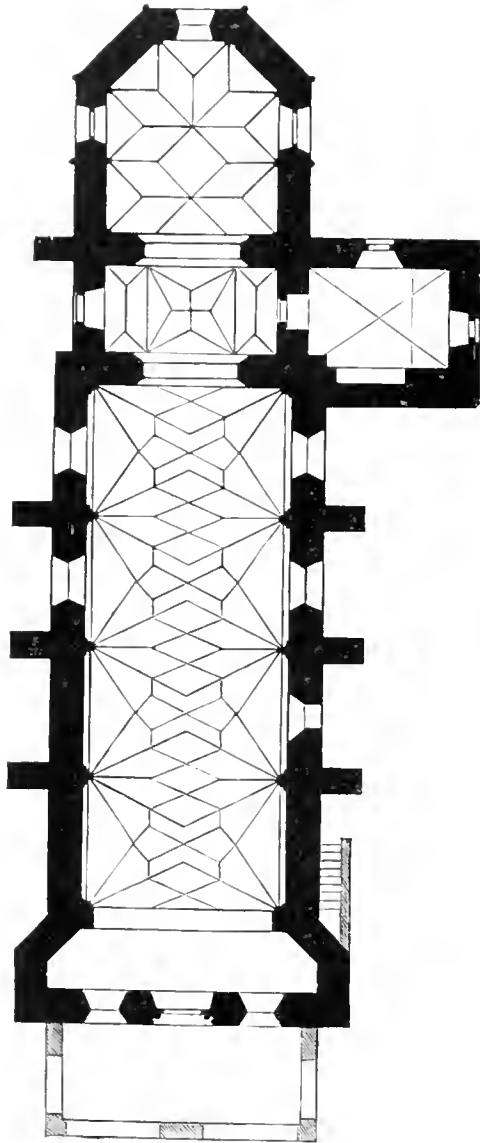


Fig. 13. (Wallersberg.)

dem sonstigen Inventar für ewige Zeiten gewidmet worden ist; das zweite Document anno 1793 ist der Kaufvertrag, vermöge dessen der Hof *Zimmerlehen* von der von Kuebach'schen Familie an die Familie *Fulterer* überging. Wenn nun auch dieses Document keineswegs klare Aufschlüsse über die Eigenthumsverhältnisse bezüglich der Capelle und des Altares gibt, so geht aus demselben im Zusammenhalte mit dem letzten Kaufvertrage vom Jahre 1876 doch so viel hervor, daß der jeweilige Hofbesitzer die Pflicht der Erhaltung der Capelle und ihrer Einrichtung als eine Reallast über-

nahm und ihm gewiß das Recht nicht zustehen dürfte, ohne weiteres irgend etwas aus der Capelle zu veräußern. Diese Stiftung hat daher mindestens den Rechtsbesitz des Servituts des Gebrauches an der Capelle, daher der factische Besitzstand gewahrt werden muß, was durch ein Verkaufsverbot erreicht wird. In diesem Sinne ist auch die politische Behörde vorgegangen und hat auf Ansuchen des Pfarrers von *Töls* dem Eigenthümer der Capelle das Verbot ertheilt, den Altar oder sonst ein Stück der Capelleneinrichtung zu mindern oder zu veräußern.

57. (Notizen aus *Kärnten*.)

Die Pfarrkirche zu *St. Peter am Wallersberg* (Fig. 13) ist ein geosteter langgestreckter einschiffiger

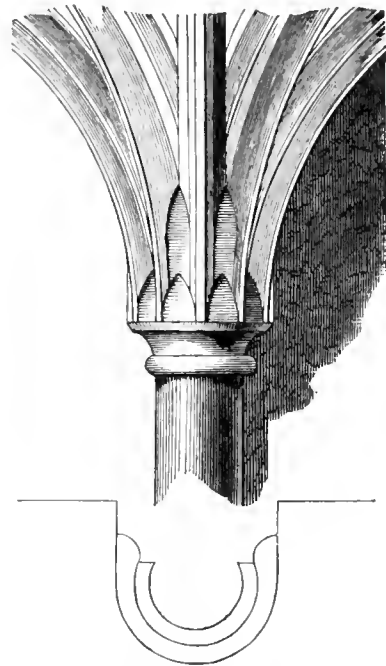


Fig. 14. (Wallersberg.)

Bau. Durch ein spitzbogiges Portal mit profilirtem Gewände betritt man einen mit einer Tonne überdeckten Vorraum, der breiter ist als das sich unmittelbar anschließende Kirchenschiff, welches aus vier Jochen besteht, die mit je einem Sterngewölbe überdeckt

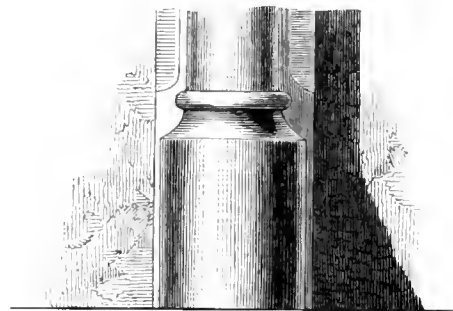


Fig. 15 (Wallersberg.)

sind. Die Rippen ruhen auf Wandpfeilern mit je einer Dreiviertel-Säule als Vorlage und verschneiden sich unmittelbar in die Trommel über dem einfachen Capital (Fig. 14). Der Dienstfocel besteht aus einem runden Wulste über der Abfehrägung (Fig. 15). Der Orgel-Chor



nimmt das erste Joch ein und schiebt sich mittelst eines Holzzubaues auch noch in das zweite Joch vor. Die Schiffenster sind bis auf eines modernisirt, dieses ist zweitheilig mit Fischblasen-Maßwerk. An das Schiff

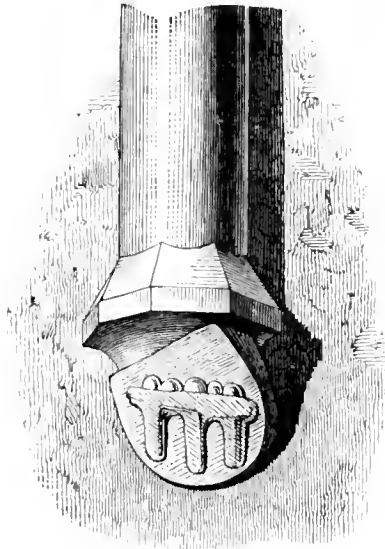


Fig. 16. (Wallersberg.)

schließt sich das Thurm-Quadrat an, in seinen Oeffnungen zwei enge spitzböige Bögen bildend. Dieser Raum ist ebenfalls mit einem Sterngewölbe überdeckt. Das Presbyterium bildet ein Joch und den fünfseitigen

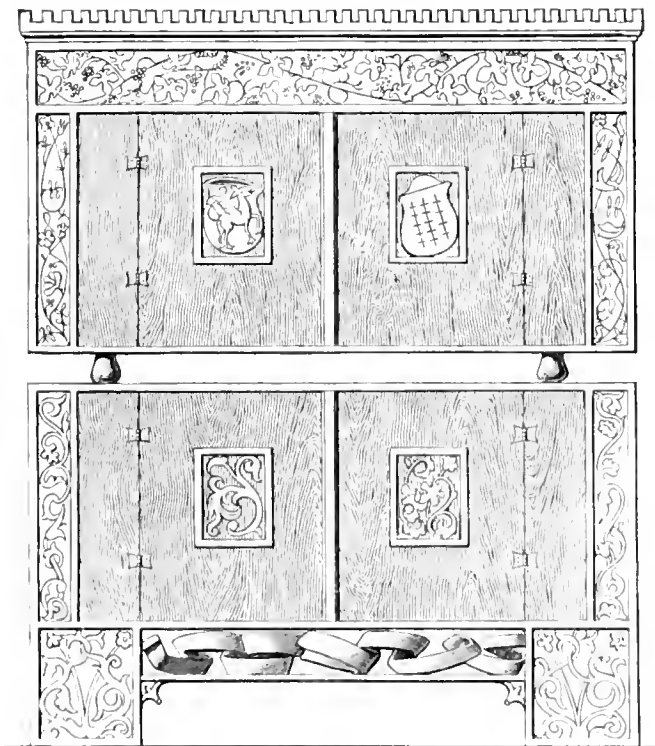


Fig. 17. (Wolfnitz.)

Chorabschluss mit modernisirten Fenstern. Die Rippen ruhen auf Diensten, die mit einem achteckigen Capitale versehen und mit Blattwerk und Köpfen abwechselnd geziert sind, sich bis zur Fensterhohlbank herabstrecken und theils sich in die Wand verlieren, theils mit kleinen achteckigen Anfätzen, daran ein Schild (Fig. 16) oder

Kopf abschließen. Außen am Chor Wanddienste bis  $\frac{3}{4}$  Höhe hinaufreichend und achteckig pyramidal abgedacht. Dem Innern des Langhauses entspricht ein System von einfachen Strebepfeilern. Das gothische Kirchengebäude stammt aus zwei Bauzeiten, einer älteren und einer jüngeren, der das Presbyterium angehört. Der Thurm hat spitzböige Schalllöcher und ein Zwiebdach. Von der Kirchen-Einrichtung ist zu erwähnen die achteckige Kanzel mit Steinunterbau und gewundener Säule. Die alte Brüstung fehlt. Weißmarmornes Weihwasser-Becken von eigenthümlicher Gestalt, sehr schadhast, mit Eisenreifen umzogen. Der Taufstein ebenfalls von weißem Marmor aus dem 16. Jahrhundert.

Außen nördlich ein romischer Votivstein, an der Südseite ein antiker Relief in Medaillon-Form mit einem Mannes- und Frauen-Brustbild.

Die Sacrifcei der *St. Leonhards-Kirche* bei *Wolfnitz* besitzt einen interessanten Paramenten-Schrank (Fig. 17) mit schönen Schnitzereien. Derselbe besteht eigentlich aus zwei niedrigen aufeinander gestellten Schränken mit Flügelthüren, davon der obere mit einem crenelirten Abschluss versehen ist. Beide Kästen sind von

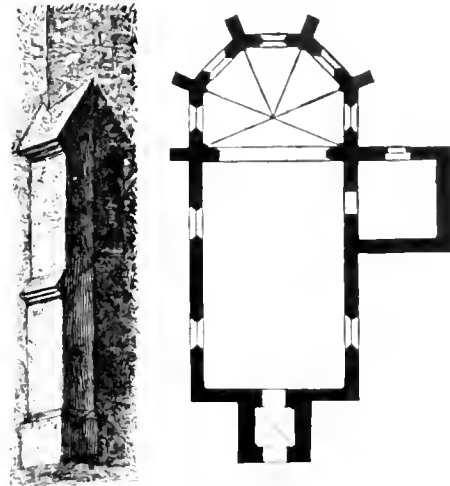


Fig. 18, 19. (Trebbning.)

einem zierlich gefchnitzten Relief-Bande eingefast. In den Füllungen der Flügel theils Wappen, theils Ornamente

Die Filial-Kirche zu *St. Katharina* bei *St. Ulrich* nächst *Feldkirchen*, ein sehr kleiner Bau mit flachgedecktem Schiffe und rundgewolbtem Chor besitzt eine sehr schön gefchnitzte Brüstung des Orgel-Chores aus Fichtenholz. Sie ist sechsfeldig mit aufgelegten Ornamenten im spät-gothischen Style, Geflechte von Ranken, Dül- und Wein-Blättern, Früchten, dabei Vogel. Ein Feld mit verflochtenen Bandern zeigt die Jahreszahl 1526 und einzelne Buchstaben. Die Zwischentheilung durch Rundsäule, unten Sockelgefims. Ein Seiten-Altar von 1688.

Die Kirchen-Ruine in *Trebbning* nächst *Gmund* zeigt ein fünfseitiges Presbyterium aus dem Achteck konstruirt, eintheilige spitzböige Fenster, Strebepfeiler (Fig. 18 und 19), Rippen-Gewölbe mit Schlußstein und Consolensützen, darüber ein Nothdach. Das Schiff verfallen. Der Renaissance-Thurm noch eingedeckt. Außen am Presbyterium Reste einer Wand

malerei, man erkennt noch einen Engel mit einer Posaune, und dabei ein Spruchband.

Die *Leonhard-Kirche* bei *Tweng* gehört zu den wenigen rein erhaltenen gothischen Kirchen Kärntens, und dürfte in den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts entstanden sein. Das Langhaus der einschiffigen Kirche (Fig. 20) besteht aus zwei Jochen, welche mit einem einfachen streng constructiven Rippen-System überdeckt sind. Das Presbyterium besteht aus einem Joche und dem gewöhnlichen polygonen Chorschlusse. Alle Räume sind gleich hoch. Die Rippen laufen im Schiffe an runden Diensten ohne Capital an, im Presbyterium läuft die Rippe mitunter als Dienst ganz herab. Unter den Fenstern finden sich feichte im Segment-Bogen abgegeschlossene Nischen. Die Fenster spitzbogig mit Maßwerk. Die Brüstung des Orgel-Chores maßwerkartig durchbrochen; das Haupt-Portal rundbogig

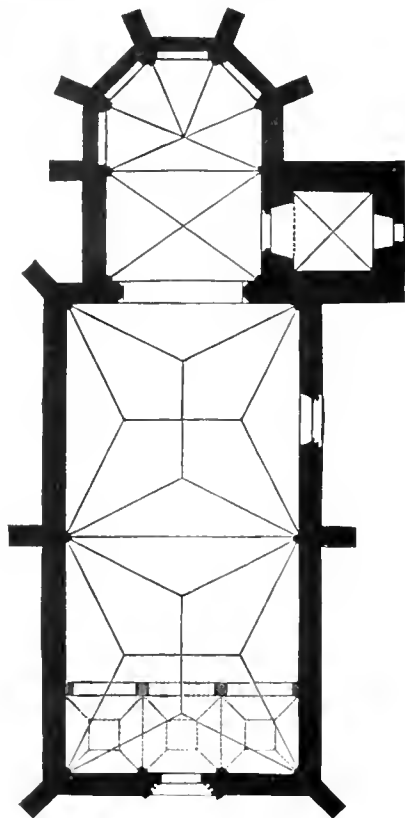


Fig. 20 (Tweng)

mit reicher Gewandung, fehöne Befchlage. Der Thurm viereckig mit großen Spitzbogen-Fenstern. Im Presbyterium ein alter Chorstuhl mit neuer Vorderwand, die Rückwand ist mit reichem Schnitzwerk in den Füllungen verziert, Zinnen-Fries. In einem Felde: Maria hilf uns und 1512 und Andre Kamper. Die Hauptzierde der Kirche bildet der große vollständig erhaltene Flügel-Altar mit reichem Schnitzwerk. Auf einfacher steinerner Mensa eine hohe Predella, ein Schrein mit zwei Flügeln. An diesem innen zwei Engel in Relief mit den Marterwerkzeugen, auf der anderen Seite, St. Elifabeth und St. Helena. Auf der Predellawand eine Heilige gemalt, auf der Rückwand das Schweißtuch. Im Kasten St. Leonhard, St. Sebastian und St. Rochus, ganze Figuren. Auf den Flügeln innen in bemaltem Relief St. Rupert und Wolfgang, außen gemalt St.

Hemma, Bonifaz, St. Heinrich und andere. Im Coronnement der Ecce homo mit Johannes und Maria. Auf der Rückwand St. Laurenz und St. Christoph. Rechts und links je ein Ritter auf einer Console. In der Sacristei ein einfacher Messkelch aus dem 16. Jahrhundert, und eine gothische Truhe mit einfacher Tyroler Flachschnitzerei und Original-Befchlägen.

58. (Siegel böhmischer Städte.)

Das in Fig. 21 abgebildete runde Siegel, welches einen Durchmesser von 4 Cm. hat, gehört der Stadt *Beraun*, führt im Schriftraumen innerhalb einfacher Randleisten folgende Legende: \*Sigillvm · minvs · civitatis · beraunensis (Lapidare). Am Außenrande ein Lorbeerkranz. Im Siegelfelde eine gezinnte Quadermauer mit offenem Thor, das im spitzen Winkel schließt,



Fig. 21. (Beraun.)

darin ein halb herabgelassenes Fallgitter, darunter ein gegen links schreitendes Lamm, beiderseits des Thores je ein halbrunder Thurm mit einem Fenster, Zinnenkranz und Spitzhelm, von den Thürmen setzt sich die Stadtmauer weiter fort. Ueber der Thormauer ein wachsender Ritter mit Schwert und Schild, darauf der böhmische Löwe. Siegel aus dem 16. Jahrhundert.

In Fig. 22 ist das schöne Siegel der Stadt *Laun* aus dem 14. Jahrhundert abgebildet. Dasselbe ist rund,



Fig. 22. (Laun)

mit 65 Mm. im Durchmesser, und führt innerhalb Perllinien als Umschrift folgende Legende: † Sigillvm · majvs · civitatis · delvna\* (Lapidar). Im Bildfelde eine gezinnte Stadtmauer, die zwei Ecken bildend und an den Seiten sich zurückziehend gegen den Rand aufsteigt.

Spitzbogiges Thor, offen mit Fallgitter. An den beiden Ecken je ein achteckiger Thurm mit einer langen Fenstersehlitze, Zinnengalerie und Spitzhelm. Zwischen beiden Thürmen ein Dreiecksschild, darin Stern und Mondichel. Der Original-Stempel dieses in kräftiger Arbeit ausgeführten Siegels soll noch vorhanden sein. Fig. 23 veranschaulicht das kleine Siegel derselben Stadt; im Siegelbilde sehen wir die fast ganz gleiche



Fig. 23. (Laun.)

Darstellung, wie eben beschrieben, die Umschrift lautet: † s\*minvs\*civitatıs\*de lyna. Dieser Stempel mag mindestens um ein halbes Jahrhundert jünger sein.

Fig. 24 und 25 veranschaulichen zwei Siegel, die sich auf die Stadt *Braunau* beziehen. Das erste Siegel,



Fig. 24. (Braunau)

rund mit einem Durchmesser von 40 Mm. gehört in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts und zeigt im Siegelbilde einen zierlichen Dreipaß mit Eckknorren und darin einen unten zugespitzten Schild, darin gegen



Fig. 25. (Braunau)

links gewendet ein Schwan (Gans?) und oben rechts ein Stern. Die Legende sagt: Sigillvm\*civim\*de\*braunaw\*. Das andere Siegel hat folgende Legende: † s. civim de brynov innerhalb Perlenlinien und führt im Siegelbilde einen seitwärts und unten gerundeten

Schild, darin gegen rechts gewendet der Schwan und der Stern; dieses Siegel dürfte um ein halbes Jahrhundert älter sein.

In Fig. 26 erscheint das Siegel der Stadt *Haida*. Dasselbe gehört bereits in die Zeit gegen das Ende des 16. Jahrhunderts. Es ist von einem Lorbeerkranz umrahmt und zeigt im Bildfelde einen verfehnörkelten Schild, darin eine zweithürmige Burg. In der Mittelmauer ein rundbogiges Thor mit Fallgitter, darüber



Fig. 26. (Haida.)

zwei kleine viereckige Fenster, in den über Eck gestellten und crenellirten Thürmen unten eine kleine Pforte, dann zwei kleine viereckige und zwei größere rundbogige Fenster übereinander. Ueber dem Mittelbaue schwebt ein Schild mit einem Schwan als Wappen und wachsend als Zimier, umgeben von reicher Helmdecke. Die Legende befindet sich zunächst des Kranzes innen und umzieht den Schildesrand von links gegen unten nach rechts, oben ihn freilassend, sie lautet: sigillvm civitatis mericensis.

59. Conservator *Pirkmayr* hat an die Central-Commission berichtet, daß die eingesammelten pflögerichtlichen *Archive des Herzogthums Salzburg*, die für die Landes-Geschichte von hoher Bedeutung sind, in einem passenden und sicheren Saale des Regierungs-Archivs zu Salzburg untergebracht wurden.

60. Der *karntnische Geschichts-Verein* machte an die Central-Commission die Mittheilung, daß in Betreff der archivalischen Arbeiten gegenwärtig gegen 3300 Urkunden repertorifirt sind, so daß alle präcis datirten Stücke bis zum Jahre 1435 durchgearbeitet erscheinen.

Die Repertorifirungsarbeit, auf welche früher die meiste Arbeitszeit verwendet worden war, mußte eine Einschränkung erfahren, als im Herbste 1885 mit der Ordnung des *Arnoldsteiner Archives* begonnen wurde. Die Ordnung, in welche das letztere zu Beginn des 18. Jahrhunderts durch den Hofrichter *Amthor* gebracht worden war, ist im Laufe der Zeit so vollständig gestört worden, daß in den einzelnen Actenpacketen sachlich gar nicht zusammenhängende Schriftstücke aus den verschiedensten Zeiten beisammen lagen. Es mußte sodann eine von Grund aus neue Ordnung in Angriff genommen werden, welche sich naturgemäß auf die Acten von historischem Werthe beschränken mußte. Das *Arnoldsteiner Archiv* besteht aber ungefähr zur

Halbte aus historisch völlig belanglosen Acten neuerer und neuester Zeit. Dieselben wurden wie vorher in ihrer Fasciculirung belassen, und über jeden Fascikel ein kurz gehaltenes Inhaltsverzeichnis angelegt. Man wird feinerzeit die Forttverwaltung Offiach erfuchen müssen, diese für den Geschichts-Verein als Skart-papiere zu betrachtenden Actenstücke entweder zur weiteren Aufbewahrung oder zur Skartirung zurücknehmen zu wollen. Die Ordnung der geschichtlich werthvollen Acten ist nun so weit gebracht, daß die einzelnen Actenstücke nach ihrer inhaltlichen Zusammengehörigkeit in Gruppen getheilt größtentheils wieder beieinander liegen, so daß bereits mit der Katalogisirung begonnen werden konnte, welche Arbeit bis zum Herbst wohl vollendet sein dürfte.

Von den Handschriften des Arnoldsteiner Archives wurden 450 Stück katalogisirt. Ebenso sind von 100 Urkunden Register angelegt worden.

Das *Archiv des Villacher Local-Museums* wurde im Monat September geordnet, über die dortselbst befindlichen 128 Urkunden ein Katalog in Villach hinterlegt, eine ausführliche Regestenfassung aber im Vereins-Archiv zurückbehalten.

Aus dem fürstbischöflich *Gurker Archive* wurden 114 Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts registriert und gleichzeitig repertoriert.

Die Copien-Sammlung des Vereins-Archives wurde um 48 Stücke, welche nach Urkunden des Staats-Archives und des Archives Sr. Excellenz des Grafen Wilczek in Wien, sowie nach Urkunden des Gutes Draßendorf angefertigt wurden, vermehrt.

Die Sammlung von Abgüssen kärntnerischer Siegel, welche bereits vom Notar *Fresacher* begonnen worden war, wurde fortgesetzt und beläuft sich gegenwärtig auf 469 Stücke solcher Siegel, welche sich an dem Vereine nicht eigenthümlichen Urkunden befinden.

61. An der Façade des Hauses Nr. 26 in der Via del suffraggio zu *Trient* befindet sich ein Fresco-Gemalde, die Madonna mit dem Kinde vorstellend. Sie sitzt vor einer Rosenhecke; der Hintergrund ist jetzt grau, dürfte aber blaue Himmelsluft ursprünglich gewesen sein. Ihr Kleid hat rothe Farbe, ferner trägt die Gestalt einen weißen schleierartigen Ueberwurf von langer Form, der auch über das Haupt reicht. Das nackte neben der Mutter stehende Kind ist schon ziemlich erwachsen. Rechts unten in der Ecke sieht man das Brustbild des Stifters, eines Mannes von etwa fünfzig Jahren, in gelblichem Gewand mit weißem Hemdkragen. Oben steht die Jahreszahl: 1587. Der Eindruck, den das Gemalde macht, ist freundlich und angenehm, wenn schon die Ausführung etwas derb. Das Motiv der Madonna weist auf das Studium Raphael'scher Typen zurück.

*Hlg.*

62. In der Sacristei des Domes zu *Trient* hängt ein kleineres auf Holz gemaltes Bild, mehrere Heilige vorstellend, dem Charakter des 15. Jahrhunderts entsprechend, welches den mir sonst unbekanntem Malernamen:

Cecchinus da Verona pinxit.

in der Beischrift enthält.

In dieser Sacristei habe ich neben den herrlichen Arazzi noch folgende, besonders bemerkenswerthe Gegenstände gesehen:

Zwei Manuscripte, in silbernen Einbänden. Auf der Außenseite des vorderen Deckels des Einen ist die Madonna in sehr hohem Relief, vergoldet, auf jener des andern ein Heiliger, sitzend, dargestellt. Rückwärts in Niello Bischof Fridericus de Vanga, von einem ornamentirten Rahmen eingefasst.

Ein altare portatile von getriebenem Silber, mit den Evangelisten-symbolen. Rückwärts eine Silberplatte mit gravirter Inschrift, wonach derselbe Bischof der Spender ist.

Mehrere viereckige Stickereien in Plattstich, restaurirt, mit Heiligen-Geschichten, 15. Jahrhundert, aber noch im Style des vorhergehenden, wie die Rüstungen und die ganz den Bildern der Gotesken Schule entsprechenden Architekturen beweisen.

Endlich Bernstein-Arbeiten des 16.—17. Jahrhunderts, und Fischerringe des 15., worunter einer mit der Inschrift: Paulus papa.

*Hlg.*

63. Zu *Aufkirchen* bei Niederdorf im Pustertal in Tyrol ist an der Südseite der Kirche ein colossales Fresco des heil. Christoph, oben von einem Bogen abgeschlossen, gemalt. Er hat ein bartloses markirtes Gesicht, blondes gekräufeltes Haar, nach mittelalterlicher Junkerweise frisirt, darauf ruht ein wulstförmiges Schapel, roth und weiß gestreift, an dem sich das auf seiner Achsel sitzende Christuskind festhält. Seinen Oberkörper umhüllt ein kurzer gelber Lendner mit schönem Muster von Granatäpfeln, darüber trägt er einen kurzen rothen Mantel. Das weiße Futter ist ungemustert, unter demselben treten die Arme hervor. Das nackte Knäblein, welches ihn segnet, hat ein weißes, innen violettes, flatterndes Mäntelchen. Christoph hält einen grünen Palmbaum, seine Beine sind nackt. Im Wasser schwimmt, zwischen seinen Beinen sichtbar, eine Sirene mit doppeltem aufgestellten Fischschwanz, rothem Kleid und Krone auf dem Kopfe, ferner Fische, Meerwunder, Onager, Thiere mit Kameelhäfen, in den Formen, welche dem Physiologus des Mittelalters entstammen. Eines derselben, von gelber Farbe und mit vier Füßen ausgerüstet, trägt einen Mönchskopf mit Tonfur, ein anderes Ungeheuer hat einen nackten weiblichen Oberkörper. Ein rothgekleideter Mann mit drei goldenen Schellen ist auch unter der Gesellschaft. Rechts sieht man den Einsiedler, Felsen, eine Hütte, ganz oben eine Stadt mit Mauern. Eine der wunderlichen Gestalten führt Trommel und Pfeife. Eigenthümlich sind an den beiden Hauptfiguren die geschlitzten halb geschlossenen Augen. Das Gemalde gehört wohl der deutsch-tyrolischen Schule aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts an, hat aber jedenfalls starke Beeinflussung vom Süden. Ueber demselben sind die Wappen des Tyroler Adlers und von Görz angebracht; es dürfte somit im Zusammenhange stehen mit jenen landesfürstlichen Beeinflussungen, welche ich in der Notiz über das nahegelegene Kirchlein im Moos dargelegt habe (s. 54).

Die gothische einschiffige Kirche ist gänzlich erneuert. Das Langhaus hat fünf Travées, der Chor zwei, und schließt mit drei Seiten des Achteckes. An

den Wänden laufen Dienste empor. Sehr schön und reich ist die Rippenformation, im Langhaus von einem ganz eigenthümlichen Muster, im Presbyterium netzförmig. Dasselbst stehen auch auf Consolen an den Wänden vier Holzfiguren, darunter zwei, Florian und Georg, in ganzen Harnischen vom Ende des 15. Jahrhunderts, mit Spagneroles und Bart.

*Hg.*

64. Im *Rendenathale*, in dessen hintersten Gründen, wo der Weg von Pinzolo zu dem Curorte Sta. Madonna di Campiglio aufsteigt (Südtirol, westlich von Trient), liegt das kleine Bergdorf S. *Antonio* mit einem seltsamen Kirchlein, welches einige sehr einfache gothische Bauformen verräth. Die eine seiner Längsseiten am Aeußeren ist interessant durch Fresco-Gemälde, welche, in mehreren Schichten übereinander zutage tretend, von der alten und lebhaften Kunstübung in dieser Gegend Zeugnis geben. In dem ganzen nach Süden geöffneten Thale sind an den zahlreichen alten Kirchlein derlei Reste von Malerei nicht selten. Jenes von S. Antonio hat in der spitzbogigen Lünette ober der Thüre eine Darstellung der Pietà mit der heil. Magdalena und anderen Heiligen, schon aus dem 16. Jahrhundert, unter der Tünche kommen aber noch verschiedene lebensgroße Heiligen-Figuren älteren Charakters zum Vorschein, an denen die Dessins der Gewänder sorgfältig ausgeführt sind. An der Außenwand eines Hauses im Orte befindet sich ebenfalls ein Fresco: die Madonna in throno mit dem Bambino, neben ihr auf der einen Seite S. Antonius von Padua, auf der anderen Sebastian, Christophorus und Rochus, dabei die Inschrift:

1503 die ultima mensis octobris.

Der künstlerische Stytypus ist vollkommen italienisch-mittelalterlich, beinahe noch im Geiste des Trecento gehalten.

*Hg.*

65. (Nachtrag zu dem Artikel „über eine Bronze-Schüssel romanischen Styles.“) Ungefähr gleichzeitig mit meiner Besprechung der gravirten Bronze-Schüssel im Besitze des Herrn Belvedere-Inspectors *Karl Scheffler* in Wien ist in der Gazette archéologique eine analoge Arbeit von *H. Maurice Prou* veröffentlicht worden, auf die ich hier deshalb aufmerksam machen muß, weil sie das ohnehin spärliche Vergleichsmaterial um eine weitere gravirte Schüssel romanischen Styles vermehrt. Das in der Gazette archéologique veröffentlichte Gefäß ist erst vor kurzem vom Medaillen-Cabinet der Pariser National-Bibliothek angekauft worden und war mir deshalb noch nicht bekannt gewesen, als ich das Vergleichsmaterial für meine Arbeit über die Wiener Schüssel zusammenstellte. Nachdem nun die Pariser Schüssel publicirt ist und nachdem ich sie jüngst im Original gesehen habe, will ich nicht verfaumen, sie mit der Wiener Schüssel in Beziehung zu setzen. Eine kurze Beschreibung wird es klar machen, daß die Schüssel des Pariser Medaillen-Cabinets in ikonographischer Beziehung zu den interessantesten ihrer Art gehört. Sie zeigt nämlich im bauchigen Rande sechs gravirte Darstellungen zur Achilleis des Statius; eine siebente schließt sich daran auf dem Boden

des Gefäßes. Man sieht 1. Achilles mit dem Kentauren Chiron, 2. und 3. Thetis, wie sie Achill von Chiron zu Lykomedes führt, 4. Ulysses, der den als Mädchen verkleideten Achilles erkennt, 5., 6. und 7. den Abschied des Achill von Lykomedes. Alle Darstellungen sind mit Inschriftzeilen versehen. Im Rande gewahren wir die Bilder durch niedrige romanische Säulen mit attischer Basis von einander getrennt; die Darstellung auf dem Boden ist von einem Ornament-Bande umfaßt. Auf dem horizontalen Rändchen fällt die Anwendung desselben „opus punctile“ auf, das wir auch auf der *Scheffler'schen* Schüssel und an derselben Stelle gefunden haben. Indes steht die Pariser Schüssel doch der Wiener in den Dimensionen und in manchen Einzelheiten weniger nahe, als den von mir zum Vergleich herangezogenen rheinischen gravirten Schüsseln, mit welchen sie die allernächste Stylverwandtschaft zeigt. Dies veranlaßt mich auch, die Schüssel des Medaillen-Cabinets zu Paris für eine rheinische Arbeit zu halten.

Die überaus interessanten Darstellungen zur Achilleis bilden eines der auffallendsten Beispiele von dem Nachwirken der Antike im hohen Mittelalter.


*Th. Frimmel.*

66. Die Domkirche zu *Görs*, dem heil. Hilarius und Tatianus geweiht, wurde zu Ende des 14. Jahrhunderts neben der im Jahre 1365 erbauten Anna- und Leonhard-Capelle erbaut, welche gegenwärtig in ihrer noch erhaltenen alterthümlichen Gestalt das Presbyterium und die Sacristei bildet. Im 17. Jahrhundert wurde der Dom umgebaut. Das Presbyterium ist somit im gothischen Style gebaut, das Langhaus durch zwei Reihen von zwei übereinanderstehenden rundbogigen Säulen-Arcaden in ein Mittelschiff mit zwei Seitenschiffen sammt Emporen getheilt; diese Räume sind flach gedeckt, die Hauptfaçade ist anspruchslos, daselbe gilt von den freien Langseiten. Diese nüchterne und monotone Façade soll nun etwas geändert und, soweit es die bescheidenen Mittel erlauben, geschmackvoll ausgestattet werden. Das vorgelegte Project wurde von der Central-Commission begutachtet und als ein verhältnismäßig glücklicher Versuch, der absolut formlosen Façade wenigstens einiges Relief zu geben, zur Ausführung empfohlen.

67. Der Central-Commission ist Nachricht zugekommen, daß in der romanischen Rund-Capelle zu *St. Georgen* bei *Schönna* Wandmalereien aufgefunden wurden. In der Mitte des runden Raumes steht eine Säule als Stütze des Gewölbes, und laufen auf dessen Capital vier breite Gurten zusammen. Wand, Gurten und Gewölbe sind bemalt, und dürfte — soweit es unter der Tünche bestimmbar ist — die Malerei dem 14. Jahrhunderte gehören.

68. Das in der Decanat-Kirche zu *Tabor* befindliche Tauf-Becken, welches aus dem 15. Jahrhundert stammt und im Lazenflusse gefunden wurde, ist wegen Schadhaftheit außer Gebrauch gesetzt und an das städtische Museum übergeben worden.

69. Zu dem, im zweiten Hefte des XII Bandes veröffentlichten Artikel des Dr. *E. Wernicke* „Beiträge zur österreichischen Künstlergeschichte aus Geschichte-

quellen fehlerreicher Provinzialstädte“ erlaube mir zu bemerken, daß das Meisterzeichen  auf dem Gewölbe der hiesigen Pfarrkirche öfter vorkommt, wie ich früherzeit dem Herrn Professor *Rziha* nach Wien mittheilte, welchem ich die getreuen Copien aller hierorts bisher eruirten Steinmetzzeichen fandte.

*Jar. Schiebl.*

70. Conservator *V. Berger* hat berichtet, daß die St. Veits-Capelle im Stifte *St. Peter in Salzburg*<sup>1</sup> restaurirt wird. Bei dem Abkratzen der Tünche in den Kappen der Rippenkreuz-Gewölbe kam man auf alte Malerei, und zwar in mehreren Schichten übereinander: zu unterst Bemalung im gothischen Style (jede Kappe mit blauem Fond, begrenzt von mehrfarbigen Bordüren aus verschiedenen Motiven, als: Herzlaub, Kleeblatt, Mäander etc.), darüber mehrere Bemalungen aus der Zeit der Renaissance. Die gothische Bemalung wurde unter Anwendung großer Vorlicht blosgelegt, erwies sich aber so schadhafft, daß ein Belassen in dem aufgedeckten Zustande nicht befürwortet werden kann. Auf den mit plastischen Rosetten gezierten Schlußsteinen fanden sich vielfach Spuren ehemaliger Vergoldung, desgleichen auf den Capitälern der die Rippen aufnehmenden Dienste. Die Rippen (Profil mit Birnstab) haben verschiedenfarbig, jedoch glatt bemalte Profilglieder. Im blauen Fond der Gewölbe-Kappen — welcher durch im Scheitel sich hinziehende farbige Streifen zweigetheilt erscheint — fanden sich die Spuren von ehemals angebracht gewesenen plastischen vergoldeten Sternen. Bei dem Abkratzen der Wände kam man in den Wandflächen des eckigen Chorschlusses auf gothische Wandbemalungen, und zwar Teppichmuster, sowie Fragmente von Figuren; von letzteren ist sicher zu erkennen eine gekrönte heil. Maria. Auch zeigte sich, daß die Malereien durch mannigfache Umgestaltungen im Innern (namentlich an den Fensteröffnungen und den unteren Wandtheilen) schon in früheren Zeiten bedeutenden Schaden gelitten haben. Bei der Untersuchung der heute rundbogigen Fenster fand man ihre ehemals spitzbogige Form und das gothische Gewandprofil (Hohlkehle zwischen Plättchen.)

71. Correspondent *v. Diviš* in *Pardubie* theilte mit, daß in *Trnava* anlässlich der Wahrnehmung, daß öfters Topfcherben zu Tage treten, Grabungen durchgeführt wurden, man constatirte eine aber schon längst durchwühlte bedeutende Gräberstätte. Trotzdem glückte es, einige intacte Gräber noch zu finden. Man gelangte zu sechs ganzen großen mit Knochen angefüllten Thongefäßen, einem zer Schlagenen Töpfchen und vielen Scherben; zwei kurze Bronzedrähthen waren das einzige Ergebnis von Metallgegenständen. Die Fund-Objecte kamen in das Museum zu *Pardubie*.

72. Conservator Baron *Haufer* hat im Auftrage der Central-Commission die Felsinschrift am *Spitzelofen* in *Lacantthal* einer eingehenden Untersuchung unter-

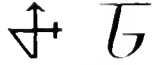
<sup>1</sup> Die frühgothische St. Veits, früher Maria-Capelle, an der Nordostseite der Stifts-Kirche gelegen, wurde 1319 an Stelle einer früheren, wahrscheinlich romanischen Capelle unter Abt Konrad II. (1313–46) errichtet. Im 16. und 17. Jahrhundert wurde sie wiederholt restaurirt und umgestaltet. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts dient sie als Begräbnisort für die Kloster-Conventualen.

zogen. Diese Expedition hat festgestellt, daß sich an dem genannten Orte eine etruskische Inschrift überhaupt nicht befindet. Allerdings zeigen sich unterhalb der letzten Zeile der römischen Inschrift noch einige Vertiefungen, die aber wahrscheinlich nichts anderes sind, als verschwommene Spuren des Meißels, mittelst dessen die ganze Wand geglättet wurde. Selbst wenn man diese Striche für Buchstaben halten würde, so bestünde die etruskische Inschrift nur aus einem Worte, was deren Bestand sehr unwahrscheinlich macht. Es ergibt sich daraus, daß die Wohnsitze jenes Volksstammes, von welchem die altetruskischen Inschriften unserer Monarchie herrühren, nicht weit über das Gailthal hinaus ausgebreitet waren, somit in *Wurmlach* die nordlichste zweifellos etruskische Inschrift sich befand. Die Wand am Spitzelofen enthält demnach nur eine römische Inschrift (C. J. L. III. 5093) „*Silvano Saxano* etc.“; dieselbe liegt sehr hoch, ist von colossaler Größe, 8½ M., die einzelnen Buchstaben sind circa 30 Cm. hoch, die Breite der Inschrift 2½ M., die Schriftzüge sind unregelmäßig, heben sich nicht scharf von der Fläche ab und sind theilweise mit Flechten überdeckt.

73. An der landesfürstlichen Burg *Haffegg* in *Hall*, die zum Complexe des ärarischen Salinen-Gebäudes gehört, wird die Bedachung restaurirt. Die Central-Commission hat diese Gelegenheit wahrgenommen, um hohen Ortes im kunsthistorischen Interesse einige Restaurirungen nach dem Projecte des Conservators *Deininger* zu befürworten. Die Burg *Haffegg* ist heute nur mit einem Thurme versehen, an welche er angebaut ist. Die Burg stammt wie Conservator *Orgler* mittheilt, ohne Zweifel aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts und hatte ursprünglich wohl den Zweck, die in *Hall* errichtete Salzniederlage zu beschützen. Sie war stark befestigt und hatte ursprünglich zwei Thürme. Die schöne gothische dem heil. Georg geweihte Capelle besteht noch, die tyrolischen Landesfürsten hielten sich schon vom 14. Jahrhundert an öftmals hier auf, namentlich Erzherzog Sigmund und Kaiser Max I. Auch Kaiser Karl V. verlebte daselbst im Jahre 1552 zwei Tage. 1567 erfuhr die Burg eine wesentliche Umgestaltung. Erzherzog Ferdinand II. verlegte nämlich die landesfürstliche Münzstätte hieher, weil auf der Stelle, wo sie früher bestand, das Damenstift erbaut wurde. In Folge dessen wurde im Innern der Burg so manches geändert. Sie erhielt seitdem den Namen „Münze“, der große Thurm hieß „Münzerthurm“ und das ehemalige Hofegger Thor „Münzerthor“. Die Münze blieb im Betriebe bis zur bayerischen Occupation, Andreas Hofer ließ hier 1809 seine Zwanziger und Kreuzer prägen.

74. Bei der im Jahre 1875 durchgeführten Restauration der Stadtpfarrkirche in *Grätz* fand man unter der alten Tünche polychrome Bemalung der Schlußsteine in Rippen, und am Triumphbogen eine vierzeilige Inschrift in später Minuskelschrift: Das hat lassen machen dy erber pu...[ger schoßit der...]. leydt dy f. 1513. Nach Conservator *Graus* ist es historisch gewiß, daß diese Kirche durch die Dominicaner gebaut wurde. In der Laibung des dritten Arcaden-Bogens am nordlichen Seitenschiffe war die Jahreszahl 1512 gemalt. Interessanter sind die Zeichen und Namen zweier Baumeister an den Kappenflächen im

nämlichen Seitenschiffe (2. Joch): peter pichler und lienhart fchtaiger.



75. Bei *Vöcklabruck* wurde in Mai d. J. ein Grab aufgedeckt. Conservator *v. Kolb* berichtet hierüber: Die Fundstelle ist ein Schotterhügel bei Schöndorf; man fand Gerippe und Waffen circa 0·5 M. in der Erde. Die zahlreichen Knochen lassen auf 5—7 Leichen schließen, auch fanden sich darunter Pferdeknöchel, ferner fand man ein eisernes Messer und einen breiten Dolch, von beiden nur die Klängen, ferner ein eisernes Schwert.

76. Am Fuße des Hügels S. Pantaleon nächst *Servola* bei *Triegl* wurden Reste romischer Ziegelpflasterung gefunden. Die Fundstelle zeigt sich als ein mit kleinen stehenden Ziegeln ausgestattetes Plateau von 1·65 M. Durchmesser mit zwei runden Erhöhungen und nach allen Seiten etwas geneigt; die Erhöhungen werden wahrscheinlich Unterlagen für holzerne oder Steingefäße zum Waschen oder Pressen gebildet haben. Auch befindet sich im Pflaster eine Sandsteinplatte mit zwei viereckigen Lochern. Es ist wahrscheinlich, daß diese Fundstelle sich auf eine Walkerwerkstätte bezieht. Bei diesen Grabungen fand man Theile einer hohlen feineren Sonnenuhr, eine eiserne Hacke und drei Bronze-Munzen.

77. Conservator *v. Kolb* hat der Central-Commission mitgeteilt, daß bei *Speck* (Gemeinde Neukirchen, Ober-Oesterreich) einige *kleine Höhlen* entdeckt wurden. Sie befinden sich in Zweidrittelhöhe eines Mergelbruches unter einer circa 2·5 M. dicken Humus- und Schotterfichte. Man kam auf diese Locher, als man die Hälfte des Mergelbruches abgegraben hatte. Ein Betreten dieser Höhlen, wohin man nur mit sehr hohen Leitern gelangen kann, ist sehr schwierig, da sie nur auf den Knien passierbar sind. Im Innern sollen sich *Sitzbänke* befinden. Sie scheinen jenen künstlichen Höhlen, Erdtälern, Hauslöchern anzugehören, welche schon seit mehreren Jahren und an verschiedenen Orten (Nieder Oesterreich, Bayern) Gegenstand der Forschung gewesen sind. Dafür spricht das Materiale, nämlich Schlier oder Mergel, in welchem niemals natürliche Höhlen vorkommen, sodann die Anlage der sogenannten Steinbänke, welche in künstlichen Höhlen oftmals zu finden sind.

In den Höhlen wurden nur zwei Urnen gefunden; sie sind bauchig, spannhoch, die eine aus lichtem, die andere aus stark grauem Thone, dünnwandig mit parallelen Linien und defect. In der Nähe wurde eine dritte Urne gefunden, glatt, stark grau und unverfehrt.

78. Conservator *Glavinic* hat über die weiteren Funde beim Eisenbahnbaue zwischen *Sivrit* und *Kuin* der Central-Commission berichtet. Man fand:

1. In einer quadratischen Ummauerung, gedeckt mit einer großen 12 Cm. starken Steinplatte, eine steinerne Urne sammt Deckel. Darin ein gläsernes, sehr dünnwandiges Gefäß (olla asuaria), mit einem Thondeckel geschlossen und zur Hälfte mit Knochenresten gefüllt. Innerhalb der Ummauerung fanden sich noch zwei einfache thonerne Lampen; dann

2. 30 Cm. unter Terrain ein Bruchstück einer Ara der Göttin DIANA;

3. In einer Tiefe von 0·20—0·50 M. unter Terrain folgende Gegenstände zerstreut liegend:

a) Vier fragmentirte Inschriften.

b) Die Inschrift: *Dius Manibus. Vitalioni dulcissimo coniugi, qui vixit annos. . . Flavio Crescentione infelici. . .* — Zu bemerken ist, daß der Länge nach eine 2½ Cm. tiefe Rinne gemeißelt ist.

c) Die Inschrift: *Flavvs Bouti filius, miles cohortis I Lucensium, annorum XXXI, stipendioram X, domo Luco Augusti. Heres faciundum curavit. Hic situs est.*

d) Der untere Theil einer Grabplatte, auf welcher eine Sichel und ein anderes Werkzeug erhaben gemeißelt sind.

e) Ein Armband aus Bronze.

f) Eine Fibula aus Bronze.

g) Ein Ring aus Bronze mit eingravirter Zeichnung.

79. Conservator *Größer* hat an die Central-Commission über einen Romerfund berichtet, der bei *Guttaring* gemacht wurde, derzeit der erste in diesem Orte, der einen Beleg über den Verbindungsweg von Mantucajuni über Guttaring, Deinsberg nach Candalice (Huttenberg) gibt, besonders wenn man ihn mit den Funden in Deinsberg (1884) und mit dem Münzenfunde zwischen Guttaring und Althofen zusammenhält. Im Mai l. J. fand man beim Aufheben eines Kellers unter einer 3½ M. tiefen Sandschichte eine Art Erzaufbereitungsstätte. In schwarzer holzkohlenreicher Erde waren Eisen-schlacken, Stücke von schwarzen und gelblichen Thon-gefäßen, vier thönerne viereckige Gewichte (c. 1 Kl.) und vier Steine von zwei Handmühlen (stark verwitterter Glimmerschiefer), zwei ganze Munzen und Münzreste gefunden (Probus).

80. Conservator *Strnad* hat an die Central-Commission einen Bericht über einzelne Archive in *Pilsen* erstattet. Die Archive der Stadt *Pilsen* befanden sich bis zum Jahre 1850 in ganz gutem Zustande. Damals wurden die alten städtischen Bücher öffentlich an Private verkauft und ging ein großer Theil derselben um einen geringen Preis an eine Schwefelfabrik über, die sie einstampfen lies. Bald jedoch besserer Einsicht folgend, wurde, was noch zu erlangen war, zurückgekauft. Die Grund- und Testament-Bücher gingen an das Gericht über. Auch die Urkunden namentlich die Siegel, fanden lange Zeit keinen Schutz, nur jene, die Stadtrechte, Privilegien, Freiheiten und Gnaden der Stadt Pilsen enthielten, waren besser aufbewahrt und gesichert.

Dieser arge Zustand blieb bis zum Jahre 1860. Erst damals begann der verdientvolle städtische Beamte *Martin Hruška* seine Aufmerksamkeit den Urkunden zuzuwenden. Als im Jahre 1879 die Gemeinde ein eigenes Museum für Stadt und Umgebung errichtete, wurden aus dem Rathhause die Urkunden mit den Stadtbüchern auch in dasselbe übertragen, wo sie jetzt der öffentlichen Benutzung jederman freistehen. Durch Gründung des städtischen Museums hat man auch den geeigneten Ort erworben, wohin allmählich die Zunft ihre erhaltenen Denkmale aller Art übergeben und sie dort aufbewahren konnten. Bis heute haben es

alle Zunft mit Ausnahme der Fleischnhauerzunft gethan. Auch das Curatorium des städtischen Museums bemüht sich von allen für die Geschichte der Stadt wichtigeren Urkunden und Schriftstücken authentische Abschriften sich zu verschaffen. Man zählt im ganzen 428 Original-Urkunden, die sich wieder in *A.* Urkunden, welche die Stadt betreffen, 342 Stück, und *B.* in fremde Urkunden 86 Stück eintheilen lassen.

*A.* Urkunden, die Stadt betreffend: *a)* 110 königliche Urkunden von 1321—1781, davon 14 päpstliche Bullen; *c)* 146 adelige und private Urkunden von 1307—1783; *d)* 49 Schuldbriefe von 1480—1779; zusammen 342 Stück.

*B.* Fremde Urkunden: *a)* 12 königliche; *b)* 9 geistliche; *c)* 54 adelige; *d)* 11 private; zusammen 86 Stück.

Ordnet man die Urkunden der Sprache nach, so ergibt sich folgendes Resultat:

In lateinischer Sprache geschriebene Urkunden gibt es . . . . .	174 Stück
In böhmischer Sprache geschriebene Urkunden gibt es . . . . .	238 „
In deutscher Sprache geschriebene Urkunden gibt es . . . . .	16 „
	428 Stück.

Die älteste lateinische Urkunde ist von 1307, die älteste deutsche von 1392, und die älteste böhmische von 1397. Auf Pergament geschrieben sind 350, auf Papier 78.

Alle Urkunden mit nur wenigen Ausnahmen sind noch gut leserlich; aber die Siegel fehlen bei dem größeren Theile. In dieser Hinsicht verdienen besonderer Erwähnung die Urkunden mit dem erhaltenen Stadtsiegel aus verschiedenen Zeitperioden, die für die genaue Zusammenstellung des Stadtwappens von großem Werthe sind. Nicht minder werthvoll sind die vier goldenen Bullen: die älteste von 1434 (K. Sigmund), zwei Confirmationen dieser Bulle von Ferdinand I., 1562 und Maximilian II. 1567 ebenfalls mit goldenen Siegeln und endlich die Bulle Ferdinand II. von 1627. Eine große Seltenheit ist das Majestäts-Siegel des Königs Wenzel IV. von 1372, wie er noch bei Lebzeiten seines Vaters die Privilegien der Stadt Pilsen, als schon gekronter böhmischer König bestätigte. In künstlerischer Beziehung ist das Stadtsiegel von 1307 eine sehr gelungene Arbeit.

Was den Inhalt betrifft, so enthalten die königlichen Urkunden Verleihungen verschiedener Freiheiten der Stadt oder sind es deren Confirmationen. Ordnet man sie nach den einzelnen Herrschern der Zahl nach, so entfallen:

auf König Wladislaw . . . . .	17 Urkunden
„ „ Wenzel IV. . . . .	14 „
„ „ Sigmund . . . . .	11 „
„ „ Ferdinand I. . . . .	10 „
„ „ Georg . . . . .	8 „
„ „ Ludwig . . . . .	7 „
„ Kaiser Rudolph II. . . . .	6 „
„ König Johann I. . . . .	5 „
„ „ Ladislaus . . . . .	5 „
„ Kaiser Maximilian II. . . . .	4 „
„ „ Leopold I. . . . .	4 „
„ König Karl IV. . . . .	3 Stück
„ Kaiser Ferdinand III. . . . .	3 „

auf Kaiser Karl VI. . . . .	3 Stück
„ „ Franz II. . . . .	2 „
„ König Mathias Corvin . . . . .	1 „
„ Kaiser Karl V. . . . .	1 „
„ „ Mathias . . . . .	1 „
„ „ Ferdinand II. . . . .	1 „
„ Kaiserin Maria Theresia . . . . .	1 „
„ Kaiser Joseph II. . . . .	1 „

Die von den geistlichen Würdenträgern verliehenen Urkunden enthalten größtentheils Ablässe an einzelne Klöster und die Pfarrkirche. Interessant ist da ein Exemplar der Excommunications-Bulle des Papstes Paul II. von 1466 gegen den König Georg; dann die Urkunde von 1534, durch welche dem damaligen Pfarrer zu Pilsen, wie auch allen seinen künftigen Nachfolgern vom Papste das Recht, der Pontificalien innerhalb der Stadtmauern sich bedienen zu können, verliehen wird.

Die übrigen städtischen Urkunden enthalten entweder Verkäufe von unbeweglichem Vermögen, oder Schenkungen bestimmter jährlicher Abgaben an verschiedene kirchliche Institute in der Stadt.

Bei den fremden Urkunden ist es schwer zu bestimmen, wie sie nach Pilsen gekommen seien. Von den neun Klattauer Urkunden, aus den Jahren 1350—1418, kann man fast bestimmt behaupten, daß sie während der hufitischen Bewegung nach Pilsen gekommen und von dieser Zeit hier geblieben sind. Von allen diesen angeführten Urkunden wurden bisher etwa nur 50 hier und da veröffentlicht.

#### Die Stadtbücher.

Die Stadtbücher sind bis jetzt noch zerstreut und erst allmählich wird es vielleicht dem Curatorium des städtischen Museums gelingen, sie hier alle zu versammeln. Heutzutage befindet sich ein Theil dieser Bücher im Museum, ein anderer bei dem k. k. Kreisgerichte und endlich ein dritter Theil bei dem k. k. Bezirks-Gerichte in Pilsen.

Das städtische Museum besitzt: *A.* 2 Libri iudiciorum, 1. vom J. 1411—1449, 2. vom J. 1454—1487. *B.* 5 Libri sententiarum; *C.* 9 Libri expeditionum vom Jahre 1527—1575; *D.* 6 Protocolla consularia vom Jahre 1554—1679; *E.* 11 Protocolla miscellaneorum vom Jahre 1756—1782.

Das k. k. Kreisgericht besitzt: *A.* 7 Libri emptio-num und venditionum vom Jahre 1461—1604; *B.* 4 Libri contractuum vom Jahre 1505—1538; *C.* 3 Libri divisionum et transactionum vom Jahre 1567—1682; *D.* 4 Libri testamentorum vom Jahre 1460—1699; *E.* 2 Libri inventariorum vom Jahre 1755—1883; zusammen 20 Bücher.

Alle diese hier angeführten Stadtbücher liegen bei dem Kreisgerichte vollkommen unbenützt, denn es ist schwer in ihnen zu lesen und das Suchen ist ebenfalls ungemein beschwerlich, da die Register vollkommen ungenügend sind. Die acht Grundbücher, welche um das Jahr 1700 angelegt wurden und nach den acht Stadtvierteln benannt werden, werden hier und da benützt, wiewohl auch höchst selten. Das k. k. Bezirksgericht besitzt hauptsächlich nur Grundbücher der ehemals unterthänigen städtischen Dörfer.

Die Eintragungen sind in den Gerichtsbüchern bis zum J. 1462 nur lateinisch und vom J. 1462 wieder nur



bohmisch. Die Expeditions-, Appellations-, Protokollen-Bücher aus dem 16., 17. und dem Anfange des 18. Jahrhunderts sind nur bohmisch, erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mehrten sich die deutschen Eintragungen und vom Jahre 1800 wurden fast alle Bücher ausschließlich deutsch geführt.

Die Stadtbücher bei dem Kreisgerichte und bei dem Bezirksgerichte sind nur böhmisch geführt, nur im vorigen Jahrhunderte erscheinen einige wenige deutsche Eintragungen.

81. Für die *Pastoral-Conferenz der Leitmeritzer Diöcese* im J. 1886 wurde unter anderen Themen auch jenes aufgenommen:

„Da in den Pfarr-Archiven mannigfaches historisches Material ruht, welches nicht nur zur Bereicherung der Geschichtskennntnis, sondern auch nicht selten zur Aufhellung von strittigen Rechtsfragen wichtige Dienste zu leisten geeignet wäre, bis jetzt aber entweder gänzlich unbekannt, oder doch nur ganz engen Kreisen zugänglich, wo nicht gar der Gefahr des völligen Zugrundegehens ausgesetzt ist, so möge erwogen und bei den Conferenzen des Vicariats-Clerus besprochen werden: ob und wie es wohl durchführbar sein würde, daß dieses Material, wie es z. B. in älteren Stiftsbriefen, Inventaren, Rechnungen, Memorabilien-Büchern oder anderweitigen Urkunden erliegt, durch eine möglichst allgemeine Betheiligung des Diöcesan-Clerus erhoben, und dann mittelst einer entweder lieferungsweise oder periodisch herauszugebenden Druckschrift (einer Art „Archiv für Diöcesan-Geschichte“) veröffentlicht, und auf diese Art allgemein zugänglich und nutzbar gemacht, wie auch zugleich für die fernere Zukunft am sichersten erhalten werden könnte.“

82. (*Madonna mit drei Rosen.*) Die hier im Bilde vorgeführte Marien-Statue, welche vor einigen Jahren in den Besitz des Innsbrucker Museums kam, stammt aus dem Pustertale und lag bis dahin unbeachtet zwischen Schutt und Gestein im untersten Raume eines Kirchthurms, wohin sie ohne Zweifel gelegentlich baulicher Umgestaltungen, wie solche im Laufe der Zeit an so vielen Kirchen vorgenommen wurden, als dienstuntauglich geschafft worden war. Wie sich aus den noch anhaftenden Mortelresten und der nur an der Vorderseite eingetretenen Gesteinsverwitterung ergibt, war dieselbe einst als Außenfemuck des Gotteshauses, vielleicht über dem Portale, eingemauert, wozu das Bildwerk auch ursprünglich bestimmt war,



Fig. 27. (Urag.)

da die Rückseite des Blockes roh und unbehauen ist. Letzterer Umstand führt auch zur weitern Erkenntnis, daß der Künstler keinen Bruchstein zur Arbeit

verwandte, sondern fein Material aus dem Gerolle eines Baches holte, und zwar muß die betreffende Steinart (Kalk?) nicht in reicher Auswahl vorhanden gewesen sein, denn unser Stück geht zur einen Hälfte stark in Quarz über und war also zur Bearbeitung nicht gut geeignet. Die Schwierigkeiten — gerade der Madonna-Kopf mußte zum guten Theil aus dieser harten Gesteinsart herausgemeißelt werden — wurden indes meisterlich überwunden.

83. Conservator Professor *V. Berger* hat an die Central-Commission über einen vor kurzem bei dem Abbruche einer schadhaften, das Irrenhausfeld begrenzenden Mauer in der Gaswerkgaße, Vorstadt Mulla in *Salzburg* gemachten Fund berichtet. Die mit anderen Steinen zur feinerzeitigen Ausführung genannter Mauer verwendeten Fundstücke aus rothem Marmor sind gothischer Provenienz und bestehen aus einer circa 135 M. hohen Figur (bärtiger Mann mit Mantel, Herzogshut und Scepter) mit rückwärts angearbeiteten Säulenschaft von 23 Cm. Durchmesser und aus einem Baldachin mit zinnengekrönten Fialen an einem achtseitigen Pfeilerstück von 22 Cm. innerem Durchmesser; ferner aus einer größeren Anzahl kleiner Bruchstücke, die ihrer Form nach einem Maßwerke angehört haben dürften. Die Figur ist an ihrer Oberfläche stark abgewittert, der Baldachin, an welchem rauhe Bossen noch dessen Unfertigkeit zeigen, dagegen gut erhalten. Auffallend ist die Uebereinstimmung der Fundstücke mit den Figuren und Baldachinen, welche im Museum aufgestellt, sowie mit solchen, welche in der Friedhofmauer zu Aigen eingemauert sind.

Im Museum befinden sich sechs gut erhaltene Figuren (zum Theile männliche Gestalten mit den Herrscher-Insigien, zum Theile weibliche an achtsichtigen Pfeiler-, beziehungsweise runden Säulenschaft und einige Baldachine, zum Theil mit rauhen Bossen. In Aigen befinden sich eine ganze männliche Halbfigur (Oberkörper) der vorerwähnten Art und zwei Baldachine (einer davon nur rauh bossirt; die zugehörigen Pfeiler- oder Säulenschaft sind vermauert.

Conservator *Berger* spricht die Meinung aus, es gehören alle diese zerstreut vorfindlichen Theile einem gothischen Denkmale an, allenfalls einem auf Säulen und Pfeilern mit vorgestellten Figuren ruhenden baldachinartigen Baue über einem Sarkophag, und konnte dieses Denkmal seinen Standplatz im alten Dome gehabt haben, wofür der Umstand spricht, daß sich bezüglich der beiden Figuren in Aigen die Tradition erhalten hat, daß sie aus dem alten Dome stammen. Das Denkmal muß unfertig gewesen sein, da rauhe Bossen sowohl an den Baldachinen, als auch an den Figuren vorkommen. Die Fundstücke wurden an das Museum abgegeben.

84. Im Jahre 1840 verschwand in *Dornbirn* ein alter Bergfried als letztes Bauwerk von dem Schloßchen der Seitenlinien der *Ritter von Ems*. Seitdem erinnern nur noch zwei Todtenschilder im Vorarlberger Landes-Museum — die einzigen heraldischen Denkmale dieser Art im Lande — an die letzten Glieder dieses Zweiges eines großen Geschlechts.

Der größere 112 Cm. im Durchmesser haltende Schild trägt am Rande zwischen den aus wirklichen

Haufftricken geflochtenen Einfassungen in gelben Buchstaben auf blauem Grund die Schrift:

Anno Domini 1536 Am Newen Jahrtag starb der Edel herr Burkhart von Emps zu der hohenemps dem Gott gnädig feye.

Auf dem roth bemalten Mittelfeld steht das in Holz geschnitzte Hohenemser Wappen: ein tartchenförmiger Schild, ein gelber, rechts schreitender Steinbock mit schwarzen Hörnern in blauem Felde; über dem verfilberten Kolben-Tournierhelm mit drei stark ausgebauchten, angenieteten Spangen erhebt sich als Kleinod der wachsende Steinbock rechtshin gewendet, der bis an den Außenrand stößt. Helmdecken in blauer und gelber Bemalung von etwas gedruckter plumper Form erfüllen den übrig bleibenden Innenkreis.

Die Umschrift des zweiten, etwas kleinern Schildes (100 Cm. im Durchmesser) thut uns kund:

Anno Domini 1549 auf den 26. tag Jenner starb der edel herr Christophel von Embs zu der hochem Embs, deme Gott gnedig und barmhertzig sein welle.

Unter der Ruhestätte in der Capelle des Oberrdorfer Schlosses hängend, bezeichnete dieser Todtenschild das Erlöschen dieser Seitenlinie in Ritter Christoph zu Torenbiren, dessen Ehe mit Martha von Hohen-Freyberg und Eifenberg angeblich kinderlos geblieben war. Er war ein Neffe des vorgenannten Burkard und Sohn des Hanns von Embs, Gemahls der Sibylla von Riedheim.

Der Schild ist eine Nachbildung des erftbeschriebenen, stimmt heraldisch in Form und Farbe mit jenem in allem Wesentlichen überein; die technische Ausführung verräth nicht die gleiche Hand, insofern der spätere durch elegantere Verflechtung der Helmdecke, durch schwungvollere Formen in allen Theilen und durch feinere, wenn auch in manchen Einzelheiten weniger richtige Ausarbeitung der Wappenthier dem ersten vorgezogen zu werden verdient.

*Jenny.*

### 85. (Die Ausgrabungen bei Salurn).

Auf der Strecke von Bozen nach Trient liegt der letzte deutsche Ort Salurn. Schon die Lage machte ihn bereits in den ältesten Zeiten zu einer wichtigen militärischen Station; hier verengt sich das Etschthal, und war an der sogenannten Salurner Klaufe in alter Zeit ein mächtiges Thor angebracht, welches das Thal absperrte. Eine Viertelstunde unterhalb des Dorfes nun ist der sogenannte „Galgenbüchl“, d. i. ein großartiger Schuttkegel aus Dolomitgestein von ungefähr 500 Quadratmeter im Umfang. Rechts und links von ihm erheben sich steile, vollständig kahle Dolomitwände, die eine so hervorragende Stellung haben, daß es den Anschein hat, sie fallen baldigst auf den Wanderer herab. Der Name des Büchels „Galgenbüchl“ kommt daher, weil man in Zeiten, als Salurn noch sogenannte Patrimonial-Gerichtsbarkeit hatte, einen kleinen Theil des Kegels dazu benützte, um den uncultivirten Salurnern hier das Lebenslicht auszublafen.

Dieser Schuttkegel wurde im Laufe von Jahrhunderten immer mehr erhöht und erniedrigt; erhöht dadurch, daß bei großen Elementar-Erscheinungen: Regen, Hagel, Ungewitter, die oberhalb sich befinden-

den Dolomitwände ausgewaschen wurden, abbröckelten und deshalb den Kegel eine Menge Gerölle bedeckte; erniedrigt wurde der Hügel deshalb, weil man das Material haufenweise fortführte, um Wege zu erhöhen, um Straßen, Dämme u. s. w. herzustellen.

Seit einiger Zeit arbeitet man nun in Salurn am neuen Etschbett und brauchte zur Ausführung des Etschdammes Material, das man von dort nahm. Bei den Grabungen stießen die Arbeiter auf allerhand Scherben, Stücke aus Thon, vollständige Urnen, fanden auch menschliche Skelete, Münzen, Lanzen u. s. w. Man ging nun sorgfältiger zu Werke, und Schreiber dieser Zeilen, der mit Fachmännern das ganze Gebiet besichtigte, mußte der Meinung derselben beipflichten, daß sich hier ein vollständiges römisches Leichenfeld befinde.

Die Gräber ziehen sich in einem Bogen von ungefähr 100 M. Länge hin; der Kopf der Skelete ist nach Osten gerichtet. Man kann zwei Arten von Gräbern unterscheiden: „Leichengräber“ und „Urnengräber“; die ersteren haben folgende Gestalt: die Leiche liegt auf ziemlich dicken gebrannten Ziegeln, die an den Rändern Fugen haben; diesen Ziegeln sind andere in dieser Form eingefügt, daß sie schief aufsteigend, oben sich nähernd über dem Skelete ein dreieckförmiges Dach bilden. Die Urnengräber: Die Urnen stehen da ganz mit Kohle umgeben und mit Asche gefüllt, ein Ziegel bildet die Decke der Urne. Der *Stoff der Urnen* ist im allgemeinen gebrannter Thon, der jedoch nicht rein, sondern mit Graphit und Gyps vermischt ist; besonders interessant sind einzelne Stücke, wo zwischen den beiden bräunlichen Thonschichten der schwarze Graphit wie hineingefchoben sich findet.

Die *Form der Urnen* ist nicht überall dieselbe, besonders die Halbformen weichen sehr ab, indem einige enger, andere weiter sind, der Rand mehr oder weniger gebogen ist, an den Außenseiten Linien, Einschnitte, Erhöhungen und Vertiefungen. Bemerkenswerth ist, daß die Urne dort, wo man sie anfaßt, eine ziemliche Vertiefung, eine Höhle hat, um sie leichter fassen zu können, die Größe der Urnen ist sehr verschieden. Einige sind ganz klein mit einem Höhendurchmesser von 10 Cm., andere dagegen von 15-18 Cm.; leider wurden sehr viele zerfchlagen. Die Dicke der Urnen ist auch verschieden und beträgt 3, 4, 5 Mm. Auch sei erwähnt, daß diese bei Salurn ausgegrabenen Urnen mit jenen von *Stall*, das einige Stunden von Salurn entfernt ist, nicht ähnlich sind.

Der *Inhalt der Urnen* ist Asche verbrannter Körper. In der Asche versteckt findet sich mancherlei Gerathe; so fand man z. B. Dolche, ein Armband, einen sehr alten Nagel. *Ueber das Alter des Leichenfeldes* ist man noch nicht klar, weil man nur Einzelnes ausgegraben; man hofft aber bei genaueren Nachforschungen auf sichere Beweise zu stoßen.

*Simconcr.*

86. Conservator v. Kolb hat an die Central-Commission berichtet, daß man zu *Edramsberg* im alten Bette eines Mühlbaches ein Steinbeil fand, das nunmehr an das Linzer Museum gelangt ist; das Beil ist 11 Cm. lang, 4 Cm. breit, 4 Cm. hoch und so glatt, daß es den polirten Steinwaffen zugezählt werden kann. Das Beil scheint ursprünglich länger gewesen zu

fein. Es durfte ehemals an der durchlochten Stelle abgebrochen sein, sodann hat man in dem keilförmigen Reststücke ein neues Loch getrieben. An dem Bruch sind noch die Spuren der ursprünglichen Durchlochung deutlich erkennbar.

87. Conservator Baron *Haufer* hat mitgetheilt, daß vom 7. bis 12. Juni d. J. auf Kosten des historischen Vereines in *Frögg-Velden* Grabungen durchgeführt wurden. Nebst verschiedenen Bruchstücken aus Bronze und Messerchen aus Eisen kamen zehn gut erhaltene Reitergestalten einer bisher noch nicht gefundenen Gußform, dann zwei menschliche Gestalten aus Blei zum Vorschein. Auch thönerne Urnenscherben mit interessanten Zieraten wurden gefunden. Brauer *Seidel* grub auch auf seinem Grunde, er fand zwei ganz gut erhaltene Kahnfibeln aus Bronze und eine eiserne Bogenfibel mit anhängendem Ringe und einen schadhafte Halschmuck aus Bronze.

88. (*Bronze- und Münzenfund bei Politz in Mähren.*) Im heurigen Frühjahr ergaben sich bei *H. Mezeritsch* zwei sehr beachtenswerthe Funde. Bei Politz fand man alte Silbermünzen, bei *Hohendorf* verschiedene Bronze-Gegenstände. Letztere wurden ausgeackert, sie sollen sich in einem Topfe befunden haben und wurden sofort unter der Bevölkerung vertheilt. Man fand einen offenen Halsring, dessen Oberfläche schraubenförmig verlaufende Vertiefungen, offenbar durch Drehung des 4—5 Mm. starken Drahtes entstanden, aufweist. Nur die Endtheile sind auf 33, beziehungsweise 60 Mm. glatt geblieben und waren aller Wahrscheinlichkeit nach länger, indem sie an den äußersten Enden eingerollte Schlingen oder Haken besaßen. Der innere Durchmesser des 40 Grm. schweren Ringes beträgt 130 Mm. Die Patina ist vielfach beschädigt und die äußersten Enden zeigen frische Bruchflächen.

Sechs gedrehte und zwei glatte Bruchstücke von wenigstens einem ähnlichen Halsring, welcher, da die Bruchflächen bei zwei Fragmenten in gleicher Weise wie die Oberflächen oxydirte Schichten besitzen, schon in alter Zeit zerbrochen worden sein mußte und in diesem Zustande in die Erde gekommen war.

Drei Bruchstücke eines stärkeren flachen Ringes, dessen Querschnitt ein Bogenzweieck vorstellt. Die Höhe des Bandes beträgt 14 Mm., dessen Dicke in der Mitte 7 Mm. Die Oberfläche der Fragmente ist rauh und uneben; auch zeigt sie ganz unregelmäßige Vertiefungen und Erhöhungen, welche den Schluß zulassen, daß der Gegenstand einer bedeutenden Feuersglut längere Zeit hindurch ausgesetzt war.

Eine Schmucknadel mit scheibenförmigem Kopfe. Ihre Länge ist 252 Mm., die Dicke 4 Mm., der Durchmesser der Scheibe 28 Mm. Das obere Drittel ist mit eingravirten Schraubenlinien und Strichreihen schon ornamentirt. Ähnlich sieht das Bruchstück der Nadel von einem älteren Funde aus, das sich noch vorfand, nur ist der Kopf kleiner und dicker, der Dorn schwächer und ohne Verzierung.

Die gefundenen Thonscherben rühren sammtlich von aus freier Hand gearbeiteten Gefäßen her und kann man aus den vorhandenen Fragmenten auf grobe, dickwandige Gefäße zum alltäglichen Gebrauch, auf

flache Schalen oder Schüsseln, auf Topfchen mit Henkel, sowie auf ornamentirte Urnen und überhaupt Cultgefäße, die mitunter mit einem Graphitüberzug versehen waren, schließen.

Mit Rücksicht auf die vorgebrachten Fundverhältnisse und die Beschaffenheit der Objecte kann man annehmen, daß die Fundstellen ein prähistorisches Grabfeld mit Brandgräbern ist.

Was nun den Münzenfund betrifft, so berichtet weiter Dr. *Karl Maška* an die Central-Commission, daß mehrere Tagelöhner am 27. April d. J. bei Umgrabung eines Ackers in Politz zwei Topfchen mit altem Silbergeld fanden. Sie vertheilten daselbe untereinander. Rasch wurde der Fund im Orte bekannt und so wurden die gefundenen Münzen in der Gemeinde Politz-Hohendorf, sowie in den umliegenden Ortschaften unter die Bevölkerung theils verschenkt, theils um geringe Beträge verkauft. Die Thongefäße, von denen jedes etwas mehr als  $\frac{1}{4}$  Liter faßte und mit einem Deckel versehen war, lagen bei einander in geringer Tiefe, und wurden beim Graben zertrümmert, wobei die Geldstücke zum Vorschein kamen. Von den jedenfalls mehr als 500 gefundenen Exemplaren wurden im ganzen nur 144 Stück ermittelt. Sie sind meistens schwach abgenützt und stammen aus der zweiten Hälfte des 16. und vom Anfang des 17. Jahrhunderts. Das älteste Exemplar ist nämlich vom Jahre 1553, das jüngste 1625; die meisten fallen jedoch in die Zeit 1610 bis 1616. 134 Stück davon sind Silber-Denare, während die übrigen 10 Stück nur einseitig geprägte Heller sind. In Bezug auf ihren Ursprung weisen fast alle nach Norden oder Nordwesten hin, und zwar sind in der größten Anzahl die Länder: Polen (45 Stück), Mark Brandenburg (10 Stück), und mehrere schlesische Fürstenthümer und Grafschaften (38 Stück), vertreten. Außerdem kommen einzelne Exemplare von verschiedenen deutschen Bistümern und Abteien, Grafschaften und Städten vor, unter anderen von Barby, Corvey, Fulda, Göttingen, Halberstadt, Köln, Minden und Paderborn. Je ein Denar stammt aus Luzern und Zug in der Schweiz.

89. Correspondent *Petermandl* berichtet: Während des Baues der Stadtpfarr-Kirche zu *Steyr* gegen Ende des 15. Jahrhunderts ließ ein einzelner Bürger der Stadt ganz nahe bei dieser Kirche, und zwar an deren Ostseite im Friedhofe, eine Capelle erbauen, die „*Traindter Capelle*“ genannt. Das Gewölbe dieser Capelle ist leider, und zwar im Beginne dieses Jahrhunderts, abgebrochen und durch ein Tonnen-Gewölbe aus Ziegeln ersetzt worden.

Prevenhuber erzählt von derselben: „Anno 1492 starb Sigmund Traindt, Rathsbürger allhier. Er war ein sehr reicher Mann und hat auf seine Unkosten erbauet die schöne Capelle am Freidthoff, so man noch die Traindter Capelle nennet, zusammt der unteren Grufft oder Capellen mit fünf gezierten Altären.“ Diese Capelle war eine Doppel-Capelle, von welcher der der Stadt zugelegene Theil, worin auch der Stifter begraben liegt, leider zu einem Gattlocale adaptirt wurde. Der zweite Theil ist heute noch verschüttet und durfte im Laufe dieses Jahres aufgedeckt werden. Man hat die Grabchrift auf einem Bausteine eingemeißelt aufgefunden. Dieselbe lautet: „Das ist die Be-

grabniß des Erbnarn Sigmund Traindt, Stifter der gegenwertigen Capelle, der gestorben ist am Pfinfftage nach St. Michaelis Tag, anno 1492. Agnes, seine Hausfrau, ist gestorben 1492.“ Der Grabstein ist aber leider durch das neu aufgeführte Gewölbe zu einem Drittheil verdeckt. Außer einem Christus und zwei Engeln aus dem vorigen Jahrhunderte, welche zu einem der Altäre gehört haben mogen, fand sich nichts von der Capelle mehr vor.

Im Eingangsthrme des Stadt-Friedhofes fand man circa 20, aus dem 16. und 17. Jahrhunderte stammende schmiedeeiserne Grabkreuze, welche mit Bewilligung der beiden Pfarrämter vom Fachvorstande Herrn Gustav Ritzinger einer gründlichen Restauration unterzogen, und an der Außenwand der Friedhofs-Capelle aufgestellt werden

Auch der bekante reich mit Zinn-Ornamenten und Figuren gezierte Taufstein, anno 1569 angefertigt, soll einer gründlichen Restauration unterzogen werden, nachdem ein Bürger unserer Stadt einen namhaften Betrag zu diesem Zwecke zu leisten versprochen hatte.

90. Conservator *Sedlaček* hat über die aufgefundenen Wandmalereien in der Decanats-Kirche zu *Pisek* an die Central-Commission berichtet:

Die wichtigsten und zugleich gut kennbaren Reste dieser Malereien sind folgende:

1. An der Ecksaule des Presbyteriums und des südlichen Nebenschiffes ein viereckiges Gemälde auf bloßem Stein gemalt. Es stellt den Tod Christi vor und stammt gewiß, wie auch die folgenden (mit Ausnahme von Nr. 11) aus der carolingischen Periode. Der Maler verräth einen ausgeprägten Hang zum Natürlichen; der Mittelkörper des Heilands ist bedeutend vorgebeugt, der Faltenwurf der beiden unter dem Kreuze stehenden Gestalten natürlich und schön gezeichnet.

2. Westlich davon auf der nächsten Säule sieht man den Heiland mit gesenktem Haupte und leidendem Körper; zu den Seiten desselben sind zwei Gestalten. Auf dem Heiligenschein der südlichen Gestalt liest man: S IACOBVS, darunter knieen zwei Gestalten und zwischen ihnen erblickt man vier kleinere stehende Gestalten. Unter den Knieenden sind Inschriften angebracht, wovon nur die Buchstaben ROLOV und LGV HARDA sichtbar.

3. Auf der zunächst gelegenen Säule zwischen Haupt- und Nebenschiff ein viereckiges Bild, unstreitig das schönste der Kirche, die Kreuz-Abnahme Christi vorstellend; die Bewegung der Figuren ist natürlich, der Körper des herabgleitenden Heilands weich gehalten. Zugleich ist dieses Bild von allen am besten erhalten.

4. An der Ecke des Presbyteriums und des Mittelschiffes die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde.

5. Eine alte aus dem 14. Jahrhunderte stammende Inschrift, sehr verblaßt wovon man nur einzelne Worte, wie z. B.

olacobi o steo hedwig° so iero<sup>i</sup> a°omo ccc°o . . . o

entziffern kann.

6. an dem ersten im Presbyterium gegen Norden gelegenen Fenster:

- a) ober dem Fenster zwei zu einander geneigte Gestalten (nicht mehr vollständig erkennbar);
- b) westlich vom Fenster Reste eines Heiligen-Bildes, wovon nur der schwarzlachrothe Talar erkennbar, dagegen deutlich die Buchstaben o STEPISADVS;
- c) östlich ein kaum erkennbares Heiligen-Bild darunter die Buchstaben ADALBOP und weiter unten wieder Reste einer Heiligen-Gestalt.

7. Wandmalereien aus dem 14. Jahrhunderte. Ornamente aus Ranken und Kleeblättern vorstellend.

8. Bei dem 4. Fenster des Presbyteriums welches der südlichen Seite zugewendet ist, Reste eines Wenzels-Bildes mit hübschem ausdrucksvollen Kopfe und Adlersehild.

9. Bei dem 5. nächstgelegenen Fenster zwei Bischofs-Gestalten und darunter zur linken Hand Reste eines Bildes, wahrscheinlich St. Veit vorstellend.

10. Auf dem Arcus triumphalis eine vollständige Reihe von Heiligen-Bildern.

11. Im südlichen Nebenschiffe in der Ecke, die der südöstlichen Seite zugewendet ist, wohlerhaltene Malereien aus dem 16. Jahrhunderte:

- a) links von dem im 16. Jahrhunderte umgebauten Fenster zwei Juden, eine große Traube tragend;
- b) in der Fensternische links die Kreuzigung;
- c) dafelbst rechts drei Gestalten und eine große Schlange. Diese Partie ist wohlerhalten.

91. Correspondent *Redlich* hat der Central-Commission einen Abdruck des großen Stadtfiegels von *Eger* (abgebildet S. LXXX, Jahrg. 1885) übersendet und damit einige interessante Bemerkungen verbunden. Der noch vorhandene Siegelstempel ist von Messingbronze, 74 M. im Durchmesser und war schon im 13. Jahrhunderte im Gebrauche. Von den verschiedenen Siegelbildern darin sind blos das in der Mitte befindliche Fallgitter und der Adler in das gegenwärtige Siegel übergegangen. Aus dem Jahre 1696 stammt ein Typar von Messing (60 Mm. hoch und 45 Mm. breit), das die Legende: „S Consistorii Egrani 1626“ trägt und das eben bezeichnete vereinfachte Wappen zeigt. Es gehörte dem lutherischen Consistorium an.

92. Conservator *Kirschner* hat an die Central-Commission über die Weiterführung, eigentlich Vollendung seiner Arbeiten in Betreff der Durchsicht der Urkunden des *Troppauer Stadt-Archives* berichtet. Hieran reihte sich die Bearbeitung des Museums-Archives. Hierauf folgte eine Vereinigung beider Archive unter Wahrung des beiderseitigen Eigenthumsrechtes. Zu den im Vorjahre ausgewiesenen 60 Pergament-Urkunden des städtischen Archives treten nunmehr noch 32 der Museums-Bibliothek hinzu, 11 in lateinischer, 12 in deutscher und 9 in böhmischer Sprache; die älteste lateinische Urkunde stammt von Bischof Theodorich von Olmütz 1288, die älteste deutsche von den Herzogen Wenzel und Przemko von Troppau 1386 und die älteste böhmische aus dem Jahre 1473 und betrifft eine Altarstiftung in der Georgs-Kirche zu Troppau.

93. Zu den ehemals bestvernachlässigten Pfarrkirchen *Trags* gehörte, wie aus einem an die Central-Commission gerichteten Berichte des verstorbenen

Confervators *Baum* hervorgeht, die vom Hauptverkehr abseitsgelegene Kirche *St. Castulus*. Auf Ansuchen des Pfarrers *P. J. Haclů* bewilligte im vergangenen Jahre der Stadtrath als Patron der Kirche einen mäßigen Betrag aus dem so ziemlich erschöpften Kirchenfonde für die dringenden Reparaturen, für das weitere mußten der Pfarrer und die meist armen Eingepfarrten selbst sorgen.

Die Kirche *St. Castulus* gehört hinsichtlich ihres Baues zwei Zeitaltern an. Das linke Seitenschiff ist älter als das Mittelschiff und rechte Seitenschiff. Der Name des Heiligen, dem die Kirche geweiht ist, ist in Böhmen nicht häufig zu finden, und fogar ganz Mitteleuropa hat nur zwei dem Heiligen geweihte Kirchen, und zwar Prag und Mosburg nächst Landshut in Bayern aufzuweisen. Schon die Seltenheit des Namens veranlaßte, den Bau der Kirche fremden Urhebern zuzuschreiben; allgemein wird angenommen, daß die deutschen Ordensritter, welche 1215 eine Commende und ein Spital bei *St. Peter* auf dem *Poric* besaßen, die *St. Castulus-Kirche*, das gegenwärtige linke Seitenschiff erbaut hatten. An diese bescheidene Kirche der deutschen Ordensritter wurde später, im 14. Jahrhunderte ein Haupt- und ein Seitenschiff nebst einem Thurne angebaut. Da das Präsentationsrecht an dieser Pfarrkirche die jeweilige Königin Böhmens hatte, so könnte das Hauptschiff und rechte Seitenschiff, so wie das über der Sacristei erbaute Thefaureum der Königin *Elisabeth*, Gemahlin *Johanns v. Luxemburg* zugeschrieben werden. Vielleicht war auch *Karl IV.*, der so viele Kirchen in Prag und Böhmen theils neu erbaut, theils erweitert hatte, der Erbauer des Hauptschiffes. Urkundlich wird die *St. Castulus-Kirche* erst 1357 als Pfarrkirche erwähnt, obsehon dieselbe längst Pfarre gewesen ist. Im 14. Jahrhunderte war diese Pfarrkirche eine der ansehnlichsten Prags und ihre Schule galt als eine der besten Böhmens. Die Kirche war reich dotirt und, wie aus alten Inventarien zu ersehen ist, besaß sie einen kostbaren Schatz an Reliquien und Paramenten, welcher Schatz in dem sehr festen, leider jetzt völlig leeren Thefaureum über der Sacristei aufbewahrt wurde.

Der interessanteste Theil der Kirche ist unstreitig das zweischiffige linke Seitenschiff; es ist zugleich der älteste Theil des Ganzen. Drei schlanke runde Säulen theilen den Raum in zwei Schiffe und tragen ein schönes gothisches Gewölbe von acht Kreuzen. Die Rippen verlaufen an den Säulen in die runde Fläche, an den Wänden werden dieselben durch belaubte Consolen gestützt. Sechs tiefprofilirte Fenster im Spitzbogen, ohne jedes Maßwerk, erhellen den Raum, ein siebentes Fenster über dem Eingangs-Portale ist vermauert, und nach außen durch das Dach einer später angebauten gothischen Vorhalle gedeckt. Auch das Portal mit der gothischen Profilirung ist dem 14. Jahrhundert angehörig und wurde wahrscheinlich bei der Erweiterung der Kirche errichtet. Das Rippenwerk ist einfach profilirt, die Schlußsteine sind, bis auf zwei Stücke an der Ostseite, glatt ohne jede Profilirung. An jedem der zwei genannten Gewölbschlußsteine ist in erhabener Arbeit das Mälzerzeichen angebracht. Der Zusammenhang der deutschen Ordensritter mit dem Mälzerzeichen ist unklar. Die Kirche, aus Plänerkalkstein (*opuka*) erbaut, ist in den Mauerflanken mäßig, die Fensterpfeiler verhältnismäßig groß, und nach außen

mit starken Streben gegen den Gewölbschub verstärkt. Gegen Osten schließt an das linke Schiff die Sacristei an, ein Raum, der mit den fünf Seiten eines Achteckes abgeschlossen ist, und gewissermaßen eine Fortsetzung des einen Schiffes des linken Seitenschiffes bildet. Der untere Theil der Sacristei ist mit dem linken Seitenschiffe (der ehemaligen alten *Castulus-Kirche*) gleichen Alters; der obere Theil, die Schatzkammer, gehört dem 14. Jahrhundert an. Deutlich sieht man in der Sacristei, wie ein Strebepfeiler für das Presbyterium des Mittelschiffes durch das alte Gewölbe durch, neu aufgeführt wurde, und wie eine Wendeltreppe zu dem Thefaureum später angebaut worden ist. Genaue Untersuchungen ergaben, daß die Sacristei kein Presbyterium des linken Seitenschiffes ist, sondern für sich eine Capelle bildet. Die Sacristei hat noch größere Mauerflanken als das linke Schiff und sehr vertiefte kleine spitzbogige Fenster. Von außen hat sie gar keine Strebepfeiler. Möglich, daß diese Sacristei die alte von den deutschen Ordensrittern gegründete *St. Castulus-Kirche* ist, und daß später daran eine zweischiffige Kirche von irgend jemand, dem die Mälzerzeichen in den Schlußsteinen gelten, angebaut wurde. Aus der alten Ordenskirche wurde dann die Sacristei der neuen zweischiffigen Kirche. Die Sacristei ist ein niedriger, im Spitzbogen eingewölbter Raum mit einfach profilirten Rippen, welche ehemals auf Consolen (die gegenwärtig fehlen) ruhten. Schlußsteine sind glatt ohne jede Profilirung und Verzierung. Fensterchen ohne Maßwerk. Bemerkenswerth ist die Thür, welche aus der Sacristei zu der Wendeltreppe der Schatzkammer führt. Sie entstammt dem 14. Jahrhundert, ist mit Leinwand, welche bemalt ist, überzogen und mit starken gothischen Langbändern beschlagen. In der Sacristei steht ein einfacher Kasten, gothisch beschlagen und mit schwarzgefärbten gothischen Ornamenten bemalt.

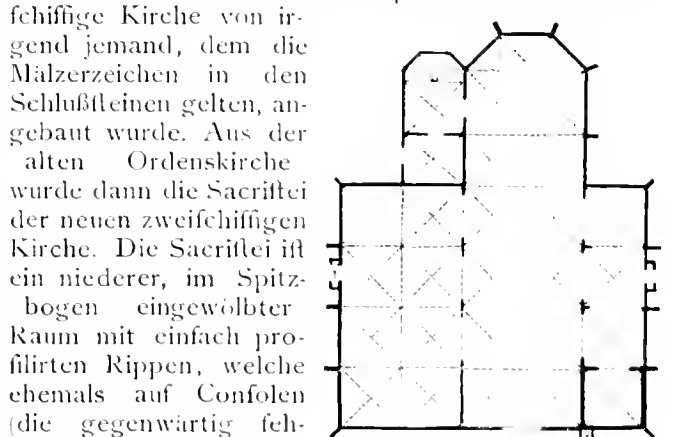


Fig. 28. (Prag.)

Im linken Seitenschiff befindet sich eine gemauerte Altar-Mensa gleichen Alters mit dem Schiffe. Das rechte Seitenschiff ist in seiner Ursprünglichkeit so ziemlich erhalten; einfache Kreuzgewölbe auf kurzen Diensten oder auf einfach profilirten Consolen ruhend. Fenster im Spitzbogen. Das Mittelschiff ist leider nach dem Brande 1680 ganz umgebaut worden. Das eingestürzte gothische Gewölbe wurde durch eine Tonne mit Lunetten ersetzt, und das Schiff bedeutend erniedrigt, wie man dies heute noch auf dem Dachboden der Kirche sehen kann. Die Fenster, ehemals im Spitzbogen wurden verkleinert und im Halbkreis überwölbt. Die Dienste, welche ehemals das Gewölberippenwerk trugen, wurden in barocke Lifenen umgewandelt. Die Spitzbögen zwischen den Seitenschiffen und dem Mittelschiff wurden im Halbkreis neu überwölbt und die Pfeiler verstärkt. Außer diesem wurde ein neuer Musikchor errichtet,

welcher auch auf Verkragungen in das linke Seitenschiff hinüberreichte. Die Arbeiten nach dem Brande wurden vom Altstädter Magistrat als dem nunmehrigen Patron der Kirche dem Baumeister *Paul Payer* anvertraut, welcher die äußeren Arbeiten 1695, die inneren Arbeiten 1699 beendet hatte.

Im Jahre 1731 widmete *Joh. Ig. Bukovský* einen neuen Haupt-Altar der Kirche, welcher, an und für sich schon unverhältnißmäßig groß, später noch mit Zusätzen von Altaren aus den aufgehobenen Kirchen in das Monstros vergrößert wurde. Die Kirche war bis zum vergangenen Jahre mit vielen Altaren ohne allen Kunst- und historischen Werth im wahren Sinne des Wortes verstell.

Ehemal stand die Kirche inmitten eines großen Kirchhofes, dem jetzigen St. Caspulus-Platze. In und um die Kirche wurden viele hochangesehene Persönlichkeiten der Altstadt begraben. Nach Aufhebung des Kirchhofes wurden die Grabplatten theils als Plasterplatten benutzt, theils an Private als Materiale verkauft. So befand sich im Brauhaufe „U Celestinů“ eine Gerstenroste aus Grabplatten zusammengesetzt; eine Platte war das Epitaphium des berühmten Baumeisters und Aeltesten der Maurer- und Steinmetzzunft *Domenico de Brifis*, der sein Haus auf dem Ziegenplatze der altstädter Maurerzunft als Herberge vermacht hatte, und der es bis heutigen Tages gehört. Eine zweite Platte gehörte dem *Joh. A. Hysrlé von Chodon*, bekannt als Feldhauptmann aus dem 30jährigen Kriege, der bei Lützen „den Tod des Helden errang“. Eine Platte gehörte einem Spanier *Alvas o Alvar Jof.* Kriegsführer S. M. 1638. In Mitten der Kirche war eine Gruft, in welcher die ansehnlicheren, d. h. die reicheren Bürger des St. Caspulus-Viertels ihre letzte Ruhestätte fanden, in soweit sie kein eigenes angekauftes Familien-Erbbegräbniß auf dem Friedhofe hatten.

Nach einigen abgehaltenen Local-Commissionen, zu welchen der Conservator von Prag beigezogen wurde, wurde endlich im vergangenen Jahre zu der Renovirung geschritten. Diesmal galt es mit Wenigem Vieles zu machen und dies ist bekanntlich sehr schwer, und um so schwieriger, wenn das Ganze nicht in eine Hand gelegt wird. Einiges besorgte der Patron durch seine Organe, anderes der Pfarrer auf seine Kosten durch seinen Vertrauensmann.

Auf Kosten des Patrons wurden Isolirmauern um die Kirche errichtet, um die Feuchte abzuhalten, der schadhafte Putz wurde abgeschlagen, die Wände ausgetrocknet, neu verputzt und getüncht, die Fenster des Seitenschiffes neu mit sechseckigen Scheiben in Blei verglast; das Presbyterium mit farbigen Cement-Plasterplatten, und zwar etwas bunt neu ausgeplästert, und das rechte Seitenschiff und das Mittelschiff einfach in Tönen bemalt. Das Presbyterium ist reicher bemalt, doch laßt es noch manches zu wünschen übrig.

Von den Pfeilern wurden auf Anregung des Pfarrers die nichts weniger als kunstwerthen Altäre entfernt und der Kirche ein würdigeres Ansehen verschafft. Der monströse Haupt-Altar wurde verkleinert, mit einer neuen Predella und einem Tabernacul ver-

sehen. Das große Fenster in der neuen Westwand, dann die Fenster im Presbyterium wurden auf Kosten des Pfarrers mit farbigen Borduren en grisail aus Cathedral-Glas versehen. Auf Kosten des Pfarrers wurde die Kanzel restaurirt, dann wird im linken Seitenschiffe nach dem Carton von Professor *Sequens* ein Glasfenster, St. Agnes vorstellend, in Innsbruck bei *Neuhauser* gemalt, und auf der alten Mensa ein Altar zu Ehren der seligen böhmischen Königstochter Agnes, der Gründerin des nachbarlichen Agnes-Klosters, errichtet. Die Bemalung des linken Seitenschiffes besorgt der Patron der Kirche. Es soll eine reichere Bemalung im Geiste des Jahrhunderts sein, in welchem das Seitenschiff erbaut worden.

Im linken Seitenschiffe stand bis gegenwärtig eine plastische Passion unseres Heilandes. Es sind lebensgroße Figuren untergeordneten Kunstwerthes. Die Eingepfarrten hegen eine große Verehrung für diese Passion. Der Pfarrer läßt, um seinen Kirch-angehörigen gerecht zu werden, dieselben neu polychromiren und es werden dieselben an der Westwand entsprechende Aufstellung finden.

Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich vor der Renovirung im Presbyterium zwei zopfige Reliquien-Altäre befanden. In dem einen Altare zur linken Hand war das Cranium des heil. Caspulus aufgestellt. Diese Reliquie erwarb Karl IV. irgendwo in Deutschland, widmete dieselbe der St. Veits-Kirche (vide Inventar), von wo sie später, wahrscheinlich durch Karl selbst, der St. Caspulus-Kirche geschenkt wurden. Die beiden höchst primitiven Altäre wurden cassirt und die Reliquien in der Predella des Haupt-Altars untergebracht.

Die im Pflaster eingelassenen Grabplatten wurden herausgehoben, an den Wänden des rechten Seitenschiffes aufgestellt und die Stelle, wo sie ehemals lagen, genau bezeichnet. Es ist die Grabplatte des Herrn Magisters *Nicolaus Conecyus* Cancellarius der alten Stadt Prag, welcher 1616 den 6. Octobris selig im Herrn entschlafen ist. Er ist in ganzer Figur „fürtrefflich“ plastisch dargestellt und mit einer Umschrift, welche alle seine Titel und Würden enthält, versehen. Ein Grabstein gehört dem *Pavlský de Fancnmuri*, ehrfamen Stadtrathe der Altstadt. Er war Bergmeister der Altstädter Weinberge. Eine Grabplatte gehört dem *Carl Hubatius* und seiner Ehefrau. Hubatius war ein großer Wohlthäter der Kirche. Er errichtete anno 1695 vor dem marmorenen Sacraments-Häuschen an der Evangeliumseite im Presbyterium ein „Ewiges Licht“ für alle Zeiten. Carl Hubatius war ehrfamer Bürger und Fleischerhauer der alten Stadt Prag, und hat auf seiner Grabplatte auch das alte Fleischer-Zunftzeichen, den zweifchwänzigen Löwen mit dem Fleischerbeil in den Pranken abgebildet gehabt; als aber seine Nachkommen wegen ihren Verdiensten in den Adelsstand erhoben wurden, so wurde dem Löwen auf der Grabplatte das Fleischerbeil abgemeißelt; doch ist auf der Grabplatte bis heutigen Tages der Löwe mit deutlichen Spuren des Fleischerbeiles zu sehen











# Beiträge zur Geschichte der Liebfrauen-Kirche in Wiener-Neustadt.

Von *Wendelin Boehm.*

## II.

**D**ER Bau des Langschiffes mit den beiden niedrigen Abseiten und zweifelsohne die oberen nicht mehr bestehenden Theile der beiden Thürme, endlich der gleichfalls im 15. Jahrhundert abgebrochenen Apsiden fällt, nach dem noch Vorhandenen zu urtheilen, in die Zeit um die Mitte und mehr gegen die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts. Nach den urkundlichen Nachrichten zu schließen, hatte der Kirchenbau noch vor der ganzlichen Vollendung einen vorläufigen Abschluß schon 1259 gefunden, denn nach Duellius. „De Fundatione Templi Cathedralis Austriaco-Neopolitani etc. Norimbergae 1733“ wurde die Kirche im genannten Jahre ein erstes Mal eingeweiht. Es heißt darin pag. 6: „In Codice Membr.<sup>1</sup> cit. ad festum Depositionis S. Rudberti habetur exaratum: In literis indulgentialibus quidam Archiepiscopus Salzburgensis meminit Ecclesiam hujus Novae Civitatis parochialem consecratam in honorem B. V. Mariae et S. Rudberti a quodam D. Joanne Episcopo Chimensi sub data anni 1279; in nullis aliis literis reperi aliquid de S. Rudberto. Fuit autem haec Ecclesia antea vocabulo B. Virginis intitulata ut habetur in antiquioribus literis, quae sunt de Data Anni Dom. 1259.“

Dieser Angabe entspricht allerdings die Beobachtung, daß wir an dem romanischen Theile der Kirche noch heute zwei von einander verschiedene Bauschulen unterscheiden können, wonach es scheint, daß die Theile der älteren 1259, die der jüngeren aber 1279 ihren Abschluß gefunden haben; es ist aber auch noch eine andere Ursache der zweimaligen Einweihung anzunehmen, welche politischer Natur ist. Die erste Einweihung fällt in die Regierungszeit Otakar II., die zweite in jene Rudolph I., ein Jahr nach seinem Regierungsantritte. Es wäre nicht unmöglich, daß der letztere, um alle Spuren der früheren Regierung im Volke zu verwischen, diese zweite Einweihung angeordnet hätte.

Heute nach sovielen Umbauten lassen sich die einzelnen Abschnitte im Baue nicht mehr mit aller Präcision feststellen, doch ist, wenn wir das Vorhandene ins Auge fassen, so viel deutlich zu erkennen, daß nach Vollendung der Fassade und der Thürme, im nördlichen allenfalls bis zum vierten, im südlichen bis zum fünften Geschoße, und des nördlichen Theiles des Frauen-Chores, das Schiff bis zum sechsten Travee begonnen und möglicherweise auch vollendet wurde. Die Gewölbefläche jedoch zeigen in den Schluß-Kassetten schon Formen der jüngeren Bauschule.

Die Werkmeister dieser älteren Partien gehörten entschieden der, sagen wir, frankischen Schule an, wenn sie auch in ihren Arbeiten eine allmälige Weiterbildung erkennen lassen. Den Meistern dieser Schule,

welche ziemlich an 50 Jahre wirkten, war der ursprüngliche Plan des Gotteshauses vor Augen gelegen, sie waren ersichtlich bestrebt im Aeußeren nicht nur die altgewohnten Formen, sondern speciell den Plan des Erfinders festzuhalten. Nicht so im Innern des Schiffes, also der späteren Ausführungen. Wir finden da im Gegentheile mit den alten Ueberlieferungen des romanischen Styles nahezu völlig gebrochen, sowohl was die Verhältnisse, als auch was die Lösungen wie die Auszierung betrifft. Hier stand der Werkmeister bereits auf dem Boden der Gothik, nur die Fensterformen, in denen er von dem Plane der Außenseiten abhängig war, erinnern noch an die ältere Styl-Periode. Was uns bei Betrachtung des Innern weiters auffällig erscheint, ist ungeachtet der imposanten Dimensionen dessen Kahlheit, und da tritt ein weiterer Contrast mit der reich decorirten Außenseite zu Tage. Möglich, daß der Mangel an Geldmitteln zu einer möglichst einfachen Ausstattung zwang, denn die an einigen Stellen bemerkbaren hübsch sculptirten Kranzgesimse sowohl im rechten als im linken Seitenschiffe vorn sehen sich fast wie Mutterstücke an.

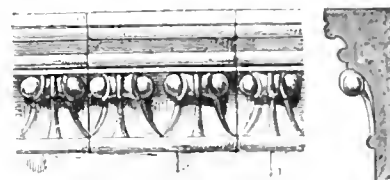


Fig. 2.

Der letzte Werkmeister und zweifelsohne der Vollender des Domes sowie der (ursprünglichen) Thürme, gehörte nicht der Bauschule seiner Vorgänger, sondern, soweit aus den wenigen übergebliebenen Theilen seiner Arbeit zu entnehmen ist, der französischen Bauschule der Cistercienser an, oder war doch von selber merklich beeinflusst. Er ändert die decorativ ausgestatteten Gesimse vollständig um und wendet Knorrensimse an, wie wir sie im neuen Dormitorium zu Heiligenkreuz treffen, die dem Anfange des 13. Jahrhunderts angehören. Leider sind gerade jene jüngsten Theile dieser Periode dem Erdbeben von 1350 zum Opfer gefallen, nur das fünfte Geschoß des nördlichen Thurmes ist erhalten geblieben, aber dieser Rest genügt, um beiläufig sein Alter zu bestimmen und den Contrast mit den älteren Formen darzulegen. Allem Vermuthen nach fertigte der genannte Meister auch den nicht mehr existirenden Chor, der vielleicht ähnlich jenem zu Trebitz einen polygonen Abschluß hatte, sowie die Apsiden der Abseiten, welche vermuthlich halbrund gebildet waren.

<sup>1</sup> Offenbar im Archiv zu Salzburg

Sicher sind von der Hand dieses Werkmeisters die ältesten Theile der abgebrochenen St. Michaels-Capelle, des Karners, gewesen, von welchem wir noch die Abbildungen besitzen. Die halbrunde Apsis derselben zeigte im Kranzgesimse den gleichen Knorren-Fries (Fig. 2), wie wir selben am nördlichen Thurme finden. Die fünfseitige Capellenanlage ist aber entschieden jünger gewesen und dürfte erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts, vielleicht nach der Feuersbrunst von 1281 erbaut worden sein, wahrscheinlich stand das Pentagon auf den Grundvesten eines ältern kreisrunden Karners, der durch ein Elementar-Ereignis zerstört wurde (siehe Figur 10). Von dem im 15. Jahrhundert angebauten Schiffe werden wir noch später zu sprechen haben.

Mit dem Vorstehenden ist der allgemeine Verlauf des Baues der romanischen Periode, wie sich derselbe aus den vorhandenen Resten erkennen laßt, gegeben. Es ist nur ein einziges inschriftliches Denkmal aus jenem Zeitraume vorhanden, das aber bis nahe an das Einweihungsjahr der Kirche hinanreicht. Es ist eine Grabplatte, welche jetzt an einem Pfeiler unter dem

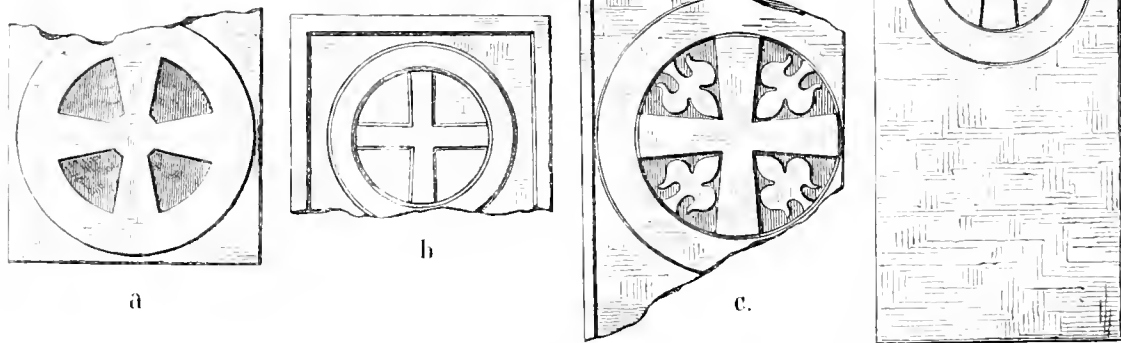


Fig. 3.

Frauen-Chore ihren Platz gefunden hat, ursprünglich aber ohne Zweifel im Presbyterium eingemauert war. Ihre Inschrift lautet:

„Anno · Domini · m c lxxxvii · x · Kal · Januarii · obiit · Germanus · Guglaher · magister · primator · hujus · ecclesie · necnon · fundator · altaris · st · sps · orate · pro · eo ·“

In den alten Acten der Pfarrkirche wird der hier Genannte als der Baumeister der Kirche angenommen, es ist aber zweifelhaft, ob unter der Bezeichnung magister primator ein Werkmeister, und nicht eher der Kirchenmeister zu verstehen sei, wie solche auch noch vom 14. Jahrhundert von der Kirche namentlich bekannt sind. Unter den Verzeichnissen der Altarstiftungen finden wir den genannten Guglaher nicht mehr. Als Stifter des Heiligen Geiſt-Altars wird in den Urkunden „Georg der Maurer in Aiden“ (Stadtrichter 1345 und 1349, gestorben um 1353) und dessen Frau Katharina angegeben. Die Stiftung datirt vom Tage Maria Magdalena 1349. Guglaher's Stiftung ist vermuthlich noch vor dem ersten Umbau des Chores um 1360 in diese neue einbezogen worden.

Die Liebfrauenkirche, von ihren Werkmeistern vollendet, stand unverfehrt bis zum Tage von Pauli Bekchrung 1348, an diesem Unglückstage wurde sie durch Erdbeben bereits erheblich geschädigt. Vielleicht schon bei dieser Katastrophe, sicher aber durch

das Erdbeben vom 18. October 1356 fielen die Thürme in Trümmer, das Schiff erhielt erhebliche Beschädigungen, der Chor scheint von dem Erdstoße nicht minder arg betroffen worden zu sein. An den Thürmen ist die Ausdehnung der Zerstörung noch ganz deutlich zu ersehen gewesen; die Thurmhelme waren vermuthlich vollends eingestürzt, die Wände aber bis zum sechsten Geschoße, also bis nahezu der Hälfte ihrer Höhe aus den Fugen gerüttelt.

Die Wiederherstellung der Kirche fällt in die Regierungszeit Herzog Leopold III, und gleichzeitig mit dem Neubaue der gleichfalls zerstörten herzoglichen Burg, um 1360 bis etwa 1390. Der herzogliche Baumeister *Michael Weinzurm* dürfte bei dieser Re-

construction thätig gewesen sein, wenigstens ist seine Anwesenheit zur Zeit mehrfach constatirt. Er baute wie wir wissen die Spinnerkreuzfaule und in den städtischen Urkunden bis 1403 wird mehrmals eines Steinmetz Michel Erwähnung gemacht. Der Herstellungsbau erstreckte sich auf die Versicherung der Thürme unterhalb durch mächtige Pfeiler, auf einen starken Vorbau an der Eingangspforte und auf den Wiederaufbau der Thürme. Unter den Quadern des oberen, also um 1360 datirenden Theiles der Thürme fanden sich an unterschiedlichen Stellen solche mit eingegrabenen consecrations-Zeichen, welche in Fig. 3 *a, b, c, d* dargestellt sind. Dieselben gehören ihren Formen nach sämmtlich der romanischen Periode an und stammten zweifellos von dem alten Baue der Thürme, in welchen vermuthlich, wie in Klosterneuburg und an anderen Orten Beispiele vorkommen, einige obere Geschoße speciell kirchlichen Zwecken dienten. Diese Quadern wurden bei ihrer Neuverwendung ganz willkürlich, ohne Rücksicht auf ihre Auszierung verwendet, wie *d* erkennen laßt.<sup>1</sup> Diese Wahrnehmung ist das erste Beweis-Argument zu der Annahme, daß beide Thürme vor 1356 vollendet waren.<sup>2</sup> An der Außenseite der West-

<sup>1</sup> Güteige Mittheilung des Herrn Architekten *Richard Jordan*.

<sup>2</sup> Ein weiteres Beweismoment bilden neuere Funde, welche erst am Schluß der Arbeiten beim Abbruche der Thürme gemacht wurden. Man fand nämlich an der Nordseite an beiden Thürmen in unterschiedlicher Höhe vom Boden, aber bereits in den unteren Geschoßtheilen Quaderstücke eingemauert, welche an den inneren Seiten sehr schon gearbeitete Sculpturen zeigen, die der spätromanischen Periode angehörten. So ein interessantes

Façade wurde ein Treppenthürmchen angefügt, um vom Platze aus auf den Frauen-Chor gelangen zu können. Eine von dem Verfasser vorgenommene Besichtigung führte zu der Ansicht, daß der dem Ende des 14. Jahrhunderts angehörende Bau der Thürme wenig sorgfältig und erschichtlich in dem Bestreben, nur bald fertig zu werden, vorgenommen wurde. Nur die Außenflächen bestanden aus Quadern, der Kern war durchgehends Gußmauerwerk. Auch der ganze Reconstructions-Plan scheint an dem Mangel bestimmter Maße gelitten zu haben, oder doch vielfach abgeändert worden zu sein, es ließen sich sonst die vielen Ungleichheiten in den Formen beider Thürme kaum erklären. Die Röschen der Thurmhelme waren in den Anfätzen ungenau berechnet, so daß oberhalb in kolbigen Linien geschlossen werden mußte. Die Spitzbogenfenster des sechsten Geschoßes wurden viel zu groß angelegt, und machten den Anblick großer schwarzer Löcher, so daß man später im 15. Jahrhunderte für nöthig erachtete, sie etwas zu verkleinern. Dem Mangel jeder architektonischen Zier an den verkleinerten Fenstern wurde durch eine primitive Polychromirung in roth und gelb abgeholfen, von welcher rings um die Fenster noch Spuren zu sehen waren. Der Helm des kleinen Treppenthürmchens mußte im 15. Jahrhunderte neu aufgesetzt werden. Von dem Herstellungsbau am Chore ist nichts mehr übrig geblieben und es dürfte auch dieser deutliche Kennzeichen eines überstürzten Vorganges an sich getragen haben.

Am 11. Juli 1886 wurde durch die Delegirten der k. k. Central-Commission Professor *J. Trenkwald*, Director *A. Hg* und Architekt *R. Jordan* im Tympanon des Hauptportales der Liebfrauen-Kirche unter einer dicken Mortelschichte ein Freskobild entdeckt und mit Aufwand aller Vor sicht blösgelegt. Dasselbe, 2.60 Meter breit, ist oben halbrund und nahm einst den ganzen Raum des halbkreisförmigen Tympanons ein. Wir sehen in der Mitte die Himmelskönigin in grünem Kleide mit über den Kopf geschlagenem Mantel von blauer Farbe (Fig. 3). Sie hält das Christuskind mit grünem Unterleide und rothem Mantel im linken Arme, während sie selbem mit der Rechten einen Apfel darreicht. Die Köpfe sind nimbird, der Nimbus des Kindes ist durch das Kreuz bezeichnet. Die Schuhe der Madonna sind kolbig spitzzulaufend und von gelber Farbe. Zu den beiden Seiten gewahrt man knieende Engel mit Rauchfässern in den Händen. Der heraldisch rechts dargestellte trägt ein blaßgrünes Unterleide und einen blauen Mantel, dessen Falten nach rückwärts fliegen. Die dunklen Haare sind kurz geschoren, die Flügel zeigen heraldische Formen gothischen Styles. Der links dargestellte Engel hat in seinen unteren Partien durch den Bruch des Steines gelitten. Das Kleid zeigt Spuren von lichtrother Farbe mit grünem Futter, der blaue Mantel mit grünem Futter endet rückwärts in fliegende Falten. Von einem Unterleide

ist noch eine rothe Bordüre erkennbar. Der Kopf ist von blonden Haaren umrahmt, deren Partien leicht über die Schultern herabfallen. Beide Engel tragen nicht sehr spitz zulaufende Schuhe, der eine schwarze, der andere gelbe. Die Rauchfässer besitzen romanische Formen. Rechts ganz am Rande die breite Rahmung deckend, erblicken wir die knieende Gestalt eines Donators mit weiblich jugendlichen Gesichtszügen und kurzgeschorenem Haar, die offenen Hände anbetend erhoben. Das Unterleide scheint violett, das lange weite Oberleide, von einem Gürtel gehalten, ist rothlich gefärbt.

Am oberen Rande in der Rahmung lesen wir in ziemlich ausgebildeten Majuskeln: S. MARIA. Der Hintergrund scheint tiefblau gewesen zu sein.

Die technische Behandlung ist sehr einfach; die nackten Theile erscheinen in bläßer Fleischfarbe, die Contouren ohne Schattirungen in brauner Farbe, ebenso sind die Falten an den Gewändern nur durch gleichfarbige dunklere Striche dargestellt. Alle Gestalten sind kräftig contourirt, Spuren von Gold sind nicht zu bemerken.

So einfach die Darstellung in Bezug auf die Mittel gehalten ist, so bedeutend erscheint das Bild in Hinsicht auf die Composition und die Gewandtheit in der Ausführung. Die ungemein anmuthigen Bewegungen der Körper, die richtige, fast elegante Zeichnung der Hände in den verschiedensten Stellungen, die gratio sen Wendungen der lieblichen Köpfe, wie nicht minder



Fig. 4

die leichte Behandlung der flatternden Gewänder erweisen in ihrem Zusammenhalte eine bereits vorgeschrittene künstlerische Fähigkeit und eine Sicherheit im Ausdrucke, wie sie uns nur bei Meistern der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts entgegen treten, die in nicht geringem Grade von Italien beeinflußt sind. Ziehen wir schließlich den Charakter der Schrift in Erwägung, dann müssen wir uns zu der Ansicht hinneigen, daß das aufgefundenen, für die heimische Kunstgeschichte hoch wertvolle Gemälde, wenn nicht direct in die Periode der Kirchenrestauration nach dem Erdbeben 1356, also um das Jahr 1370, doch in eine wenig ältere zu reihen ist.

Gleichzeitig mit dem Wiederaufbau der Kirche wurde auch die Verlegung der durch das Erdbeben zerstörten Wienergasse vorgenommen, welche eine mehr östliche Richtung erhielt. Der Pfarrplatz,

Capital mit Dreiblattern aus einem dreifachen Säulenbündel wachsend und in dreitheiliges Rippenwerk übergehend. Die Zeichnung des Blattwerks ist von ungemeiner Schönheit. In dem bereits erwähnten Strebepfeiler am nördlichen Thürme, der bekanntlich aus dem 16. Jahrhunderte datirt, fanden sich gleichfalls Werkstücke mit Sculpturen, die aber bereits in die Zeit der Gothik zu reihen.

ursprünglich ein Quadrat Fig. 12, k, l, m bildend, welcher bis in die Wienergasse hineinreichte, erhielt dadurch, daß an seinem Ostende in der neuen Richtung der Gasse eine Hauserreihe gebaut wurde, seine jetzige trapezförmige Gestalt.<sup>1</sup>

Von den Urkunden des Stadt-Archives aus dieser Periode hat sich nur eine einzige gefunden, welche das Kirchengebäude selbst betrifft, andere behandeln nur innere Einrichtungen desselben, diese ist aber seltsam genug: Eritag vor Lorenzen (13. August) 1436 trifft Niels Pyreching Bürger zu Neustadt die letztwillige Verfügung, es mögen Unserer lieben Frauen Pfarrkirche 10 *ũ*. 8. gereicht werden, „zu Helfff, das sie innen ge-weißet werd.“<sup>4</sup> Diese Urkunde vor Augen, wären wir fast veranlaßt die Vandalenthaten unserer heutigen

und Tage des Beginnes und der Vollendung, sie lautet:

„† Anno . dm . mccccxii . Ist . angeveugt . die . Friedhofmaur . egidii . vnd . ist „volpracht . barbare . virginis . xc †.“

Von dem Portale der Kirchhofmauer hat sich noch eine, freilich sehr primitive Abbildung in einem Kupferstiche erhalten, der sich in dem über die Aburtheilung und Hinrichtung der Grafen Zrinyi, Frangipani und Nadasdy 1671 erschienenen Werke findet<sup>5</sup>, diesem wurde die nebenstehende Skizze Fig. 5 entnommen.

Die dritte und letzte Periode des Baues der Liebfrauen-Kirche fällt in die Regierungszeit Kaiser Fried-



Fig. 5

Schwärmer für weiße Kalkwände in Kirchen milder zu beurtheilen. Jedenfalls haben wir aber hier den Nestor der Kirchentuncker vor uns.

In diese Zeit fällt weiters der Beginn einer andern baulichen Arbeit, die in Beziehungen zur Kirche gestanden ist, sie zog sich bis zum Ende des 15. Jahrhunderts hinaus, es ist die Mauer, welche rings um die Kirche angelegt den Friedhof einschloß nebst dem zur Kirche führenden Portale. Eine Stein-Inschrift, die ursprünglich an der Mauer selbst, später am Karner eingemauert war, gegenwärtig aber an der Außenseite der Kirche selbst und zwar an der Vorhalle zur Kreuzthure angebracht ist, berichtet uns die Jahrzahlen

rich III., sie charakterisirt sich im Querschiffe *m* / Fig. 6 dem Presbyterium *s* mit den beiderseits anliegenden Choren *x* und *z*, und den Seiten-Capellen *o* und *u*, endlich den beiden älteren *p* und *q* und der neuen sogenannten Silber-Sacristei *r*.

Diese Anlagen aus dem 15. Jahrhundert entstammen nicht einem einheitlichen Plane; zum Theile aus der kaiserlichen Kassa, zum Theile aus Schenkungen und Vermächtnissen der Bürger bestritten, wurde je nach dem augenblicklichen Bedürfnisse und den jeweilig vorhandenen Mitteln eine Räumlichkeit zur anderen gefügt. Ueber die Art, in welcher die Kosten des Baues von Seite des Kaisers bestritten wurden, belehren

<sup>1</sup> Auch der Hauptplatz hatte von seinem ersten Constructeur eine quadratische Gestalt erlitten. Die Spitzen des Quadrates fielen genau in eine Kreislinie, die ihren Mittelpunkt in der genannten Basisstraße hatte. Im Laufe der Jahrhunderte bildeten sich erst die kleinen Unregelmäßigkeiten heraus, die wir noch heute wahrnehmen.

<sup>5</sup> „Ausführliche vnd Warhafftige Beschreibung, Wie es mit denen Criminal-Proceßsen vnd darauff erfolgten Executionen, Wider die drey Grafen Frantzen Nadasdy, Peter von Zrin vnd Frantz Cristophen Frangepan, eigentlich hergangen. — Gedruckt zu Wien in Oesterreich, bey Mattheo Cosmerovio, Rom. Kayserl. Mayestatt Hoff Buchtruckeru im Jahr 1671.“

uns zwei Documente. In dem ersten, Eritag nach Michael (30. September) 1466 datirt, wird Hanns Pirger Kirchenmeister an den Marktrichter Scheinner zu Neunkirchen betreffs 12 Talente Denare zum Baue der Liebfrauen-Kirche gewiesen, in dem zweiten, Mittwoch nach Coloman (15. Oötober) 1466 weist die Regierung den Kirchenmeister an die Wölfsian zu Neunkirchen bezüglich 12 Talente Denare zur Notdurft des Baues Unserer lieben Frauen Pfarrkirche.<sup>1</sup> Das erste Vermachtnis „zum pau Unser liebe frawnpharkirche“ finden wir in einem Testamente von 1445, später und bis ins 16. Jahrhundert hinein enthält nahezu jedes Testament eines Bürgers oder einer Bürgerfrau ein Legat zum Kirchenbau bis zu 100 Pfund Pfennigen und darüber.

Die früheste Jahrzahl, welche wir an den Bauwerken der jüngsten Periode treffen, ist 1449, dieselbe bezeichnet die Vollendung des Chores an der Evangelienseite *x* unter dem Bauherrn Niclas Ottentaler, der sich selbst in der Inschrift „verpringer des paws“ nennt.<sup>2</sup> Wir müssen also den Beginn des Neubaus etwas früher setzen, der Beginn des Querschiffes selbst, und des Chores an der Epistelfeite *z*, dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach in das Jahr 1441 fallen. Das Presbyterium wurde, wie die Jahreszahl am Gewölbebeschlusse befragt, 1467 vollendet. Obwohl kein Name oder Wappen den Bauherrn deselben bezeichnet, so erfahren wir doch aus den vorerwähnten Urkunden, das als Kirchenmeister und Bauherr Hanns Pirger wirkte.

Der Anlafs zu einem vollständigen Umbau des alten Presbyteriums von c. 1370 war gewifs weniger in dessen Schadhaftheit, als in der Unzulänglichkeit des Raumes deselben gelegen gewesen, die dringend Abhilfe gefordert hatte. Der alte Chor war von nur geringer Tiefe, die beiden Seitenschiffe besaßen vermuthlich kleine Apsiden mit halbrunden Abschluß. In der Mitte des Chores befand sich ußerdem eine Gruft von mäßiger Ausdehnung und Tiefe, zu welcher eine Stiege von 16 Stufen hinabfuhrte. In derselben fanden später die Kinder des Erzherzogs Ernst des Eifernen, Ernst, Rudolph, Leopold, Anna und Alexandra, welche im frühen Jugendalter starben, ihre Ruhestatte. Im Jahre 1440 mußte sich die Knappheit des Kirchenraumes als eine Calamitat darstellen. Herzog Friedrich III., welcher die Nachricht seiner Wahl zum römischen König am 9. Februar erhielt, hatte beschlossen, die Feierlichkeit der Annahme seiner hohen Würde in der Liebfrauen-Kirche abzuhalten, die unter den übrigen Kirchen immerhin noch den bedeutendsten Innenraum besaß; in der Burg, die an vielen Theilen noch unfertig war, versagte man noch weniger über eine entsprechende, für eine so glänzende Feillichkeit ausreichende Räumlichkeit, nachdem damals noch

nicht einmal die Georgs-Kirche erbaut war. Die Feierlichkeit fand am 6. April statt. Wir erfahren aus den Wiener Stadtrechnungen von 1440, aus welchen Functionären die Gefandtschaft des Reiches bestand, da dieselben bei ihrer Durchreise von der Stadt mit einer „Ehrung“ bedacht wurden.<sup>1</sup> Es waren die Herren von Prag und Nürnberg, die Rathe von Coln und Brandenburg, jene des Pfalzgrafen am Rhein, und von Plauen, endlich ein Herr von Lichtenstein (wahrscheinlich Christoph). Nimmt man nun weiters den Clerus, den Hofstaat Friedrich's, den zahlreichen Adel des Landes, endlich den Rath der Stadt mit der Bürgerchaft in Betracht, welche Corporationen doch in der Kirche entsprechende Plätze erhalten mußten, so mag daraus die Schwierigkeit erkannt werden, welche bei dieser Gelegenheit waltete. König Friedrich schreibt darüber in seinem Memorienbuche: — „vnd hab das (die Wahl) aufgnomen zu der neustatt in vnser fraumparkiern mit der zirhait, die darzue gehört, an dem (Mittlich)en nach quafimodogeniti — —“ Für die Residenz des römischen Königs mußte also an sich schon für eine entsprechend geräumige und prächtiger gefehmückte Hauptkirche geforgt werden. Damit stehen auch zweifelsohne die Bestrebungen Friedrich's im Zusammenhange, durch die Berufung der regulirten

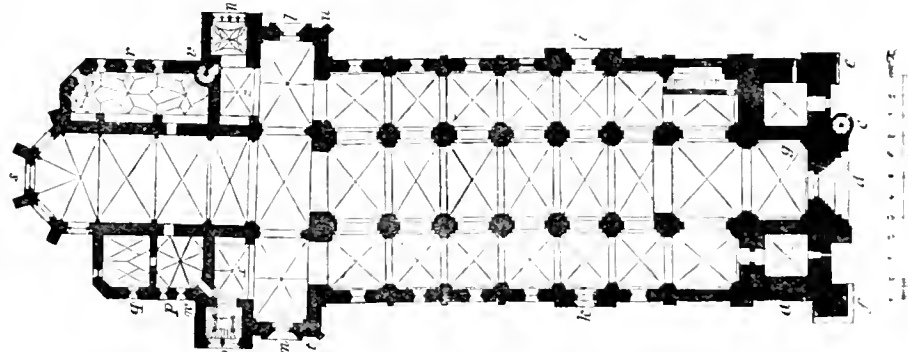


Fig 6

Chorherren den Gottesdienst imposanter zu gestalten; ebenso war durch die endlich 1469 gelungene Bemühung deselben, Neustadt zum Sitze eines Bischofs zu erheben, ein weiteres Bedürfnis zur Erweiterung des Innenraumes aufgetreten.

Man erkennt in weiteren Maßnahmen Friedrich's in der Liebfrauen-Kirche ganz wohl den Gedankengang deselben. In dem Streben, den Glanz seines Hauses hervorzuheben, ließ er über der Gruft seiner verstorbenen Geschwister im „neuen Presbyterium“ eine Tumba aus rothem Marmor errichten. Diese Tumba wurde, wahrscheinlich 1768 bei Gelegenheit der Aufstellung des jetzigen Hoch Altars, entfernt, wir besitzen von selber eine freilich wenig genue Abbildung in *Herrgotts Taphographie* IV, Tafel XII, wofelbst auch pag. 230 eine Beschreibung des Kunstwerkes gegeben wird. Nach selber bestand die Tumba aus einem vierseitigen Aufbaue von 110 Cm Höhe aus rothem Marmor, der oberhalb mit einer feulptirten Marmorplatte bedeckt war. In letzterer, welche noch vorhanden und im Querschiffe an der Evangelien Seite nach der sogenannten Bischofthure an der Wand aufgestellt ist, erblickt man den Bindenschild mit dem

<sup>1</sup> Jahrbuch d. k. u. k. Hofbibliothek d. Allerh. Kaiserhauses, Register.  
<sup>2</sup> Diese Bezeichnung „verpringer“ könnte leicht zu der Annahme führen, das Ottentaler Steinmetz gewesen war. Ohne die Möglichkeit einer solchen Annahme zu bestreiten, muß derselben dennoch entgegen gehalten werden, das in keinem der vielen dieser Persönlichkeit erwähnten Urkunden im Stadtarchive über das Handwerk derselben etwas verlanter. An mehreren Stellen im Innern der Kirche crüchten ein Wappen. Drei Kronen in einem recht laufenden Schragbalken *Freiherr v. Salko* bezeichnet es lombardische Werte als jenes der Neudecker. Nach einem im Stadt Archive vorhandenen Siegel ist es das Wappen des Niclas Ottentaler.

<sup>1</sup> *Österr. Gesch. K. Friedrich III. etc.* I. Bd. pag. XXX, pag. 110, 111, 112 und 210. — S. 126. — Wiener St. z. III. pag. 110.

gekronten Stechhelm und dem Pfauenstoß, von Engeln und Löwen gehalten. In den Ecken finden sich die Wappen von Steiermark, Karnten, Krain und Tyrol. Die ganze Darstellung ist von einer Leiste umrahmt, in welcher die folgende Inschrift in schwülzigem Latein zu lesen ist:

„Illustris · principis · domini · clarissime · vitis · Arnesti · grati · archiducis · austrie · nati · hic · requiescunt · et · anni · domini · crescunt · ad · m · et · quadruplex · e · binum · X · l · quoque · duplex · “ (Fig. 7).

Von den Seitenflächen, welche mit Wappen geziert waren, sind in *Herrgott* nur eine Lang- und eine Querseite dargestellt. Auf ersteren erkennen wir Burgau,

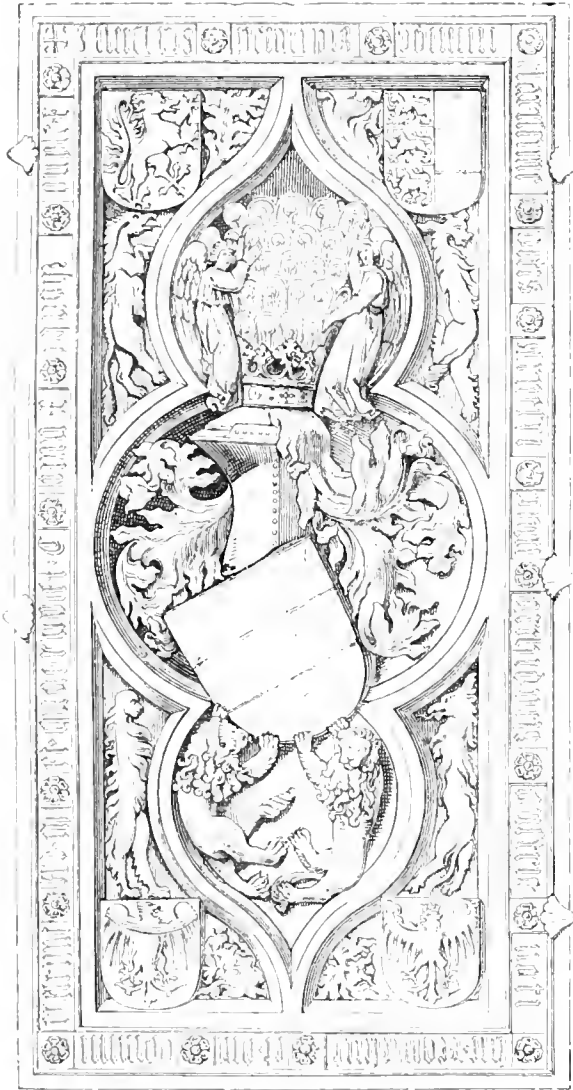


Fig. 7.

Elfaß, ein drittes Wappen ist undeutlich gegeben; im Texte wird es als Pontus Naonis bezeichnet, auf letzterer findet sich Alt-Oesterreich und Habsburg. Im Ganzen sollen 13 Wappenschilder dargestellt gewesen sein.

Die Tumba ist nach der Sculptur an der Deckplatte zu schließen, ungeachtet aus der Inschrift 1422 herauszulesen ist, nicht vor 1460, eher später, gefertigt worden, dafür spricht der Styl, nicht minder aber eine Anzahl Wappen, auf welche Friedrich um 1422 nicht einmal einen Anspruch erheben durfte. Weiters konnte

sich die Jahreszahl 1422 nicht auf alle hier bestatteten Kinder beziehen, höchstens auf zwei, denn Leopold starb vor 1424, Anna am Martinstage 1429, Ernst aber erst am Lorentztag 1432. Es ist darum zu vermuthen, daß auf der vorhandenen Grabplatte jene Inschrift wiedergegeben wurde, welche auf einem älteren Steine befindlich war, der die Gruft zu einer Zeit bedeckte, als nur zwei Kinder des Erzherzogs Ernst darin bestattet waren.<sup>1</sup>

Im Chor-schluß finden sich drei Sedilien, von welchen leider das zierliche Maßwerk ausgebrochen ist. *Freih. v. Sacken* kannte deren ursprüngliche Bestimmung nicht, selbe möge daher hier ihre Stelle finden. Dieselben dienten als Sitze für den Priester und zwei Laien, gewöhnlich dem Kirchen- und dem Spitalmeister zur Entgegennahme der Spenden bei den sogenannten „Opfergängen,“ wie selbe noch heute



Fig. 8.

in Neustadt und auch anderswo üblich sind. An größeren Festtagen nach der Hauptmesse ordnen sich nämlich die Gläubigen, ziehen um den Hoch-Altar und legen in die Hände der genannten Personen ihre Spenden nieder.

Die Capital-Linie des neuen Chor-Baues fällt nicht in die Verlängerung jener des Schiffes, sondern divergirt mit selber um beiläufig 10 Grade. Ähnliche Divertionen, und in weit größerem Maße, kommen auch an anderen Kirchen, wie unter anderen an der Kirche Maria am Gestade zu Wien, an der Sebalds-Kirche zu Nürnberg vor; hier findet diese Ablenkung von der Richtung ihre Erklärung. Die Veranlassung war durch den Umstand gegeben, daß die Abschluß-mauer des Schiffes, welche zweifelsohne noch dem

<sup>1</sup> Vergl. auch *Frumer* J. N. Mon. N. Civitat. Lib. III Analogien im Style und der Composition mit dem Sarkophage Friedrich III. in der Stephans-Kirche in Wien, führen auf Niclas Lereh als Meister dieses Werkes, dann kann daselbe nicht vor 1467 errichtet worden sein.



älteren Baue angehört, wahrscheinlich Schwierigkeiten in der Fundirung wegen, eine ungleiche Stärke besitzt und überhaupt sehr irregulär sich darstellt. Der Werkmeister war dadurch genothigt an eine schief laufende Wandfläche anzusetzen und es entstand für ihn die Alternative, entweder sein Querschiff, und vor allem das Rippenwerk, der Stolz eines Meisters, unsymmetrisch zu gestalten oder von der alten Mittellinie abzuweichen. Er wählte das letztere und führte seinen Bau senkrecht auf die schräge Abschlußwand. Originell in ihrer architektonischen Anlage und von reicher Wirkung erscheinen die beiden Seiten-Capellen  $x$  und  $z$  mit den darüber angeordneten offenen Oratorien, durch welche der Meister unterhalb Raum für mehrere

Darstellung von Wappen und Marken, welche ursprünglich an der Außenseite der eigentlichen Kirchenwand sich befand, und auf welcher auch die Jahreszahlen 1486 und 1487 ersichtlich sind, an die neuerbaute Wand überfetzt. Die alten Communicationen auf das Oratorium und das Kirchendach waren mit jener an der Epistelfeite ganz gleich, wie die noch vorhandenen Reste der Schneckenliege an der Außenseite zeigen. Die beiden letzteren Jahreszahlen bezeichnen die Periode der Erbauung der älteren Sacristei unter dem Bürgermeister Jacob Kolbel. Der jüngste Theil des Baues ist die sogenannte Silber-Sacristei an der Epistelfeite. Die Erbauung einer zweiten Sacristei steht in Beziehung zur Berufung der Chorherren an die Liebfrauen-Kirche neben den Georgsrittern, welche beide Corporationen bekanntlich in nichts weniger als gutem Einvernehmen standen. Im Innern bezeugt eine Lapidar-Inschrift (!) daß dieselbe unter der Leitung des Kirchenmeisters Caspar Holzer am St. Colomans-

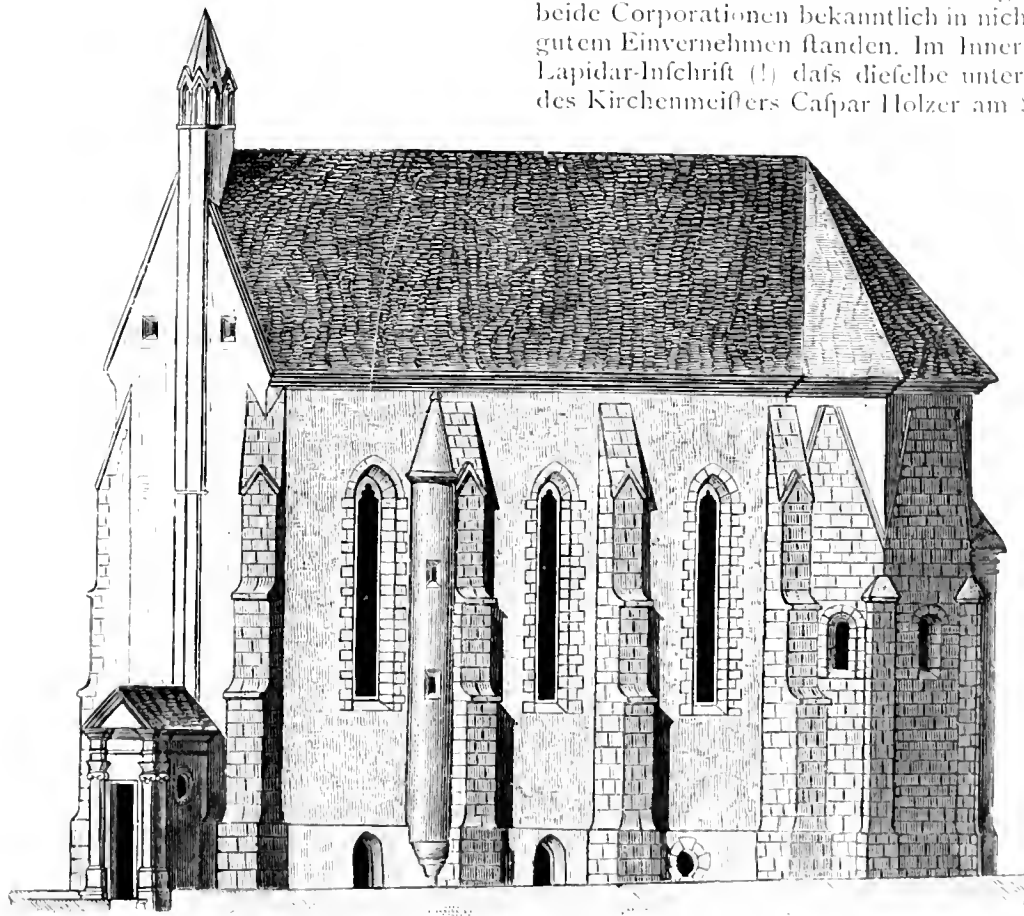


Fig. 9.

Altare und Gräfte, oberhalb Plätze für Frauen und vornehmere Einwohner schaffte. Speciellen Stiftungen entstammen die anliegenden Capellen  $o$  und  $n$ , von welchen die letztere noch das alte schöne Rautengewölbe besitzt. Die Spitzbogenfenster an beiden Capellen zählen zu den correctesten Mustern spätgotischer Baukunst, ihr Maßwerk ist als Vorlage in Schulen zu empfehlen. Die rechtsseitige Capelle  $o$  ist im Jahre 1800 um eine bequemere Verbindung zu dem neuerbauten Oratorium zu vermitteln, in ein Stiegenhaus umgewandelt worden. Dieses Oratorium wurde über die 1486 und 1487 erbaute Sacristei  $p$  und  $q$  aufgesetzt. <sup>1</sup> Bei diesem Umbaue wurde eine sculptirte

<sup>1</sup> Bei dieser Gelegenheit wurde im Presbyterium das noch bestehende Fenster ausgebrochen, wobei das große von Kaiser Friedrich III. 1447 gestiftete St. Christoph darstellende Wandbild, das wir später erwähnen, zu Grunde ging.

tage 1491 vollendet wurde. Das Thürmchen am Dache des Querschiffes wurde auf Kosten des kaiserlichen Buchhändlers Conrad Weiß errichtet, welcher in seinem Testamente vom 22. December 1482 hierfür vier Pfund Pfennige widmete.

Unmittelbar nach Vollendung der älteren Sacristei beeilten sich angefehenere Bürger Ruheflotten in derselben wie auch in der vorliegenden Capelle zu erhalten. So bestimmt der ehemalige Bürgermeister Hans Pirger in seinem Testamente vom 4. December 1487: „das man mich bestatt in dem neuen sager, so dann meine Freundschaft liegt“; zum Baue spendet er fünf Pfund Pfennige. <sup>1</sup> Ebenso wünscht Andre Haller in seiner letztwilligen Verfügung Sonntag vor Michaelis 1488

<sup>1</sup> Wohl nur zur Ausfüllung im Innern.

im „neuen tager“ beftattet zu werden; zum Bau des Sagers widmet er 24 ungarifche Gulden. Meifter Heinrich Hopf, Lehrer der Arznei, verordnet in feinem Teftamente vom 15. Februar 1491 „under dem paradis vor Vnfer Lieben Frawen bildnus ober der thur“ beftattet zu werden, und dafs man ihm ein Epitaphium oder eine Tafel machen laffe mit den Bildniffen Unferer lieben Frau und der heil. Bartholomäus, Erasmus und Chriftoph. Mit dem letzterwähnten ift aber keineswegs das große Wandbild des heil. Chriftoph an der Evngelienfeite des Presbyteriums bezeichnet, welches Kaifer Friedrich III. 1493 errichten ließ. Es ift wie vorhin erwähnt leider 1800 zerftört worden, aber fchon früher und zwar in Folge des großen Brandes 1494 hatte das Bild erheblich gelitten. Hanns Eifenfelder Schirmmeifter (Fechtmeifter) verordnet in feinem letzten Willen vom 1. September 1495, dafs der Pfarrkirche sechs rheinifche Gulden gereicht werden mögen, um den Sanct Chriftoph dafelbft zu beffern. Bei einer im Jahre 1858 vorgenommenen Reftauration des Presbyteriums wurde der untere Theil des Bildes entdeckt und die dafelbft angebrachte Infchrift bloßgelegt. Sie lautet: „Anno domj 1493 am Sambftag nach fand Jorgen tag hat vnfer Allergnedigiften Herre der Römifch Kayfer Friderich der dritt des namens den fand Chriftoffen machen laffen. a. c. i. o. u.“ Um endlich aller Bauten in diefer Periode Erwähnung zu machen, gedenken wir noch des oberen Theiles des Stiegenhäufchens zunächft dem Haupt-Portale. Der Bau defelben fowie die des Verbindungsganges mit dem Sing-Chore ift augenfcheinlich eine Reparatur und datirt, wie die Jahreszahl am inneren Eingange zur Chorftiege bezeugt, aus dem Jahre 1469.<sup>1</sup>

Ein eingehendes Studium der Urkunden hat leider noch zu wenige Daten zur Eruirung der Meifter am Kirchenbau des 15. Jahrhunderts ergeben. Immerhin und wenn wir auch in diefer Beziehung auf Vermuthungen uns befchränken müßen, ift doch in der Forfchung ein Schritt weiter gemacht, dafs wir eine Zahl von Werkmeiftern aus jener Periode, und theilweife felbft ihre Lebensverhältniffe zu eruiren vermochten. Um die Mitte des Jahrhunderts war der angefehenfte Steinmetz in Neuftadt Caspar Sorger; er erfcheint unter anderen auch als des Römifchen Königs Gartner, Pfingftag vor Urbani 1450 als Zeuge in einem Freundschaftsbeweife. Er flirbt 1451 und fetzt in feinem Teftamente feine Hausfrau Margaretha als Erbin ein. Mit Sorger gleichzeitig wirken auch Lucas Schaber († 1469) und Andre Leyner von Würflach † 1474 in der Stadt, um 1470 auch Paul Widmer, er erhält 1475 das Bürgerrecht und wird Stadtmeifter. Der Meifter des Chores durfte Peter von Pufica gewesen fein, der 1475 aus dem Leben fchied. Pufica ift auch von 1452 bis 1474 Baumeifter an der Kirche von St. Peter an der Spërre beim Wiener Thore gewesen. Sein Steinmetz-Zeichen findet fich oberhalb an dem

fchönen Portale diefer Kirche und es fcheint auch, dafs das fchöne Wappen mit dem Fifehe, das wiederholt an der Außenfeite auftritt, ihm angehört hat.

Nach dem hohen Anfehen, welches der Steinmetz Jorg Goltperger in Neuftadt genoffen hatte, zu fchließen, wäre mit Bestimmtheit anzunehmen, dafs diefer an den fpäteren Bauten des Presbyteriums Antheil gehabt hatte. Jorg Goltperger, der urfprünglich in Wien anäßig gewesen war, ift der Sohn des Meifters Michel Goltperger († 1466), der gleichfalls in Neuftadt wirkte. Jorg der um 1510 aus dem Leben fchied, hatte fich viele Verdienfte um den Wiederaufbau der 1494 durch Brand zerftörten Stadt erworben.

Die jüngften Bauten, die Silber-Sacriftie etc. find ficher Werke des Steinmetzes Sebald Werpacher († 1503). In dem Gedenkbuche des Bürgermeifters findet fich unterm Eritag vor Philippi und Jacobi 1482 die Stelle: „Verfolgt, daz man maister Sewolter, steinmetz, zu der statt paw nach bevelh der k. maj auf nehmen fol“

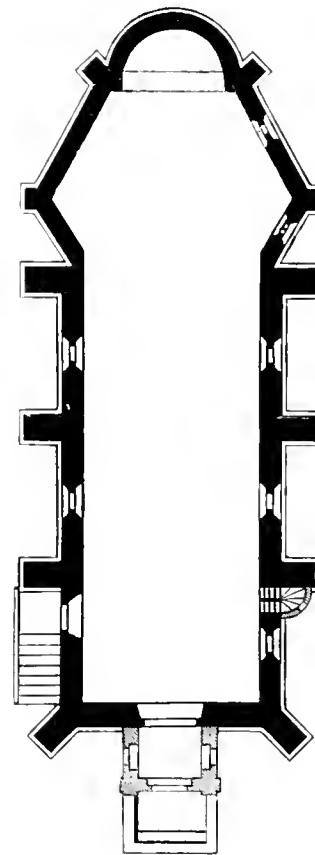


Fig. 10.

Zum Schluß mögen noch einige Bemerkungen über die Capelle am Karner folgen, welche bedeutungsvoll dem heiligen Michael geweiht gewesen war. Sie war im Gegenfatze zur Liebfrauen-Kirche genau orientirt. Die halbrunde Apfis stammt wie erwähnt aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Der urfprüngliche Capellenraum mochte ähnlich den Karnern von Tulln, Hadersdorf, Mödling etc. kreisrund mit vortretendem Portale conftruirt gewesen fein. Diefer Theil wurde fpäter gegen Ende des Jahrhunderts durch eine fünffseitige Halle erfetzt, die an die intact gebliebene Apfis angefezt wurde, Fig. 8 und 10. Um 1460 entftand das Schiff

<sup>1</sup> Hier ist auch zugleich erwähnt, dafs die Verbindung der beiden Thürme etwas über der Höhe des Giebels durch eine Brücke eine nicht nur fehr unpränglich, fondern vielmehr erf eine Anlage war, die nicht über 100 Jahre Jährigkeit hinreicht. Die altefte Brücke von Holz wurde (kaum vor 1475) zu dem Zwecke gebaut um, ohne den Singchor zu betreten, vom nördlichen in den nördlichen Thurm gelangen zu können. In der Feuersbrunn von 1494 fiel die zu Grunde und wurde durch eine Schmiedeeifene Brücke erfetzt, die lange Zeit den Stolz der Bewohner bildete und als ein Wahrzeichen der Stadt angesehen wurde, veranlaßt durch die irrige Meinung, fei die h. h. l. Brücke in Deutschland.

von drei quadratischen Travées mit geradem Abschluß und dem in die Mauer eingesetzten Thurmchen. Die hier beigegebenen Zeichnungen geben, Fig. 9, 10, letztere den Grundriß, erstere die Ansicht der Kirche von der Südwestseite, wie sie sich um 1820 darstellte. Beide letzteren Darstellungen sind Copien von einem Plane, welchen der damalige Baumeister Joseph Koch fertigte und der Alterthums-Sammlung zu Neustadt verehrte. Bezüglich des Meisters des Schiffes geht unsere Vermuthung dahin, sie sei ein Werk Peter's von Pufica. In seinem Testamente vom 6. April 1475 verordnet er, daß seine Kinder am Karner ein Lichthaus machen lassen sollen, hinter dem vordern Altar, dergestalt, daß das Licht am Friedhofs zu sehen sei, aber innerhalb angezündet werde. Schon 1482 beginnen aber die Nachkommen des dahingefahrenen Meisters zu verarmen, so daß diese nicht mehr im Stande sind das Oel für das ewige Licht zu bestreiten. 1489 gestattet ihnen der Stadtrath, daß das Licht nur an jedem Quatember von ihnen anzuzünden sei. Das in beiden Figuren 9 u. 10 dargestellte Vorhaus, sowie die im Grundplane ersichtliche Stiege an der Evangelienseite sind Werke des vorigen Jahrhunderts und kommen hier nicht in Betracht.

II. Der Hoch-Altar.

Von dem ältesten Hoch-Altare der Liebfrauen-Kirche haben wir keine Kenntnis mehr, er besaß ohne Zweifel die gewöhnlichen einfachen Formen romanischer Altäre mit geringer künstlerischer Ausschmückung. In dem Erdbeben von 1356 scheint derselbe gleich der Apsis, in der er gestanden, Schaden gelitten zu haben, doch melden uns erst Urkunden vom Jahre 1363 von einer Erneuerung. Wir erfahren nämlich aus dem Gültverzeichnisse dieses Altares, daß die Stifterin desselben die Wittve des alten Peter Poringler gewesen ist. Diese Stelle Datum Mitlich nach Reminiscere 1363 bezieht sich gewiß auf einen vorgenommenen Umbau desselben nach dem Erdbeben 1356.

Am Facilientage (22 November) 1437 trifft die Bürgersfrau Margaretha Rumppler unter anderem die testamentarische Verfügung „daß man von erst xxxij  $\bar{n}$   $\text{ſ}$ , so mein erster man zu einer tafel auf vnßerer Prawn altar, vorn im kor in der pharkirche gelegen, gemeint hat, ausrichten vnd das licht auf der parkirche beleuchten sol. Item ich schaff xx  $\bar{n}$   $\text{ſ}$ , das man die zu des heilige geists altar anlegn soll.“<sup>1</sup>

Die Ausführung der Bestimmung scheint sich aber verzögert zu haben, denn 1438 „an Unserer lieben Frauen Abend zu der parnwart“ (14. August) beflätigt der Gatte der Obigen, Caspar Rumppler in seinem Testamente die Verfügungen seiner Ehefrau, jedoch mit dem Beifatze: „doch also, ob man in derselben jars frist darzu anhueb zu machen; gefesech, daz aber nicht, so main ich vnd schaff die vorgenannten xxxij  $\bar{n}$   $\text{ſ}$  zu sand Johannis altar zur meß“ etc. Ebenso beflätigt der Erblasser die Verfügungen seiner Hausfrau bezüglich des Heiligengeist-Altars und wunfcht daß derselbe angelegt werde.<sup>2</sup> Es ist unbekannt ob, das Legat für den Hoch-Altar wirklich verwendet wurde;

in den, den St. Johannes-Altar betreffenden Urkunden und Verzeichnissen findet sich darüber nichts.

Im Jahre 1494 am Tage nach Maria Heimführung (13. Juli) wurde das neue Presbyterium durch Brand

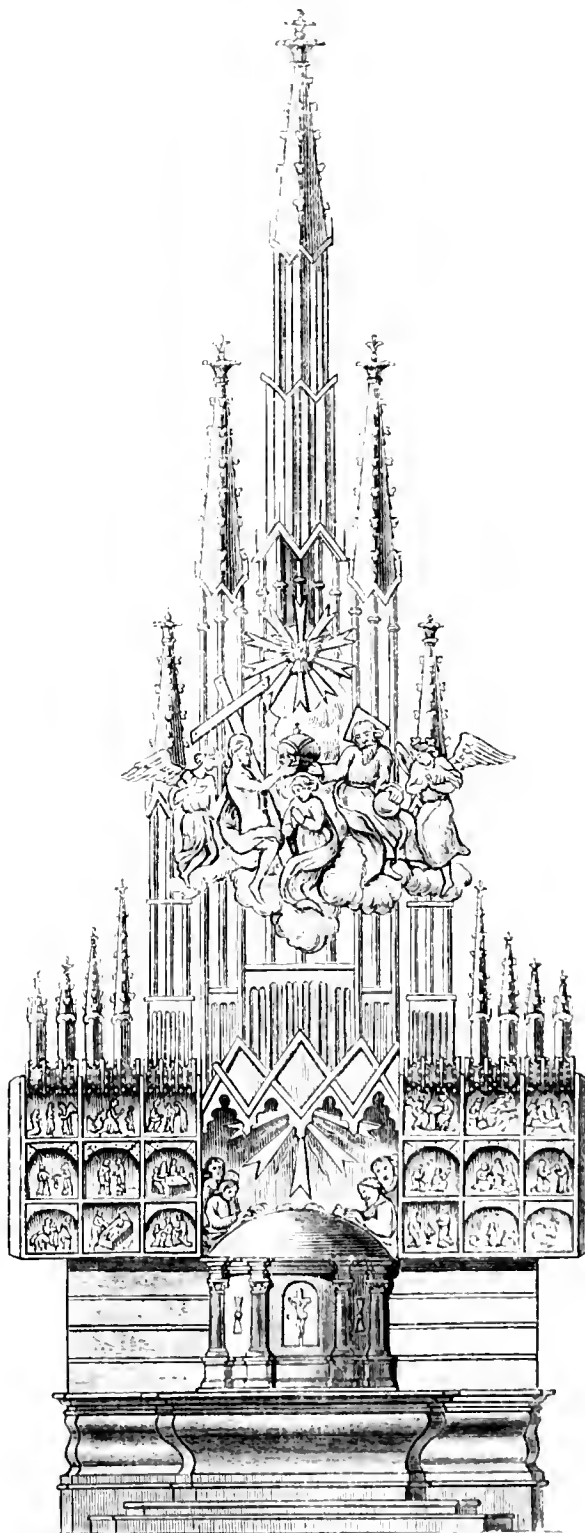


Fig. 11

hart beschädigt, wobei der Hoch-Altar so sehr gelitten hatte, daß derselbe durch einen neuen ersetzt werden mußte. Schon vom Jahre 1495 an finden wir in den Testamenten im Rathsprotokolle Legate für diesen neu zu errichtenden Altar.

<sup>1</sup> Rathsprotokoll pag. 63.  
<sup>2</sup> Rathsprotokoll pag. 87.

Am St. Lorenztag (10. August) testirt Elisabeth, Witwe des Schloßers Stephan Helawer ihr Haus zur Hälfte „zu Vmfer lieben Frawn pfarrkirchen zu der tafel“<sup>1</sup>, Eritag St. Agydus (1. September), der Schirmmeister Hans Eitenfelder zu gleichem Zwecke 10 rheinische Gulden.<sup>2</sup>

Dieser Hoch-Altar welcher sich bis in's vorige Jahrhundert erhalten hatte, wurde erst im Jahre 1508 errichtet oder wenigstens fertiggestellt. Seine allgemeine Form, freilich mit einer Menge späterer Zuthaten aus der Zopfperiode, hat sich in einer primitiven Zeichnung erhalten, welche unter den Bau-Rechnungssächten des jetzigen Hoch-Altars vom Jahre 1708 gefunden, und welche augenscheinlich zu dem Zwecke angefertigt wurde, um den Zustand des bisherigen darzustellen.<sup>3</sup> Wir bringen dieselbe in einer möglichst genauen Copie in Fig. II. Aus der, wenn auch wie gesagt sehr primitiven Zeichnung ist doch zu ersehen, daß zur Zeit des Abbruches eigentlich nur mehr Reste des gothischen Altares vorhanden waren und es scheint, als wollte der Zeichner desselben dessen Schäden absichtlich recht hervorheben. Ungeachtet dieser Bemühungen ist es demselben nicht gelungen, den feinen stylvollen Aufbau und die eleganten Verhältnisse uns zu verbergen. Ja wenn wir uns dessen mutmaßliche Ausstattung vergegenwärtigen, die Nischen und Stuhldächer mit Statuen besetzt vorstellen, so kommen wir zur Ueberzeugung, daß mit diesem Altar eines der schönsten Werke der Spät-Gothik, wenn auch noch so mangelhaft dargestellt ist.

Wie in der Zeichnung Fig. II ersichtlich, ist die Mensa mit dem stufenförmigen Aufsätze und dem Tabernakel ein ziemlich geschmackloses Werk des vorigen Jahrhunderts. Getrennt von diesem Unterbau erhebt sich der Torso des gothischen Altar-Baues, er ruht sich in fünf Abtheilungen ab, von welchen die zweite das Hauptbild enthält. Jede der übrigen drei Theilungen läuft in zierliche Fialen aus, in deren Säulenstellungen einst Statuen gestanden waren. Das Hauptbild, die Himmelfahrt Mariens darstellend, ist in einer Nische angeordnet; die Figuren der Jünger Christi scheinen voll rund gearbeitet gewesen zu sein. Der nach abwärts gerichtete Strahlenschein ist ein späteres Machwerk. Statt selbem war einst vermuthlich die Seele der zum Himmel entschwebenden Jungfrau in jener Art dargestellt, wie sie zur Zeit typisch geworden war, nämlich von Christus emporgetragen. Oberhalb wird die Darstellung von einem durchbrochenen Baldachin gedeckt, dessen Zierlichkeit nur sehr unvollkommen wiedergegeben ist. Dieses Mittelbild ist durch Tafeln zu schließen, deren innere Seiten Szenen aus dem Leben Christi und Mariens enthalten; die Rückseiten waren zweifelsohne bemalt. Was uns in der Zeichnung dargestellt ist, dürfte nur einen Theil der Tafeln bilden, die äußersten Flügel fehlten damals bereits, und auch die dargestellten, so scheint es, dürften nicht mehr verschließbar gewesen, sondern später festgemacht worden sein. Es bestanden somit statt der hier dargestellten 18 ursprünglich 24 Szenen in je zwei

in Angeln beweglichen Flügeln, so daß je einer jeder Seite das Mittelbild schloß und die äußeren beiden Flügel umgeschlagen wurden. Soweit aus der Zeichnung zu erkennen ist, begann der Cyclus der rechtsseitigen Tafel mit der Heimsuchung Mariens und schloß mit der Flucht nach Aegypten, an der linksseitigen mit der Verkündigung und mit der Versuchung Christi. Der obere lustige und zierliche Aufbau enthielt, wie erwähnt, zahlreiche Statuen, die Mitteldächer im obersten Theile waren ohne Zweifel durch die Darstellung der Krönung Mariens eingenommen, wie das der Symbolik des Styles entspricht. Wahrscheinlich um die größten Schäden und Abgänge zu verdecken und die entstandenen leeren Räume auszufüllen, wurde in der Höhe der Wimberge der ersten Fialenreihe eine in Holz geschnitzte Darstellung der Krönung Mariens mit an den Seiten schwebenden Engeln angebracht, die nach ihrer Zeichnung und Ausführung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angehört, und auf welche wir später zurückkommen müßen.

Wenn wir uns den hier skizzirten Altar in seiner allgemeinen Anlage und in Beziehung auf die Art der Gruppierung der symbolischen Darstellungen näher ins Auge fassen, dann dämmert in unserer Erinnerung ein anderes Altar-Werk auf, dessen Schema in der Anordnung des religiösen Grundgedankens eine unverkennbare Aehnlichkeit mit unserem erkennen läßt, ja das gleichfalls der Himmelfahrt Mariens geweiht ist. Wir finden diese auffällige Aehnlichkeit in einem Kunstwerke, das einhellig zu den großartigsten und vollendetsten gezählt wird, und welches *Essenwein* mit kurzen gewichtigen Worten als einen „Markstein in der Kunstgeschichte“ bezeichnet, dem Hoch-Altare in der Marien-Kirche auf dem Ring zu Krakau, gefertigt von Veit Stoß.

Dieser Altar ist allenthalben bekannt, wenn wir aber demungeachtet denselben in einigen Worten beschreiben, so geschieht dies lediglich aus der Ursache, um auf die Aehnlichkeiten zwischen beiden, dem bestehenden und dem leider zu Grunde gegangenen Werke hinzuweisen:

Ueber die Mensa erhebt sich eine Predella, in welcher der Stammbaum Christi, gewöhnlich der Stammbaum Jesse genannt, im Hoch-Relief dargestellt ist. Auf selbem steht der eigentliche Altar-Schrein, in dessen Nische die Scene der Himmelfahrt Mariens in zahlreichen, theils vollrunden theils Relief-Figuren zu erblicken ist. Marie bricht sterbend in den Armen der Apostel zusammen, während in den Wolken oberhalb Christus die Seele seiner Mutter in den Himmel erhebt. Ueber diese herrlich schön behandelte Darstellung wölbt sich in ganz gleicher Anordnung ein Fialen-Baldachin wie in unserer Zeichnung. Die Flügel sind eintheilig, enthalten aber in ganz ähnlicher Anordnung Reliefs aus dem Leben Christi und Mariens, ja einzelne dieser Szenen scheinen, soweit die Zeichnung ein Urtheil erlaubt, ganz mit solchen am Neustädter Altare in der Composition übereinzustimmen. Ueber dem Schreine erhebt sich eine feine lustige Baldachin-Architektur, die in Fialen ausläuft. In ihrem Innern erblicken wir in der Mitte die Krönung Mariens, zu deren Seiten zwei Engel, an den beiden äußersten Consolen aber zwei heilige Bischöfe.

<sup>1</sup> R. Hb. Prot. koll. 102. 273.

<sup>2</sup> R. Hb. Prot. koll. 102. 274.

<sup>3</sup> Die Vorstufe der Anordnung dieser für die Kunstgeschichte äußerst wichtigen Zeichnung gehört dem inermüßlichen Ordner des Stadt-Archives zu Wien, N. d. Alt., meinem hochgeachteten Freunde Herrn Professor Dr. J. v. Maly.

Es unterliegt nun der Beurtheilung des Lesers, inwieweit diese angedeutete Aehnlichkeit bemerkenswerth erscheint, und eben um zu einem richtigen Urtheile zu gelangen, sollen noch einige urkundliche Materialien zur Unterstutzung unserer Wahrnehmungen hier folgen. Im dem Testamente des Burgers Albrecht Kadner Samstag nach St. Veit (20. Juni) 1506 heißt es unter anderem: „Auch schaff ich ain pfund phening zum Yesse daselbst (d. i. in der Kirche zu unferer lieben Frau zu Neustadt) vnd zu der tafel am vordern altar 1  $\bar{u}$   $\bar{s}$ .“<sup>1</sup>

In dem Testamente des Burgers Stephan Pinter vom Neujahrstage 1507: „Item mer schaff ich zu Vnser Lieben Frawn thumkirchen hie zu der tafel x  $\bar{u}$   $\bar{s}$ , das mein lieb gescheftherren sollen ain slugkh oder figur in der tafel fassen lassen got vnd der junkfrawn Maria zu lob vnd eren vorn im kor“<sup>2</sup>

Weiters in dem Testamente des Christoph Profs vom Freitag nach Erhardi (14. Jänner) 1508: „Item, ich hab in die new groß tafel in der pharrkirchen die kronung Vnser Lieben Frawen mit zwain engl freiden lassen; wann man die fassen wird, schaff ich alsdann darzur ze raichen zehen plund phening. . .“<sup>3</sup>

Endlich widmet der Handelsmann und Burger Peter Vinekh in seiner letztwilligen Anordnung, Montag nach Latare (3. April) 1508 zu der Tafel im Chor und zu anderen Zwecken 24 Gulden.<sup>4</sup>

Mit der Anführung dieser Urkunden dürfte wohl vollständig der Beweis erbracht sein, daß der verschwundene Altar der Liebfrauen-Kirche in Neustadt eine bis ins einzelne gehende Aehnlichkeit mit dem Meisterwerke Veit Stoß gehabt hatte. Wo in der Zeichnung der Tabernakel angedeutet ist, da befand sich wohl ohne Zweifel der Stammbaum Jesses und wir kennen nun nebst dem Besteller dieses Stückes auch jene der damals bereits verschwundenen Gruppen der Krönung Mariens und der beiden Engel und wahrscheinlich auch der Gruppe der Himmelfahrt Mariens.

Es liegt nun nach den gegebenen Ausführungen nichts näher, als in dem Meister des Altars der Liebfrauen-Kirche *Veit Stoß* zu vermuthen, gewiß näher, als in demselben eine andere Person, etwa einen Gehilfen oder Schüler anzunehmen, der in einem an sich immerhin ansehnlichen Werke eine Copie geliefert haben sollte. Nachdem uns aber bisher die Beweismittel für diese Annahme fehlen, müssen wir uns begnügen, einige Umstände in den Verhältnissen der Stadt und des Lebens des Nürnberger Meisters zu erörtern, welche insgesammt die Annahme eher zu stützen geeignet sind.

Vor allem wenden wir uns zu dem Vorbilde, dem Marien-Altar zu Krakau. Veit Stoß begann denselben, wie wir wissen 1477, er wurde 1484 mit der Schnitzerei fertig, vollendete denselben aber erst 1486. Auch der Krakauer Altar wurde durch freiwillige Gaben und Legate der Bürger zustande gebracht und der Meister erhielt dafür 2888 (polnische?) Gulden.<sup>5</sup> Der Meister kehrte nach fast zwanzigjähriger Abwesenheit 1496

nach Nürnberg zurück, heirathete dort selbst zum zweitenmal und erkaufte ein Haus. Es ist die Vermuthung nicht abzuweisen, daß Stoß auf Veranlassung *Michael Wohlgemut's* nach Nürnberg rückgekehrt war, denn er tritt sogleich in innige Verbindung mit dem Meister, der zu dem Zeitpunkte auf der Höhe seines Schaffens gestanden und den an ihn ergangenen Aufträgen von nah und fern kaum zu genügen im Stande war. Thatfache ist, daß Stoß die meisten der Altäre schnitzte, die mit Gemälden Wohlgemut's geziert sind, und daß er auch mit *Dürer* bald in Beziehungen kam. Gerade in dem Jahre 1508, welches als jenes der Fertigung des Altares der Neustadter Kirche anzunehmen ist, vollendete der Meister den Haupt-Altar der Pfarrkirche in Schwabach und den Rahmen zum Altar-Bilde des Landauer Brüderhauses, *Dürer's* Anbetung der heil. Dreieinigkeit,<sup>1</sup> der jetzt im Besitze des Herzogs von Anhalt sich befindet. Gerade in der späteren Zeit seines Schaffens breitete der Meister seine Thätigkeit über Böhmen, Ungarn, Polen, und selbst nach Siebenbürgen aus. Nachgewiesen sind von ihm Altäre in den Kirchen zu Bartfeld und zu Leutschau in Ungarn, die nach dem Tode Wohlgemut's (1519) datiren. Selbst die Umstände in Neustadt waren um 1508 derartige, daß der Stadtrath gedrängt war einen Meister für das Altar-Werk aus der Ferne zu berufen, denn der einzige eines derlei Werkes fähige Meister in Neustadt, *Lorenz Luxberger* war im Laufe des Jahres 1501 gestorben. Luxberger erscheint in Urkunden zuerst 1472 in Neustadt.

Ohne einen bestimmten Ausspruch zu wagen, müssen wir dennoch die Wahrscheinlichkeit zugeben, daß hier ein bisher noch unbekanntes Werk dieses Meisters eruiert ist, wenn wir dieses selbst auch unwiederbringlich verloren haben. Stoß arbeitete von zahlreichen Gefellen unterstützt mit ungemeiner Schnelligkeit. Ungeachtet der großen Zahl der bekannten Werke ist, wie auch sein bester Biograph *R. Bergau* bemerkt, eine noch größere Anzahl seiner Arbeiten, und viele in weiter Entfernung von Nürnberg, unbekannt geblieben.

Bei der mangelhaften Vorlage ist es allerdings schwer, in meritorischer Beziehung einen Vergleich mit dem Werke Veit Stoß in Krakau zu wagen, doch ist immerhin so viel zu erkennen, daß im großen Ganzen der Altar der Liebfrauen-Kirche in Neustadt reicher, durchgebildeter in der Anlage, imponanter in seinem ganzen Aufbau sich darstellt. Diese Wahrnehmung genügt, um zu dem Schluß zu kommen, daß Wiener-Neustadt mit diesem Altare ein großartiges Kunftwerk verloren hat.

Am 27. Februar 1768 erlitt Wiener-Neustadt ein gewaltiges Erdbeben, das nicht nur die Liebfrauen-Kirche, sondern auch die des Neuklosters, besonders aber die Burg beschädigte. Nach dem Berichte in *Fronner's* Manuscripte<sup>2</sup> erfolgte der erste Stoß um 2 $\frac{3}{4}$  Uhr Früh, diesem folgten Erschütterungen um 3 $\frac{3}{4}$ , 8 $\frac{3}{4}$ , 10 $\frac{3}{4}$  Uhr Vormittags, 2 $\frac{3}{4}$  Uhr Nachmittags, die letzte um 8 $\frac{3}{4}$  Uhr Abends. Der Hoch-Altar, ohnehin

<sup>1</sup> Rath's Protokoll pag. 299.

<sup>2</sup> Rath's Protokoll pag. 304 ff. Vergleiche bezüglich dieser und der vorigen Citate meine Regeln im Jahrbuche der Kunsthist. Sammlungen des Allerb. Kaiserhauses Bd. IV.

<sup>3</sup> Rath's Protokoll pag. 304 ff.

<sup>4</sup> Stadt Archiv. Abth. III. Ser. NCH. 10.

<sup>5</sup> Dr. *R. Dohme*, Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit, Art. Bergau R. Veit Stoß. Quellenschriften für Kunstgeschichte X. Des *J. Neudorfer* Nachrichten von Künstlern und Werkleuten zu Nürnberg, mit Anmerkungen von *H. K. Lechner*.

<sup>1</sup> Das Bild befindet sich gegenwärtig in den Kunsthist. rath'schen Sammlungen des oberb. Kaiserhauses.

<sup>2</sup> Monumenta Novae Civitatis Austriae etc. etc. V. G. J. 1768. *Tabula Ervora*, Consilium. cap. 16. Tab. III. De ecclesia par. 1. etc. 1816. Ein ungeachtet mancher Unrichtigkeit, die bei dem in der vorigen Note der Kunstgeschichten erklärlich ist, doch sehr für die Kenntniss der Baudekunde Neustadts wichtiges, ja unentbehrliches Werk. Ein Exemplar befindet sich im Stitte Neustadter in Neustadt, ein zweites im Besitze des Nachkommen des Anton Schindler's in . . .

vom Alter bereits hart geschädigt, wurde durch dieses neue Elementar-Ereignis vollends baufällig und vielfel ungeachtet mannigfacher Reparaturen und Ergänzungen, die den Styl der Zeit an sich tragen, in jenen erbärmlichen Zustand, den wir aus der Zeichnung ersehen.

Doch schon einige Jahre vor diesem Ereigniffe wurde die Errichtung eines neuen Hoch-Altars statt des bisherigen hölzernen durch den Bischof *Ferdinand Grafen von Hallweil* angeregt, welcher in der Zeit seiner Amtsthätigkeit fortwährend bemüht war, die Kirche im Geschmacke seiner Zeit neu auszustatten.

In Folge des Andringens des Bischofes wendete sich der Stadtrath zu Ende des Jahres 1767 an die Landesregierung mit der Bitte, den beabsichtigten Umbau zu gestatten und den Plan der Beschaffung der hierzu erforderlichen Geldmittel zu genehmigen. Nebst einer Collecte unter der Bürgerschaft und den wohlhabenden Einwohnern, welche ziemlich ergiebig gewesen zu sein scheint, da ein einziger Bürger, der Handelsmann *Johann Vuczl* in der Neugasse allein 500 Gulden zu dem Zwecke beisteuerte, sollte die erforderliche Bau Summe von 7400 Gulden durch einen Beitrag von 1000 Gulden aus dem Kirchenamte, eine gleiche Summe aus dem Kammeramte der Stadt gedeckt werden. Die Beschaffung eines Altar-Bildes hatte der Bischof aus eigenen Mitteln übernommen. Das Ansuchen des Stadtrathes erhielt am 17. Februar 1768 die folgende Erledigung:

„Von Kaiß Königl Creyß Amts wegen des V. U. W. W. dem N. Burgermeister Richter und Rath der Landesfürstl Stadt Neustadt hiemit anzufügen.“

„Es habe Eine Hoch Löbl K. K. N. Ö. Regierung mittels Decreti dato und 12. et psto 15. dieses Monaths Febr. dem alhierig K. K. Creyß-Amt zu notificieren beliebt, was massen Ihro K. K. A. Maytt. unsere allergnädigste Erb Landes Fürstin, und Frau, Frau, auf deren selben bey Hoher Behörde angeführter Consens, um aus den daselbstigen Cammer-Amt zu Erbauung eines neuen Hoch Altars in der alldortigen Dom-Kirchen 1000 fl. beytragen zu darffen, untern 6. dieses Monaths Febr. an Eine Hoch Löbl K. K. N. Ö. Regierung gelangen zu lassen, geruhet hatten, das allerhöchst dieselbe, bey der angezeigten Bewandnuß, massen die Erbauung eines neuen Hoch-Altars unumgänglich nöthig sey, und die aus dem daselbstigen Cammer: Amt pr 1000 fl. erfolgende Darfschießung, ohne einiger Verkürzung der künftighin noch zu bestreiten habenden Cammer Amts Auflagen befehlen könne, allergnädigst gestatten wollen, daß zu antragender Erbauung eines neuen Hoch-Altars von Marmor, von dem Kirchen Amt 1000 fl. und ebensoviel von dem alldortigen Stadt-Cammer Amt bey getragen werden mögen, doch aber sich an dem auf 7400 fl. gemachten Unkosten Ueberschlag, zu halten- und solcher nicht zu überschreiten seyn; Welche allerhöchste Resolution, und respectiue allermildeste Bewilligung Ihme N Burgermeister Richter und Rath zur nachrichtl. Wissenschaft hiernit intimiret wird.“

„Sig. Wienn den 17. Febr. 1768.“

„Der Röm Kaiß. Königl. A. Maitt. Truchses, N. Ö. Regierungs Rath und Kreyß-Hauptmann des V. U. W. W.

Ignaz Edl. v. Menßingen.“

O. Pap. Arch. B. Nr. 201.

Nun bemühte sich unverweilt Bischof Graf Hallweil für den genehmigten Altar einen entsprechenden Plan zu erlangen, welchen der k. k. Hofstatuar *Gabriel Molinarolo*, ein sonst in Oesterreich wenig genannter Künstler<sup>1</sup> (geboren 1721, gestorben 1. Mai 1780), fertigte. Das Modell des Planes lieferte der Augsburger, später aber Neustädter Bildhauer und Bürger *Joseph Klein*, daselbe ist noch gegenwärtig vorhanden und wird in der Alterthums-Sammlung der Stadt bewahrt. Es hat eine Höhe von etwa 1 Meter, rückwärts findet sich die Inschrift: „Josephus Klein Veit A. V. 1769.“ Die Steinmetz-Arbeiten fertigte der bürgerliche Steinmetz-Meister in Neustadt *Franz Götz*. Der Stadtrath ließ bezüglich derselben mit dem Meister einen Contract aufnehmen, welchen wir hier im Wortlaute folgen lassen. Derselbe ist undatirt, hätte somit im Klagefalle eine nur beschränkte Rechtskraft gehabt. Aus einzelnen Umständen ist zu entnehmen, das er zu Ende des Jahres 1769 aufgenommen wurde:

„Anheut zu Ende gesetzten Dato ist zwischen Herrn N. Burgermeister, Stadt Richter und Rath der N. Ö. Landesfürstlichen privilegierten Stadt Neustadt *Eines*: Dann den Franz Götz bürgerlichen Steinmetz Meistern alhier *anderer Theils*: wegen erbauung eines Neuen Hoch Altars in der alhirigen Dom- und Pfarr-Kirchen nachfolgender Contract verabredet, und angegeschlossen worden; und zwar

*Erfstlichen* verspricht gedachter Steinmetz Meister Franz Götz bemeldten Hoch Altar nach den gelegten, und gemachten *Model* aus dem vorgeschlagenen, und beangenehmten Meyerstorffer *Marmor* Gut, und stand haßt ohne überflüssigen stücken, und Kätten mittels Reiner schleiffung und heller Pollierung in Zeit *Vier* Jahren von untenstehenden Dato (?) an verfertigen, wovor

*Andertens*: erleuter Stadt Rath ihme Franz Götz mit einverständener aufsetzung berührten Hoch Altars und hierzu benöthigten Eisen, welches Er Steinmetz Meister aus eigenen zu prestiren haben wird, Contrahirtermassen in Summa *Sechs Tausend Gulden* in baaren zu bezallen, und zwar in nachfolgenden ratis als anjezo gleich 800 fl. und nach *proportion* des gebrochen, und anhero gebrachten, und *Succeßiv* ausgearbeiteten *Marmors* die weitere Zallungen von Zeit zu Zeit zu machen, und bey gänzlich zu stande gebracht, und vollständig ausgefertigt, und gesetzten Hoch-Altar die von denen stipulirten 6000 fl. lezt verbleibende *ratam* somit in *Totum* abzuführen sich erkläret, und verbindet; Endlichen auch

*Drittens* mehr befagter Stadt Rath sich erbiethet bey aufetzung dieses neu nach 3 Jahren verfertigten Hoch Altars das hierzu benöthigte Gerißt Holz aus Gemeiner Stadt Zimmer-Stadt zu verschaffen, jedoch das solches Gerißt Holz nach befehener aufsetzung des Altars wiederum richtig zuruckgestellt werde, und Gemeiner Stadt zu ihren anderweitigen Gebrauch verbleibe; *Alles Getreulich und ohne Gefährde*: Zu wahrer Urkund dessen seynd *Contract's* halber zwey

<sup>1</sup> Von Arbeiten deselben ist wenig bekannt; eine Thongruppe: Venus und Adonis aus der Sammlung Rothschild mit der Signatur GM., die auch auf der historischen Ausbesserung der k. k. Akademie der bildenden Künfte figurirte, wird ihm zugeschrieben. Cat. Nr. 49. In den Protokollen in Hofachen und den Baurechnungs-Acten des kaiserlichen Hotes um jene Zeit, welche im k. k. Hof- und Staatsarchive erliegen, wurde über *Molinarolo* nichts vorgefunden; es entsteht daher die Frage: ob der Künstler am kaiserlichen Hofe befaßt gewesen war?

gleichlautende *Exemplaria* errichtet, von beeden Contrahirenden Theillen unterschrieben, und ausgefertigt, sodann jedwedern *Contrahenten* im *Originale* behandiget worden.“

„Actum Neuffadt den“ (die Einsetzung des Datums ist unterblieben.)

Kleines Stadtsiegel. „Bürgermeister Stadt Richter und Rath alda.“ Siegel, in rothem Spanischem Siegelack. Achteckig mit Wappen. Im Schild eine Mauerpalette, zwischen welcher gekreuzt ein Hammer und eine Art Mauerkeule. Ueber dem Schild ein gekrönter geschlossener Helm mit einem wachsenden Löwen nach rechts gewendet als Helmzier, beiderseits Helmdecken, oberhalb rechts und links vertheilt die Buchstaben Z. G.

Unterschrift: „Frantz Götz Burgl Stein Motz Meister m./p.“

Orig. Papier: Archiv B. Nr. 177.

Im Jahre 1769 wurde nun nach Sicherstellung der benöthigten Steine in Meyersdorf die Aufstellung des Altares rüstig begonnen, und derselbe hätte im Jahre 1773 anstandslos beendigt sein können; doch verzögerte sich die Arbeit durch mehrere Umstände bedeutend, namentlich durch das Ableben des Bischofs Grafen Hallweil, der als die Seele des Unternehmens anzusehen war.

Inzwischen fällt eine kleine unerquickliche Proceß-Szene zwischen dem Steinmetz-Meister Gotz und dem Bildhauer Klein, welcher letzterer den Preis für das gelieferte Modell des Altares von ersterem beanspruchte, während dieser auf seinem Contracte bestand und die Zahlungspflicht dem Altarbauфонде zuzohob.<sup>1</sup>

Ungeachtet der Bau 1773 erst bis etwa zur Hälfte der Säulenhöhe gediehen war, glaubte der Bürgermeister sich in Rücksicht auf den Steinmetz-Meister doch verpflichtet, als Verwalter des Bauфонdes eine Interims-Rechnung legen zu müssen, welche wir sammt dem Verhandlungs-Acte hauptsächlich aus dem Grunde im Wortlaute bringen, weil hier mehrere Detail-Umstände berührt werden, welche zum Verstandnisse des Ganzen nicht unwichtig sind. Namentlich erfahren wir aus dem Wortlaute des Absolutoriums vom 2. September 1773, daß der vorige Altar um 100 Gulden verkauft wurde, wenn auch der Käufer desselben leider nicht genannt wird:

„Löbl Wohl Weiser Stadt Rath Günstige  
Herrn und Freunde“

„Nachdeme, sicher Verhofft, an Heüer meine Schluß Rechnung des zu erbauenden neuen Hochaltars Legen zu könne; es hat aber daß absterben unfers in gott Ruchenden Herrn ordinario der Vollendung des gebäu so vielle Hindernuß in dem Weeg geleyet, daß noch einige Zeit mit deselben Verfertigung wird anstandt genohmen werden.

Womit aber ein Löbl. Stadt-Rath wegen des Vorfundigen Raitt Rest, als auch wohin die Empfangene gelder seynd Verwendet worden, wißend feyn, als habe angebogene interims Berechnung und dem ausgefahlenen Raitt Rest pr fl. 91 26 kr. erlegt, und mir dem gewöhnlichen Rathschlag aus Bitten sollen.“

„Eines Löbl Stadt Rath“

„Dienstlicher Johann Bapt. Haggenmüller m p  
Bürgermeister.“

<sup>1</sup> Raths-Protokoll 1768, Art. 26. April, 3. Mai, 28. Juni.

In tergo:

„Der Pupiller-Raithkammer una cum allegatis ad revidendum, et referendum zuzufellen; dem Herrn Rechnungs-Führer aber wirdet über den Erlag der Rechnung so wohl als auch des baaren Raith Restes deren 91 fl. 26 kr. gegenwärtiger Rathschlag ertheillet.“

„Neuffadt am 17. August 1773.“

„Ferdinand Landsteiner m p“

„Stadtschreiber“

Orig. Papier Arch. B. Nr. 201

201

Löbl Wohlweiser Stadt Rath

Großgünstig Hochgeehrte Herr Es hat untern 17. El. Mensis Aug. a. a. (Titl) Herr Bürgermeister Johann Baptist Haggenmüller über die zu erbauung der in alhirigen Stadt und Pfarr Kirchen zu stehen Kommenden Neuen Hoch Altars so wohl Von ihm empfangene, als Verausgabte Geldposten seine weitere Berechnung und ausweisung zu Löbl Stadt Raths Handten erleyet, von wannen mir auch solche auf die Pupillen Raith Cammer una cum allegatis ad revidendum et referendum zuegestellet worden ist; Hieraus habe nun erfehen, daß Er (Titl) Herr Rechnungsführer nicht allein der Lauth seiner Vorjährig Gelegten Hoch Altars Rechnung ihme pr 114 fl. 24 kr. in Handten Verbliebenen Raith Rest, sondern auch die Von dem Verkauften Alten Hochaltar eingelöste 100 fl. wie auch die Von dem Löbl Stadt Cammer Amt dargegebenen 1000 fl. nebst anderen eingegangenen Geldern und zwar in Summa mit 1562 fl. 24 kr. in ordentl. Empfang Genohmen, Worüber auch Selbten die Hierzue an Stein-Metz, Glafer, Tischler, und Schlosser arbeitht Benöthigt Befrittene Ausgaben so sich in Summa auf 1470 fl. 58 kr. (Beloffen) mit ihren lit. A. usqu. Inclusive Belegten quitungen authentice erwiesen hat, daß also in calculo der Empfang die ausgaben, umb 91 fl. 26 kr. ubertroffen, welch Verbliebenen Raith Rest auch er (Titl) Herr Rechnungsführer mit der Rechnung zu Löbl Stadt Raths Handten erleyet, wie sich auch erst Bemelter Raith Rest Deren 91 fl. 26 kr. in dem wirkhl. Gerichts Deposito Bey Löbl Stadt Raths Handten Befindet. So ich Hiemit referieren, sothane Rechnung ad ratificandum anmit überreichen und mich Empfehlen wollen.“

„Eines Löbl Stadt Raths

Dienstgehorf.

Joh. Caspar Thurner m p.  
Raithh.“

In tergo:

„ps. 2. Sept. 1773.

Die Von (Titl) Herrn Johann Baptist Haggenmüller Bürgermeistern erlegte Dom und pfarr Kirchen Hoch Altars Berechnung Betr. „Ein Stadt-Rath wollen inligende Rechnung (so bey der Canzley cum allegatis aufzubehalten) hiemit ratificiret Haben.“

„Actum Neuffadt den 2. Sept. 1773.“

„Ferdinand Landsteiner m./p.

„Stadtschreiber“

Orig. Papier. Arch. B. Nr. 201.

Einen Hauptumstand der Verzögerung des Baues erfahren wir aus diesen Acten nicht, wir erfahren ihn aber mit ziemlicher Klarheit aus dem vorerwähnten Manuscripte *Fronner's*, III. pag. 145. Die Mensa mit dem Tabernakel war nämlich längst vollendet und

verfetzt, als die Aufhebung des Jesuiten-Ordens im Juli 1773 erfolgte, in deren Folge auch das Collegium und die Kirche der Jesuiten in der Neunkirchengasse in überflürzter Eilfertigkeit geschlossen und ausgeräumt wurden. Das Ordinarium und der Stadtrath beeilten sich dabei ein auf deren Hoch-Altar befindlich gewesenes Marienbild, das unter der Bevölkerung allgemein verehrt wurde, zu erwerben und beschloffen daselbe an dem neuen Hoch-Altare aufzustellen. Dieses unter die Gnaden-Bilder zählende Marien-Bild stammt aus Königsäden (Kiralyfalva) bei Preßburg in Ungarn. Aus demselben soll im Jahre 1683 Blut geflossen sein.<sup>1</sup> Nachdem bei der Höhe des Tabernakels für das Bild kein Platz gewesen wäre, so mußte dieser sammt der Mensa entfernt und durch einen niedrigeren, wie er jetzt besteht, ersetzt werden. Der ursprünglich gefertigte wurde an den Speis-Altar in der Seiten-Capelle unter dem vordern Chore an der Evangelienseite überfetzt, wofelbst sich derselbe noch gegenwärtig befindet.<sup>2</sup> Durch diese wesentlichen Umänderungen erhielt der Hoch-Altar erst seine gegenwärtige Gestalt, welche wir in Folgendem beschreiben:

Der hohe Unterbau besteht aus röthlich braunem Breccien-Marmor, wie solcher an der sogenannten Wand bei Brunn und Meyersdorf gebrochen wird, die Mensa aus schwarzem Marmor, der dem norwegischen sehr ähnlich ist. Letztere steht zwischen zwei stark vortretenden Pilastern, an deren Seiten, gegen die Wände des Presbyteriums zu, zwei Portale sich öffnen, um gelegentlich der Opfergänge hinter den Altar zu gelangen. Der vergoldete Tabernakel ist verhältnißmäßig klein, um Platz für das darüber angebrachte Gnadenbild zu erübrigen. Dieses Gnadenbild war einst in einen silbernen Rahmen gefaßt, auf welchen vier kleine Engel befindlich waren. Dieser wurde bei der Silbereinfassung des Staates abgegeben. Der jetzige Rahmen ist theils von Silber, theils von Messing, zwei stehend dargestellte Engel sollen noch von dem ursprünglichen Rahmen stammen. Ueber dem Unterbau erhebt sich die Altarwand mit freistehenden canälirten Säulen römischer Ordnung an den Seiten, die Capitale sind vergoldet. Am Gebälke des Unterbaues sind in weißem Stein gearbeitete lebendig bewegte Statuen befindlich, welche die Heiligen Ambrosius, Augustinus, Joseph und Zacharias darstellen. Das Altarbild, die Himmelfahrt Mariens, ist wie erwähnt eine Spende des Bischofs Grafen Hallweil und soll in Rom (?) gemalt worden

<sup>1</sup> Die Geschichte dieses Gnadenbildes wird in einer Urkunde des Generalmajors Grafen Adam Czobor, Inhaber eines Infanterie-Regimentes, ausgehelt zu Wien am 20. März 1789, gegeben. Es war vor 1683 in einer kleinen östlichen Capelle außerhalb Königsäden aufgestellt gewesen und wurde von da in dem genannten Jahre, um es vor den Turken zu schützen, in das Schloß übertragen. Am 14. August 1683 aber, als die Turken vor Wien lagen, entdeckte ein Major des Infanterie-Regimentes Czobor (?), daß aus dem Frauenbilde Blut fließe. Der Befürer Graf Czobor ließ das Bild zu seiner Gemahlin Barbara, eine geborne Erdödy, auf sein Schloß Scharfstein (Eleskő) im Preßburger Comitate bringen und dort zur Verehrung aufstellen. Als Graf Leopold 1. Kollontsch, Bischof von Neufadt, von diesem wunderthätigen Bilde horte, bewarb er sich um selbes für die Kirche der Jesuiten zu Neufadt.

<sup>2</sup> Soweit die Quelle, wir haben dagegen nur zu bemerken, daß das Infanterie-Regiment des Grafen Adam Czobor jetzt Nr. 90 erst 1788 errichtet wurde, und daß im August 1683 während der Anwesenheit der Turken in Wien wohl fehlerlich ein Major eines kaiserlichen Regimentes in der Nähe von Preßburg gewesen sein dürfte.

In der sogenannten Silber Sacrastei sind oberhalb des Sacristei-Altars, der nebenerwähnt früher Mensa und Tabernakel des früheren hölzernen Hoch-Altars in dessen letzter Zeit gebildet haben soll, noch 12 vergoldete Statuetten in hütender Stellung aufgestellt, welche Christus mit den Aposteln beim Abendmahle darstellen. *Fronner* stellt die Meinung auf, sie seien früher am Hoch-Altare angebracht gewesen, das ist aber, wie ich aus der Form derselben erweißt, ein Irrthum. Diese Figuren, welche aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammen, schmückten einst, wie ich mit allem Grunde vermüthe, um einen geschmückten Tisch gruppiert, den Speis-Altar vor Ueberragung der Mensa und des Tabernakels vom Hoch-Altar dahin.

fein. Unterhalb am Sockel des dargestellten Sarges Mariens findet sich der Name des Meisters: DOM·CIGNAROLI·PINX.

In der in geschwungenen Linien aufstrebenden Predella, welche über dem Gebälke aufgesetzt ist, erseheint eine Gruppe von Engeln in Wolken, welche die Kaiserkrone tragen. Dieses in weißem Stein gearbeitete Hoch-Relief gehört zu den reizendsten Arbeiten der Rococokunst. Der Altarbau ist oben durch den Namen Jehovas im vergoldeten Strahlenfchein gekrönt.

*Diomio*, das ist *Domenico Cignaroli*, der Meister des Altarbildes, der Himmelfahrt Mariens, ist der jüngere Bruder und wie Einige berichten auch der Schüler des berühmten Gianbettino (Giovanni Baptista) Cignaroli, der nach Bevilacqua<sup>1</sup> zu Salò am Gardasee 1706 geboren, und 1770 zu Verona gestorben ist. Domenico, über dessen Geburts- und Todesjahr nichts bekannt ist, malte in Bergamo und wie es scheint auch in Tyrol, wenigstens spricht *Tinkhauser* von mehreren Gemälden in dieser Diöcese, von denen nur einige Giovanni Battista, der Rest Domenico angehören dürfte. Von dem Bilde des heil. Johannes von Nepomuk im Dom zu Brixen sagt *Tinkhauser* I. 144, er sei von Cignaroli aus Wien, während es bekannt ist, daß Giovanni nie über die Alpen gegangen war. Fiorillo, der Giovanni persönlich kannte, bemerkt, daß dieser nach seinem eigenen Geständnisse niemals Porträte gemalt habe; nun schreibt aber *Tinkhauser* in seiner „Diöcese Brixen“ ein Porträt des Pfarrers Kubi in der Jesuiten-Kirche zu Innsbruck einem Cignaroli zu. In unserm Altarbilde stellt sich Domenico als ein Meister dar, der im Hinblick auf seine Periode nicht unterachtet werden darf. Wie allen seinen Zeitgenossen in Italien, mangelt auch ihm ein individuelles Gepräge in seiner Arbeit, die sich im Styl an eine ganze Reihe großer Vorgänger in Ober-Italien, am ausgesprochensten aber an Correggio anlehnt. Die Zeichnung ist correct und weist noch alle Traditionen des großen Styles. Die Figuren der Glorie, in etwas süßlichem Tone gehalten, stehen im Gegenfatze zu den Figuren der Apostel im Vordergrunde in ihrer tief-schwarzen Schattirung, ein Contrast, der heute noch auffälliger erseheint, als der ganze Vordergrund nachgedunkelt hat, während die Farbschatten der Glorien-Figuren in ihrer ursprünglichen Leuchtkraft wirken. Das Bild ist übrigens in nicht tadelloser Condition, schlecht gespannt und in weiten Flächen craquelirt.

Bei dem Abbruche des alten gothischen Altars wurde die in der Zeichnung ersichtliche Darstellung der Kronung Mariens bei Seite genommen und nicht mit dem Altare verkauft. Sie wurde nach dem Erdbeben 1768 oberhalb an den Triumphbogen verfetzt, wo sie noch gegenwärtig zu sehen ist.

Die Schlußrechnung wurde 1774 gelegt. Wir finden über selbe im Raths-Protokolle unterm 28. April dieses Jahres das Abfultorium. Da die Einweihung erst ein Jahr später stattfand, so ist anzunehmen, daß sich dieselbe in Folge verspäteter Einfendung der Sculpturen verzögerte.

Die feierliche Einweihung des neuen Hoch-Altars erfolgte durch den Bischof *Heinrich von Kerens* am Pfingstsonntage des Jahres 1776.

<sup>1</sup> *Bevilacqua*. Memorie della vita di Cignaroli. Verona 1771.



Bald nach der Fertigstellung des Hoch-Altars wurden auch noch andere wichtige Veränderungen in der inneren Ausstattung der Kirche vorgenommen. Außer der Erneuerung vieler Seiten-Altäre wurden an den Wänden des Presbyteriums, dort wo im 15. Jahrhundert noch kleine Altäre gestanden waren, 1777 neue Chorstühle aufgestellt. *Fronner* sagt über selbe, sie hätten 700 Gulden gekostet und seien von einem „ledigen Tischler“ gefertigt worden, der sich dabei zum eigenen Schaden gearbeitet habe und dann fortgezogen sei. Er nennt uns den Namen des sehr geschickten jungen Meisters nicht, wohl aber jenen des Bäckermeisters, bei dem das Holz getrocknet (gebacken) wurde. In die gleiche Zeit fällt die Erbauung der großen Orgel im rückwärtigen Chore. Wir erfahren nirgends etwas über den Meister derselben, nur der Vergolder wird uns genannt; es ist *Daniel Volkmann*, derselbe, welcher auch die Vergolder-Arbeiten am Hoch-Altäre besorgte. Die sogenannte kleine Orgel auf der Empore an der Epistelfeite des Presbyteriums stammt aus der Jesuiten-Kirche; sie wurde nach der Aufhebung des Ordens hierher übertragen.

Mit dem Vorstehenden sind die Daten zur Baugeschichte des Hoch-Altars der Liebfrauen-Kirche, welche dem Verfasser zu erlangen möglich waren, erschöpft. Lücken in derselben müssen einer späteren Forschung, namentlich in den Diöcesan-Akten zu St. Pölten, die der Verfasser nicht einzusehen in der Lage war, vorbehalten bleiben. Zur Vervollständigung erübrigt noch eine Uebersicht über die Beneficien und Gulten des Hoch-Altars von der ältesten Zeit. Wir bringen dieselben aus einem Verzeichnisse, welches um die Mitte des 16. Jahrhunderts von dem Stadtrathe zu dem Zwecke angelegt wurde, um einen Einblick in das kirchliche Vermögen zu gewinnen. Dieses Verzeichnis enthält die Gulten zahlreicher Altäre in den Kirchen Wiener-Neustadts, wir entnehmen demselben nur jene des Hoch-Altars. Wenn auch augenscheinlich die ältesten Stiftungen zu selbem schon damals der Vergessenheit anheimgefallen waren, <sup>1</sup> so reichen doch die angeführten bis fast zur Mitte des 14. Jahrhunderts hinauf und besitzen unmeßbaren culturhistorischen Wert durch die Anführung vieler bemerkenswerter Persönlichkeiten und die Bezeichnung von mannigfachen Liegenschaften in Nieder-Oesterreich und Ungarn, welche theilweise noch heute festzustellen sind:

„Auf unser Frauen Altar Im Chor“

„Stifter: Catarina des Alten Peteri Poringer seligen wittib des Datum ann Mittich nach Reminiscere im 1363 jar.

Zugehörig.

15  $\bar{n}$   $\text{fl}$  Jarlichs vnd ewiges gelt.

Ain hauß das wol 15  $\bar{n}$   $\text{fl}$  wert ist, darin der Capellan wonen soll.

Vnd sein die 15  $\bar{n}$   $\text{fl}$  auf nachvolgunten guetern Zuerfuechen:

1  $\bar{n}$   $\text{fl}$  von Irem (der Stifterin) Aiden Eydl von Schonlain vnd Crülein Irer Dochter, auf einem wein-

garten in der Roth — vnd dienn jarlich in Neuperg 10  $\frac{1}{2}$  Eimer Perkhrecht, Mer auf einem weingarten genannt der Khärner — vnd dient auch in Neuperg 1  $\frac{1}{2}$  Eimer perekhrecht;

Mer auf ainem weingarten zu Piesling, genand der Salland gelegen in dem khirchweg dienn in das spittall zur Neustoth 60  $\text{fl}$  vnd 2 Gwimer.

Mer auf ainem weingarten bei der aichen genand der Linacker dienn dem Erbari Herrn Herrn Fridrich von Potendorf vnd seinen bruedern für 5  $\text{fl}$  zu fastnacht, 1  $\text{fl}$  zu pergkhdoting an S. Georg tag, 1 Eimer wein zu perekhrecht an S. Michaelstag 1  $\bar{n}$  vnd 20  $\text{fl}$  zu diennst.

Ain weingarten zu salhenau gelegen an dem khrautgarten vnd dienn Herr Ruedolph auf der grub Burgermaister in der Neustoth, vnd Herrn Niclas Hannß Graf Burger zu Wienn 2 Eimer wein perekhrecht vnd 8  $\text{fl}$ .

Mer auf irem hauß, dorin sy wont, alß es hinten vnd vorn vmbfangen ist, zu nagß Cainrod Khutners hauß vnd dienn in des Herzog camer 12  $\text{fl}$  Mer ain Confirmation ires Testaments — der Datum steet an S. Dorothea Tag im 1363 jar.

Alß erstlich zu Stollhofen Saidl hauß dienn 70  $\text{fl}$ .

Raidl im Loch 30  $\text{fl}$  vnd 2 klob für 3  $\text{fl}$ .

Zwo öde hofftath da weiland der Pruller vnd Fridl der Khärner auffassen, die auch gediennt 4  $\frac{1}{2}$   $\bar{n}$  Wiener  $\text{fl}$ . Cainroth am Pach dienn von ainem weingarten zu wierslach genant der feichter 24  $\text{fl}$ .

Heinrich Posner Richter zu Pieslinckh dient von ainem hauß dafelbst zu Pieslinckh 3  $\bar{n}$ , ain hain für 4  $\text{fl}$ .

Leobmon des Jud Freidleins sun dienn ainem von weingarten zu Pfaffletten 10 Wiener Pfening.

Eberhart vnd sein gemainer dienen von ainem Weingarten gelegen zu Rinsgarten 8  $\text{fl}$  an Sant Colmanlag.

Ain bestath brief vom Herzog Ruedolph über die Stiff das Datum am S Urbans tag Anno 1368. (Lateinische Vergleichung zwischen dem Caplan dieses Beneficiums mit jenem von St. Johans-Altäre ihrer beider Wohnungen wegen, die nur eine Einfahrt befaßen.)

Gwöhr außzug vmb ain weingarten genand der Ochfenburger zu Pfaffletten, dienn dem golzhauß Maurbach 2 Eimer mol perkhrecht des Datums Samstags den 24. Januarj Anno 73.

Item ain weingarten zu Pfaffletten ist der Stiff B Mariae Virginis aigen vnd gibt jarlich dauon zu pauen 14  $\bar{n}$  wiert genant der Oxenwurger. (Ist zweifels-ohne der vorgenannte damit identisch.)

Item Ain clains weingartl in der Warth so im Aubach gehayfen ist der Stiff aigen, gibt dauon zu pauen 4  $\bar{n}$  vnd der Herrschafft Forchtenstein dienn man ain achtel mol.

Item Ain clains weingartl zu Piesling, so bei meinen vorfordern in grotten abpau ist chumen, gibt 6  $\bar{n}$  dauon zu pauen.

Item Drey tagwerch wimath bei dem Stockh Thuern ist der Stiff aigen. Jarlich Michaelis 2  $\bar{n}$ .

Es sollen auch mer zinsgelt auf etlichen heuser zu diesem Hochwirdigen Stiff gehören, so auß dem gruntburch gerifen sein worden. (sic!) Auch ain weingarten zu Prune ligent dem stiff Zugehörig.“

<sup>1</sup> Es scheint daß bei den Erdbeben 1356 die vorhandenen Stiftungs-Urkunden größtentheils zu Grunde gegangen sind. Die älteste Stiftungs-Urkunde über den heiligen Geist Altar ist vom Jahre 1342 datirt, die älteste des Herman Guglaher von 1298 wird nicht mehr erwähnt. Die Größe und Bedeutung der erwähnten Kataltrophe für Neustadt und wohl auch für einen großen Theil von Oesterreich hat noch nirgends den richtigen und entsprechenden Ausdruck gefunden.

Nach der Zusammenstellung im 16. Jahrhundert gehörten noch dem Beneficium:

Ein Weingarten zu Wöllersdorf, genannt „der Schlußer.“

Ein kleines Krautgartl anstoßend an die Wiese beim Stockthurm; und ein solches nächst dabei gelegen.

Stifter Petter Ruebendunst burger zu der Neustadt, vermug seines geschäfts des Datum an Montag nach Allerheiligen tag 1442 jar.

200 fl. darumb ain hauß hinten gegen dem Freithof über erkhaufft worden. Ain weingarten bei St. Georgen neben des Spittal-Weingarten das Rosenfeld genannt.

Ain weingarten im innern goldberg zu Morwisch, auf den Odenburgher gründen, zuehst Graff Paur weingarten.

Mer ain khelh, zwaj meßgewandt, ain messpuch, 2 altartuecher. Mer hatt Georg Eylperger (Eylperger) Pfarrer zu Priggles vermug Stifftbrief des Datum Am Mitichen nach dem Sontag Jnuocavit im 1472 Jar Ain perggrecht 14 eimer most im Stuppachgraben, Priggles Phar gelegen, so man jarlich dem Herrn Mathes Wurmprand vmb 8 fl zinß verlost. (Vergl. meine Regeßen Nr. 3253.)

Ueber diese zwej stiftbrief wird noch ain weingarten zu Ruß im Vogelgsang, zu diesem Altar gebraucht, vmb welchen weingarten der zeit wie die zum Stifft gehurig, nichts gefunden worden.

Diß Stifft vorzeit gleichwohl aber dem jungen Dominowisch worden vber der nechstabgeleibten V. Ge. Mt. etc. verordnung jarlich 20 f gereicht, dem soll wenn der ad Publica lect.<sup>1</sup> täglich, 32 fl. gereicht

<sup>1</sup> Das heißt für seine tägliche Predigt, der Bezug aber natürlich jährlich

werden vmd sein hiezur weilund Hrn. Balthauer Pihler Predicant alhier zu peßierung seiner befoldung auch von diesem Benefitio. Ueber dem man dazumall Dommincowitsch geben, 50 fl. gereicht worden. Weil aber das Benefitium bei weitem so vil nit ertragen mag, hat Gemaine Statt darleihen reichen müssen.

Hernach solle das Florian Wunckhlers gestift gottes geschriben werden.“

Diese Stiftung des *Florian Winkler*<sup>1</sup> bezieht sich auf das fogenannte Heiligen Kreuz-Amt. Sie datirt vom Samstag vor Stephani 1478 und beträgt 10 *fl* ewige Gülte für ein gefungenes Amt an jedem Freitag „auf dem clainen vnnser Frauen Altar an dem gäter zunagst vor den Chor.“

Zu demselben gehörte auch eine Verschreibung Montag vor St. Katharina 1477, auf 800 ungarische Gulden zum Bau des Klosters der Franciscaner bei St. Jacob in Neustadt (jetzt Capuziner-Kirche) gegen zu verrichtende Gottesdienste, weiters:

Eine Verschreibung, „Phinztaag nach der 11000 maiden 1477“ auf 150 *fl* für Abhaltung einer wöchentlichen Messe, endlich

Eine Verschreibung des Comthurs des deutschen Ordens und seiner Ordensbrüder, Sonntag vor Simon und Juda 1477 auf 32 ungarische Gulden lautend, zur Abhaltung eines Seelenamtes für den Stifter jede Quatember mit 4 aufgesteckten Kerzen an Unserer lieben Frauen Altar. Sollte der Orden seine Verpflichtung nicht erfüllen, so möge er für jeden einzelnen Fall mit 2 Pfund Wachs der Pfarrkirche zu Strafe verfallen sein.

<sup>1</sup> *Winkler* war einer der bedeutendsten Wohlthater Neustadt's. Sein Bildnis, ein gutes Oel-Gemalde vom Ende des 15. Jahrhunderts, in welchem *Winkler* mit dem Elefantenorden dargestellt ist, wird in der kleinen, aber wertvollen Alterthums-Sammlung der Stadt bewahrt.

## Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniß zur Cultur der Indogermanen.

Von Dr. *Matthaeus Much*.

### Nachtrag.



Dem Gegenstande dieser Abhandlung erst in den letzten Jahren eingehendere Aufmerksamkeit geschenkt und mit der Veröffentlichung der Kupferfunde eigentlich erst begonnen worden ist, mußte im vorläufigen auf eine erschöpfende Aufzählung derselben verzichtet werden. Wenngleich dieser Umstand für das Ergebnis der vorstehenden Betrachtungen im Ganzen und im Einzelnen ohne Bedeutung ist, so dürfte es doch zweckmäßig sein, das Verzeichnis der Fundorte durch einige Beobachtungen zu ergänzen, welche ich bei einer Reise in die ungarischen Länder zu machen Gelegenheit hatte. Sie sind schon an sich beachtenswerth, weil sie die Zahl der Fundorte und Fundstücke um ein wesentliches vermehren und dadurch die einmalige Bedeutung der Gegenstände aus ungemisstem Kupfer erhöhen. Sie werden aber umso wichtiger, als sie die große örtliche Lücke, welche zwischen den Funden von Troja, Kypem und den griechischen Inseln einerseits und den mittel- und westeuropäischen

Funden andererseits dormalen noch besteht, auszufüllen beginnen.

Diese Fundorte und Fund-Gegenstände sind folgende:

Fundort.	Gegenstand
<i>Lubenberg</i> (bei Rudolfswerth), Krain.	Bruchtheil eines großen Gußfladens aus Kupfer, aufbewahrt im Museum zu Laibach.
<i>Boljun</i> , Ilrien.	Vier Flachbeile, ziemlich dick und lang, dem Kupferbeile von Stollhof in Nieder-Oesterreich entsprechend. Museum in Agram.
<i>Grahoviste</i> bei Diakovari, Kroatien	30 Stück kupferne Beile mit Schaftloch und diesem gleichlaufender Schneide, unserer Hacke am meisten gleichend, doch mit rundem, dem Schaftloche folgenden Nacken. Museum in Agram.

Fundort.	Gegenstand	Fundort.	Gegenstand.
<i>Britinska</i> (bei Katina), Kroatien.	Ein dem vorigen gleichgeformtes hackenähnliches Beil, 16 1/2 Cm. lang. Museum in Laibach.		heit des Materiales aus reinem Kupfer bestehender Pickel von dem neben bezeichneten Fundorte, welcher in allen Stücken, namentlich in der von allen derartigen Gegenständen ganz abweichenden Gestaltung der Dulle der aus den Kupferminen aus der Mitterbergalpe stammenden Pickeln vollkommen gleich und demnach mit einigem Rechte zu einem urgeschichtlichen Kupferminenbetriebe in Ungarn in Beziehung gebracht werden darf.
<i>Unbekannter Fundort</i> , Kroatien.	Ein gleichgeformtes, nur etwas kleineres Beil. Museum in Laibach.		
<i>Preftzanek</i> , Kroatien.	Breites Flachbeil ohne Schäftungs-Vorrichtung. Museum in Agram.		
<i>Unbekannter Fundort</i> , Kroatien.	Flachbeil. Museum in Agram.		
<i>Unbekannter Fundort</i> , Kroatien.	Gutgeformter, den gewöhnlichen Steinhammern völlig gleichender Beilhammer mit plattem Nacken. Museum in Agram.		
<i>Muč</i> , Dalmatien.	Flachbeil von der in den oberösterreichischen Pfahlbauten vorkommenden Form. Museum in Agram.	<i>Pfahlbauten im Laibacher Moor</i> , Krain.	Von den in der vorstehenden Abhandlung erwähnten Gußloßeln aus den Pfahlbauten im Laibacher Moore befinden sich drei Stück in Museum zu Laibach. Außerdem bewahrt dieses Museum von derselben Fundstelle zehn aus schwach gebranntem Thon verfertigte Gußformen, von denen sechs zum Gießen der einfachen kupfernen Flachbeile dienten, wie solche an Ort und Stelle selbst gefunden wurden; die übrigen vier entsprechen genau der Form jener kupfernen Beile mit Stielloch (Hacken), welche zu Grahovište und Britinska im benachbarten Kroatien gefunden worden sind. Bemerkenswerth und für das primitive Verfahren Zeugnis gebend ist der Umstand, das die Gußformen für die Flachbeile nur aus einem Theile bestanden, daß daher nur die eine Seite des Beiles durch die Gußform ihre Gestalt erhielt, und die andere Seite durch Hammern nachgebildet werden mußte.
<i>Budua</i> (?), Dalmatien.	Zwei Doppelbeile von der in Ungarn gewöhnlichen Form, mit einer Schneide einerseits und einer ausgezogenen Platte andererseits. Museum in Laibach und in Agram.		
<i>Fort Spizza</i> , Dalmatien. (Eigentlich zwischen Spizza und Castel Laftua am „Triplex Confinium“ von Montenegro, Türkisch- und Oesterreichisch-Albanien)	Beilähnig 20 Stück eigenthümlich gestalteter Doppelbeile mit Stielloch und diesem paralleler Schneide und stumpfen unausgebildeten Nacken, anscheinend reines Kupfer. Von demselben befindet sich eines im Museum zu Agram, eines in Laibach, zwei andere sollen nach Ober-Italien gelangt sein.		
<i>Talifa</i> , Bosnien.	Vier in der Größe wechselnde Flachbeile. Museum in Agram.		
<i>Szebeckeb</i> (Honter Comitát), Ungarn	Außer den von <i>Franz v. Pulszky</i> in seinem Werke über die Kupferzeit in Ungarn angeführten Fund-Gegenständen befindet sich im National-Museum zu Budapest ferner ein nach Farbe und Weich-		

## Ueber Archive und Siegel der Städte und Märkte in Krain.

Vom k. k. Conservator *Ju. uß Dimitz*.

**D**IE Archive der Landstädte und Märkte in Krain sind zum Theile schon von verschiedenen Geschichtsfreunden gelegentlich aufgesucht und ist ihr Inhalt durch Publication in vollständigem Abdruck oder in Regellen-Form verwertet worden. Ich habe in meiner Eigenschaft als Conservator eine formliche Revision dieser Archive als meine nächste Obliegenheit in's Auge gefaßt, und mit derselben im Jahre 1882 begonnen. Es war dabei meine Absicht, von dem gegenwärtigen Stande dieser Archive Kennt-

nis zu nehmen, auf ihre Sicherstellung einzuwirken, ihre Bedeutung zu würdigen und schließlich auch die sonstigen Reste städtischer Alterthümer, mittelalterliche Siegel u. dgl. der Vergessenheit zu entreißen. Das Ergebnis meiner diesfälligen persönlichen Forschungen und Bemühungen lege ich in folgender Darstellung nieder.

1. *Kadmannsdorf*. Dieses, den Besuchern des nahegelegenen reizenden Sommer-Curortes Veldes wohlbekannte, gegenwärtig nur 664 Einwohner zah-

rade Städtchen hatte seine Blüthezeit im Mittelalter, insbesondere im 14. und 15. Jahrhunderte, war aber gegen das Ende des 18. Jahrhunderts bereits so geklungen, daß es nicht mehr die Mittel besaß, die städtischen Jurisdictionen-Rechte auszuüben, und daher dem Schicksale der „*Municipalisierung*“ verfiel. Dieses beistand darin, daß die Stadt in der autonomen Verwaltung lediglich auf die Vermögens-Gebarung beschränkt wurde, während alle anderen Stadtrechte an die graflich Thurnsche Herrschaft Radmannsdorf übergingen. Es wurde daher auch das städtische Archiv an die Herrschaft übergeben, in deren Besitze es sich noch gegenwärtig befindet. Als ich mich am 25. November 1882 in Radmannsdorf befand, war es meine Aufgabe, diese Archivalien kennen zu lernen. Es waren dies: Die Original-Pergamenturkunde Kaiser Friedrichs, Linz Mittwoch vor dem heil. Palmtag 1485, betreffend die Verleihung einer Alm (Albn) auf dem Berg, genannt Dobertz an die Leute und Holden unter S. Jobst's Berg (noch heutzutage Wallfahrtsort: Jodociberg); wohl erhalten, doch ohne Siegel. Ferner als der ganze Rest des städtischen Archivs die von Erzherzog Ferdinand 17. November 1604 ausgestellte Bestätigung der Stadtfreiheiten (Original, Pergament, Siegel fehlt), welcher nachstehende Urkunden inserirt sind: 1443, Cilly Samstag nach Conv. Pauli. Ulrich Graf v. Cilly befiehlt, daß der Marktrichter in Radmannsdorf „um alle Sachen die sich im Burgfried verhandeln“, zu richten habe, wie in den anderen Städten und Märkten in Krain gewöhnlich ist, ohne alle Irrung durch Burggrafen und Pfleger; 1450, Cilly, S. Dorotheentag, Ulrich Graf v. Cilly regelt den Salzverkauf auf dem Markt in Radmannsdorf; 1473, S. Veit in Karnten, am Montag nach den Sonntag Judica in der Fasten, Kaiser Friedrich befiehlt, daß jene, welche mit Kaufmannswaaren ungewöhnliche Straßen über Radmannsdorf nach welschen Landen einschlagen, und die Mauth umgehen, angehalten und ihnen die Waaren mit Beschlagnahme belegt werden sollen; 1478, Grätz, Mittwoch Sanct Agnensentag, Kaiser Friedrich gestattet den Burgern von Radmannsdorf bis auf Weiteres, Leute und Holden vom Lande, die sich in der Stadt niederlassen wollen, aufzunehmen und an Niemanden auszuliefern.

Auf meine Erkundigung nach dem Stadtsiegel erhielt ich mehrere Privat-Urkunden des 16. Jahrhunderts zugesendet, denen daselbe angehängt war. Ein Mann mit dem Rade in der Rechten und dem Städtebild in der linken Hand stellt das Wappenbild der Stadt dar. (*Hoff*, Gemälde von Krain I. Theil, Laibach 1808, S. 158) Es mag zu einer Zeit entstanden sein, wo die Herleitung des Stadtnamens nicht mehr bekannt war und man daher zu der nächstliegenden Deutung griff. Uebrigens kommt das Rad als Rad der heil. Katharina auch sonst in Marktwappen vor. (*Pufikan*, Wappen-Figuren, Nurnberg 1877, S. 35, Anm. 1.) Der Stadtnamen findet sich auch nicht bloß Rad-, sondern auch Radmannsdorf geschrieben. Die slovenische Wurzel Rad kommt in dieser Gegend im Flußnamen Radolna (Rothwein) vor.

Wann Radmannsdorf Stadt geworden, ist nicht bekannt. Marktrechte erhielt es wahrscheinlich unter den Karntner Herzog Heinrich († 1335). In den Jahren 1343—44 findet sich ein Richter Ulrich und es wird der „Markt“ Radmannsdorf genannt. Im Jahre 1478,

(obscitirte Urkunde Kaiser Friedrichs) findet sich die Benennung „Stadt“ zum ersten Male.

2. *Weichselburg*. Am 19. Juni 1882 kam ich in dieses verfallene Städtchen an der Poststraße Laibach-Rudolfswerth. Der Bürgermeister übergab mir auf Befragen alle das Stadt-Archiv bildende Pergament-Urkunden und andere Papier-Akten zur Durchsicht. Er zeigte mir auch die übrigen, doch unbedeutenden Archivs-Akten, aufbewahrt in einer feuchten Kammer des Gemeinde-, zugleich Schulhauses, das hölzerne Scepter des alten Stadtrichters mit verschlossenen Seidenbändern; das alte Stadtsiegel und eine Fahne, schwarzgelb mit der Inschrift: „fürstlich Auersperg'sche Landesmauth“ (der Ort war ehemals auf beiden Seiten durch eine Mautgeschlossen, für Waaren und Reisende, die sie nicht umgehen durften — übrigens ging die Landstraße, wie noch jetzt, mitten durch den Ort); endlich auch einen ziemlich ansehnlichen Zinnbecher, einfacher mittelalterlicher Form, ehemals für den „Zechtrunk“ der Bürger (Zünfte) bestimmt, denn Weichselburg war eine gewerblustige Stadt, bis auch für sie, wie für die übrigen Städte mit den Wirren der Turkenkriege und der Reformation oder vielmehr der Gegenreformation die Zeit des Sinkens und Verfalls kam. Ich besichtigte auch noch die alte, großentheils erhaltene Ringmauer, man zeigte mir die Stelle der einstigen Stadtthore und Thürme und ich schied von ihm mit dem Wunsche, überall gleich entgegenkommende Aufnahme zu finden.

Die Pergament-Urkunden, welche theilweise durch Feuchtigkeit gelitten haben, reichen von dem Jahre 1444 (Vidimus von 1493) bis 1843 (Marktprivilegium). Dem 15. Jahrhunderte gehören an 8 Stück: 1444 Laibach. Eritag nach unser lieben Frauen Tag zu der Lichtmeß: Bestätigung der Marktfreiheiten durch Kaiser Friedrich. 1461 Grätz Samstag nach St. Urbanstag, Kaiser Friedrich ertheilt den Bürgern die Freiheit der Richterwahl. Beide Urkunden im Vidimus von Richter und Rath der Stadt Laibach 1493. Sonntag nach St. Laurentztag. 1461, Grätz am St. Marien Maydalentag, Bestätigung der Richterwahl durch Kaiser Friedrich. 1461, Grätz, Eritag nach St. Michelstag, Bestimmung des Weichselburger Burgfriedes durch Kaiser Friedrich. 1462, Oberburg, Sonntag vor St. Margarethentag, Kaiser Friedrich überläßt den Weichselburgern die Land- und Marktmauth in Bestand. 1464 Eritag nach St. Annatag. Urkunde des Jorg Lukantschitsch, „ewiger“ Vicar in Weichselburg, betreffend die Stiftung einer Frühmesse in der dortigen Kirche. 1478: Grätz, Phintztag nach St. Ulrichstag. Kaiser Friedrich bewilligt den Weichselburgern, welche auf seinen Befehl den Markt zu besetzen und zur Stadt zu erheben beschlossen haben, Mautgebühren und Straßenzwang. 1480, Wien, Phintztag St. Achazientag, Kaiser Friedrich befiehlt den Weichselburgern die Aufnahme und Erhaltung einer Anzahl Fußknechte zum Schutze der Stadt. 1493 Wien, Sonntag nach St. Thomastag. Bestätigung der Stadtfreiheiten durch Kaiser Maximilian. Dem 16. Jahrhunderte gehören an 19 Stück (darunter ein erzherzoglicher Befehl vom 20. Mai 1599 an den Vicedom in Laibach, der Stadt das ihr schon 1591 bewilligte jährliche Schießgeld für den Schießstand auszuzahlen), dem 17. Jahrhundert 7 Stück, endlich dem 18. Jahrhundert 8 Stück, deren letztes die Bestätigung der Stadtfreiheiten durch

Kaiser Joseph II. am 11. September 1782 mit großem Siegel in rothem Wachs enthält.

Das *Stadtiegel* von Weichselburg hat Dr. *Melly*, Beiträge zur Siegelkunde des Mittelalters, Wien 1846, S. III beschrieben.

3. *Bischofslack*. (1248 urkundlich als Markt, Forum). Das Gemeinde-Archiv war in einem Winkel des Kanzleizimmers der Gemeindeverwaltung aufgehaut und von Staub bedeckt. Es schien mir nur der Neuzeit anzugehören. Man zeigte mir auch eine handschriftliche Bürger-Chronik, Verzeichnis der aufgenommenen Bürger, angelegt 1818, nachdem während der französischen Invasion und des auf dieselbe gefolgtten Provisoriums die Aufnahme von Bürgern eingestellt worden war. Das Interessanteste, das ich zu sehen bekam, war der Stadtrichterstab, aus Messing, in Form eines Scepters mit einem Wappen (Stadtmauer und ein Mohrenkopf in der Mitte [Wappen von Freising]) und am untern Ende mit der Inschrift: „Johann Chrifei, Stadtrichter.“ Da die Stadt ihren Ursprung und ihre Freiheiten den Freisinger Bischöfen verdankte, so müssen die ihre Schicksale betreffenden Urkunden in den Freising'schen Archiven gesucht werden. Im Jahre 1805 wurde sie, sowie Radmannsdorf, Municipalstadt. Im Jahre 1807 brachte sie einen Hof-Recurs ein, um ihre, durch die Josephinische Gesetzgebung eingezogene eigene Gerichtsbarkeit wieder zu erlangen. Aus dem von der Staatsgüter-Administration hierüber erstatteten Berichte ist zu ersehen, daß nach einer Urkunde Ferdinands III. die Bürgerschaft, dann Richter und Rath dem Bischof zu Freising den Eid der Treue schwören, daß sie den Richter der Herrschaft zur Bestätigung vorstellen, dieser im Schlosse den Eid ablegen und seine Amts- und Richterrechnung der Herrschaft vorlegen mußte.

Im Vorbeigehen möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß das Städtchen Lack in seiner Bauart noch manches Eigenthümliche aufzuweisen hat und in seiner ganzen Anlage ein originelles Gepräge trägt, daß in den nahen *Altack* die Grabmaler an der Außenwand der Kirche zum Theil durch historischen und Kunstwerth beachtenswerth sind, aber durch Witterungseinflüsse dem Verderben entgegengehen. Das Grabmal einer Gräfin Erdödy, welche 1794 im hiesigen Urfuliner-Kloster starb, gesetzt 1860 durch ihren Neffen Fürsten Batthyani, zeigt ein schönes Madonnen-Relief. Das Schloß Altack beherbergt die Kunstsammlung des unlängst verstorbenen Landesgerichtsrathes Ritter v. Strahl, alte Meubel krainischer Herkunft, Gemälde einheimischer Maler (Menzinger, Herrlein, Kremfer Schmidt, Langus, Globočnik, Franke), Majoliken, Malereien auf Elfenbein, Glas in getriebnem Silber, auf Kupfer (2 Tafeln mythologische Darstellungen vom Kremfer Schmidt).

4. *Gottschee*. Das städtische Archiv ist, wie ich bei meiner Anwesenheit am 28. und 29. Mai 1884 durch Herrn Professor *Wolffhegger* erfuhr, bereits für den Herausgeber des „Archivs für Heimatkunde“ *Fr. Schumi* copirt worden. Ich sah nur neuere Privat-Urkunden in gutem Zustande und eine Abchrift der städtischen Freiheiten von 1471, welche ich mit anderen diese Stadt betreffenden Urkunden bereits in den Mittheilungen des historischen Vereines von Krain vom Jahre 1864, S. 55 fg. veröffentlicht habe, an welche Veröffentlichung

sich weiter die Arbeit des seligen *J. Parapat*, eines fleißigen Localforschers, im „*Letopis-matice flovenske*“ von 1874, S. 75 fg. anschließt. Die vorhandenen Urkunden sind wie gesagt in gutem Zustande und es ist für ihre gute Verwahrung geforgt.

Das alte Stadtiegel (1471 Fig. 1) ist bereits vom Pfarrer *Elze* in seiner gehaltenen Abhandlung „*Gottschee und die Gottschewer*“ im 3. Jahresheft des Vereines des krainischen Landes-Museums vom Jahre 1862, S. 11 veröffentlicht. Es stimmt diese Abbildung im Wesentlichen allerdings mit dem Original überein, doch ist letzteres etwas größer.

Aus dem herrschaftlichen Archiv erhielt ich nur ein herrschaftliches Urbar vom Jahre 1574 zur Einsicht und Benützung. Es ist dies ein sogenanntes „reformirtes“, aus dem Bedürfnisse hervorgegangen, die herrschaftlichen Rechte nach dem großen Bauernkriege von 1573 neu und gegen jede Anfechtung festzustellen. Ich halte dieses vollkommen wohl erhaltene Archivstück, welches auch Bestimmungen über „Besitzung des Rechts in Civil- und Criminalsachen“ enthält, schon in topographischer Beziehung der Aufmerksamkeit



Fig. 1. (Gottschee.)

Aller würdig, welche sich mit der Aufhellung des Ursprungs und der Geschichte dieser merkwürdigen deutschen Sprachinsel beschäftigen. Wegen Abwesenheit des Beamten konnte ich das herrschaftliche Archiv nicht besichtigen.

5. *Krainburg*. In der alten Pfalzgrafenstadt, der „Burg von Krain“ (urkundlich genannt 1253), deren Schicksale der bereits genannte Localhistoriker *Parapat* regestenweise in dem *Letopis der Matice flovenska* von 1870, S. 91 fg. aufgezeichnet hat, richtete ich meine Frage nach dem Stadt-Archiv an den Herrn Bürgermeißler, der mir (7. Nov. 1884) 34 Stück Urkunden bereitwilligst zur näheren Durchsicht ausfolgte. Ich fand darunter, als dem Mittelalter angehörig, zwei Stück, und zwar einen Revers des Pfarrherrn *Leopold de Apfalter* in Krainburg über eine Frühmesse vom 12. März 1309 und einen Dispensations-Brief Papst Pauls II. Barbo vom Jahre 1404 für den Subdiacon Peter Walvot zur Erlangung höherer Weihen.

6. *Naffenjatz*. Dieser unbedeutende Ort verdankte seine Entleerung (urkundlich e 1100) den Bischöfen von Gurk als Besitzern der Herrschaft Nautentub und leitete seine Rechte und Freiheiten von diesen ab. Es wechselte mit der Herrschaft seinen Herrn und wurde 1015 vom Bischof Johann Jacob an Joseph Machoritschitz in Laibach verkauft. Im Jahre 1775 wurde der

Markt municipalisirt. Als ich am 23. Juni 1884 mich darauf befand, wurde mir auf meine Anfrage zum Bescheide, es bestehe kein Gemeinde-Archiv mehr, doch hat Peter Hitzinger in den Mittheilungen des historischen Vereines für Krain vom März 1853 einen Auszug aus diesem Archive veröffentlicht, das herrschaftliche Archiv aber habe der frühere Besitzer Baron Mandel 1841 nach Graz mitgenommen.

Das Markt Siegel gebe ich hier (Fig. 2) nach einer vom Original-Siegelflocke abgenommenen Zeichnung. Es ist das denkbar einfachste Bild Siegel aus dem Stadtnamen hergeleitet.



Fig. 2. (Naffenfuß.)

7. *Seifenberg.* Der Name des Ortes ist eigentlich jener der alten Burg, der „Seifenburg“, des fürstlich Auersperg'schen Schlosses, das zu den ältesten in Krain gehört und mit seinen altersgrauen festen Mauern und Thürmen und mit dem verwilderten Zwinger, auf einem rückwärts schroff abfallenden Hügel einen malerischen Anblick darbietet, in seinem Inneren aber das Bild des Verfalles zeigt.

In der Gemeindekanzlei konnte man mir von Archiv-Schatzen nichts aufweisen als ein „Richterbuch“, die Reihenfolge der Richter, Proceßsachen u. s. w. enthaltend, man zeigte mir auch das wohl-erhaltene Richtercepter aus Messing mit einer Inschrift vom Jahre 1642.

Das Markt Siegel mit der Jahreszahl 1712 zeigt das Auersperg'sche Wappen mit der Umschrift: „Gemein. Sig. in Morgt Seifenburg.“, ohne alles weitere Beiwerk.

9. *Stein.* Das städtische Archiv, über dessen Unzugänglichkeit frühere Forscher (so Parapat, Donneski k zgodovini kranjskih mest: III. Kamnik, im Letopis der Matica slovenska vom Jahre 1876, S. 125) klagten, fand ich unter der jetzigen Verwaltung (14. Juni 1884) zwar nicht geordnet, aber gut verwahrt. Es enthält nach Mittheilung des Bürgermeisters keine andere Pergament-Urkunde als die Bestätigung des Herzogs Wilhelm von Oesterreich vom Jahre 1396, Wien am Freitag nach S. Bartolme's Tag, des „Zwölfpoten“, daß die Bürger von Stein nirgends „zu Recht stehen sollen“ als vor ihrem Stadtrichter, welche Frei-

heit ihnen schon Herzog Leopold verliehen. Die Acten des Bürgerspitals gehen nur bis auf das Jahr 1632 zurück. Die Stadt besitzt zwei alte Siegel ohne Jahreszahl, doch jedenfalls dem Mittelalter angehörig. Eines davon ist in Fig. 3 abgebildet.

*Hoff*, Gemälde von Krain I, 161 beschreibt das Wappenbild, wie es diese Siegel zeigen, als „ein Weibsbild mit einem Schlangenschweif zwischen einem Thor.“

Die Bauart der älteren Bürgerhäuser in Stein mit Relief-Darstellungen an Thoren und Gesimsen, sowie die Grabmäler in der nahen Kirche der aufgehobenen Abtei Münkendorf verdienen die Aufmerksamkeit des Kunstfreundes.



Fig. 3. (Stein.)

10. *Tschernembl.* Hier fand ich bei meiner Anwesenheit (25. Juni 1884) keine älteren Acten. Die beiden alten Stadt Siegel wurden mir jedoch bereitwilligst zur Besichtigung übergeben. Bei dem größeren ist die Siegelplatte von Silber.

In der Deutsch-Ordenskirche finden sich an den Seiten des Hoch-Altars eingemauerte Grabmäler und an der Außenwand ein großer römischer Grabstein mit figurativen Darstellungen. Mehrere solche sollen eingemauert und übertüncht worden sein.

11. *Laas.* Dieser Ort wurde in Folge der Türken-einfälle 1477 vom Markt zur Stadt erhoben und befestigt. Ursprünglich war er wohl aus einer Ansiedlung am Fuße der alten, längst in Trümmern liegenden Burg gleichen Namens entstanden. Der Bürgermeister wies mir bereitwilligst die das Archiv bildenden in der Stadt-Casse verwahrten Pergament-Urkunden vor, unter denen der Stiftbrief von 1477 (veröffentlicht mit den anderen Urkunden in den Mittheilungen des historischen Vereines für Krain vom Jahre 1854, S. 44). Das alte Stadt Siegel von 1477 stellt das im Stiftbrief beschriebene Wappen der Stadt, St. Georg zu Pferde, den Lindwurm „wundend“, zur Seite eine Jungfrau betend, dar.

## Die Freske an der Außenseite des Grätzer Domes.

Von Hanns Pelchnig.



AN der östlichen Außenwand des Chores, welcher die, vom Kaiser Friedrich erbaute Domkirche abschließt, befindet sich ein niedriger Eingang in das bischofliche Gruftgewölbe. Fürst-Bischof Zen-

gerle ist der letzt hier Bestattete. Ueber diesem Eingange stand eine, im Segment-Bogen abgeschlossene Nische, deren Pultdach sich an das Kassims der Kirche anschmiegte. Dieselbe hatte den Zweck, als Schutz für

ein Epitaph zu dienen, welches dem Vice-Kanzler Erzherzog Karl's II., Wolfgang Schranz zu Schranzenegg und Forehtenlein errichtet wurde.

Im Sommer 1883 wurde die Restauration der Domkirche in Angriff genommen und im September 1885 kam man mit den Arbeiten beim Chore an, die der Chormauer vorgelegte Nische wurde abgebrochen. Da man einen Streifen gemalter Ornamente bemerkte, so wurde beim Abbruche der besagten Nische vorsichtig vorgegangen. Hinter dem abgelösten Mortel zeigte sich die ganze Fläche, so wie jene der zwei flankirenden Chorpfeiler mit Malereien bedeckt.

Zur Wiederaufstellung des besagten Epitaphs wurde eine andere Stelle am Chore, und zwar gegen Norden nahe am Sacriftei-Eingange gewählt. Das Epitaph ist ein Werk des 16. Jahrhunderts. Die architektonisch aufgebaute Gedenktafel ist aus grauem Thonschiefer und lichten marmorartigen Platten hergestellt, die Gesamthöhe bis zur obersten Flamme beträgt 2.25 M. Dieser Aufbau, in die Mauer eingelassen, stützt sich auf einen Mauerockel. Der untere auf einem profilirten Sockel Sims aufsitzende Sockelbau ist in einen mittleren und zwei etwas vorspringende quadratische Felder abgetheilt. Die quadratischen Felder enthalten lateinische, der Langstreifen dagegen eine deutsche Inschrift. Ueber dem Sockel baut sich ein Wappen-Fries derart auf, daß vier Felder Wappen aus Bronze auf dunklem Schiefer enthalten, während die drei freigelassenen Zwischenräume aus weißem Stein die Trennung der vier Wappenflächen sehr wirksam markiren.

Ueber diesen, durch ein profilirtes Gefims abgeschlossenen Sockel-Fries, erheben sich zwei lefenartige Hochstreifen aus grauem Schiefer, auf welchen ein Gefims aufsitzt, das sich in die Fläche der mittleren Plattenfüllung einzieht. Dieses Abschluß-Gefims, so wie der schmale Architravstreifen sind aus dunklem Schiefer hergestellt, der dazwischen liegende Friesstreifen aus weißem Stein und dient zur Anbringung einer lateinischen Inschrift. Auf diesem Abschluß-Gefims steht eine cannelirte Lesene dorisch-toskanischer Ordnung aus dunklem Schiefer. Darüber legt sich ein, ebenfalls aus Schiefer gemeißeltes Gefims, und bildet so die Umrahmung, welche die figurale Darstellung umschließt. Ein Giebel krönt den ganzen Aufbau, am Scheitel ist eine platzende Bombe auf einen Sockel ruhend angebracht.

In Mitte der weißen Innenfläche dieses Aufbaues erhebt sich auf hohen Kreuzesstamm das Bildnis des gekreuzigten Heilandes, welcher auf die unter ihm dargestellten Gruppen herabzusehen scheint. Durch diese Anordnung wird die innere Fläche in zwei gleiche Theile getheilt. Zur rechten Seite sind der Vice-Kanzler und seine Sobne im spanischen Costume, zur linken Seite seine drei Frauen mit deren Töchtern knieend dargestellt. (Bronze-Relief.)

Nach den Darstellungen hatte der Vice-Kanzler 7 Söhne, 8 Töchter und 5 Wickelkinder, zusammen 20 Kinder mit drei Frauen. Die vier am Sockel-Fries angebrachten breiten Wappen sind das des Kanzlers und seiner drei Frauen. Das erste ist viergetheilt, mit einem Mittelfelde. Oben zwei Helme mit reichen ornamentirten Helmdecken. Als Helmzier rechts ragt ein wachsender Mann. Er trägt eine Mauerkrone auf

dem Kopfe und trägt in der linken Hand an einem Stiel eine Sonnenblume, die Rechte in die Huften gestemmt. Am linken Helme eine Frauengefalt mit flatternden Kopftuch, enge anliegendem Kleide, zwischen zwei Hirschlängen, welche sie mit den Händen erfaßt. Im oberen Feld rechts ein halber nach rechts aufspringender Hirsch, ebenso im linken Feld unten. Am linken oberen und rechten unteren Felde je ein Barenkopf mit Nasenring; im Mittelfeld ein Elefant. Die reich ornamentirte Helmdecke umschließt das Wappenchild in schöner Linienführung. Das zweite Wappen der Familie Wunderer gehört der zunächst dem Kreuze knieenden Frau an. Es ist zweifach getheilt. Aus der Helmkrone ragt ein Mann vom halben Schenkel auf, trägt in der Rechten einen Wedel von fünf Straußenfedern. Das rechte Feld füllt eine Seejungfrau aus, die Fischschwänze mit den Händen haltend, am Kopfe eine gezinnte Krone. Im linken Felde quer von rechts nach links ein gezinnter Querbalken, begleitet von je einem sechsackigen Stern. Das nächste Wappen der Familie Walther von Waltherseil bezieht sich auf die mittlere Frau. Es hat ein vierfach getheiltes Wappenchild. Aus dem gekrönten Helm ragt ein Eichenstamm hervor, auf jeder Seite ein Eichel mit Blatt und zu beiden Seiten des Helmes Adlerflügel. Das obere rechteckige und das untere linkeckige Feld enthalten als Heroldstück ebenfalls einen Eichenstamm mit je links und rechts austreibenden Eichblatt mit Eichel. Im linken oberen und rechten unteren Felde ist ein einköpfiger gekrönter Adler angebracht. Das letzte Wappen, jenes der Familie Pappenheim, ist auf die erste Frau zu beziehen. Am Helm als Helm-Kleinod ragt ein nackter Frauenrumpf hervor, am Kopfe eine Krone. Der viertheilige Schild hat rechts oben und links unten zwei Reihen je drei Eifenhüte. Im linken oberen und rechten unteren Felde sind auf einem quergetheilten Felde zwei gekreuzte Schwerter angebracht.

Die gesammte Bronze-Arbeit ist gut durchgeführt, besonders ist die heraldische Auffassung der Wappenschilder und die der Helmdecken anerkennungswerth. Die Figuren sind im Style jener Zeit schablonenhaft angeordnet, aber viel Fleiß und Genauigkeit auf die Details und die Gewandung verwendet.

Um die Gesamtwirkung zu erhöhen, waren die Kanten der Gefimse, die Canneluren sowie die Schrift vergoldet. Die Rückwand neben Christum<sup>1</sup> und dem Kreuze war bemalt und zeigt einen dunklen Wolken-Hintergrund mit rother Sonne, gleichsam um den letzten Moment des Gekreuzigten in Erinnerung zu bringen. Das Ganze ist ein sehr beachtungswürdiges Werk des 16. Jahrhunderts.

Zur Charakteristik des Verhältnisses zwischen dem Erzherzog Karl und seinem Kanzler und Finanzminister wäre zu erwähnen, daß dem Wolf Schranz Schwierigkeiten von der stolzen Familie der Marschalle von Pappenheim gemacht wurden, als er als Freier bei derselben auftrat, und erst als der Erzherzog selber sich als Brautweiber für seinen Kanzler meldete, wurde die Werbung angenommen. Die beiden anderen Frauen gehören ilberisch-landlämlichen Geschlechtern an.

<sup>1</sup> Der Christus, welcher ursprünglich aus Terracotta gefertigt worden ist, wurde vor circa acht Jahren gestohlen und durch einen Holzernen ersetzt, jetzt ist ein gebrochener bronzener Christus an dem Stalle geortet.

Die Inschriften auf dem Epitaph lauten:  
Oben im rechteckigen Fries in großen lateinischen  
Buchstaben:

DVM PATIEBANTVR SCHRANZI TVA  
STAMINA PARCÆ  
LAVDIBVS INSTREPVIT STIRIA.

Im linksseitigen Fries:

EMORERIS·TELLVS·SACRARIA·  
COELI·  
SPIRITVS ET MVNDVM FAMA POLVMQVE  
TENET·

Im Sockelfries

auf der rechten Seite:                      auf der linken Seite:

NATVS	NON
HOMO SVB	MORITVR
HVMO PVRSVS	VITA QVI BENE
HVMATVR	FVCTVS
HOMO·	OBIT

Im Längstreifen die deutsche Grabchrift, auch  
mit großen lateinischen Buchstaben:

HIE RVET IN GOT DER EDL GESTRENG VND HOCH  
GELERT HERR WOLFGANG SCHRANTZ ZV  
SCHRANTZENEGG VND FORCHTENSTAIN, BAIDER  
RECHTEN DOCTOR, YRER FVR: DVR: ERTZHER-  
ZOGEN CARLS ZV ÖSTERREICH: HOCH SELIGST:  
GEDECHTNVS GEHAIMBER RATHOF VICECANTZLER  
VND HAPTMAN ZV KOSTA WSELIGER. WELCHER  
DEN 24. OCTOBRIS YM 1594 YAR IN GOT SELIGLICH  
ENTSCHLAFEN. DEME DER ALLMECHTIG GOTT AIN-  
FRÖLICHE AVERSTEHVNGVERLEIHEN WÖLLE  
AMEN.

Als dieses Epitaph so wie die Nische abgetragen  
war, kam ein altes Wandgemälde zum Vorschein,  
welches die ganze Fläche der äußeren Rückwand am  
Chore einnimmt und an den beiden angränzenden  
Pfeilern fortgesetzt ist.

Das Hauptbild mißt 4·07 M. in der Breite und  
ebenso viel in der Höhe, es füllt somit den ganzen qua-  
dratischen Raum zwischen dem Sockel und dem Kaf-  
sim aus; die noch vorhandenen Bilder an den Pfeilern  
haben dieselbe Höhe von 4·07 M., aber nur eine Breite  
von 0·70 Cm.

Das große Wand-Gemälde bringt die Geißelung  
und Krönung Christi zur Darstellung nach dem bibli-  
schen Citate: „da ließ Pilatus Jesum nehmen und  
geißeln“ Matth. 27, 27. Marcus 15, 16. „Und die Sol-  
daten flochten eine Krone von Dornen und setzten sie  
auf sein Haupt und traten zu ihm und sprachen: „Sei  
gegrußt du König der Juden.“ Die Darstellung ist echt  
mittelalterlich aufgefaßt; die damals üblichen Costüme  
beibehalten.

Der Raum, in welchem die Geißelung vorge-  
nommen wird, ist architektonisch gegliedert, zeigt  
Durchsichten mit Fenster und Thüren, Bogen mit  
Rippen und Kreuz-Gewölbe. Die Einfassung ist archi-  
tektonisch angeordnet. Zwei Bogen vereinigen sich auf  
einer Console, welche so wie die gesammte architek-  
tonische Anlage auf den Einfluß der Renaissance hin-  
weist; zumal ist die Console charakteristisch für die

Hinneigung zur neuen Stylform. In den Zwickeln ist  
das schon geschwungene Ornament noch vollkommen  
gothisch, während die plastisch gemalte Einrahmung,  
sich mehr der Renaissance zuneigt. Die wirksame  
polychrome ornamentale Einfassung zwischen den  
inneren und äußeren Gliederungen ist ebenfalls voll-  
ständig im Style der Gothik gehalten. Das langge-  
zogene in hellgrüner Farbe ausgeführte Blatt-Ornament  
hat die beliebte Form der gothischen Periode, am Ende  
jeden Blattes ist eine gelbe Kugel, vielleicht eine  
Orange derart angeordnet, daß dieses Gewinde in  
einen gewissen gut wirkenden Rythmus fortläuft und  
so die Einformigkeit vermieden worden ist. Die Ge-  
wölbe sind in grüner Farbe gehalten und die Rippen  
im warmen braungelben Tone. Gelblich und röthlich  
abgetönt trennen sich die Wandflächen von einander  
und geben eine perspectivische Wirkung. Das Bild ist  
in drei Gruppen getheilt, die Raumvertheilung eine  
sehr günstige, daher daselbe eine klare und ruhige  
Wirkung macht. Jedenfalls hat der Meister ein klares  
Gefühl für die richtige Anlage einer guten Composition  
gehabt und seine Aufgabe verständnisvoll gelöst.

In Mitte des Bildes hängt ein schmaler Teppich  
von der Decke bis herunter zum Sitz. Eine Bordure  
breitet sich an der oberen Seite aus. Der Teppich hat  
das beliebte Brocat-Muster in großen gelben Blatt-  
formen auf rothem Grunde. Vor diesem Teppich ist ein  
herausragender Sitzplatz für Christus so angeordnet,  
wie man im Mittelalter einen Ehrensitz zu gestalten  
pflegte. Auf diesem Sitze die Mitte des Gemäldes ein-  
nehmend und als Hauptfigur der ganzen Darstellung  
sitzt Christus, das Haupt nach links vorgehend, in  
welchem sich schmerzliche Resignation ausdrückt. Ein  
weißes lang herabfallendes und unten reichfaltiges  
Kleid umschließt den Körper, während die Arme bloß  
sind und die Hände gekreuzt im Schoße ruhen. Zu  
beiden Seiten pressen zwei Schergen mit gekreuzten  
Stangen die Dornenkrone auf das Haupt Christi. In  
diesen, absichtlich sehr häßlich dargestellten Gestalten  
hat der Meister alle Rohheit und Brutalität auszu-  
drücken gesucht. So stemmt sich der links befindliche  
Scherge mit dem rechten Knie auf die Sitzbank, um  
mit dem rechten Fuße möglichst frei die Kraft zum  
Herunterdrücken seiner Stange zu erlangen. Das enge  
gelbe Beinkleid ist am linken Knie und rechten  
Schenkel aufgerissen. Das grüne Wams wird durch  
einen Ledergürtel zusammengehalten. Eine violette  
Mütze bedeckt das häßlich verzerrte, mit struppigen  
Haaren umrahmte Gesicht, die Arme sind scharf be-  
wegt, um das starke Niederdrücken der Stange zu  
charakterisiren. Auf der rechten Seite ist ebenfalls in  
der Bewegung der dortigen Figur das Bestreben gekenn-  
zeichnet, möglichst viel Kraft aufzuwenden, um die  
Dornenkrone durch die Stangen auf das Haupt Christi  
zu drücken. Auch bei dieser Figur ist das Wams grün,  
die Aermel sind roth, so wie die Mütze. Ein gelbes  
fliegendes Band umschließt den Körper um die Hüfte.  
Knie und Schenkel des rechten Fußes sind bloß, die  
Waden mit einem violetten anliegenden Beinkleid be-  
deckt, es scheint als ob daselbe sich bei der Anstren-  
gung losgerissen hätte, so wie am linken Schenkel sich  
auch eine Blöße deselben zeigt. Vor Christus kniet  
auf dem linken Fuße ein dritter Scherge, ein häßlicher  
Kahlkopf, welcher verspottend Christum huldigt und



als Scepter eine Stange vorhält. Im rothen Wams mit grünem Untergewande bildet diese Figur mit den beiden andern die Trias der Rohheit und Brutalität. Rechts steht eine Gruppe von sechs Personen, zunächst ein vornehmer Jude, ein Pharisäer im langen gelben, mit weißem Pelze verbrämten Gewande, rothen anliegenden Tricots und gelben Schuhen und einer grünen pelzverbrämten Mütze. Das Gesicht drückt Befriedigung über das ihm rechtlich erscheinende Marterverfahren aus, er scheint an den Fingern die sträflichen Thaten, welche Christum zur Last gelegt wurden, aufzuzählen. Der vor ihm stehende lebhaft gegen ihn gestikulirende Greis mit weißem Barte und Haaren, einen weißen Hut auf dem Kopfe, scheint doch mehr verwundert und zeigt eine gewisse Mißbilligung. Sein langes Kleid, von einem Ledergürtel zusammengehalten, ist violett und am Oberkörper sehr faltig, die Tricots sind grün und die umgestulpten Schuhe von Rohleder. Zwischen beiden ist der mit einer rothen Mütze bedeckte Kopf eines, wie es scheint indifferent dreinschauenden Menschen ersichtlich, hinter welchem noch zwei zu einander gekehrte Köpfe sichtbar werden. Links von Christum steht zunächst ein Mann im rothen an den Aermeln gefchlitzten Kleide mit grünem Kragen und schwarzem Gürtel, die engen Beinkleider sind grün und das bartlose, von langen Haarbüscheln umrahmte Gesicht bedeckt eine mit braunem Pelze verbrämte rothe Mütze, vorne mit grünem Aufputze, einer polnischen Confederatka ähnlich, vielleicht ist dieß ein fremder Kaufmann. Zu seinem Nebenmann gewendet, scheint er demselben beschwichtigend zuzusprechen. Aus dem glattrasirten Gesichte dieser zweiten Figur tritt eine lange krumme Nase hervor. Eine grüne Schaub, welche auf den Rücken auffällt, bedeckt den Kopf tief in die Stirne. Die Bewegung des linken Armes ist stutzerhaft, ebenso die Stellung der beiden Beine etwas affectirt. Sein braunes Wams hat an der linken Achsel einen feinen Aufputz. An den Aermeln ziehen sich Borden herunter, sowie am Wams, welches zierlich ausgenäht ist. Eine grüne Verbrämung putzt das Gewand auf und ein gelber Gürtel mit lang herabfallendem Gürtelband vervollständigt die stutzerhafte Tracht dieser Figur.

Links an den Pfeiler, der horizontal getheilt ist, sieht man die Gestalt des heil. Jacobus mit Stab und Brodfack, einen braungrauen Hut mit umgestulpten Krempe, das in schweren Falten herabwallende Gewand violett in der Farbe, ist in der Anordnung der Falten breit und meisterhaft durchgeführt. Unter selbem steht die Figur eines Cardinals mit Kreuzstock im

rothen Gewande, mit Achselkragen und dem, von einem Heiligenheine umfloßenen Cardinalshute; ein Hermelinpelz wallt vom Halbe herunter. Am rechten Pfeiler ist oben der heil. Christoph im rothen Gewande mit bloßen Beinen, am Rücken das Christuskind tragend. Unter selbem ein Bischof, die Mitra auf dem Haupt, einen Heiligenheine hinter selbem, den Krummstab in der Rechten, die linke Hand schlägt das Oberkleid zurück. Das Unterkleid grün. Eine, im Verhältnisse kleine Frauenfigur, knieet zu Seiten des Bischofs. Der Kopf mit einem weißen gefalteten Kopftuche bedeckt, nebst weißem Mundtuch, so dafs man nur wenig vom Gesichte sieht. Die Hände gefaltet, die Aermel gelb, das Ueberkleid roth, weiß verbrämt. Diese im Verhältnisse so kleine Figur, welche sich an die hohe Figur des Bischofs anschmiegt, dürfte die Donatorin dieser Wandgemälde sein. Auch diese Figuren sind gut gezeichnet und technisch routinirt durchgeführt.

So muß man diese Wandgemälde als das Werk eines geschulten und tüchtigen Meisters aus dem Schlusse des 15. Jahrhunderts ansehen. Die Composition ist lebhaft, die Darstellung charakteristisch und ausdrucksvoll in Miene und Bewegung der einzelnen Figuren, alles gut zusammengehalten; die Technik eine vorzügliche, die geknitterten Falten sind ganz im Geiste Dürer's ausgeführt, die Perspective der Architektur und die Durchsichten wirkungsvoll. Die Erhaltung dieser Wandgemälde wäre aus kunsthistorischen Gründen sehr wünschenswerth.

Am Schlusse möchte ich noch einer Thatfache erwähnen, welche zeigt, dafs die Gelüste, auf bemalte, angestrichene oder getünchte leicht zugängliche Flächen feinen verehrlichen Namen nebst Jahreszahl einzukritzeln, weit zurück datirt. Hier hat es wenigstens das Gute, dafs diese Kritzeleien, mit welchem die Malereien bedeckt sind, Aufschluß geben über die beiläufige Zeit der Ausführung. Die älteste Jahreszahl, die ich darauf entdeckte, ist:

1219, dann 1297, 1500, 1570, 1578, 1585. Stephans  
Sterle 1594, Stephann Storek 1594.

Es wurde also bald nach der Herstellung dieser Wandgemälde darauf herumgekritzelt, bis knapp vor der Zeit, als über das Bild die Putzschichte gelegt und die Nische für das früher besprochene Epitaph mit der Jahreszahl 1594. 24 Octobris, hergerichtet worden ist, sind noch immer diese Kritzeleien eifrig betrieben worden.

## Notizen.

94. Am nordwestlichen Abhange des *Monte Zaro* in *Pola*, wo einstens das zu Ehren der *Julia* erbaute römische Theater stand, dessen Ueberreste der venetianische Ingenieur *Delville* zum Baue des gegenwärtigen Castelles verwendete, wurden im Jahre 1876 mehrere Villen erbaut. Bei Fundirung derselben fanden sich Ueberreste dieses prachtvollen Baues aus griechischem und egyptischem Marmor (Capitule, Säulenstücke, Verzierungen u. s. w.). Bei der im Jahre 1881 erfolgten Anlage

eines Eiskellers wurde das Fragment einer aus dem feinsten griechischen Marmor in vollendeter Ausführung gearbeiteten Statue gefunden. Bei Untersuchung des Erdmaterials fand man, wie Correspondent *Schramm* berichtet hat, noch drei kleine Bruchstücke der Figur (Fragment des rechten Vorderarmes, des linken Fußes und der rechtsseitigen großen Zehe). Dieses Fragment einer Imperators-Statue befindet sich gleich den übrigen Fundstücken im Augustus-Tempel aufgestellt (Fig. 1).

95. Correspondent *Schramm* hatte an die Central-Commission berichtet, daß im Jahre 1882 bei Abtragung einer Mauer am Abhange des Castellberges in *Pola* in der geringen Tiefe von 25 Cm. das Fragment eines Mithras-Denkmal's ausgegraben und im Augustus-Tempel deponirt wurde. Dieser Fund ist insofern wichtig, als bisher in *Pola* noch kein Denkmal dieses Cultus gefunden wurde. Die Geschichte der Verbreitung desselben in den österreichischen Ländern erscheint um eine wichtige Fundstelle hiermit erweitert (Fig. 2). Das Relief-Fragment ist 68 Cm. lang und 33 Cm hoch. Man erkennt die Darstellung eines im



Fig 1 (Pola.)

Laufe stürzenden Stieres, auf dessen Rücken eine halb-bekleidete Figur kniet. Im Vordergrund ein Hund, der gegen den Stier springt und rechtshin eine im Verhältnisse zu den übrigen kleine Figur mit gekreuzten Beinen.

96. (Die ehemalige Kirche der heil. Apostel Philipp und Jacob im Kloster Sedlec.) (Fig. 31.)

Die Mönche und Baumeister des ehemaligen berühmten Cistercienser-Klosters Sedlec bei Kuttenberg scheinen mit besonderer Vorliebe den von ihnen auf-

geführten Kirchenbauten besondere und ungewöhnliche Formen gegeben zu haben. Die bis jetzt bestehende ehemalige Klosterhauptkirche Maria Himmelfahrt mit ihren fünf Schiffen gehört zu den größten, die Allerheiligen-Kirche auf dem Friedhofe mit den zwei übereinander gebauten Capellen, deren untere das bekannte Sedlecer Beinhaus bildet, zu den sonderbarsten Bauten. Eine ebenso ungewöhnliche dritte Kirche auf dem ehemaligen Sedlecer Klostercomplexe, die zweischiffige Kirche der heil. Apostel Philipp und Jacob, existirt nicht mehr, sie wurde im Jahre 1817 dem Boden gleichgemacht. Durch Güte des kürzlich verstorbenen k. k. Ober-Ingenieurs Herrn *L. Wach* erhielt ich vor Jahren den beiliegenden Grundriß dieser Kirche nach der Zeichnung des Kreis-Ingenieurs *Walda*, der — nach einer Mittheilung des Herrn *Wach* — die Niederreißung der alten baufälligen Kirche durchführte. Der sonderbare Kirchenbau — mit seinen zwei unregelmäßigen Schiffen von ungleichen Dimensionen, jedes mit feinem eigenen Eingang,<sup>1</sup> einft mit drei Thürmen versehen — dürfte einigermaßen interessieren, da nur äußerst wenige ähnliche Baudenkmale sich vorfinden und die beigelegte Zeichnung als von einem Fachmann herrührend gewifs Anspruch auf Treue und Verlässlichkeit erheben kann.

Ueber die Schickfale dieser einft berühmten und besuchten Kirche finden wir in der Geschichte des Klosters Sedlec vieles verzeichnet; wir wollen daraus das Wichtigste, namentlich soweit es die Beschreibung der Kirche betrifft, hier mittheilen.

Bald nach der Gründung des Klosters Sedlec (1142) entstanden in der Nahe der Mönchwohnungen mehrere Kirchen und Capellen, darunter auch die Kirche der heil. Apostel Philipp und Jacob,<sup>2</sup> welche das Centrum der Kloster-Colonie bildete, indem sich daran die Wohnungen der Klostergeistlichen angeschlossen. Bald wurde die Kirche ungemein zahlreich besucht, namentlich wegen des darin aufgestellten Gottesgrabes. Im Jahre 1395 bildete sich hier eine eigene Bruderschaft des heil. Grabes, die vom Papst Bonifacius IX. bestätigt und mit besonderen Gnaden begabt wurde. In den Hussitenkriegen mußte das Kloster Sedlec viel leiden, die Kirchen wurden verbrannt und lagen längere Zeit in Trümmern. Erst im Jahre 1454 wurde zuerst die Kirche der heil. Apostel Philipp und Jacob wieder neu aufgebaut. Wir finden nun nachstehende Beschreibung dieser Kirche:

Dieselbe war gleichsam aus zwei Kirchen gebildet, hatte zwei Eingänge, zwei Hauptaltäre, ein dritter kleinerer Altar stand an dem mittleren Pfeiler, darüber ein in der Mauer besetzter kunstvoll gearbeiteter eiserner Träger, darauf eine ewige Lampe hing.

<sup>1</sup> Ich will hier eine Vermuthung bezüglich des Zweckes dieser Bauart aussprechen. Es wird mehrfach darauf hingewiesen, daß ursprünglich den Frauen der Eintritt in die Kirche des Cistercienser-Ordens nicht gestattet war (Dohme, die Kirche des Cistercienser-Ordens in Deutschland S. 48). Da es aber gewiß nicht im Sinne des Ordens liegen konnte, die Frauen vom Besuche des Gottesdienstes gänzlich zurückzuhalten, so wurden andere Maßregeln getroffen, indem gewöhnlich besondere Capellen für dieselben gebaut wurden. Es ist also möglich, daß die zweischiffige Kirche in Sedlec eben diesen Zweck hatte, nämlich die vollständige Trennung der beiden Geschlechter.

<sup>2</sup> Dewoty sagt in seiner Beschreibung des Klosters Sedlec (S. 49): Die erste Kirche Maria Himmelfahrt sei zu klein gewesen, um die große Zahl von Andächtigen, die das Kloster besuchten, zu fassen; auch hätten die Mönche darin nicht Platz und Gelegenheit gehabt, die vorgeschriebenen Gebete zu verrichten, und darum hatten sie die neue Kirche — in Form von zwei Kirchen mit zwei Haupt-Altären — gebaut; diese Kirche soll dann zum allgemeinen Gottesdienst gedient haben, während die erstere für die Mönche bestimmt war. (Vergl. Kapihorsky, Historia kl. Sedleckého, S. 8.)

Rechts in der Ecke bei der Sacristei war die Capelle Corporis Christi, wohin sich die Bergleute zur Erlebung des göttlichen Segens bei ihrer schweren Arbeit oft und zahlreich begaben; auf der linken Seite dieser Capelle war eine Nische mit rothen Marmortafeln ausgelegt, ringsherum mit einer kunstvoll im Marmor ausgehauenen Randverzierung.<sup>1</sup> Rechts zwischen der Kirchenmauer und dem Wohngebäude war eine erhöhte Kammer, zu der fünf Stufen hinaufführten, die schön gewölbt und gepflastert, mit einem schon gearbeiteten Fenstergitter und alterthümlichen Schranken versehen, zu einer Capelle verwandelt war, wo die Kirchenkleinodien und andere Kostbarkeiten aufbewahrt wurden. Die ganze Kirche war mit schonen Pflasterziegeln belegt, in ihrer Mitte befand sich eine Gruft, wo viele Wohlthäter des Klosters begraben wurden, wie zahlreiche dabei befindliche Grabchriften bezeugten. Die älteste lesbare Grabchrift datirte aus dem Jahre 1420 und bezeichnete die Grabstätte des „Johann Kmoch von Wrehowisstě.“

1537 Ernestus de Dražow, probirius in Montibus Cuttnis;

1663 Zdenko Štastný Lukavecký z Lukavce und dessen Gattin (1673), die dem Kloster Sedlec das Gut Hraběšín vermacht hatten.<sup>1</sup>

Außerdem befanden sich in der Kirche noch andere Grabsteine, darunter mehrere, deren Aufschriften nicht mehr lesbar waren.

Nebst der bereits genannten Corporis Christi-Capelle war bei der Kirche noch die Capelle des heil. Andreas, in welcher nach der Restauration ein eigener Priester den Gottesdienst verrichtete (es wird als solcher genannt P. Venceslaus de Iglavia).

Die Kirche selbst hatte drei Thürme; auf dem ersten Thurme neben dem Wohngebäude war eine kunstvoll gearbeitete Uhr, auf dem zweiten befanden sich zwei größere Glocken (die bei der Aufhebung des Klosters nach Jenikau kamen), auf dem dritten zwei kleinere (von denen eine im Jahre 1482 vom Sedlecer Abte Andreas Ekkard angekauft wurde).



Fig. 2. (Pola.)

1486 domina Margaretha de Wrehowisstie, conthoralis domini Duchconis;

1491 Hincio filius Hincionis, ducis Glacensis;

1493 Jacobus quondam abbas Aulae Regiae et Scalicensis. Rechts bei der Sacristei nahe am Altare war ein marmornes Grabdenkmal mit den Abtsinsignien und der Aufschrift: Obiit R. P. et d. Gregorius olim abbas monasterii Sedlecensis;

1516 Carolus de Vertema in Sinderpiel Glurienfis, ex pervetusta Rhaetiae eaque nobilissima stirpe natus etc.;

1521 Wolfgangus Rudolphi de Monaco. In demselben Jahre starb der Sedlecer Abt Clemens und wurde linkerseits vor dem Altare des linken Schiffes begraben;

1526 Margaretha von Běšín;

<sup>1</sup> *Drahoš* sagt, daß er diese Verzierungen geschenkt erhalten habe und bei sich verwahre, bis es ihm möglich sein wird, dieselben entsprechend in einer Kirche unterzubringen. S. a. O. Seite 70. Wo befinden sich wohl diese Marmorsteine?

Im Laufe der Zeit hatte die Kirche durch Krieg, Feuerbrunst und Stürme viel zu leiden. Im Jahre 1558 verheerte eine Feuerbrunst die Kirche und das anstoßende Wohngebäude. Bald nach deren Restauration verlor die Kirche einen Thurm, der wegen drohenden Einsturzes abgetragen werden mußte. Im Jahre 1645 wurde das Kloster von den Schweden geplündert. Im Jahre 1666 litten die beiden übriggebliebenen Kirchenthürme viel durch einen großen Sturm und durch Blitzschlag, wurden aber wieder restaurirt; ebenso im Jahre 1708. Durch eine Erderstütterung im Jahre 1748 und durch Gewitter im Jahre 1780 wurden die Kirche und die Thürme arg beschädigt, jedoch immer wieder in Stand gesetzt. Diese Restaurationen beschränkten sich aber nur darauf, daß die größten Schaden des Gebäudes einigermaßen verbeßert wurden; das Gebäude selbst aber hatte der-

<sup>1</sup> Dieser Grabstein wurde bei der Restauration der Kirche in die große Maria-Himmelfahrt-Kirche übertragen, wo er sich noch befindet.

ut gelitten, daß das Kirchen-Gewölbe Springe hatte, die nothdürftig durch Eifenklemmen zusammengehalten wurden und daß eine gründliche kostspielige Renovierung sich bald als äußerst nothwendig erwies. Da erfolgte jedoch im Jahre 1784 die Aufhebung des Klosters und damit war auch das Schickfal der Kirche besiegelt. Bald darauf (1786) wurde das werthvollste aus dem Kloster und den Kirchen verkauft, Bilder, Altäre, Stühle, Orgeln und anderes um lächerlich geringe Preise weggegeben,<sup>1</sup> die Klostergebäude blieben durch längere Zeit leer und verlassen, die Klostergüter wurden in die Verwaltung der k. k. Administration der Staatsgüter übergeben, später (1819) an den Fürsten Karl Schwarzenberg verkauft; im Conventgebäude wurde im Jahre 1812 eine Tabak-Fabrik errichtet. Inzwischen verfiel die Kirche der heil. Apostel Philipp und Jacob immer mehr. Durch eine Verordnung wurde zwar im Jahre 1805 eine Renovierung

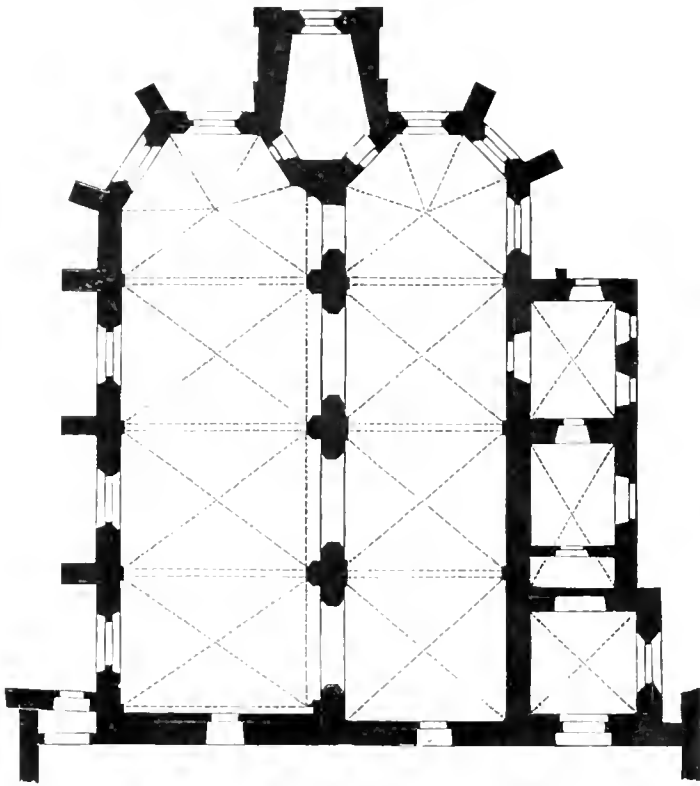


Fig. 3. (Sedlec.)

der Kirche in Aussicht gestellt, da man aber die veranschlagte Summe (mehr als 3000 fl.) zu hoch erachtete, wurde die gänzliche Abtragung der Kirche beschlossen und der Erlös für den Religionsfond bestimmt.

Das zu gewinnende Materiale — mit Ausnahme der gehauenen Steine, der Fenster und der Eifenbestandtheile, die man anderwärts verwenden wollte — wurde auf 890 fl. 54 kr. bewerthet. Am 7. April 1806 wurde in der Kirche die letzte heil. Messe gelesen; darauf wurden die heil. Reliquien und die wenigen wertvolleren Kirchenfachen in die Maria Himmelfahrts-Kirche übertragen, das übrige verkauft und die Kirche geschlossen, um bei Gelegenheit gänzlich niedergerissen zu werden. Diese erfolgte im Jahre 1817.

Ferd. Fadra.

97. (Die ehemalige Kirche zu Vill.)

Ungefähr einen halben Kilometer von Neumarkt in Tyrol gegen Norden entfernt liegt eine kleine Ortschaft Namens Vill. Die Häuser tragen den Charakter einer jungen Ansiedelung und gruppieren sich um ein Kirchengebäude des 15. Jahrhunderts. Leider steht das Gebäude außer Gebrauch, hat daher in seiner Innendecoration einigen, wenn auch nicht erheblichen Schaden erlitten; auch Spuren von Malereien sind allenthalben zu erblicken. Heute dient das Gebäude als Magazin und muß bei dieser Bestimmung stets weiter beschädigt werden. Eine Inlandsetzung würde noch leicht möglich sein und sich lohnen, denn dieses Bauwerk, dessen Steinmetz-Arbeiten in weichem feinkörnigen Sandstein, wie er in der Gegend gefunden

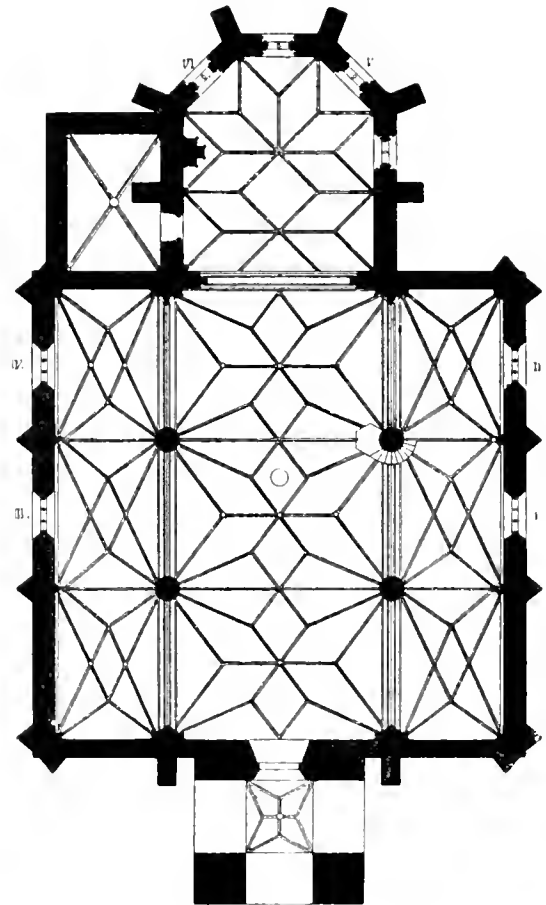


Fig. 4. (Vill.)

wird, ausgeführt sind, zeigt ein reizendes und belehrendes Beispiel jener in präcisen Formen ausgeführten Kirchenbauten in Süd-Tyrol, wie sie im 15. und 16. Jahrhundert aufgeführt wurden.

Der beigegebene Grundriß<sup>1</sup> (Fig. 4) stellt uns die Kirche als dreischiffig angelegt dar; das Langhaus (entstanden um 1473) bildet in seinem Umfange ein fast gleichseitiges Viereck, daran sich gegen Osten ein geräumiger Chor in Fortsetzung des Mittelschiffes und gegen Westen der Glockenturm (Fig. 5) anschließt. Derselbe bildet in seinem untersten Geschoße die Vorhalle zum Kircheneingang. Die einzelnen Stock-

<sup>1</sup> S. Památky kláštera S. von P. Eisovsky in der Zeitschrift „Lumír“ 858 S. 127.

<sup>1</sup> Die Aufnahmen von den Schülern der k. k. Fachschule für Steinbearbeitung in Trient angefertigt.

werke sind durch Gesimse markirt und eine steile Pyramide bildet den Helm. Die Schallfenster sind spitzbogig konstruirt, haben kein Maßwerk, vielleicht war ehemals ein solches vorhanden. Das Portal hat eine reich gegliederte Gewandung, ist spitzbogig und mit vier Consolen und Baldachinen darüber geschmückt. Die Abseiten schließen geradlinig, vier Rundpfeiler tragen das reiche Netzgewölbe (Fig. 6, 7). Der Fußboden der Mittelschiffes liegt tiefer als in den Abseiten.

Das Presbyterium, dessen Außenseite mit Werkstücken bekleidet ist, schließt dreieckig ab und ist mit einem Netzgewölbe bedeckt. Die spitzbogigen Fenster sind zweitheilig, mit hübschem Maßwerk und reicher Gewandung ausgeflattet (Fig. 8). Die Schifffenster sind dreitheilig, aber einfacher gehalten (Fig. 9 bis 13). In dieser Kirche befindet sich ein herrliches Sacramentshäuschen und ein gothischer Kanzelfuß, über welchen der Band XIV der Mittheilungen das weitere mittheilt, und der um 1412 entstanden sein dürfte. Reiche Gliederung findet sich am Triumphbogen.

98. Die Wandmalereien in der Capelle der Burg Obermontani in Vinschgau.

Das tyrolische Thal *Vinschgau* ist noch reich versehen mit merkwürdigen Kirchlein und alten Capellen. Hieher ist auch St. Stephan zu zählen, die Capelle der Burg *Obermontani*, nahezu in der Mitte des langgestreckten *Vinschgau*, wo noch ringsum Weinbau getrieben wird, die Kastanienbäume schattige Haine bilden und jede Art wohlschmeckenden Obstes wächst. Unsere Capelle liegt aber nicht innerhalb der Ringmauern ihrer Burg, sondern außerhalb derselben und etwas niedriger, eine Erscheinung, welche bei mehreren alten Burgen wiederkehrt, z. B. bei *Greifenstein* und *Heineck* nach Bozen. St. Stephan, so nennen die Leute gewöhnlich das ihnen sehr ehrwürdige Kirchlein nach seinem Patrone, erhebt sich auf einem Felsenvorsprung, der auf drei Seiten jah abfällt und dessen Fuß die wild tobende *Plina*, aus dem *Mortellthale* kommend, gewaltig umbraut. Die Grundform dieses Heiligthums ist ein Quadrat, welchem sich gegen Osten quer ein Rechteck vorlegt (vgl. Fig. 14). Das Ganze präsentirt einen einfachen Mauerbau nahezu ohne Steinmetzarbeit, nämlich das sehr schlanke, ja sehr schmale Oeffenster hat an seiner Lichtföhltze eine Einfassung aus Haustein. Der Spitzbogen dieser niedlichen Lichtöffnung ist auch durch Einsetzung von Nafen belebt und bildet die bekannte spitzbogige Kleeblattform. Somit ist uns beim Mangel von urkundlichen Berichten durch diese Uebergangsform wenigstens annäherungsweise die Bauzeit der Capelle angedeutet. Auch die drei übrigen schmalen Fensterchen an der Südseite schließen in stumpfen Spitzbogen ab. Am Dachreiter über dem Westgiebel oder der capellenartigen Fortsetzung derselben wiederholt sich ein ähnlich gehaltener Abschluß der Bogen. Es ist dieses Thurmchen das einzige solcher Art in Tyrol, wo nämlich die Räume zum Aufhängen der Glockchen durch ein Säulchen getheilt sind, und es verdient daher um so mehr unsere Aufmerksamkeit. St. Stephan dürfte bald nach der Grundung der dazu gehörigen Burg *Obermontani* gebaut worden sein, ungefähr in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Vereinzelt treten wohl auch in Tyrol die frühgothischen Formen, wie wir sie

am genannten Oeffenster sehen, schon fröhe auf, wofür z. B. am Trientner Dom geschichtliche Nachrichten nicht fehlen.

Bevor wir in eine nähere Zeitangabe eingehen, sei uns eine kurze Zwischenbemerkung erlaubt. In der Nähe gibt es auch ein *Untermontani*. Dem Eingang in's südlich sich hinziehende *Mortellthal* hat sich ein niedriger Bergvorsprung derart vorgelegt, daß der Thalbach nur wie durch eine Schlucht hervortreten kann. Nun ist aber in Tyrol zu bemerken, daß die

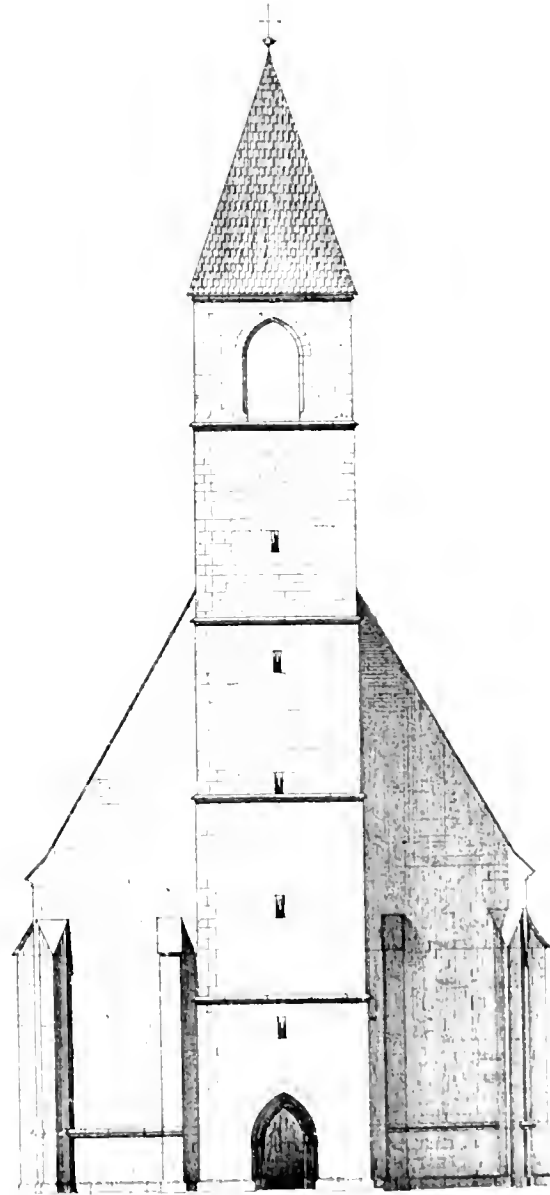


Fig. (Vill)

Romer in keinem Hauptthale es unterließen, die Mündung jedes Nebenthales mehr oder minder, gewöhnlich durch eine Burg zu besetzen. Hier war die Lage hierzu wie geschaffen. Gleich die unterste Kuppe des Bergvorsprunges wählten sich die Landesroberer zur Anlage einer Burg, nahe der darunter vorbeilaufenden Hauptstraße: *Via Claudia*. Noch ist ein majestätischer toller Vierecksthurm dafelbst, ausgezeichnet durch Rusticaquadern an den Ecken und crimmt überhaupt

durch seine tüchtige Mauertechnik an einen vormittelalterlichen Burgbau, umgeben von einigen nicht viel jüngeren Nebengebäuden, von welchen nur mehr einige Umfangsmauern emporragen. Später, ungefähr im 12. Jahrhundert, hatten sich die Herren von Eppan dieser Romerburg bemächtigt, um ihr Eigenthum im Mortelthale zu schützen. Mit ihrem Sturze durch die Grafen von Tyrol fiel auch die Burg. Doch diese

bauten (1228) auf der höheren Kuppe des Bergvorsprunges eine zweite Burg und nannten sie *Ober-Montani*. Dies wissen wir aus einem Proteste der Bischöfe von Chur; denn sie nannten die Baustelle ihr Eigen, da 943 Kaiser Otto dem Bischof

Wie die Herren auf dem nahen schief gegenüberliegenden Annaberg, liebten auch die von Obermontani Kunst und Wissenschaft. Sie legten eine ansehnliche Bibliothek an, welche nachträglich mit der annabergischen vereint wurde. Darin entdeckte man 1833 eine Abschrift des Nibelungenliedes in Quartform auf Pergament schon geschrieben, heute in der Universitäts-Bibliothek zu Berlin.

Als Beweis für den großen Kunstsinne dieser Herren dienen die schönen Wandgemälde und Altäre, womit sie ihre Schloßcapelle ausgeschmückt haben, im Jahre 1467 nämlich, wie dort angeschrieben steht.

Im Chorraum ist die ganze Wandfläche auf der Evangelienseite mit einer figurenreichen Darstellung der Anbetung der Könige ausgefüllt. Schade, daß die untere Hälfte des Bildes durch Feuchtigkeit bereits arg gelitten hat; es ist eben für Luftzug nicht im mindesten vorgefugt. Die Ost- und Südseite nehmen die 12 Apostel unter Baldachinen sitzend ein, je zwei aneinander gereiht; es sind zum Raume verhältnismäßig große Gestalten von ehrwürdigem Aussehen, in schönfarbige Gewänder eingehüllt. Unter ihnen oder auf Bändern, welche sie halten, ist neben dem Namen auch ein Artikel des Glaubensbekenntnisses geschrieben. Andere Abzeichen haben sie nicht. Den kleineren Raum, welcher unter dem südlichen Fenster übrig ist, benützte der Maler eigenthümlicher Weise, denn er malte einen Schrank,



Fig. 6. (Vill.)

Victorin einen Theil von Vinschgau geschenkt hatte, worin auch das Dorf Morter und die Gegend von Montani einbegriffen war. Daher sah sich Graf Albert von Tyrol gezwungen, Ober-Montani als Lehen anzunehmen.

Diese Grafen schon haben sehr wahrscheinlich auf der noch freien dritten Hugelkuppe die St. Stephans-Capelle gebaut, wie die oben beschriebenen Bauformen, die flache Oberdecke und das einfache Kreuzgewölbe mit Graten ohne eingefetzte Gurten über dem Altarraum bezeugen.

der theilweise von einem bei Seite gezogenen Vorhang bedeckt ist, theilweise verschiedene kirchliche Gefäße abgebildet zeigt, z. B. Kelche, Rauchfafs u. f. w. Den Abschluß nach unten hin bildet unter allen Figuren ein gelber Teppich, einen Stoff nachahmend, welcher in gleichen Abständen befestigt ist und Falten wirft. Die Gewölbebezüge beleben Bilder der Evangelisten und vier Kirchenlehrer nebst Maria mit dem Kinde, umgeben von pfällirenden Engelsfiguren.

Auch das Schiff von St. Stephan ist vollständig und allseitig bemalt. Den Uebergang vom Chore bilden

Einzelfiguren an dem Gewände oder der Dicke des Triumphbogens, als: St. Sebastian, Pantaleon, Michael, Georg (Ritter), Magdalena und gegenüber eine nicht mehr erkennliche, jedenfalls weibliche Figur. Die Stirnseite des genannten Bogens zielt zu oberst des Engels Gruß an Maria und dann folgen rechts Christoph und ein Bischof, links davon ein Ritter und eine andere nicht leicht bestimmbare Gestalt in Diaconentracht. Selbst die Fenstergewände sind bemalt, so sehen wir

in dem einen St. Eustachius einen Hasen erjagend und St. Stephan mit den Steinen, in dem anderen St. Leonhard und St. Ursula. Unterhalb des ersteren Fensters ruht St. Alexius an eine Stiege hingelehnt. Die übrigen Flächen der Südseite und theilweise der Westseite bedecken Szenen aus dem Leiden des Herrn. Sie beginnen mit dem feierlichen Einzug in Jerusalem, dann folgt das letzte Abendmahl, der Oelberg, Christus vor Kaiphas, dem Malchus das Ohr heilend, die Geißlung, die Dornenkrönung, Kreuzigung (mit Simon v. Cyrene) und Kreuzziehung. Den Schluß bildet das jüngste Gericht in einem großen Bilde. Die zu Richtenden entsteigen in verschiedenen Stellungen foben der grünen Erdofläche; oben erscheinen Maria und Johannes d. T. furbittend bei Christus dem Richter. Mit Ausnahme der Darstellung von Anton Abt und Ursula umgeben von vielen heil. Jungfrauen in einem großen Schiffe nehmen die ganze Nordwand des Schiffes verschiedene Ereignisse aus dem Leben des Schutzheiligen der Capelle in

Grabes erscheint einem Schlafenden, 9 Eröffnung des Grabes.

Selbst die flache Oberdecke, welche durch Leisten und Maßwerk an deren Enden belebt ist, entbehrt nicht eines figurlichen Schmuckes. Zu diesem Zwecke hat man in der Mitte und in den vier Ecken große kreisrunde Holzscheiben befestigt und darauf die Geburt Christi, Beschneidung, Darstellung im Tempel, die Flucht nach Egypten und in der Mitte die Krönung

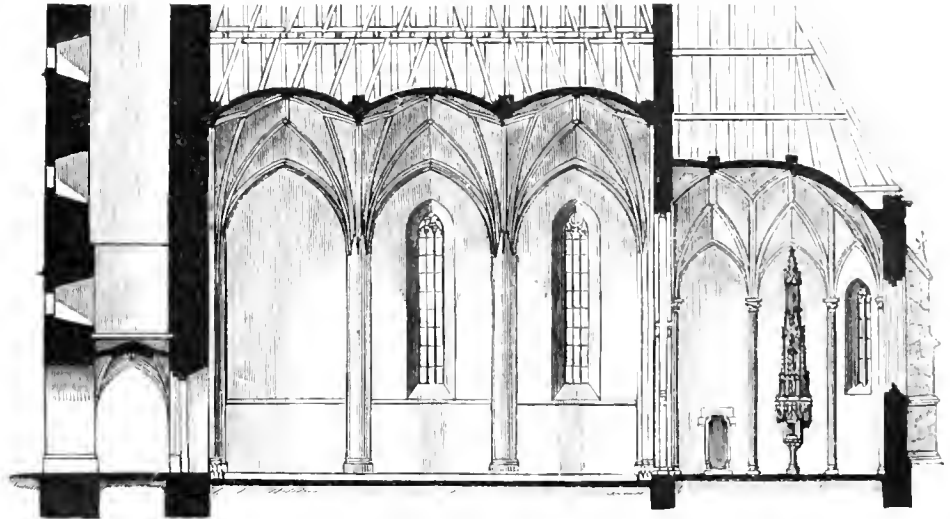
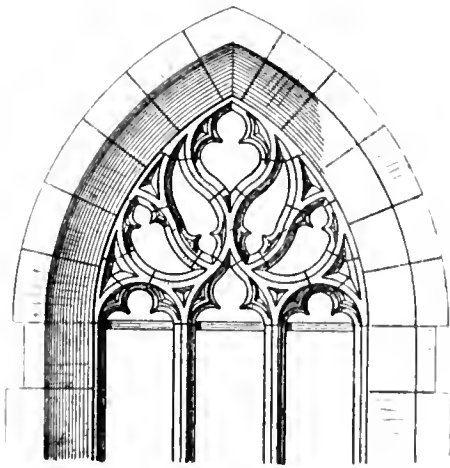


Fig. 7. (Vill.)

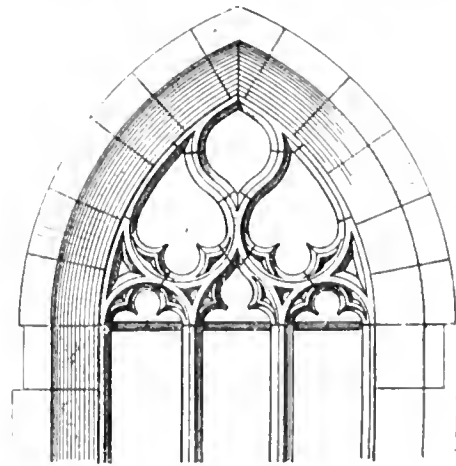
Mariens gemalt.

Von den Altären hat auch jeder größeren historischen Wert. Im Schreine des Hoch-Altars stehen die Himmelskönigin mit dem Jesuskinde auf dem Arm, rechts von ihr St. Stephan und links eine weibliche Figur, deren näheres Abzeichen fehlt. Dasselbe gilt von den Reliefs an der Innenseite der Flügeltüren; außen auf denselben ist der Gruß des Engels an die



I.

Fig. 8. (Vill.)



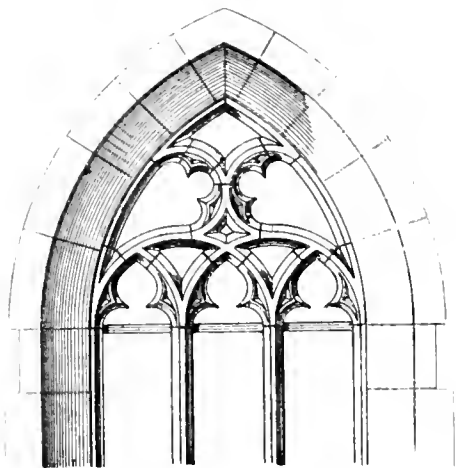
II.

Fig. 9. (Vill.)

zwei Reihen übereinander ein. Da sind: 1. Die Erwählung von St. Stephan zum Diacon, 2. seine erste Predigt an die Pharisaer, 3. seine Anklage vor den Richtern, 4. die Beraubung seiner Kleider, 5. deren Bewachung durch Saulus, 6. die Steinigung des Heiligen, 7. Zugrabetragung, 8. Gamaliel als Anzeiger des

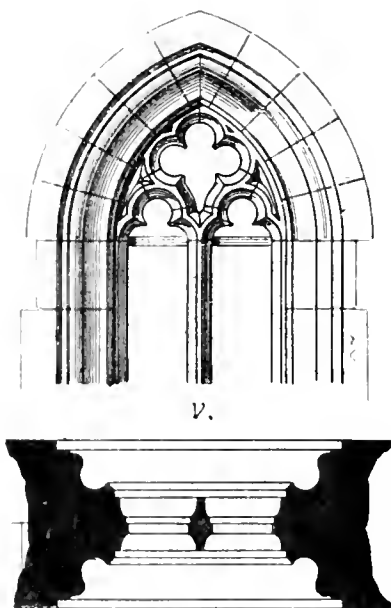
heil. Jungfrau dargestellt. In der Predella kehrt die Steinigung des heil. Stephanus zweimal wieder, nämlich innen als ganz freie Gruppe in Rundfiguren und an der Außenseite der Thüren als Gemälde, wo auf der einen Hälfte Stephanus allein vor einer majestätischen Pharisaergestalt mit der Miene eines Richters, und

gegenüber die Schaar der Steiniger erscheint. Der Neben-Altar auf der Südseite des Chor-Bogens ist ein allerliebftes auffallend flachgehaltenes Werk der späteren Gothik, ein fo recht eigentliches Wand-Altärchen, von wenigen Centimetern in die Tiefe, wie man felten wieder finden durfte. Einer getreuen Veröffentlichung



III.  
Fig. 10. (Vill.)

wäre dieses alte Kunstwerk sehr würdig. Wie die Altar-Tafel schließt auch die Predella im Halbkreise ab und dies verleiht dem Ganzen bei geöffneten Flügeln ein zierliches leichtes und schwungvolles Aussehen. Das Hauptbild stellt die vierzehn Nothhelfer in einer Gruppe vor. Achseln zart ist das gegenüber liegende Altärchen im Übergange zur Früh-Renaissance durchgeführt und

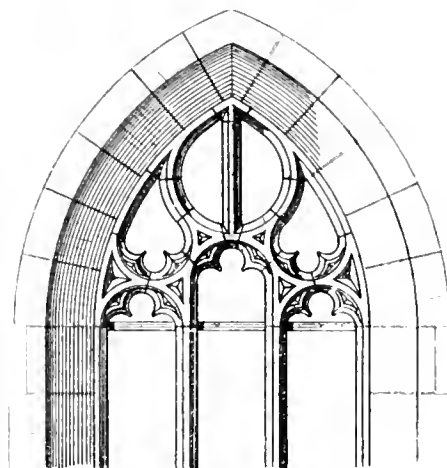


V.  
Fig. 12. Vill.

bietet wiederum einen eigenen Reiz. Als Mittelbild oder einziges Gemälde ist die seltener vorkommende Himmelfahrt Mariens gewählt: die schlanke Gestalt der heil Jungfrau schwebt, von Engeln unterstützt, sanft in die Höhe. Der Maler scheint zuerst den nackten Leib der Himmelfahrenden fleißig und mit guten

Farben untermalt und dann erst denselben mit Kleidern umhüllt zu haben. Nun sind in der Folge die Farben der letzteren derart erbläut, daß die ganze nackte Gestalt durchleuchtet, was eigenthümlich ausieht.

Was den Charakter der Gemälde und Statuen in dieser Capelle betrifft, so ist derselbe ein edler zu

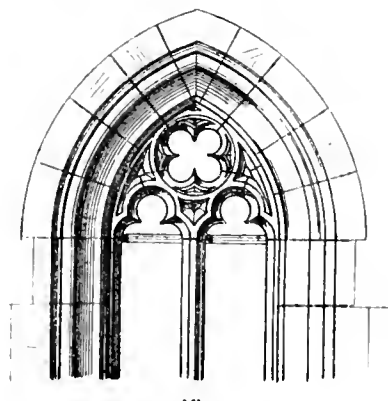


IV.  
Fig. 11. (Vill.)

nennen; an allen Einzelfiguren herrscht eine lobenswerthe Haltung und gut wirkende Ruhe vor. Die Erhaltung der Capelle geschieht von Seite des Besitzers nur zur äußersten Nothdurft; einmal im Jahre, in der Bittwoche nämlich, wird sie öffentlich von Seite der Gemeinde Mörter gebraucht. Man zieht anstatt wie einstens am St. Stephansfest in Prozeßion dahin, um einer gefungenen Messe dort beizuwohnen

*Atz.*

99. Die Stadt *Beraun* wurde zur Zeit Karl IV. besetzt, wie zahlreiche Ueberreste aufweisen, mit Thürmen und Mauern wohl versehen. In den Hussitenkriegen (1421) litt die Stadt außerordentlich, doch



VI.  
Fig. 13. (Vill.)

wurden die Werke unter Žiška wieder hergestellt. Als die Passauer in Böhmen einfielen, eroberte Bischof Leopold die Stadt nach kurzer Gegenwehr, worauf sie geplündert wurde. Dasselbe geschah 1620 bis zum französischen Kriege, seit welchen Schicksalschlägen die Stadt sich nur schwach erholt hat.



Unter den noch erhaltenen Thürmen erscheinen besonders zwei beachtenswerth: das obere Thor in der Pilsner Vorstadt und das untere Prager Thor. Die

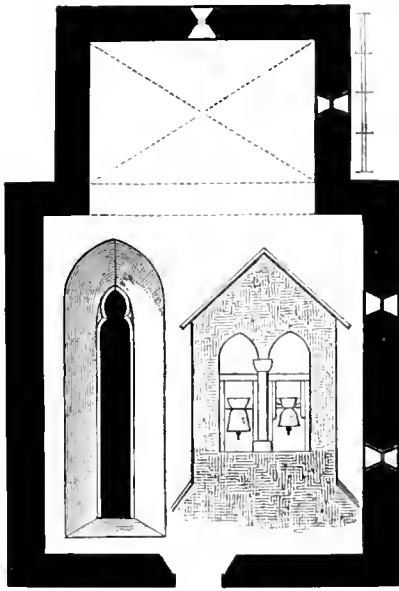


Fig. 14. (Obermontani.)

Ansichten dieses Thores nach beiden Seiten zeigen dessen geschädigten Bauzustand und ist zu hoffen, daß



Fig. 15. (Beraun.)

auf Kosten der Gemeinde dieses werthvolle fortificatorische Denkmal nicht allein erhalten, sondern auch entsprechend restaurirt werden dürfte (Fig. 15 und 16).

100. Wir hatten wiederholt Gelegenheit, einzelne der Grabsteine in der Pfarrkirche zu *Sebenstein* in Abbildung zu bringen und zu erläutern. Für diesmal wollen wir uns wieder mit deren zwei beschäftigen.

Der in Fig. 17 abgebildete Grabstein befindet sich an der rechten Außenseite des Kircheneinganges; die obere Hälfte der rothmarmorne Platte enthält folgende Inschrift in 8 Zeilen:

Hie ligt begraben der edl vnd gest  
reng Ritther Jorg von Kvnigspe  
rg kay mit ratt der gestorben ist des  
monats merzen am XXIJ tag vnd  
am heiligen paulinus vor le  
tare inn der vasten fo man zelt  
Nach Kristly gepurt xv vund im  
XIIIJ jar dem got genädig fey

Unterhalb in einer umrahmten Vertiefung das Wappen. Der Schild vierfeldig, im 1. und 4. Felde zwei

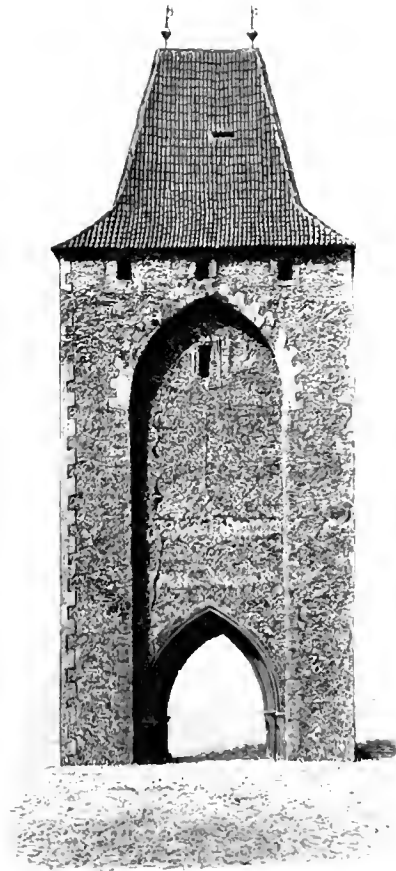


Fig. 16. (Ber. un.)

halbe mit den Rücken einander zugewendete Kammräder, in den beiden anderen ein Kreuz ohne den rechten Querbalken. Auf den gekrönten Helmen als Zimier am ersten ein Pfauenstutz und am anderen das halbe Kammrad. *Georg von Königsberg* war vermählt mit *Urfula von Welz* † 1511.

Der zweite Grabstein (Fig. 18) zeigt auf rothmarmorner Platte einen Ritter im Platten Harnisch mit aufgeschlagenem Visier, die linke Hand ist um den Griff des an einem Leibriemen hängenden Schwertes gelegt, mit der rechten hält die Figur eine mächtige flatternde Lebens Fahne. Zu Fuß die Wappen der

Königsberge und Freiberge. Eine über dem Stein angebrachte Inschrift erzählt: Hie ligt begraben der edl und Getreng her Ritter Erreich von Königsberg her zu Pernstein und Tamersberg k. k. Hofkriegsrathspräsident und der gestorben ist am 19. April 1569, dem Gott genad Amen.

*Ehrenreich von Königsberg*, geb. 1503, war seit 1537 vermählt mit Maria, Tochter des Wolfgang von Freiberg. Sie erhielt von Kaiser Ferdinand I. 860 fl. als Heirathsgut, und starb als Mutter von 11 Kindern 1569. Ehrenreich war 1534 n. ö. Feldhauptmann, 1550

verfehene Befestigungsthürme. Ober dem Mittelthürme schwebt ein senkrecht getheilter Schild, begleitet beiderseits von je einer Falne. Das Siegel mag in das 15. Jahrhundert gehören.

Wenig jünger ist das weiters abgebildete Siegel (Fig. 20), das der Stadt *Raudnitz* angehört. Es ist rund bei einem Durchmesser von 15 Mm., zeigt im Bildfelde eine kräftige Quadermauer mit Crenellirung, an den Seiten durch je eine Ecke gebrochen und in der Mitte ein geschlossenes Thor. Hinter der Mauer zwei Thürme mit je einem viereckigen Fenster im obersten Stock-



Fig. 17. (Sebenstein.)

General zu Raab und starb 1569 als Hofkriegsrathspräsident.

101. In der beifolgenden Abbildung (Fig. 19) erscheint das Bildnis des alten Siegels der Stadt *Bilin* in Böhmen. Der Durchmesser dieses runden Siegels misst 23 Mm. Die Legende ist um den Siegelrand angebracht innerhalb einer äußeren Stufen- und Perllinie und innerhalb einer inneren Perllinie in Lapidaren geschrieben und lautet: Sigillum civium de bilin. Im Siegelbilde sieht man eine niedrige Stadtmauer mit Außenpfeilern und in der Mitte die Mauerflucht unterbrechend einen Quaderthurm. Vor der Mauer fließt stark gewelltes Wasser. Der Quaderthurm ist mit einem rundbogigen Doppelfenster versehen und durch einen heraustretenden Nordgang mit Zinnen abgeschlossen. Innerhalb der Mauer, deren rückwärtige Zeile man sieht, stehen beiderseits des viereckigen Quaderthurmes eben solche runde mit einem hohen Spitzdache

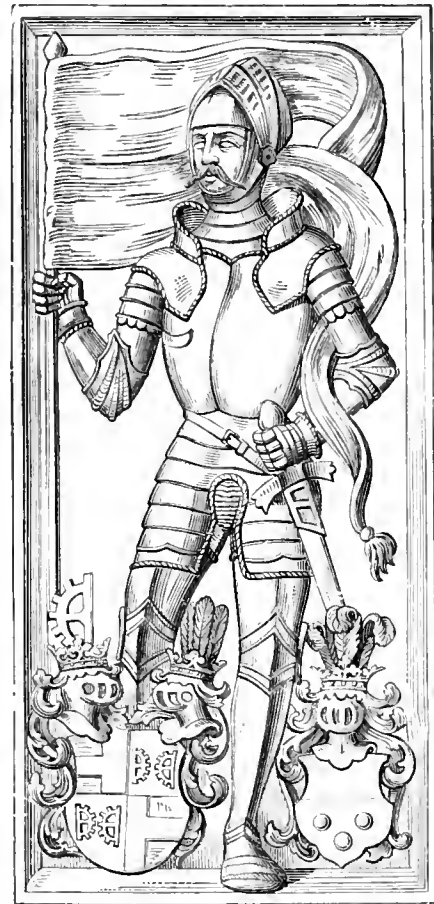


Fig. 18. (Sebenstein.)

werke, Crenellirung und spitzem Helme. Zwischen beiden Thürmen sieht man einen nach abwärts schief gerichtet fallenden Kelch mit Hostie.

102. *Grabstein eines Grätzer Bürgers aus dem 14. Jahrhundert.*

Bei einem Blick aus den Fenstern der Registratur der k. k. Statthalterei für Steiermark, die nach dem vierten Hof der hiesigen landesfürstlichen Burg gerichtet sind, bemerkte ich zufällig einen großen weißen Stein hinter einem Composthaufen. Die nähere Befichtigung ergab, daß hier eine bis auf die Umschrift wohl erhaltene Grabplatte aus weißem Marmor von etwa 2 Meter Länge und nur 0.60 Meter Breite lag. Von der abgetretenen Schrift in runden Lapidarbuchstaben sind noch die Worte † ANNO DOMINI † MILLE SIMO † ..... und AR · SPORERSTAS · CIVES DE GRAAZ („aus der Sporerstrasse“ der heutigen Sporgasse) lesbar. Das Mittelfeld füllt ein gothisches

Kreuz und der darauf ruhende Wappenschild des Verstorbenen mit drei laufenden Hufen in Kleeblattstellung.

Der Stein dürfte von der Abtragung der Kirchhofmauer um die Domkirche herrühren, und mag die ganze Zeit her (seit 1830) an der nämlichen Stelle des wenig betretenen Burghofs, durch vorgelegte Erde verdeckt, gelegen haben, wo ich ihn auffand.

103. Conservator *Fenny* machte die Central-Commission auf ein mittelalterliches Möbelstück aufmerksam, welches, als einziges von solchen Kunst-Objecten des 15. Jahrhunderts in unsere Zeit sich hinüberrettend, von sich selbst erzählt, wem es angehört und wo sein Standort gewesen. An seiner inneren Einrichtung wird es als Schreibtisch erkannt: eine schmale 44 Mm. tiefe Brücke, die von der Rückwand bis zu  $\frac{3}{4}$  Länge der beiden Seiten umläuft, ist zweckmäßig angebracht, um Federn, Siegelstöcke u. dergl. Schreib-Ütensilien aufzunehmen. Deren Außenseite ist von flacher Schnitzerei über blau gemaltem Grund bedeckt, dem Gesimse entlang windet sich Blattwerk in schwungvoller Linie



Fig. 19 (Bilin.)

um einen als Baumaß behandelten Rundstab, die vorderen Schmalwändchen tragen ein Laub-Ornament, desgleichen die Stirnseiten der zehn viereckigen, die Brücke tragenden Füße, bis auf zwei der Rückwand, an denen das Welsberg'sche Wappen, der gevierte Schild in stark gebogener Tartchen-Form angebracht ist (Fig. 21).

Die Höhe des Schreibtisches beträgt 77 Cm. ohne die Platte, welche nach damaliger Sitte nur aus einer in breiten Holzrand gefassten schwarzen Schiefertafel bestanden haben kann. Als das Möbel vor einigen Jahren entdeckt wurde, fehlte sowohl diese Tafel wie das Schloß. Der Kasten, im Verhältnis von 85 zu 80 Cm. gebaut, wird von zwei schweren, nach oben und unten stark ausladenden Füßen getragen. Dieselbe flache Schnitzerei mit blauem Grund, wie innen, verziert alle äußeren Flächen; um die erhöhten Randleisten des Kastens läuft wieder das zierliche Blätterwerk mit Stab, während die Außenseiten der Füße Laub-Ornament mit etwas knolligen Windungen erfüllt. Auf der Seite, welche sich dem in's Zimmer Eintretenden darbietet, erscheint in gothischen Minuskeln die Jahreszahl:

XII. N. F.

1482, durch ein leeres Spruchband, einen Blumen- topf, Fruchtstück und Laubwerk in drei Gruppen abgetheilt.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieser Schreibtisch Eigentum jenes Tyroler Adligen *Welsberg* war, der in der Marktgaße zu *Feldkirch* gemeinschaftlich mit Ritter *Oswald Sebner* das sogenannte Schuler'sche Haus mit dem berühmten gothischen Erker erbaute. An dem Erker sowohl, als an dem steinernen Fensterpfeiler des an ihn schließenden Zimmers wiederholt sich das Welsberg'sche Wappen, das nämliche gothische Laub-Ornament des Tisches zog sich dort oberhalb des Wandgetäfels herum und die in die Decke geschnitzte Jahrzahl 1482 entfernt sich von jener des Möbels gerade nur um eine solche Spanne Zeit, wie sie die Bau-Periode des Hauses sammt Fertigstellung seiner inneren Einrichtung beansprucht haben mag.

104. Zwischen dem 9. und 11. September vorigen Jahres fand in Lemberg ein galizischer Archäologentag statt. Er wurde durch eine Ansprache des Grafen *Adalbert Dzieduszycki* als Vorsitzenden des Comités eröffnet. Als Präsidenten der Zusammenkunft erschienen gewählt der Präsident der Akademie der Wissenschaften in Krakau Dr. *J. Majer* und der Bischof von Stanislawów



Fig. 20. (Raudnitz.)

Dr. *Julian Pelesz*; als Vicepräsident Prof. Dr. *Maryan Sokolowski*; als Secretar Herr *Offowski*; außerdem im Präsidial-Bureau Professor Dr. *Cwikliński*.

Die in den Sitzungen des Archäologentages gehaltenen Vorträge theilen sich ihrem Inhalte nach in zwei Gruppen: in solche, die sich auf die historischen Zeiten beziehen, und in solche die sich mit der prähistorischen Epoche befassen. Zu den ersteren gehören jene des Grafen *Adalbert Dzieduszycki* und des Lemberger Gemeinderathes *R. Wiedmann*, zu den letzteren jene der Herren *Offowski*, *Kirkor*, *Ziemiecki* und *Szarantewicz*.

Graf *Adalbert Dzieduszycki* besprach in seinem Vortrage „die ruthenische Kirchenkunst“, die Architektur, Malerei und Sculptur derselben. Als die ältesten Denkmäler derselben bezeichnete Referent die Reste der Quaderleinbauten aus der Zeit der Fürsten von Halicz. Von diesen ist vollständig erhalten die Kirche des heil. Stanislaus bei Halicz. Der Plan des Baues ist byzantinisch; die Einzelheiten jedoch romanisch. Die Kirche entstand im 13. Jahrhundert unter ungarischem Einflusse; nach dem Einfälle des Batuchan ward der Bau unterbrochen. Aber zur Zeit der polnischen

Herrlichkeit kam die Ziegel-Gothik auf, die bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts, ja bis zum Jahre 1648 herrschend blieb. In dieser Zeit entstanden viele Kirchen dieses Stils. Zu den hervorragendsten gehören die Cathedral-Kirchen in Lemberg und Przemyśl (letztere aus Quadersteinen erbaut). In Rohatyn entstand eine gemauerte griechische Kirche gothischen Stils; hölzerne griechische Kirchen desselben Stils gibt es in Rohatyn und Drohobycz. Im 16. Jahrhundert wurden hölzerne griechische Kirchen als Central-Bauten mit fünf Kuppeln gebaut. Das 17. Jahrhundert wendete gewöhnlich nur drei Kuppeln an. Zur Zeit Sigismund III. wurde die eigenthümliche Stauropigial-Kirche in Lemberg erbaut. Schließlich gewann in allen gemauerten Gebäuden der Barock-Styl die Oberhand.

Als die ältesten Denkmäler der Malerei sieht Referent die al fresco Gemälde in der sogenannten Jagellonischen Capelle auf dem Wawel (Krakauer Cathedral-Kirche) an. Sie stammen aus der Zeit

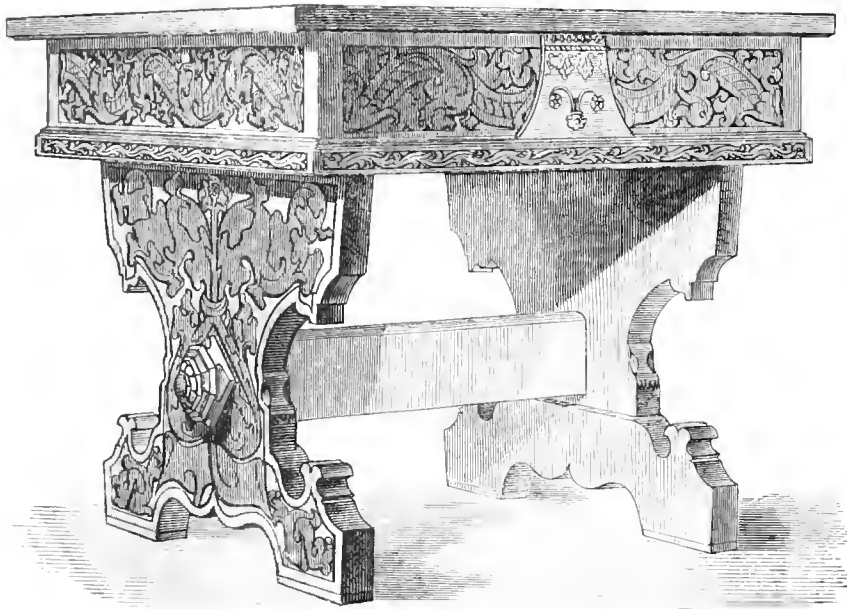


Fig. 21 (Feldkirch.)

Kasimirs des Jagellonen. Die byzantinische Tradition erscheint in ihnen durch den Geist der Renaissance belebt. In den zahlreichen al tempera-Gemalden des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts blieben die traditionellen alt-christlichen Gestalten erhalten. Es finden sich auch Szenen, welche die zeitgenössische Tracht aufweisen, sowie auch gothische Motive. Die Technik erinnert lebhaft an die venetianische Schule. Unter Sigismund III. gelangt die ruthenische Malerei zur vollsten Entwicklung. Die wichtigsten Werke dieser Zeit sind die Ikonostasie. Das berühmteste derselben ist jenes zu Bohorodezany; ihm folgt jenes der griechischen Passions-Kirche in Lemberg. Ein mächtiger Einfluß des Occidents erweckt im Bohorodezaner Ikonostas die Täufchung, als stehe er unter Einflußen frühzeitiger Renaissance. Die kirchlichen Darstellungen sind hier in der Manier des Westens ganz geschmackvoll ausgeführt.

Nach den Kosakenkriegen beginnt das Barocke aufzutreten. Zu den schönsten Ikonostasien dieser Art gehört jenes zu Buczacz, an zweiter Stelle das in

Krasnopuszcza. Im 18. Jahrhundert verdarb der gute Geschmack; die älteren Kunstwerke begann man im 19. Jahrhundert zu übermalen und zu zerstören. Die religiösen Compositionen charakterisiren die ruthenische Malerei. Auf jedem Ikonostas thront Christus, „archirej“ genannt; zur Rechten die Mutter Gottes, zur Linken Johannes der Täufer; weiters zu beiden Seiten je sechs Apostel, gegen unten zu sechs Festbilder.

In den Darstellungen des ursprünglichen Christenthums pflegen links vom „archirej“ verschiedene Heilige abgebildet zu sein; die Plätze der Apostel sind durch beliebige Gruppen eingenommen; den Fries zieren 13 Lämmer. Gegen Ende des Mittelalters nehmen die Apostel die Stelle der Lämmer ein; um dieselbe Zeit nimmt die traditionelle Darstellung der Festbilder ihren Anfang. In der ganzen Christenheit tritt die Himmelfahrt an Stelle der „Dormitio“ am Ende des 15. Jahrhunderts. Jedoch bei den Ruthenen erhielt sich letztere länger und erhielt auch einen reicheren Inhalt; sie verbindet sich mit der Himmelfahrt und enthält die Gruppe des Ketzers. Alle ruthenischen Darstellungen sind durch westliche Elemente bezeichnet.

Die Sculptur beschränkt sich bei den Ruthenen ausschließlich auf die Anfertigung von Kreuzen. Die ältesten derselben sind romanisch einarmig; die späteren weisen drei Querbalken auf. Dies dreiarmsige Kreuz, welches der ursprünglichen Tradition der Kirche und der eigentlichen Kreuzesform entspricht, welches ferner im Mittelalter auch in den westlichen Ländern allgemein war, hat mit der orthodoxen (nicht unirten) Religion nichts gemein.

Herr Gemeinderath K. Widmann wies in seinem Vortrage: „Die Vertheidigungsmittel der Stadt Lemberg“ auf die Mittel gegen feindliche Angriffe hin, welche der Stadt von ihrem Ursprunge an durch die verschiedenen Phasen ihrer Entwicklung zu Gebote standen. Als Quellen zu diesem Vortrage wurden hauptsächlich die Acten des Lemberger Archivs benützt.

Der Vortrag des Herrn *Offowski* wurde veranlaßt durch eine vom Organisations-Comité des Archäologentages gestellte Frage: „Besteht ein charakteristischer Unterschied zwischen den ruthenischen Ausgrabungen und jenen im Flußgebiet der Weichsel?“ Der Vortragende wies auf die große Wichtigkeit der genannten Frage hin, erklärte jedoch, daß diese Frage mit der Kenntnis der den betreffenden Gebieten angehörenden vorhistorischen Reste innigst zusammenhänge und in Folge dessen noch keine endgiltige Beantwortung erhalten könne. Der Vortragende gibt einen Ueberblick über die bis jetzt bekannt gewordenen vorhistorischen Ueberreste. Zu den an der Weichsel getroffenen Objecten gehören die Skelett-Gräber, Dolmenen, die steinernen Kasten-Gräber, die Glocken-Urnen, und Aschen-Gräber; ferner die Wälle und Ueberreste vorhistorischer Ansiedlungen, endlich solche der Höhlenbewohner und Pfahlbauten. Zu den im ruthenischen Gebiet gefundenen Objecten gehören

vor allem die für diese Gegend charakteristischen Tumuli (Erdbügel, Kurhany), die sowohl Aschen- wie Skelett-Gräber enthalten; ferner wurden daselbst Steingräber, Plattengräber, ja ganze Grab- und Friedhof-Anlagen mit Aschen- und Skelett-Gräbern gefunden, die eine große Mannigfaltigkeit aufweisen; endlich vorhistorische Ansiedlungen, Ringburgen (grodziska) und Spuren von Höhlenbewohnern. In beiden Gebieten, sowohl in dem der Weichsel als bei den Ruthenen fanden sich zahlreiche einzelne Gegenstände aus Feuerstein, Bronze und Eisen. Nachdem der Prälegent die wichtigsten dieser Funde charakterisirt hatte, gab er eine Vergleichung der in beiden Gebieten zu Tage geforderten Ueberreste im allgemeinen. Er constatirt, daß zwischen den Ausgrabungen im Flußgebiete der Weichsel und bei den Ruthenen thatsächlich ein charakteristischer Unterschied bestehe; derselbe trete am deutlichsten in der Anordnung und Anlage der Grabstätten hervor. Letztere lassen auch eine Verschiedenheit der Leichen-Ceremonien vermuthen, woraus sich wieder auf zwei verschiedene Auffassungen des Todes und dessen, was damit zusammenhängt, bei den Völkern im Weichselgebiet und jenen, die im heutigen Gebiet der Ruthenen wohnen, schließen läßt. Andererseits läßt sich eine Aehnlichkeit zwischen den Ausgrabungen beider Gebiete beobachten. Während nämlich die localen Erzeugnisse in Feuerstein und Thon ganz geringe, aber doch merkbare Verschiedenheit aufweisen, sind die Gegenstände fremder Erzeugung, wie jene aus Bronze und Glas, in beiden Gebieten vollkommen derselben Art. Aus all dem Gefagten lassen sich paläo-ethnographische Schlüsse ziehen. Man kann annehmen, daß beide Gebiete in vorhistorischer Zeit gleichzeitig bewohnt gewesen seien, daß aber die Bewohner sich in ethnographischer Hinsicht von einander unterschieden haben; die auswärtige Cultur, unter deren Einfluß sie standen, mußte jedoch dieselbe gewesen sein.

Herr *Ziemięcki* legte die Resultate der Forschungen vor, die er in Halicz und auf der Stätte von Pleśnisko bei Podhorce angestellt hatte. Betreffs Halicz beweist der Prälegent, daß der große Erdbügel in der Mitte des bei Halicz gelegenen Dorfes Krylos die in den ruthenischen Chroniken erwähnte „Halyczyna“ sei. Diese steht in ungefähr demselben Verhältnisse zu Halicz in der Zeit seiner Fürsten und später wie der Hügel des Krakus und jener der Wanda zu Krakau. Die in Wiktorów durchforschten Hügel erwiesen sich als Aschengräber und enthielten Ueberreste der Steinzeit, Aexte, Keile, Messer aus geschliffenem Stein wie auch aus Feuerstein. Nur in einem einzigen der dort befindlichen Hügel fand man ein Stück Bronze. Ueberhaupt gehören alle in Halicz und Umgebung gefundenen vorhistorischen Ueberreste hauptsächlich der Zeit des geschliffenen Steines und den Anfängen der Bronzezeit an. Die Forschungen an der Stätte von Pleśnisko haben ergeben, daß die daselbst befindlichen Hügel der Uebergangszeit vom Heidenthum zum Christenthum gehören. Man trifft dort überall heidnische und christliche Symbole gemischt an.

Herr *Adam Kirkor* las über „Vorhistorische Ueberreste Pokuciens und Podoliens“. Von den reichen Mittheilungen, die der Prälegent machte, ist am wichtigsten die Berichtigung und Klarstellung der Umstände,

unter denen die Bildfaule Swiatowid's gefunden worden war. Nach den Nachrichten, die man bisher darüber hatte und die von Herrn *Tcofil Zebrański* auf Grund der von Herrn *M. Potocki* gegebenen Relationen stammen, soll die Statue des Swiatowid von letzterem im Fluße Zbrucz, unweit der Einnundung der Tajna und Gnila gefunden worden sein, gerade gegenüber dem Schlosse, welches auf dem Bergzuge „Gory Miodoborskie“ an der Stelle liegt, wo an diesem Fuße sich die Ebene Bohod erstreckt, in der sich einst eine Stadt gleichen Namens befunden hatte. Auf Grund dieser Angaben entstand die Ueberzeugung, die Bildfaule sei vom Schloßberge in den Zbrucz hinabgestoßen worden, weshalb *Lelweł* die Bildfaule als die „bohodische“ bezeichnet hatte. Doch befinden sich diese Angaben in Widerspruch mit dem thatsächlichen Sachverhalt, wie dies die vom Prälegenten an Ort und Stelle vorgenommenen Forschungen ergeben haben. Vor allem konnte die Bildfaule unmöglich vom Schloßberge in den Zbrucz gestoßen worden sein, da der Fluß ungefähr drei Kilometer von dem Schloßberg entfernt fließt. Das „Schloß“ selbst ist durchwegs kein historischer Ueberrest, sondern nur eine Bastion, auf Grund der neuesten Befestigungskunde erbaut. Ferner gelang es dem Prälegenten, die Personen, welche die Bildfaule aus dem Wasser gezogen hatten, ausfindig zu machen. Es sind dies der Ingenieur *Kazimir Bienkowski* und *Anton Brankiewicz*. Die Umstände der Entdeckung waren nachfolgende: Im September 1848 benachrichtigte Herr Finanzwächter *Laszczewski* Herrn *Bienkowski*, daß im Zbrucz die Leiche eines Ertrunkenen zu sehen sei. Herr *Bienkowski* begab sich selbst an Ort und Stelle und erblickte statt eines Ertrunkenen eine vierkantige Säule mit rundem Kopf. Nach näherer Befichtigung erkannte er darin eine Bildfaule, und mit Hilfe einiger Paare Ochsen gelang es dieselbe aus dem Wasser zu ziehen. Dieser Fundort liegt am Fuße des Berges Sokoliczka, der hier halbkreisförmig steil gegen den Fluß abfällt. Wenn daher von einem Herabstoßen der Bildfaule überhaupt die Rede sein kann, so konnte sie nur von der Sokolica in den Fluß gestürzt worden sein, dort wo der Zbrucz seine große erste Biegung macht, 300 M. südlich von der Finanzwach-Caserne. Die Bildfaule wurde nach dem benachbarten Liezkowce überführt, blieb dort bis 1849; in diesem Jahre schenkte sie der Eigenthümer von Liezkowce Herrn *M. Potocki*, der sie nach seinem Dorfe Koczubinczyk überführte, von wo sie jedoch durch Vermittlung des Herrn *Zebrański* als Geschenk an die Akademie der Wissenschaften nach Krakau kam.

Herr *Szaraniewicz* las zuletzt in ruthenischer Sprache über „Schriftliche Mittheilungen und Quellen zu archäologischen Forschungen“. In diesem Vortrag stellte der Prälegent die Forschungen und Entdeckungen zusammen, die sich auf die prähistorische Zeit beziehen. Insbesondere betheiligte sich der Prälegent mit dem ruthenischen Gebiet und nahm seine Aufmerksamkeit Halicz in besonderem Grade in Anspruch. Die Entdeckungen in der Umgebung von Halicz schreibt er den zahlreichen Fingerzeigen zu, die in den dortigen Local-Chroniken sich finden. Zum Schluß machte Herr *Szaraniewicz* einige Mittheilungen betreffs der Lage des ursprünglichen Lemberg, wozu ihm die verschiedenen Chroniken, Beschreibungen der Stadt

aus dem 17. Jahrhundert, die „akta grodzkie und ziemskie“ das Materiale lieferten.

Die Ausstellung der Alterthümer, die gleichzeitig mit dem Archäologentage eröffnet wurde, enthielt einige tausend Objecte, die in den Sälen der Lemberger Technik aufgestellt waren. Uebereinstimmend mit dem Zwecke der Zusammenkunft waren die Ausstellungs-Gegenstände in zwei Gruppen getheilt: 1. Gruppe der vorhistorischen Funde. 2. Gruppe historischer Objecte, weltlicher und geistlicher.

Die Gruppe der vorhistorischen Objecte war durch die Herren *Kirkor*, *Offowski*, *Szaraniewicz* und Graf *Dzieduszycki* erläutert worden; an der Ausstellung hatten sich auch die Herren *Krolowski* und *Krzeczunowicz*, sowie das *Offolinski'sche* Institut in Lemberg betheiligte. Die vorhistorischen Objecte waren je nach Ursprung und Fundort folgendermaßen gruppiert: Funde,

Theil jener reichen Ausbeute, welche die Forschungen *Offowski's* aus den Höhlen in der Umgegend von Ojców und Krakau zu Tage gefördert hatten. Diese Ausgrabungen fanden in der Maszyceer Höhle statt und ihre Resultate repräsentiren das Maszyceer und Nord-Krakauer Culturglied der vorhistorischen Zeit. Zum andern Theil stammen die ausgegrabenen Objecte aus der nach Dr. *J. Mayer* genannten Höhle, die sich in Mników befindet und zum Mnikówer Culturglied gehört. Chronologisch geordnet stellt sich das Maszyceer Culturgebiet als das älteste dar, dem das Nord-Krakauer folgt. Das jüngste Culturglied und zugleich dasjenige, welches die neolithische Periode in Polen abschließt, ist das Mnikówer. Die Funde des Grafen *Adalbert Dzieduszycki* stammen aus dem Gebirgszuge „Bujua“ bei Jezupól und gehören chronologisch in das Nord-Krakauer Culturglied. Ein nicht geringeres Interesse



Fig. 22. (Zara)

die aus Höhlen, dann solche die aus Plattengräbern, Tumuli und Ringburgen (*grodziska*) stammen; außerdem eine Reihe einzelner nicht näher classificirbarer Funde. Einzelne Gruppen, die mit Rücksicht auf die locale Zusammengehörigkeit der Objecte angeordnet waren, enthielten die Funde, die von der Durchforschung der (griechischen) Kirchenfundamente des heil. Spas in Zalukiew bei Halicz herrühren, ferner die bei der Erforschung von Halicz selbst zu Tage geförderten Objecte, die Ausgrabungen von Pleśnisko bei Podhorec und die Funde aus der Dniefter und Dnieprgegend. Die größte Anzahl von Objecten wies die Sammlung der in Höhlen vorgefundenen Gegenstände auf, welche die Akademie der Wissenschaften in Krakau eingefendet hatte, sowie die von Grafen *Adalbert Dzieduszycki* ausgestellten Sammlungen. Die Sammlung der Akademie der Wissenschaften bildet einen kleinen

boten die Funde aus den Stein- und Plattengräbern, sowie aus den Tumuli, die Eigenthum der Akademie der Wissenschaften in Krakau sind. Sie wurden in Podolien und Pokucien vom Herrn *Kirkor* gesammelt. Besonders hervorzuheben ist in dieser Abtheilung ein prächtiges Armband mit Scarabäen und einem kleinen Frosch; es ward im Tumulus von Balandyn (bei Chehryn) gefunden. Die Tumulus-Funde auf der Stätte von Pleśnisko stammen aus der ersten Zeit des Christenthums und enthalten Arbeiten in Gold. Aus der Reihe einzelner zerstreuter Funde verdienen besondere Erwähnung jene aus Pokucien, aus der Umgegend von Przemyśl, aus Motkowic, aus Walowic (bei Piatrków), aus Wlynie (bei Radomsk), aus Lubocz (bei Rawa), aus Olsztyn, aus Balice (bei Stryj), aus der Gegend von Krakau, dem Gebiet des San, aus der Umgegend von Zloczów, Leczyce und Plock. Die

Zusammenstellung so zahlreicher Gegenstände aus den verschiedensten Gegenden gab Gelegenheit zu sehr interessanten Studien.

Außerdem hatte Herr *Kirkor* mit Hilfe des Malers *Makarewicz* eine Anzahl Abbildungen verschiedener vorhistorischer Reste aufgestellt, darunter solche von Dolmenen, Menbiren, Felskammern (boldy) u. dgl.

Die Gruppe kirchlicher Kunst enthielt eine reiche Sammlung von Paramenten der lateinischen und griechischen Kirche. Es fanden sich vor: Messkleider, Altardecken, Antependien, Kreuze, Kelche, Monstranzen, Reliquienkästen, Messbücher, Ikonen, Porträte u. s. w. Eine so reiche Ausstellung aus diesem Gebiete ist zu verdanken dem Stauropigial-Institut in Lemberg, dem ruthenischen Nationalhaus, der lateinischen Cathedral-Kirche in Przemyśl, dem lateinischen Collegium in Żółkiew, den Basilianer-, Carmeliter- und Franciskanerklöstern, wie auch den Comitémitgliedern, den Herren Grafen *Lanckoroński*, *Dzieduszycki* und *Makarewicz*, die durch Beschaffung kostbaren Materials am meisten

Die archaologischen Ausflüge erstreckten sich auf einzelne Schenswürdigkeiten Lembergs selbst, sowie auf eine Besichtigung von Bohorodezany bei Stanislawów. Zu den ersteren zählen die Besichtigung der griechischen Passions-Kirche, der Stauropigial-Kirche und des *Dzieduszycki'schen* Museums.

Die Passions-Kirche gehört zu den ältesten, wenn auch nicht in ihrer Gesamtheit erhaltenen Resten byzantinischer Bauten. In ihr findet sich ein Ikonostas vor, welches in die Blüthezeit einheimischer Malerei gehört und unter den Ueberresten dieser Art den dritten Rang einnimmt. Die Stauropigial-Kirche, unter Sigismund III. erbaut, bildet ein für das Studium der einheimischen Architektur äußerst wichtiges Object. Eine äußerst glückliche Vereinigung byzantinischer, ja alt-asiatischer Motive mit solchen der occidentalen Renaissance bildet ein ungemein originelles, aber schönes und harmonisches Ganzes. Das *Dzieduszycki'sche* Museum enthält neben einem großen Reichthum naturhistorischer Sammlungen auch solche, die der ein-

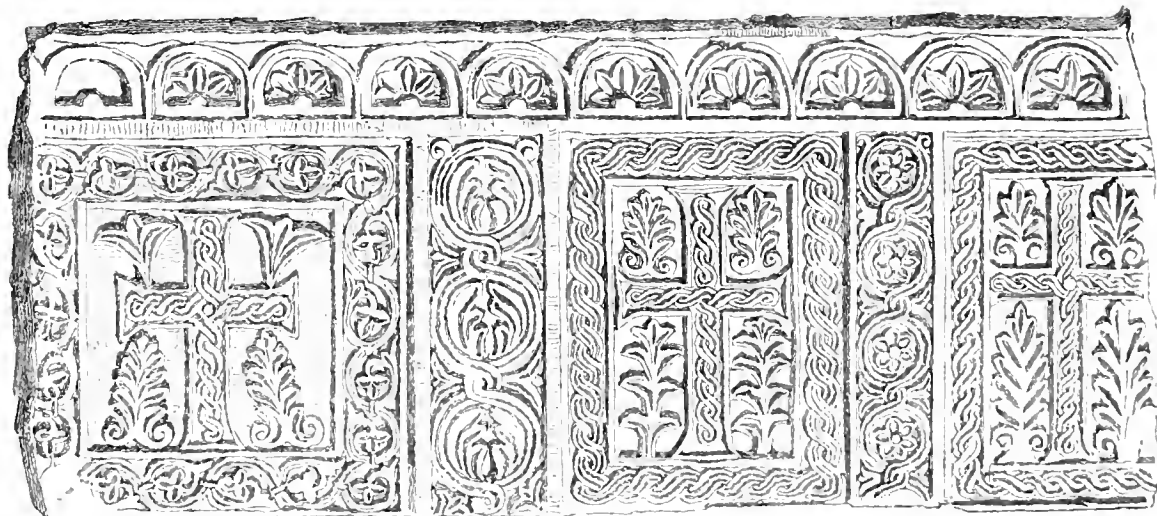


Fig. 23 (Zara.)

zum Gelingen dieser Gruppe der Ausstellung beitragen.

Die Gruppe nicht-kirchlicher Gegenstände umfaßte Rüstungen, Gewebe, Stickereien, Gewänder, ferner Erzeugnisse des Kunst-Gewerbes in Porzellan, Fayence, Thon, Majolika; ferner Möbel, Medaillen, Münzen, Siegel, Bücher, Handschriften, Documente, Diplome, römische und griechische Numismatik. Unter den kostbarsten und seltensten Gegenständen dieser Gruppe erweckten besondere Aufmerksamkeit die vom Lemberger Handels-Museum ausgestellten Objecte (Bilder, Stickereien, Gewebe, Uhren, Gewänder; ferner die von Herrn *J. Czerkawski* beigeleguete Juwelen-Sammlung, die von Herrn Graf *Drohojowski* ausgestellten Waffen und die von Fürst *Ad. Sapicha* eingewickelten goldgewirkten Gürtel.

Der Gesamteindruck, den die Ausstellung machte, war ein ungemein günstiger. Um so regeres Interesse erweckte dieselbe, als die Mehrzahl der Ausstellungsobjecte zum erstenmal der Oeffentlichkeit zugänglich waren. Trotz den Schwierigkeiten, die bei dem Zustandebringen einer solchen Ausstellung zu Tage traten, ist zu hoffen, daß in Zukunft ähnliche Unternehmungen noch reicher sich gestalten werden.

heimischen Ethnographie angehören, namentlich Gewänder, Gewebe, Hausgeräthe neuerer und alterer Zeit, Erzeugnisse des Kunstgewerbes wie der Keramik u. dgl.

Der Ausflug nach Bohorodezany gab den Mitgliedern des Archaologentages Gelegenheit, das schönste uns erhaltene Werk altruthenischer Kirchenkunst, das Bohorodezaner Ikonostas kennen zu lernen. Dieses Ikonostas kam in die Bohorodezaner Kirche nach Aufhebung des alterthümlichen Klosters „Skit Maniawski“. Es bietet einen besonderen Reiz durch die Vermischung der traditionellen byzantinischen Ikonographie mit Einflüssen der Renaissance. Die Restauration der beschädigten Theile hatte Herr *Kajimir Sokoł* angefangen, nach dessen Tode Herr *Julian Makarewicz* die Arbeit zu Ende führte.

Der Archaologentag hielt am 11. September seine letzte Sitzung und faßte folgende Resolutionen:

1. Die Arbeitskräfte an den bisherigen Conservatorenämtern in Lemberg und Krakau sollen vermehrt werden, ohne jedoch ihre bisherige Einheit anzutasten.

2. Aus Landesmitteln soll dem Conservator der ersten Section in Lemberg eine jährliche Summe beiläufig vorhistorischer Forschungen angewiesen werden.

3. Eine artistische und archäologische Commission wie bei der Akademie der Wissenschaften in Krakau soll auch in Lemberg creirt werden.

4. An der Lemberger Universität soll eine ordentliche Lehrkanzel für Kunstgeschichte creirt werden.

5. Aus Landesmitteln soll eine bestimmte Geldsumme dazu verwendet werden, Reproduktionen hölzerner ruthenischer Kirchenbauten herauszugeben.

6. Das Bohorodezener Ikonostas soll als ein ausgezeichnetes und in feiner Art einziges Kunstwerk zum Landesdenkmal erklärt werden.

Die Durchführung dieser Resolutionen wurde betreffs der ersten den Conservatoren *Cwiklinski* und *Dzieduszycki* zur weiteren Behandlung aufgetragen; betreffs der übrigen Punkte wurde das Organisations-Comité aufgefordert, die nöthigen Schritte einzuleiten.

*Dzieduszycki.*

Ornamentik in ihrer rohen Ausführung deutet auf das 9. oder 10. Jahrhundert. Eine weitere Erwerbung bildet das in Fig. 23 abgebildete Relief. Es befindet sich auf einer Steinplatte, die, in einem Privathause zu Zara gefunden, früher die Seitenwand eines Sarcophages gebildet hatte. Das longobardische Ornament deutet auf das 8. Jahrhundert.

106. Im Jahrbuche V. S. 73 bespricht *Eitelberger* die kleine byzantinische Kirche zu *Nona* und bezeichnet dieselbe als von besonderem Interesse, weil sich an der inneren Seite des Thürsturzes eine slavische Inschrift gut lesbar und fast unbeschädigt erhalten hat. Der Thürsturz besteht aus einem Steinstücke und zeigt nach außen einen hoch interessanten Ornamenten-Doppelfries, wie ihn die Abbildung in Fig. 24 veranschaulicht. Dem Charakter nach dürfte dieses ganz

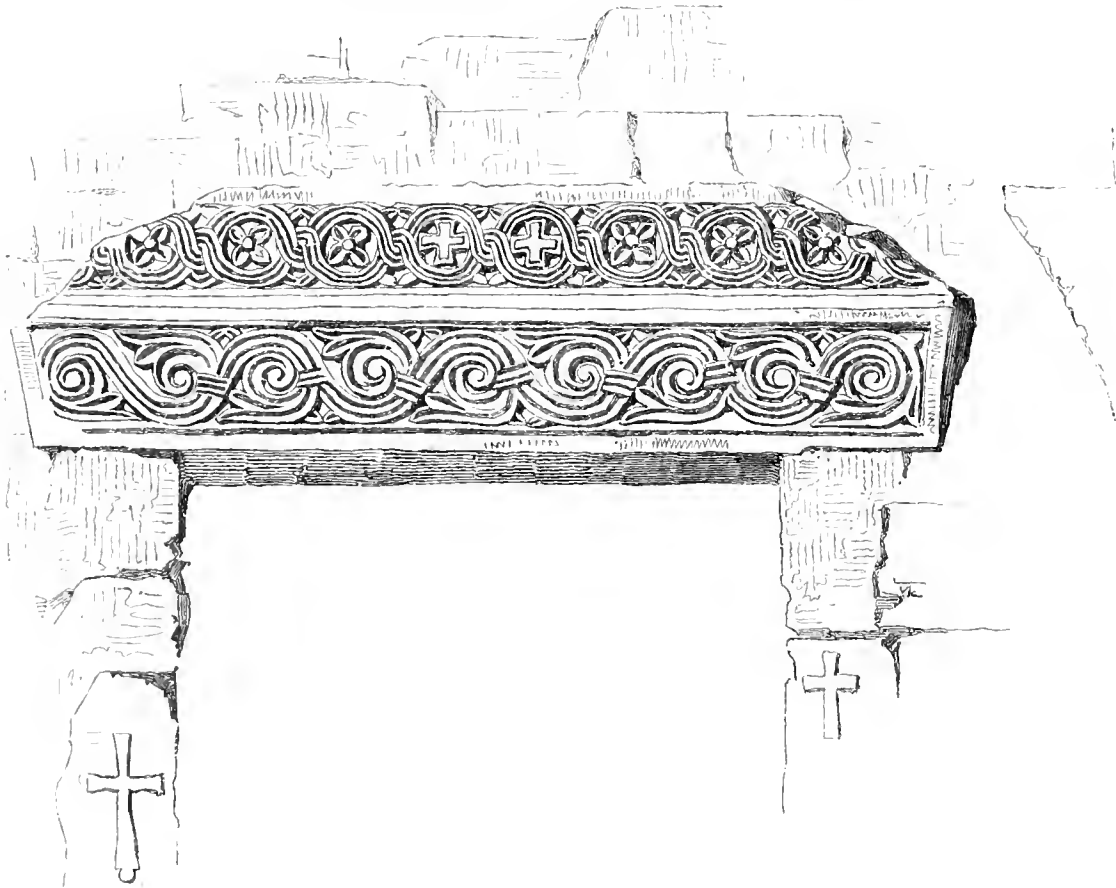


Fig. 24. (Nona.)

105. Unter den jüngsten Erwerbungen des Museums *S. Donato* in *Zara* sind einige Partien des Portals aus der kleinen aufgelassenen und lange Zeit vom k. k. Militär-Aerar zu profanen Zwecken benützten *St. Lorenzo-Kirche* zu verzeichnen. Fig. 22 gibt die Abbildung des Thürsturzes; derselbe zeigt im Relief den thronenden Christus mit Buch und Schwert in der Mandorla, deren aus einer rohen Perlenfchnur gebildete Umrählung von zwei Engeln gehalten wird. Rechts und links stylistische Pflanzen und Greifen. Der Sturz und die Fortsetzung der Thurgewände ist von einem ähnlichen Perlstab eingefasst. Die Füllungen der Thorgewandsteine zeigen Blattgewinde mit Kreuzen, Thier- und Menschenfiguren darin. An den unteren Enden kelchartige Gefäße. Die

besonders antiquisirende Ornament in die letzten Jahre der frühchristlichen Kunst-Periode, etwa in das 9. Jahrhundert gehören.

#### 107. *Der Römerstein von Glanegg.*

Der Stein wurde im Küchenraume des nunmehr gänzlich in Ruinen zerfallenen alten Schlosses eingemauert gefunden und zwar nicht eigentlich als Werkstein, sondern mit der Schrift an der Oberfläche der Wand, so dafs er mit Leichtigkeit herausgenommen werden konnte. Ob dieser Stein hier wirklich nicht nahe dem ursprünglichen Orte seiner Bestimmung war, wie (*Mitth. d. Cent.-Comm. XII. p. LXXXVI*) zu bemerken nothwendig schien, mochte ich sehr bezweifeln.

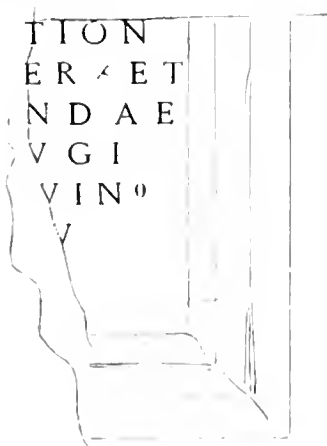


Der Zug der Römerstraße, welche zwischen Feldkirchen und St. Veit angenommen wird, ist nirgends genau beschrieben worden, scheint aber von *Jabornegg Altenfels* in „Kärntens römische Alterthümer“ und auch in *Mommesen's* „Corpus Inscriptionum Latinarum“ in den Straßenkarten dieser Werke ziemlich übereinstimmend eingezeichnet, so nämlich, daß dieselben von Feldkirchen an dem Laufe der Glan bis St. Martin, dann aber dem Zuge der alten Straße zwischen St. Martin und Mauthbrücken gefolgt sein würde. Wäre der fragliche Römerstein hier im Thale gefunden worden, so hätte er allerdings in die Ruine Glanegg weit hinauf geschleppt werden müssen. Allein es ist sehr unwahrscheinlich, daß die Römerstraße so gegangen. Abgesehen davon, daß die Römer ohne Noth Straßen durch enge Flußthäler gezogen haben sollten, wurde auch auf dieser ganzen Strecke nie ein Römerfund im Thale gemacht. Es läßt sich vielmehr auf Grund alter Straßen Spuren und fortlaufender Römerfunde annehmen, daß die Römerstraße von Feldkirchen über Gradenegg, St. Urban, Zwattendorf, Liemberg, Pulst nach St. Veit ging. Der jetzige Pfarrer von St. Urban *Martin Krabath*, ein sorgfältiger Sammler von Alterthümern, zeigte mir kürzlich eine römische Broncefibel, welche zu Gradenegg zwischen Hafnerberg und Bach gefunden wurde. Ebenso besitzt derselbe eine römische Bronzemünze der Lucilla, welche im Jahre 1874 nebst römischem Mauerwerk und rothem Geschirre zu Zwattendorf gefunden wurde. Die Römersteine von St. Urban und Pulst sind ohnedies längst bekannt.

Nun wäre allerdings Glanegg, wo der jüngste Römerstein gefunden wurde, auch nicht in der Richtung dieses Straßenzuges gelegen gewesen; allein möglich wäre immerhin, daß an der Stelle dieser uralten Schlossruine ein altes römisches Castell gestanden habe, wie die alte Volksfage behauptet; siehe Gurker Diöcesan-Schematismus „Pfarre Friedbach“. Der jüngst gefundene Römerstein wäre dann doch nahe am ursprünglichen Platze seiner Bestimmung gefunden worden.

Br. *Hausfer*.

108. Beim Abtragen eines Erckers am *Petersperge* in *Friefach* wurde das Bruchstück eines römischen Schriftsteines gefunden, der 0·29 Cm. breit, 0·46 Cm. hoch und 0·15 Cm. dick ist; rechts und unten ist noch ein Theil der Randleiste. Die schöne Inschrift zeigt deutlich folgende Lettern:



Leser-Versuch:

FORTION  
· · · ER / ET  
SECUNDAE  
CONVIGI  
· · · VINO·

109. Conservator *Größer* machte die Mittheilung, daß in *Haidkirchen*, Filiale von Kappel am Krappfeld, hoch oben an der südwestlichen Kirchenmauer, ein Bruchstück eines römischen Schriftsteines mit schonen großen Lettern eingemauert ist. Die Inschrift lautet:

NDINIC  
IATORI

Es scheinen auch sonst mehrere Quadern von römischen Bauten an der Kirchenmauer verwendet worden zu sein. Ist nicht der Name „Haidkirchen“ etwas an das Römische Erinnerndes?

Dies Kirchlein ist auch recht alt; auf einer Versammlung in Haidkirchen circa Mitte 1155 tritt es der Salzburger Ministeriale Rudolf von Denisberg dem Kloster Admont „pradum unum in monte zezen“ ab.

110. Conservator Baron *Hausfer* machte der Central-Commission die Mittheilung, daß man bei den Adaptirungs-Arbeiten des alten Klostergebäudes in *St. Georgen am Längsee* in der Gartenfronte des ersten Stockwerkes einen Balkentragstein mit römischer Inschrift fand. Nachdem sie vom Mörtel gereinigt worden war, zeigten sich folgende Worte:

TIIVLIVS  
GIAM<LIF  
SEXTVS MILES  
COH·MONT·KT  
SIS ·L·H·SE  
ET·INGE'NF  
IVLIA<  
LIB·

Der Stein, 72 Cm. lang und 66 Cm. breit, konnte jedoch nicht aus der Mauer losgelöst werden.

111. Conservator *Alois Hausfer* hat an die Central-Commission berichtet, daß im Mai d. J. auf der im Bau begriffenen Strecke der Eisenbahn zwischen Petronell und Bruck a. d. L. im Einschnitte gegen Petronell in einer Tiefe von 1·3—1·5 M. und im Umkreise von circa 25 M. drei Skelette gefunden wurden, sie lagen zuverlässig nur in Erde. Man fand dabei und zwar bei einem einen Armring und zwei kleine Buckeln aus Silber, dann grünfarbige Thonscherben; bei einem andern einen Armreif, eine stark verrostete Fibel und einen einfachen Reif aus Bronze. An einer andern Stelle wurde ein einhenkeliger gelber Thonkrug von doppelhenkelformiger Gestalt mit rohrenartigem Halbe und 34½ Cm. Höhe gefunden.

112. Conservator *Mocker* machte die Mittheilung, daß zwischen den Häusern Nr. 7 und 8 in der Branten-

Capelle zu Prag, welche zur Demolirung bestimmt sind, sich eine aufgelassene Capelle befindet, darin jetzt eine Kupferförmige untergebracht ist. Es war dies ehemals die *Spitals-Capelle zum heil. Lazarus*. Schon im 13. Jahrhundert stand zwischen der Stadt Prag und dem Vyšhrad ein Spital für Kranke und wird des eben genannten Kirchleins dabei um 1281 erwähnt. Als 1281 bis 1282 die Pest in Prag wüthete, wurden unter anderen auch zwei Gruben für je circa 1000 Leichen daselbst aufgeworfen. In dem Hussitenkriege ließ man das Spital auf. Die Capelle übernahmen feither die Neufädter Fleischhauer und sorgten für deren Erhaltung. Man nennt fünf daselbst bestandene Altäre. 1788 wurde die



Fig. 24. Leoben.)

Capelle geschlossen. Die Capelle besteht aus Schiff und Presbyterium und zeigt Formen des Uebergangs-Styles. Im Gewölbe-Schlußstein das Wappen der Fleischhauerzunft, Sanctuarium-Nische. Die Stirnmauer wurde Ende des 16. Jahrhunderts wegen Erbauung eines Orgel-Chores ausbrochen und hiedurch das interessante Portal bis auf die Leibungen zerstört. Im Tympanon befand sich ein Relief, vorstellend die Auferweckung des Lazarus, seit 1870 im böhmischen Museum.

113. Wir haben in den Mittheilungen Jahrgang XI, S. III Nachricht gebracht über den Pocal, der bis vor kurzem Eigenthum des Wirthschaftsammtes der Stadt *Leoben* war und feither verkauft worden ist. Ein zu diesem kostbaren Pocal gehöriges Kleinod hat sich in

zwei Exemplaren im Besitze der genannten Stadtgemeinde erhalten. Es ist dies ein kleiner überaus zierlicher Brustschild, wie er in Fig. 24 abgebildet erscheint. Beide Exemplare waren auf der im Jahre 1883 in Grätz veranstalteten Ausstellung culturhistorischer Gegenstände vorhanden. Ihrer Bestimmung nach sind sie Ehrenzeichen, die der Bürgermeister der Stadt Leoben und der Vorstand des bürgerlichen Wirthschaftsammtes dieser Stadt bei feierlichen Gelegenheiten trugen. Das Kleinod besteht aus einem silbernen Schildchen, darauf eine Emailmalerei, vorstellend das Wappen der Stadt Leoben. Diefelbe überdeckt ein geschliffener Berg-Krytall. Reiches Laubornament umgibt den Schild, der oben mit dem Brustbilde eines Engels besetzt ist. Das Kleinod hängt in drei Kettchen, die sich in dem Ringe vereinen, der in dem Rachen eines Löwenkopfes gehalten wird. Diefes Ehrenzeichen mag gleichzeitig mit dem Straußenbecher sein, womit dem Ende des 17. Jahrhunderts entstammen, worauf auch die eingravirte Jahreszahl 1606 deutet. Ueber die Widmung dieser beiden Ehrenzeichen lassen sich keine urkundlichen Nachrichten beibringen.

114. Gelegentlich der Restauration des Innern der Pfarrkirche zu *Thörl* in *Kärnten* fand man unter der Kalktünche ausgedehnte Malereien, mit denen zwei Wandfelder links im Presbyterium geziert sind. Die Malereien beginnen ungefähr 6 Fuß ober dem Fußboden, reichen bis zum Gewölbefchluß und mögen der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts angehören. In dem einen Wandfelde sind die Fresken ziemlich gut erhalten, minder im anderen. Im ersten ist ein großes Mittelbild, umgeben von 14 kleineren, deren Darstellung sich auf das Leiden Christi bezieht. Im Mittelbilde Christus am Kreuze. Vom Kreuze streckt sich gegen rechts ein Arm, der eine weibliche Figur krönt und darüber liest man am Spruchband: *Dextera coronat*. Die weibliche Figur trägt eine dreischiffige Kirche mit erhöhtem Mittelschiff, seitwärts Pultfächer, mit runder Apsis und rothem Dachwerke. Die Kirche ruht auf Emblemen der vier Evangelisten. Hinter der weiblichen Figur steht eine andere, die einen runden lichten Stein in die Höhe hält (Edelstein) und bei jeder der beiden Figuren sind breite Spruchbänder (*sibi desponsori etc. etc.*). Aus der Spitze des Kreuzschafes geht eine Hand aus, die mittels eines Schlüssels das Hauptthor des himmlischen Jerusalems öffnet mit der Inschrift: *prima coelos tangit*. Vom linken Kreuzarme geht eine Hand aus, welche einer Mannsfigur die Krone vom Haupt gestoßen hat, und mit einem Schwerte das Haupt und die Brust durchbohrt; daneben ist das Bild des Sündenfalles: Eva, Schlange etc. Ober dem Hauptthore ein Engel mit Schwert und Wage und eine Seele in der rechten Wagfchale. Der oberste Theil des Bildes (15) bringt die himmlische Glorie zur Darstellung. Zu oberst im runden Medaillon (13) im Spitzbogenfeld: Gott Vater sitzend auf dem Thronstuble, mit Scepter, Weltkugel und der Taube an der Brust. Unter dem Medaillon sind die neun Chöre der Engel mit der Bezeichnung in den Ecken dargestellt; alle Darstellungen sind von den beiden Seiten nach der Mitte zu schreitend.

Die Dominationes haben Krone, Scepter und Weltkugel, die Principatus und unteren Reihen ver-

schiedene Musikinstrumente: Die Engel geleiten Seelen in kleinen Schiffelein.

Im anderen Wandfelde befindet sich ein kleines Sacramentshäuschen aus Stein mit hübscher plastischer Umrahmung, dessen weiterer Aufbau als Freske ausgeführt ist. In dem obersten Theile rechts der Erzengel Gabriel mit nicht leserlichem Spruchbände, links die heil. Jungfrau sitzend in weißem Gewande mit blauem Ueberkleide, neben ihr ein Spruchband, wozu nur mehr das Wort „de patre“ zu lesen war. Ober der heil. Maria das Brustbild des Vaters herabgeneigt auf dieselbe, in den Händen wie herabreichend haltend Christus als Kindchen mit dem Kreuze in einem länglichen Ei Incarnatio verbi.

115. In *Eisentratten* am „*Lodronischen Türkenhaus Nr. 14*“ an der rechten obern Ecke findet sich eine Sonnenuhr al Fresco. In der Mitte die Sonne, gelb mit 10 flammenden Strahlen im blaufiolettem Rand, herum ein gelber Ring mit den arabischen Stundenzahlen, dann ein weißer mit den römischen Stundenzahlen in deutschen Minuskeln, rechts oben ein Wappenschild, im grünen Felde eine silberne Zinnenmauer, darüber ein Türke bis zum halben Leib, roth mit silbernem Gürtel, rothem Turban mit weißem Wulst, einen krummen Säbel und rothen Schild mit silberner Binde haltend; links ein quadrirtes Wappen, 1 und 4 ein springendes Thier im Goldfeld, 2 und 3 schwarz mit Silber damascirt (?), unter dem Schilde rechts 15, unter jenem links 92. Unter der Sonne links eine weibliche Gestalt in langem schwarzen Gewande mit silberner Blattkrone, nach rechts schreitend, um den Kopf silberne Sterne in einem ovalen Nimbus, welcher mit blaufioletten Spitzen auf gelbem Grunde besetzt ist; sie führt im Arme eine viel größere Christusgestalt mit langem schwarzen Gewande, nimbirtem Haupte (Nimbus weiß mit gelben Kreuz darauf gelegt und röthlichem Vollbart; der untere Theil zerstört, dabei Spuren einer 5 bis 6zeiligen Inschrift. Ueber dem Thore in Eisenguß das lodronische Wappen und die Buchstaben L M G Z L.

Ober dem Thore des Hochofens das lodronische Wappen mit der Jahreszahl 1713 und einigen Buchstaben in Eisenguß, dann ein langliches Relief, ebenfalls in Eisenguß: rechts heraldisch ein laufender Bock, vor demselben eine sitzende bärtige Gestalt mit Bocksfüßen auf einer Lyra spielend, dann ein Wappen (rechts ein einfacher Adler, links Bischofsstab), darüber auf einem Bände: 1560 L D, dann zwei Figuren in mittelalterlicher Kleidung mit Federhut, die erste einen Dolch im Gürtel und mit der Linken eine mit dem Beil abwärts gekehrte Axt schulternd, die zweite einen theilweise beschädigten Gegenstand schulternd.

116. In einem Tumulus bei *Sachsenfeld* im *Sannthale* wurde eine Aschenurne im zertrümmerten Zustande gefunden. Nebst Asche enthielt dieselbe am Boden eine intensiv schwarze Masse, welche sich zu einer wachsartigen Flüssigkeit mit penetrantem Geruch schmelzen laßt. Die Urne war von Steinen umgeben und bedeckt, daher sie nur in kleinen Stücken erhalten war. Der Hals zeigt auf rothem Grunde in Dunkelbraun ausgeführte Maanderlinien. Das Material ist grauer Thon. Die Wandstücke betragen kaum 4 bis 5 Mm.

117. *Der Maultasch-Hügel bei Hoch-Osterwitz.*

Die Feste Hoch-Osterwitz liegt in einem fruchtbaren Thale, welches sich von Südwesten nach Nordosten erstreckt und von der Rudolph-Bahn durchschnitten wird, welche bei Launsdorf sich in zwei Aeste theilt, deren einer dem Laufe des Gurkflusses stromaufwärts folgend über Treibach nach Wien gelangt, während der andere die Gurk stromabwärts begleitend nach Hüttenberg führt. Durch dieses Thal von Süd nach Nord zog einst eine Römertstraße, deren Zug man im Frühjahr, wenn das Getreide reift, von Hoch-Osterwitz herab deutlich wahrnimmt, indem der Straßenkörper sich durch eine hellere Färbung der Halme hervorhebt. Diese Straße, welche vom Zollfelde über St. Donat kam, zog am Fuße des Schloßberges vorüber und mußte am nördlichen Rande des Thales sich zwischen zwei felsigen Bergrücken hindurchzwängen, auf deren einem noch die mächtigen Ruinen einer ausgedehnten Befestigung sichtbar sind, welche im Volksmunde die *Ehrenveste* heißt. Historisch ist über diese Feste nichts mitzutheilen. Vor mehreren Jahren ließ der Caplan Ivanetic unter den Ruinen Nachgrabungen anstellen und fand bedeutende Reste von Bronzegegenständen und römische Münzen. Es scheint, daß dort ein Castell zum Schutze der Straße gestanden habe. Ein solches noch ausgedehnteres Castell muß den bedeutenden Funden zufolge auch im Süden des Thales den *Magdalensberg* gekrönt haben. Vielleicht trug auch Hoch-Osterwitz damals römische Mauern.

Allein nicht nur aus römischer, auch aus vorrömischer Zeit sind sichtbare Spuren zurückgeblieben. Unter dem Gartenzaune des gräflich Khevenhüller'schen Schloßes Nieder-Osterwitz wurde im vorigen Frühjahr ein sogenannter Depötfund von circa 80 Stück Bronzekelten gemacht und in nächster Nähe von Hoch-Osterwitz, auf dem „Kremfer-Kogel“, sind drei Reihen Erdwälle, welche das Plateau dieses Kogels ringförmig über einander umgeben, Wälle, wie sie allenthalben in den österreichischen Gebirgsländern gefunden werden.

Nun befindet sich, wie Conservator Baron *Hausfer* berichtet, einige hundert Schritte weit vom Fuße des Schloßberges, mitten im Felde, ein kleiner regelmäßig geformter Hügel, welcher offenbar durch Aufschüttung entstanden ist.

Auch dieses Hügel's bemächtigte sich die Volkssage und erzählt, er sei auf Befehl der *Maultasche* errichtet worden, indem sie beim Abzuge ihren Soldaten befahl, daß jeder derselben einen Helm voll Erde dahin trage, um ein bleibendes Wahrzeichen ihrer Anwesenheit zu hinterlassen.

Noch nie wurde ein Versuch gemacht, die Entstehung des Maultasch-Hügels in anderer Weise zu erklären. Allerdings gestatteten die verfügbaren Mittel nicht, den ganzen Hügel abzutragen. Er ist von bedeutendem Umfange,  $3\frac{1}{2}$  M. hoch, an der Basis 30 M. Durchmesser und 147 Schritte im Umfang; allein ein Einschnitt, welcher vom östlichen Rande gegen die Mitte zu 9 M. lang, 4 M. breit und bis zum Grunde gemacht worden ist, gab über die ziemlich homogene innere Beschaffenheit Aufschluß, ohne daß man zu irgend einem maßgebenden Funde gelangt wäre.

Oben ist der Hügel geebnet und bildet ein von West nach Ost ein wenig gekenktes beilaufig kreisrundes Plateau von 18 M. Durchmesser, in dessen Mitte

sich ein 3,40 M. hohes Feldkreuz aus Stein befindet, welches nach *Schöiger* aus dem 14. Jahrhundert stammt. Die vier Seiten dieses Kreuzes tragen Sculpturen, welche mit der Maultaschfrage in gar keinem Zusammenhange stehen, nämlich: Gottvater (Nord), Geburt Christi (West), Christus am Kreuze (Süd) und Auferstehung (Ost).

118. (*Arnoldstein, Dorfkirche.*)

Inschriften der Grabsteine dreier Arnoldsteiner Aebte und der Glocken:

- I. Annis Millenis bis duo octantisque primis acribus (?) humanis secundisque rebus exemptis (?) *(X<sup>o</sup>)* hic Thomas inclitus clauditur Abbas, sepultus aprilis. (Abt Thomas starb 1481. Er hat die große Glocke ange schafft.)
- II. Hac humo infossa manent corporis ossa Cristofori viri providi, quiloeci (?) praesuit illi, ejus anima pace fruetur aeterna. Anno Salutis MCCCCXV, XXVIII aprilis
- III. Hic recubat Reverendus in Christo Pater et Dms Dms Petrus Römer abbas hujus Monasterii Arnoldstein, cujus anima pace fruetur aeterna. Qui obiit Anno salutis MCCCCLXXVIII die XXVIII Mensis Junii.
- IV. Marmortafel: Praesulis eximii Benedicti corde benigno Tristia sunt debitis funera flenda modis. Arnoldi recolunt merito quem saxea claustra, hujus Abbatis imperio nam vigent nempe renata. Ardua qui didicit vanae discrimina vitae, Vincere; libera nunc spiritus astra petat. Sunt dolor et lacrimae lucis primordia nostrae, sunt medium et finis, nil nisi bula sumus. Ergo relabentis posita farragine mundi Sola solus solo in nomine, Christe, Tuo. Timorant istec dum monumenta patent (?) MDXXXIII. — Abt Benedict starb 1553.
- V. Auf der großen Glocke findet sich eine dreifache Umkehrschrift, in der Mitte gothische Majuskel ober- und unterhalb Minuskel.
  - a) Jesus Nazareus Rex Judeorum. ~ Regina celiletare alleluja, qui quem meruisti portare alleluja, resurrexit sicut dixit allelj, ora pro nobis Deum allelj. ~ est mala mors, dicitur anasampta ≈ Caspar + Melchior + Balthafet.
  - b) O rex gloriae Christe veni cum pace + Martheus + Marcus + Lucas + Joanes. ~ Anno M<sup>o</sup>CCCCCLXXA sub reverendo in Cho patri (?) ac dmo Thoma Steirberger abate factum est hoc opus.
  - c) In nomine domini = benedictus qui venit in nomine domini, Osanna in excelsis ~ T. . . resus (?) angelus salutatur Mariam Ave Maria gratia plena dominus tecum. benedicta tu in mulieribus et benedictus fructus ventris tui HIS ≈ S. . . amen.
- VI. Auf einer zweiten Glocke: O rex gloriae veni cum Maria in pace + Caspar Balthafet + Melchart Melchior? Anno Domini M<sup>o</sup>CCCCLXXVII -- Jar (Jahr?) Figur: S. Maximilian -- 5 Münzen.
- VII. Auf der dritten: Sub regimine abbatis Romani transfusa 1751. Andreas Simon Roder goß mich in Villach 1751.
- VIII. Auf einer vierten: Mathias Lanzmann hat mich geöffnet Clagenfurt 1674

119. (*Die kaiserliche Capelle bei den Kapucinern in Wien.*)

Als nach dem Ableben der beiden besondern Begünstiger des Kapuciner-Ordens in Wien, Kaisers Mathias und dessen Gemalin Anna, die Erfüllung der zu Gunsten dieses Ordens testamentarisch gemachten Bestimmungen von Ferdinand II. übernommen worden war, kam es am 8. September des Jahres 1622 zur Grundsteinlegung der Kirche auf dem Neuen Markt, die Einweihung fand sammt derjenigen der kaiserlichen Capelle erst 1632 statt, als gleichwohl der Bau noch nicht ganz vollendet war. Sie geschah am 25. Juli durch den Bischof Anton Wolfrath von Wien. Die kaiserliche Capelle wurde der Himmelfahrt Marien geweiht und sollte nach Wunsch der Stifterin Kaiserin Anna einen Altar aus Silber bekommen; die Zeitverhältnisse im dreißigjährigen Kriege ließen jedoch nur die Errichtung eines solchen von hartem Holze zu. Im Jahre 1648 wird von einer Verschönerung der Capelle über Anordnung Kaisers Ferdinand III. und von der Errichtung zweier großer vergoldeter Statuen gemeldet, welche Mathias und Ferdinand II. vorstellten. Im Jahre 1664 melden die Hofrechnungen, daß der Maler *Jona Dambmann* für in der kaiserlichen Kammerecapelle bei den Kapucinern verfertigte Malereien 60 fl. erhielt. Davon ist nichts mehr zu sehen. Der hölzerne wurde später durch den jetzigen Marmor-Altar ersetzt; 1782 las Pius VI. auf demselben die Messe.

Der Grundriß der Capelle bildet ein Quadrat mit abgestumpften Ecken. In der Höhe der drei Wände (auf der vierten Seite hängt die Capelle mit dem Kirchenschiff zusammen) sind halbkreisförmige Fenster angebracht. In den abgestumpften Ecken befinden sich Nischen für Statuen. Die Wände bekleidet eine Pilaster-Architektur von strengen und reinen Formen, welche noch der Hoch-Renaissance angehören und auf einen, leider unbekanntem Italiener hinweisen. *Diese schöne Architektur der Capelle ist das einzig erhaltene Beispiel echter italienischer Hoch-Renaissance in Wien und darum höchst bemerkenswerth.* Die Verhältnisse, die Profile, die feinen Wirkungen der Gliederung verleihen dem Interieur hohen Reiz. Bedeckt ist der Raum durch eine kleine Kuppel mit Stuccatur, welche letztere jedoch viel freieren und späteren Charakter besitzt als die Wand-Architektur.

Aus den vier Ecken der Wände steigen an der Kuppel Candelaber empor, von Putti umgeben; die Blumen-Bouquets und derlei Ornamentik haben ganz naturalistisches Gepräge, ja es schieene selbst nicht ausgeschlossen, daß in ziemlich moderner Zeit erst an diesen Stuccos Veränderungen stattgefunden hätten. Ob die Kuppel nicht etwa bei dem großen Brande gelitten haben mag, welcher das Kloster, die Kirche allerdings weniger, am 20. Mai 1691 betroffen hatte? Unter der ersten Nische zur Rechten vom Kirchenschiffe aus führt eine mit schönem polirtem rothen Marmor eingefasste Thüre in einen Seitengang, gegen welchen hin ein zweiter Abfluß mit einer eisernen Thüre angebracht ist. Letztere zeigt heute noch auf beiden Seiten ihre ursprüngliche, wenn auch öfters erneuerte Uebermalung erhalten, welche gegenständlich interessant ist. Gegen die Capelle hin schmückt die Thürfläche das burgundische Andreaskreuz, mit feinen knotigen Stämmen diagonal über das Oblongum

reichend. Auf der andern Seite sieht man zwei Wappenschilder neben einander, der eine Alt- und Neu-Ungarn, der andere Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitz enthaltend, also offenbar auf Mathias bezüglich, und zwar im Sinne des Stifters per intentionem, wenn schon bei seinen Lebzeiten die Kirche und Capelle noch nicht begonnen worden war. Bei den späteren Uebermalungen sind zum Theil ganz falsche heraldische Farben unterlaufen.

In den erwähnten vier Nischen stehen heute die beinahe lebensgroßen Holzstatuen von vier habsburgischen Fürsten. Vorn gegen das Kirchenschiff rechts Ferdinand IV., links Ferdinand III., rückwärts, also neben dem Altare, rechts Ferdinand II., links Mathias. Nach einigen Nachrichten sollen letztere, wie wir gehört haben, unter Ferdinand III. 1648 aufgestellt worden sein, aber es sehen sich alle vier, unter denen sich also auch dieser Monarch und der spätere vierte Ferdinand befinden, so sehr ähnlich, scheinen aus Einer Künstlerhand hervorgegangen zu sein, daß man wohl nur glauben kann, die sammtlichen Figuren, wenigstens die jetzigen, rühren aus den Tagen Kaiser Leopold I. her, deren Stylgepräge ihnen auch deutlich aufgedruckt ist. Der Kunstwerth ist übrigens ein mäßiger, es sind rein decorative, stark manierirte Figuren. Wenn es von den Ferdinandsen von 1648 heißt, daß sie vergoldet waren, so sind die gegenwärtigen mit weißer Oelfarbe angestrichen, wohl aber viele Theile vergoldet, namentlich an den Harnischpartien. Auf den Köpfen tragen die Gestalten nach dem Geschmack der Zeit zu große goldene Kronen, in den Händen Scepter etc. Der Hintergrund der Nischen scheint farbig gehalten gewesen zu sein; bei der jüngsten Restauration der Capelle zeigten sich Spuren von rother Ausmalung an einer derselben.

An den beiden Seitenwänden läßt die schöne Architektur beiderseits je ein großes panneauartiges Feld offen, welches mit einem Gemälde auf Leinwand ausgefüllt ist. Es ist nicht festzustellen, was für eine Decoration für diese großen überhöhten Flächen ursprünglich ausersehen war, ob ebenfalls bereits Oelgemälde oder Fresken oder was sonst? Die heute dort befindlichen Bilder, welche vor der jetzigen Restauration in schwerfälligen Rahmen steckten, nach Beseitigung derselben aber ganz genau in die von Stuck gebildeten Umräumungen paßten, stellen die Verkündigung und die Geburt Marias vor und sollen 1658 in Genua gemalt sein, was wohl ihr Kunstcharakter auch bezeugt. Es sind sehr tüchtige Arbeiten eines leider nicht bekannten Meisters.

Was den Altar und das Gnadenbild der Madonna Consolatrix afflictorum betrifft, so haben wir darüber eingehende Nachrichten in dem seltenen, bei den Ghelen'schen Erben in der Singerstraße 1777 (24 Seiten) gedruckten Büchlein: „Gründlicher und wahrhafter Bericht von dem wunderbarlichen Ursprunge und der Verehrung des Marianischen Gnadenbildes unter dem Titel 'Trösterin der Betrübten', auf was Weise solche Bildnis nach Wien gebracht, erstlich beim kaiserlichen Hofe in der Kammercapelle, alsdann in der Kirche der W. W. E. E. P. P. Kapuciner auf dem neuen Markt zur öffentlichen Verehrung überfetzt worden.“<sup>1</sup> Bei Gelegenheit einer 50jährigen Jubelfeier.

Wir entnehmen übrigens aus dieser Wundergeschichte nur so viel, als für die kunsthistorischen Interessen von Belang ist und fassen uns im übrigen kurz.

Der Kapuciner Giuseppe Antonio da Trivigliano im Romischen hatte im Hause eines gewissen Pompeo Boccetti im December 1720 zu thun. Dessen acht Monate alter Knabe kramte hinter einem Bett ein auf Papier gemaltes Marienbild hervor und gab es dem Geistlichen. Acht Monate später kam das Kind in seine Zelle und erkannte das Gemälde sofort wieder. In seiner „geistlichen Ueberlegenheit“ erkannte der Ehrwürdige darin eine höhere Fügung. Er wollte eine gröbere Copie auf Leinwand davon haben und ein anderer Priester empfahl ihm zu dem Zwecke „einen bekannten, in der Malerei zwar noch nicht vollkommen erfahrenen, doch sehr frommen gottesfürchtigen Jüngling, Namens Gabriel Mathei“, der die Copie besorgte. Der Name dieses Künstlers ist in mehrere Wiener topographische Bücher übergegangen. Mehr wissen sie nicht, doch bin ich in der Lage, über den Maler noch weiteres mitzutheilen. Der junge, um 1720 noch unvollkommen in seiner Kunst Bewanderte ist, sowie seine Copie des Wunderbildes selber, nach Wien gekommen und hat hier verschiedenes zu thun bekommen. Wie in der „Neuesten Beschreibung aller Merkwürdigkeiten Wiens. Ein Handbuch für Fremde und Inländer“, Wien, bei Jos. Edl. von Kurzbock, 1779, pag. 161 ff. mitgetheilt wird, befanden sich in der Kirche der Minoriten ein Altarblatt, darstellend den heil. Nepomuk, von Engeln in den Himmel getragen, und ein zweites, Johannes der Täufer, beide von *Gabriel Mathei* gemalt. Freilich, diese Bilder konnten auch von auswärts nach Wien gekommen sein, aber wir haben ganz sichere Beweise von seinem hiesigen Aufenthalte. Freiherr *Gustav v. Suttner* berichtet in seinem Werke: „Die Garelli. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts“, Wien 1885, pag. 70 ff. von einem unangenehmen Vorfall, welcher sich 1741 begab. Der berühmte edle Pius Nicolaus Garelli, damals schon gestorben, hatte einige Antiken für die Hofbibliothek abzeichnen lassen, der Zeichner *Gabriel Mathei* aber scheint ohne Bezahlung geblieben zu sein und strengte nun gegen den Rechtsnachfolger und Sohn Garelli's die Klage an, aus der perfiden Intimation, der Vater habe die Bestellung in seinem, nicht im Interesse der Anstalt ausführen lassen. Wir wissen nicht, wie der Proceß ausging, *Suttner* laßt aber durchblicken, daß die ganze Sache eine der mannigfachen Intriguen war, welche von gewisser Seite gegen die freisinnigen Garelli angesponnen wurden. *Mathei* erschien bei der Verhandlung persönlich, lebte also in Wien. Wahrscheinlich ist es derselbe Künstler, von dem das Fuesly'sche Künstler-Lexicon im Nachtrag II, pag. 706, unter dem Namen *Gabriel Mathias* sagt, daß nach ihm J. M. Ardell das Bild eines jungen Mannes in Seemannischer Tracht, welcher einen Strick zerreißen will, in Schwarzkunst gezeichnet habe. *Agler* Kunstl. Lexicon VIII, p. 438, nennt ihn *Gabriel Mathey*, *Mathias* oder *Mathieu* und schreibt ihm Bildnisse Erzherzog Joseph's, der Königin Maria von Frankreich und Ludwig's XV. zu.

Doch wir kehren zurück zu der Geschichte des Gnadenbildes und des Capellen-Altars. Ersteres that in Italien verschiedene Wunder und der Pater hielt darüber in Rom und in Aquila Predigten. *Mathei* war

<sup>1</sup> Vergl. auch *P. Fuchs's Ann.*, Hist. Besch. von Wien 1791, II, Th. 1, Bd. pag. 197.

in einem halben Jahre mit seiner Copie fertig, die der Monch der Collegiat-Kirche zu Aquila schenkte. Es entstand dort eine Bruderschaft, welche der Kaiser in seinen Schutz nahm. Auch nach Androdoeco kam eine Copie und es geschahen Heilungen und Wunder. Die Brochure bemerkt dazu, daß das Bild eigentlich dem vom heil. Lucas gemalten Madonnen-Bilde gleiche, trotzdem aber habe ihm der Pater den besonderen Titel der Consolatrix Afflictorum gegeben, welchen Benedict XIII. beibehielt. Mathei bekam nun Auftrag, noch mehrere Copien zu fertigen, von denen einige in der päpstlichen Hofcapelle aufgesetzt wurden. Der Papst las acht Tage davor Messen, weihte sie, trug eine Miniatur-Copie auf der Brust und sendete endlich den Pater Giuseppe im December 1726 nach Wien, wohin er auch ein größeres Exemplar mitnahm. Die übrigen waren drei Spannen hoch, zwei breit. Am 15. Februar 1727 eingetroffen, wurde er den Majestäten vorgestellt, wobei er dem Kaiser Karl VI. eine kleine Copie (welche unter Maria Theresia in deren Schlaf-Cabinet aufbewahrt wurde), der Kaiserin Elisabeth Christine aber ein größeres Exemplar einhändigte. Letzteres kam in die Kammer-Capelle, wo der Pater nun Missionspredigten hielt, und am ersten Sonntag nach Ostern 1727 durfte es bei den Kapucinern aufgesetzt werden. Der Zulauf war ein unbefreiblicher, man ließ das Bild nun definitiv daselbst, binnen 3—4 Wochen wurden vier große Pyramiden mit Gold- und Silbergaben angefüllt; da letzteres aber mit der Armuthsregel des Ordens nicht vereinbar, trug man das Bild in die davon ausgenommene kaiserliche Capelle. Auf Ansuchen der Majestäten erklärte nun Benedict XIII. daselbe für ein gnadenreiches, ertheilte vollkommene Ablässe u. dgl. (Placet vom 29. August 1727). Zur Erlangung dieser Ablässe war auch ein Gebet um Ausrottung der Ketzerei und um Einigkeit der christlichen Potentaten erforderlich.

Noch berichtet das Büchlein einiges wissenswerthe über die Capelle. Der Marmor-Altar wurde durch die Majestäten errichtet, also wahrscheinlich schon um 1727, was auch sein Styl verkündigt, wonach die Angabe, es sei erst 1751 gefeheren, nicht glaubwürdig scheint. Bei der damit verbundenen Erneuerung des Raumes hat man die vier Kaiserfiguren neu vergoldet. Den prachtvollen, mit sehr schönen Engelköpfchen und Figuren geschmückten silbergetriebenen Rahmen um das Gnadenbild, welcher das Wiener Münzzeichen hat, stiftete Fürst Adam Schwarzenberg; die Kronen fertigte man aus den Opfergaben, ferner kamen 10 große silberne Altar-Leuchter, vier große silberne „Bruststück“, 14 silberne heilige Haupter und Reliquiare, acht silberne Lampen und eine vergoldete von Comtesse Josepha Erdody, ein Tabernakel, Paramente, Vorhänge etc. hinzu, wovon nicht viel mehr zu sehen und wohl die Silbereinlösung das Meiste verschlungen haben dürfte. Ueber dem Marienbilde ist in einem Glasfarge die Holzfigur des heil. Johannes Nepomuk — ohne Kunstwerth — zu sehen.

Im verflohenen Sommer befahl Se. Durchlaucht der Erste kaiserliche Obersthofmeister Prinz *Constantin zu Hohenlohe* eine Restauration der Capelle und beehrte den Architekten Hoffsecretär *Franz Segenschmidt* sowie den Gefehtigten mit der Berathung über diese Angelegenheit. Durch genannten Architekten ist die

schone Capelle nun mit seinem stylistischen Verstandnisse in ihrer ganzen einfachen Schönheit wieder hergestellt, wobei noch Bildhauer *Wilhelm Sturm* die Arbeit am Altar und an den Kaiserfiguren, Cuflos *Karl Schellein* die Reinigung der beiden genuesischen Bilder übernahm. Bisher war die Capelle, welche, wie gesagt, als Paradigma von strenger Renaissance-Architektur Wiens ein Unicum ist, auch in der kunstwissenschaftlichen Literatur gänzlich unbeachtet. Mochte doch ein Urkundenfund über den italienischen Architekten, über den Genuesischen Maler, den Schnitzer der Kaiserstatuen und den Urheber des imposanten buntfarbigen Marmor-Altars sammt Silberrahmen Etwas beibringen!  
Dr. A. Hlg.

120. Conservator Baron *Hausfer* überfendete einen Abklatsch eines römischen Inschriftstein-Fragmentes, das mit der Schriftseite abwärts als Einfassung einer Dungenrube diente. Der unverletzte Stein dürfte ehemals als Ueberlager eines Thores gedient haben, weil die untere Kante, mit Ausnahme der beiden Enden, wo er eben aufgelegt sein dürfte, ornamentirt ist. Die Inschrift lautet: — VS · VRBICVS · PROC · AVGVST. — Der Stein, oder vielmehr diese Leiste — die sich in der Ruine Kreug in Kärnten fand, ist eines der ältesten Denkmale in den österreichischen Ländern diesseits der Alpen, er gehört der Zeit des Bürgerkrieges an, welcher nach Nero's Tod zwischen Otto und Vitellius (69 n. Chr.) entbrannte. Tacitus nennt diesen Procurator, eine auf ihn bezügliche Inschrift ist bisher nicht bekannt.

121. Die unter der Leitung des k. k. Conservators *Fenny* stehenden Ausgrabungen am *Oelrain* bei *Bregenz* machen wesentliche Fortschritte, so wie sie sich auch bedeutend ausdehnen. Statt, wie anfangs vermuthet wurde, einer römischen Wasserleitung angehörig, zeigen sich jetzt bestimmte Anhaltspunkte für ein ganzes Canalirungs-System mit erhöhten Rinnen, Sickergruben, festem Mauerwerk u. s. w. Unsere Mittheilungen werden demnächst auf diesen Gegenstand zurückkommen.

122. Im Monat Juni d. J. wurde einer Anzeige des Correspondenten *Straberger* zufolge in *Wels* in der Nahe des Bahnhofes gelegentlich der Erdaushebung für einen Hauskeller ein Fund gemacht. Er besteht aus einem eisernen Seramafax, einer solchen Dolchklinge und Speerspitze, aus einer Bronzenadel, zwei Bronzebefehlsstücken, einem Bronzering und einer solchen Münze. Die Gegenstände kamen in das Linzer Museum.

123. Conservator Professor *Hausfer* berichtete an die Central-Commission über die Ergebnisse der baulichen Untersuchung der *St. Peters-Kirche* in *Wien*. In Anbetracht des hohen Werthes der genannten Kirche als Baudenkmal glaubte die Central-Commission ihren Wunsch dahin auszusprechen zu sollen, daß deren Restauration im vollen Umfange erfolge, daß auch die Vorhalle genügende Berücksichtigung finde und wie alles übrige genau nach den Intentionen des Erbauers zu conserviren sei. Bei der Vorhalle müßten die ornamentalen und figuralen Bleidetails jener Behandlung unterzogen werden, welche die Brunnen am Graben und Franciscaner-Platze erfuhren; auch erscheint es drin-

gend geboten, daß das Innere der Vorhalle in die Restauration einbezogen werde.

124. In der *Schotten-Kirche* werden gegenwärtig bedeutende Restaurierungs-Arbeiten durchgeführt. Zunächst wird die Decoration des Querschiffes im Gewölbe und an den Wänden in einer der Auslattung des Presbyteriums entsprechenden Weise geändert. Farben, Vergoldung und Bilder werden diesen Theil schmücken. Dann werden die beiden großen Seiten-Altäre und die beiden kleinen Altäre nachst des Triumphbogens erneuert, und durch Steinbauten ersetzt. Statt der bisherigen schwarzen Altäre, die einschließlich der Mensa nur aus Holz aufgebaut und schon überaus schadhast, und zwar so gebrechlich waren, daß beim Abtragen nicht nur alle Vorsicht angewendet werden mußte, sondern man erst dabei erkannte, wie gefährlich und bedrohlich das Ganze für die Kirchenbesucher war, werden hohe Aufbauten aus Stein aufgeführt. Die großen bisherigen Altar-Bilder von *Sandart* und *Bock* finden dabei wieder ihre Verwendung. Hinter dem linken großen Seiten-Altare fand man nach Abtragung des Altars ein mächtiges zugemauertes Fenster, auch erkannte man die oberen Mauer-Partien als durch einen Brand stark beschädigt. Die acht etwa lebensgroßen weiß angestrichenen Figuren von den alten Seiten-Altären fanden in der heil. Grabcapelle eine zweckmäßige Aufstellung, sind somit zur Erhaltung bestimmt. Eine Erneuerung der nicht minder schadhastigen Kanzel ist ebenfalls beabsichtigt.

125. Conservator Professor *Berger* in *Salzburg* machte die Mittheilung, daß die farbenreiche Fensterverglasung an der Leonhards-Kirche in *Tamsøgg* — die sogenannte Apollonmühle darstellend — die durch Blitzschlag arg beschädigt wurde, wieder hergestellt wird und hiefür das fürsterzbischöfliche Consistorium in Salzburg den Betrag von 200 fl. gewidmet hat.

126. Der Bürgermeister von *Hütteldorf* hat der Central-Commission die angenehme Mittheilung gemacht, daß die Gemeinde Hütteldorf bereit ist, die an der alten Kirche und der dortigen Friedhofmauer vorhandenen Grabmale und Gedenktafeln, sobald die alte Kirche verkauft und demolirt sein wird, auf dem neuen Friedhof anzubringen.

127. An der Außenseite der Pfarrkirche zu *Drahov* in *Böhmen* wurden nach Mittheilung des Conservators *Sedláček* Reste alterer Wandmalereien, wahrscheinlich dem 15. Jahrhundert entstammend, aufgefunden, und zwar eines riesigen Bildes, den heil. Christoph vortellend. Unter diesem Bilde erkennt man Spuren eines älteren Gemaldes. Dann fand man Reste zweier Gemälde aus dem 17. Jahrhundert, den heil. Antonius und die heil. Barbara vortellend.

128. An der Pfarrkirche *St. Nicolaus* in *Meran* befindet sich an der Außenseite rechts vom Haupt-Portale ein prächtiges figurenreiches Fresco-Gemälde im Style des 15. Jahrhunderts, vortellend: Christus fällt unter der Last des Kreuzes. Nachdem dieses werthvolle Gemälde in einer für die Passanten leicht erreichbaren Höhe angebracht und zu besichtigen ist, daß auch die oberen noch gut erhaltenen Partien desselben, gleich den bereits beschädigten unteren, Schaden

leiden konnten, hat die Central-Commission Schritte gethan, damit vor demselben ein Schutzgitter aufgestellt werde.

129. Conservator *Luffner* hat aufmerksam gemacht, daß bei dem auf S. CXXXVIII abgebildeten Siegel der Stadt *Beraun* die Deutung insofern richtigzustellen ist, als das unter dem Thore des Wappens befindliche Thier nicht ein Lamm, sondern einen Bären vorstellt. Dr. *Herm. Jireček* legt in seinem *Slovanske pravo doba III*, 181 von Beraun: die ersten Ansiedler waren, was die Benennung bezeugt, aus der Gegend des heutigen Bärn Bärn, Verona in der Schweiz, König Wenzel nennt Beraun im Jahre 1302 civitas nostra veronensis prope Pragam. Das gegenwärtige Stadtwappen ist ein redendes und enthält den Bären.

130. Conservator *v. Kolb* machte die Mittheilung, daß bei *Edramsberg* (O. O.) jüngst ein Steinbeil gefunden wurde, das nunmehr dem Linzer Museum übergeben ist.

131. Der k. k. Conservator *J. Mervetta* in *Olmütz* wurde zum fürsterzbischöflichen Diöcesan-Architekten ernannt.

132. Die k. k. Central-Commission ernannte den Professor *J. Zösmaier* am Staats-Gymnasium in Feldkirch, den Architekten und Baumeister *Kich. Jordan* in Wien, den Pfarrer in Mühlfrauen bei Znaim *Franz Tinz* und den k. k. Professor *J. Müller* an der k. k. Mittel-Schule in Reichenberg zu Correspondenten.

133. Mit dem gegenwärtigen Hefte werden die beiden letzten Blätter der Abbildungen jener hochwichtigen und kostbaren Tapeten veröffentlicht, die sich im Trienter Domschatze befinden.

Da der von der Redaction mit stellenweiser Benutzung eines Berichtes des Hofrathes Dr. Ritter *v. Birk* verfaßte, diese Publication begleitende Text auf Seite 9 und 10 Veranlassung zu einer Besprechung dieses Gegenstandes in den Mittheilungen des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie gegeben hat, von welcher Besprechung, in sofern deren Verfasser, das Mitglied der Central-Commission Director Dr. *A. Hg.*, die interessante Notiz über eine Inschrift auf einer dieser Tapeten brachte, bereits ein Auszug auf S. 68 dieses Bandes veröffentlicht wurde, so erbringt nur mehr mit wenig Worten auf die Veranlassung zu dieser Publication zurückzukommen, behufs der Klarstellung des Umfanges der Mitwirkung der dabei theilgenommenen Personen und der derselben zu Grunde liegenden Absicht.

Schon im Jahre 1883 wurde die Central-Commission auf diese kostbaren Tapeten durch ihren Conservator Grafen *Lodron* aufmerksam gemacht, worauf im April d. J. der Beschluß gefaßt wurde, davon photographische Aufnahmen als Grundlage für eine Publication in den Mittheilungen zu veranlassen. Im weiteren Verlaufe wurde Hofrath Dr. Ritter *v. Birk* unter Uebermittlung der Photographien eingeladen, etwaige ihm bekannte Daten über diesen Gegenstand der Central-Commission mitzutheilen. Von der im Interesse der Erhaltung dieser Tapeten anderweitig gepflogenen Correspondenz absehend, sei weiter hier nur erwähnt,

dafs Hofrath *Birk* die Gute hatte, einige aus Druckwerken zu ermittelnde Notizen über diese Tapeten der Central-Commission mitzutheilen und ihr zur Verfügung zu stellen, weit entfernt damit eine förmliche Abhandlung oder auch nur einen *als solchen* für die Veröffentlichung bestimmten Artikel auf Grund archivalischer Forschung geliefert zu haben, und zwar dies um so weniger, als Hofrath *v. Birk* über diese Tapeten nur nach den Photographien berichten konnte, da er die Originale nie gesehen.

Bei der Publication der Abbildungen dieser Tapeten in den Mittheilungen bestand nur die Absicht der Redaction, den Bildern einen kurzen erläuternden Text beizugeben und wurden dahinein die überlassenen werthvollen Notizen des Hofrathes *v. Birk* theilweise verwendet. Also auch die Central-Commission hatte nicht die Absicht, damit eine endgiltige Abhandlung zu publiciren, wohl aber die, eine Anregung zu Studien und zu Nachforschungen über diesen Gegenstand zu geben. Die erhoffte günstige Wirkung blieb nicht aus, denn abgesehen davon, dafs bereits Dr. *Hg* in der Lage war, auf die auf dem Rande einer Tapete in einer Inschrift erhaltene Nennung des Meisters zu verweisen, welche Inschrift auf den photographischen Abbildungen nicht wahrnehmbar ist, steht in Balde die Veröffentlichung einer größeren Abhandlung über diesen Gegenstand zu gewärtigen.

134. Correspondent *Mézner* hat an die Central-Commission berichtet, dafs man in neuerer Zeit in der Lage war, im steierischen Raalthale einige Funde zu machen. So wurden auf dem *Lebernfelde* bei *Berndorf* Gefäßscherben durch den Pflug zu Tage gebracht. Noch vor zwanzig Jahren befanden sich auf diesem Felde deutlich markirte Grabhügel. Sie wurden allmählig planirt, wobei sich die gewöhnlichen Grabfunde, wie Knochenreste, Urnen und Gefäßscherben ergaben. Eine Aschentruhe wurde in dem Suppanhaus eingemauert. Auch fand man einen postamentartig gearbeiteten Stein von beiläufig 1 Schuh Länge und einem halben Schuh oberer Breite mit einer grünlichen fettigen Kruste überzogen, jetzt im Joanneum. Im Jahre 1884 wurden wieder Gefäßtrümmer in größerer Menge gefunden, dickrandig und Handarbeit (Museum Leibnitz). Zu Kirchberg an der Raab machte man 1885 bei Erneuerung der Kirchhofmauer den Fund eines antiken oblongen Kalk-Steines (60 Cm. lang, 37 Cm. hoch, oben 20 Cm., unten 22 Cm. breit), auf zwei correspondirenden Seiten fein zu behauen, wahrscheinlich eine Stufe oder Bank. Er lag vor einer wannenartigen Mulde, die mit schmutzigem Kalk ausgefüllt war. Vom Steine herab und über den Kalk hinweg zog sich eine 1 bis 2 Cm. dicke blutfarbige Erdschichte, daneben fanden sich Kohlen- und Knochenreste, schwarz-schmierige Erde, Gefäß-Scherben, Pferdezahne, Glascherben und 2 Nägel. Etwas entfernt aber in gleicher Richtung und Höhe lag auf einer zweifachen Ziegellage, die mit lebendem Kalk derart vermauert war, dafs sie kaum gebrochen werden konnte, eine Partie Menschenknochen — in Unordnung geschichtet — darüber Erde mit Schotter, vermuthlich Reste einer Opferstätte. Auch auf der Pfarrhofseite — also dieser Fundstätte gegenüber — fanden sich bei

der alten Kirchhofmauer Reste feingearbeiteter Ziegel ohne Marke, Mauerwerkreste und blaufarbige Verwurfstücke aus Kalk- und Cementmörtel (Joanneum). Der Kirchberg mag schon in ältester Zeit ein Heiligthum getragen haben.

135. Bei der Grundgrabung für die neue Redemptoristen-Kirche in *Hernals* wurden sieben Stück Münzen gefunden: von Bronze 1 Dipondius von K. Hadrian (117—138 n. Ch. G.), Kupferdenar von K. Constantin jun., B. Denar von Kaiserin Julia Domna, Gemalin des Septimius Severus (193—211 n. Ch. G.), 3 Kupferdenare des K. Constans (337—350 n. Ch. G.), B. Denar der Julia Soaemias, Mutter Kaisers Elogabalus (218—222 n. Ch. G.); dann von Silber: Kreuzer von K. Ferdinand III. für Tefchen (1647) und ungarische Pultura von K. Leopold I. 1700. Sammtliche Münzen scheinen mit zugeführtem Erdreich an jene Stelle gekommen zu sein. Ferner wurde gefunden ein Silberdenar vom Kaiser Trajan (98—117), von Gordianus III. (237—244), von Licinius I. (312—323) und zwei schlesische Groschen.

136. (*Römische Inschriften-Funde in Kärnten.*)

Herr Correspondent *Gröber*, Pfarrer in *Gutaring*, berichtete über die Auffindung römischer Inschriften in St. Johann am Pressen und in Wieting. Diese durch keltische Namen hochst bemerkenswerthen Denkmäler werden in den Archäologisch-epigraphischen Mittheilungen aus Oesterreich-Ungarn veröffentlicht werden.

137. Im Laufe des Monats October d. J. wurde die Neuaufstellung des kunsthistorischen Museums in Stifte *Klosterneuburg* zum Abschlusse gebracht. Die Ordnung der zahlreichen und mitunter hochwichtigen Gegenstände wurde in die bewährte Hand des Directors Dr. *Albert Hg* gelegt. Demselben ist es gelungen, unter Mitwirkung des Custos *W. Bocheim* die Aufstellung in ebenso geschmackvoller als von bestimmten wissenschaftlichen Principien geleiteter übersichtlicher, und richtiger Weise durchzuführen. Der hochwürdige Stiftspropst, der dem Ruhme und Ansehen seines Klosters nach jeder Richtung seine volle Aufmerksamkeit widmet, hatte dem Genannten bei der Aufstellung möglichst freie Hand gelassen, daher es möglich war, das Ganze in eine so richtige Gruppierung zu bringen. Das Stift hat aber auch mit freigebiger Hand das Unternehmen gefördert, demnach die Sammlung heute in Bezug auf Kästen u. s. w. in geradezu mustergiltiger Weise ausgestattet ist. Das hochwürdige Stift kann bereits eine Reihe von vornehmen Leitungen auf dem Gebiete der Erhaltung der heimatlichen Denkmale aufweisen. Die neueste Leistung ist eine würdige und überaus ehrende Fortsetzung dessen Thätigkeit in der erwähnten Richtung.

138. Am 24. October d. J. starb zu *Linz* der Conservator für Angelegenheiten der I. Section in Ober-Oesterreich *Joseph v. Kolb*. Die Central-Commission hat alle Ursache, das Hinscheiden dieses thätigen, um die Angelegenheiten der Central-Commission, und ganz besonders um die römischen Denkmale und deren Reste in seinem Heimatlande sehr verdienten Conservators lebhaft zu beklagen.



# REGISTER

DER

IN DIESEM BANDE ANGEFÜHRTEN PERSONEN-, ORTE- UND SACHEN-NAMEN.

## A.

*Aldegrevor's* Totenbilder, CXIII.  
*Altdorfer's* Todesdarstellungen, CXII.  
*Alter* der Kupferfunde, LXI.  
*Antonio, S., Fresken*, CXXXI.  
*Allmünster*, Kirche, XLIX.  
*Ambrasfer-Sammlung* in Graz, XXXVI.  
*Archäologentag*, galizischer, CLXXIII.  
*Archive* in Kärnten, CXXIX.  
 — in Krain, CLVII.  
 — in Tyrol, LXXXII.  
 — in Radnamsdorf, CLVIII.  
 — in Pilsen, CXXXIII.  
 — in Salzburg, CXXIX.  
 — in Troppau, CXXXVIII.  
 — der Familie Spauer, LXXXIII.  
*Archizellan* in Mähren, LXXXIII.  
*Arifche* Baue der Steinzeitvölker im mittleren Europa, CII.  
*Arler* Pet., XLII.  
*Arnoldstein*, Archiv, CXXIX.  
 — Inschriften, CLXXXII.  
*(d') Artein* J. B., Gießler 50-64.  
*Aquileja*, Fund eines Flafelchens mit Flügelkeit, LXXXVI.  
*Aufkirchen*, Fresken und Kirche, CXXX.  
*Ausstellung*, arch., in Leuberg, CLXXVI.

## B.

*Baumwieser* Conrad von Krakau, LIII, LIV.  
 — Lama, Benedek v., LIV.  
 Lempnik V., LIII.  
 Moller J., LIV.  
 Neukirch Th., LIII.  
 Pilger Conf., LIII.  
 Pufca P., CXLVIII.  
 Simonetti Jul., LV.  
 — Stiglitzner Abt., LIV.  
 — Tauchmann P., 3.  
 — Weinwurm M., CXLII.  
*Bahm's* Todesdarstellungen, CXII.  
*Barann*, Siegel, CXXXIII, CXXXX.  
 — Stadthore, CLXXI.  
*Berengo* J., Gußmeißler, 94.

*Berquen* Ant. (Bercan), Gußmeißler, 45, 94.  
*Bildhauer*, Dario Ant., 70.  
 — Freyenfufß Hans, LVI.  
*Bilfu*, Siegel, CLXXXIII.  
*Bilkoz*, Kirche zu, XXXI.  
*Bischofsauk*, Kirche, XXXV.  
 — Archiv, CLIX.  
*Bohorádezaner*, Ikonostas, CLXXXIV, CLXXXIV.  
*Boni* Gius., 71.  
*Borbá*, Urnenfund, XXXIV.  
*Braunau*, Holzkirche, 1.  
 Siegel, CXXIX.  
*Brigantium*, bauliche Ueberrette, 75.  
 CLXXXIV.  
*Brijs* Domenico de. Baumeister, CXI.  
*Brogmoller*, Th., Stemmetz, LIV.  
*Bronzegegenstände*, rom., gef. ne. Dornovo, 31.  
 — Relief im Brunner Museum, 67.  
*Bronzeshäffel*, rom., in Wien, II, CXXXI.  
*Bruck* a. d. L., Funde, CLXXIX.  
*Braun*, Bronze Relief im Museum Franc. Car. zu, 65.  
 Mahr. Gewerbe-Museum, XII.  
*Burchar* Georg, Maler, LVI.  
*Burckmayr's* Todesdarstellung, CXIV.  
*Buzacz*, Ikonostas, CLXXXIV.

## C.

*Cápol* Istria, Romertein, LXXXI.  
*Carben*, 71.  
*Caraccio*, Maler, XC, CXXII.  
*Caslanarizza*, Klosterkirche, XXXV.  
*Cechanus*, Maler, CXXX.  
*Cignaroli* Dom., CLIV.  
*Ciezzano*, Grabtunde, CXX.  
*Columba* Gsov., 71.  
*Comayres*, Nicol., CXL.  
*Confessoren* Ernennung, XCII, CXX.  
*Correspondenten* Ernennung, XCII.

## D.

*Dankmann* Jon., C LXXXII.  
*Dario* Ant. Bildhauer, 70.  
 Simone, Stuccator, 71.

*Daur* Wirich, Graf, 54.  
*Deinsberg*, Karner, XXXI.  
*Dernovo*, rom. Funde, 17.  
*Deutsch* N. M., Todesbilder, CXV.  
*Dornbirn*, Bergfried, LXXXV.  
*Drához*, Kirche, CLXXXV.  
*Duror's* Todesdarstellungen, CXI, CXII.  
*Duruf* in, Kirche, LXXX.  
*Dzer*, St. Peter, Kirche, XXXIV.  
*Dziéduszyli* A. L., Graf, CLXXXII.

## E.

*Eitramsberg*, Funde, CXXXVI.  
*Ejerding*, Spitalcapelle, XLIX.  
 — Kirche, XLIII.  
*Eger*, Siegel, CXXXVIII.  
 schwarze Thurm, XXXIII.  
*Egta* Henricus de, umfaher, X.  
 — Hemezel de, umfaher, IX.  
*Ehrensau*, Kirche, XXXV.  
*Ehrensigg*, St. Colomans-Kirche, LXXXVII.  
*Ejendrott*, C LXXXI.  
*Emal* Altar in Zimmerlehen, CXXXI.  
*Emmersdorf*, Kirche, LXXX.  
*Ems*, die Herren von, CXXXV.  
*Endel*, von Bauchtalt, die Familie, XXI.  
*Engl* A. B., Gußmeißler 50-64.  
*Eybl* Christoph, Salmenbrecher in Iff. hl., XIX.

## F.

*F. Es*, Funde, XXIII.  
*Felzer* Itai., Guttler, IV.  
*Felz* Altar in Hüllbalt, XX.  
*Felschen* in San Antonio, CXXXI.  
 in Aufkirchen, CXXX.  
 in Karner zu Dornbirn, XXXI.  
 in einem rom. Grabe bei Dornovo, 25.  
 zu Drához, C LXXXV.  
 zu Gárburg, LXXXI.  
 zu Graz, am Dome, C LXXI.  
 zu Meran, C LXXXV.  
 zu Moos, CXXXV.  
 zu Ober-Montau, C LXXI.  
 zu Pongolo, XXXIX.  
 zu P. hl., C XXXVIII.

zu Pötham, XXXV.  
 S. zburg St. Peter, CXXXII  
 zu S. Anna, CXXXI  
 zu Thoil, CLXXX  
 zu Wr. Neufallt, CXLVIII  
 yngfus Haus, Bildschützer, LVI  
 Zgajch, Romerstein, CLXXXVIII  
 Zugs Velden Grabungen, CXXXVII  
 Zulte, C. March, G. Freih. von der Wert, 3

**G.**

*Genona*, Kirche, XXXIV.  
*Georgen* am Längsee, Romerstein, CLXXIX.  
*Georg's* Todesbild, LXIV.  
*Gelbthal*, alte, in Wien, 43  
*Giefel*, d. Art in J. B., 59, 64  
 Donat v. Arn, LVII.  
 Beringer J., 64  
 -- Berquen A., 45, 64  
 -- Ernst A. B., 59, 64  
 -- Hallil Leop., 52, 64.  
 -- Heroldt J. B., 40, 53, 67  
 -- Ljesfeld Frz., LVII.  
 -- Löffler J. Ch., 61, 67  
 -- Marutz, 57, 64.  
 -- Rofolak H., LVII.  
 -- Weinhold G., 57, 64.  
*Glanegg*, Romerstein, LXXXVI, CLXXXVIII.  
*Glasgemalte* in Scheffau, LXXXI  
*Gleichen*-Inschriften, CLXXXII  
*Goldschmiede*, Heime, de Egra, IX, X  
 Borusdorf Otto de, X.  
 -- Jawer M., IX.  
 -- Mutha Ulr., IX.  
 -- Sturzerer Claus, IX, X.  
 -- Vienna Otto de, X  
*Goldspitzer*, Jörg und Mich., Steinmetz,  
 CXLVIII.  
*Gold*: Vets Kirche, heil. Geistkirche, XXXIV.  
 -- Dom, XXXIV, CXXXI.  
*Gotthard*, Archiv, CLIX  
*Gottegg*, Miniature, XXII.  
*Grabmal* des Geim, Gaglachner, CXLII  
 -- des Grafen Adam v. Herbersdorf, LII.  
 -- des Caspar Herleinsberger, LII.  
 -- des Otto v. Hippelsdorf, XXVI.  
 -- des Abel v. Hollenegg, 41  
 der Regma v. Hollenegg, geb. v. Pann,  
 41.  
 des Erasm. v. Hollenegg, 41.  
 der Katharina v. Hollenegg, 43  
 des Fried. v. Hollenegg, 41.  
 -- des Ruprecht v. Hollenegg, 42.  
 König-berg Jörg v., CLXXI  
 König-berg Ehrenreich v., CLXXII  
 der Mühlwanger in Eferding, CII  
 des Alam von Obdach, LXXIX.  
 des Joh. von Schaumberg in Eferding,  
 XLVIII  
 des Georg v. Schaumberg, XLIX  
 des Wolfg. v. Schaumberg, XLIX  
 -- des Schranz, CLXI.  
 -- des Hiron von Stalek, XXVI  
 -- des Vincentz, Strauburg, LXXX

*Grabmal*, des Jörg v. Villanders, XXIX  
 -- der Kinder Ernst des Eif in Wr. Neu-  
 fallt, CXLVI.  
 -- eines Grätzer Bürgers, CLXXII.  
*Gratz*, die Anbräfer Sammlung, XXXVI  
 -- Stadtpfarrkirche, CXXXII.  
 -- Frieske am Dome, CLXI.  
 -- Steinmetz-Zeichen, CXXXIII  
 -- Mufcal-Verein, XXXIX.  
 -- Bürger-Grabmal, CLXXII  
*Guglacher* Geim, CXLII  
*Guckfeld*, rom. Funde bei, 10  
*Gutting*, rom. Fund, CXXXIII

## II.

*Hall*, Magdalenen-Kirche, XXVII  
*Haller* Andr., CXLVII  
*Halla*, Siegel, CXXXIX.  
*Haidkirchen*, rom. Stein, CLXXXIX  
*Hainburg*, Pfarrkirche, XXIX.  
*Hallie*, Fundstätte, CLXXXV.  
*Hallil*, Leop., k. Stückgießer, 52, 64.  
*Hall*, die Magdalenen Kirche, XXXVII  
*Hallplatt*, Pfarrkirche, XXVII.  
*Hannück* Victor, IX.  
*Hausgg*, Burg in Hall, CXXXII  
*Henricus* de Patavia, Maler, IX.  
*Henslinus* v. Anspuk, Maler, IX.  
*Herbersdorf* Adam, Graf, CII.  
*Herleinsberger* Caspar, LII  
*Hernalts*, Münzenfund, CLXXXVI.  
*Heroldt* J. B., Gußmeister, 40, 53, 67.  
*Hofesdorf* Otto v., XXVII.  
*Hoch-Ostrovitz*, Wegkreuz, LXXXVIII.  
*Hohlen* bei Speck, CXXXIII  
*Hollenegg*, Schloß, 37.  
 -- Friedrich v., 39.  
*Holtkirchen* 1.  
*Horaždovic*, Siegel, X.  
*Hofjer's* Darstellung des Todes, CXV  
*Honsdorf* Otto, Aurif., X  
*Hutteldorf*, alte Kirche, CLXXXIV.  
*Huttendorf*, Holzkirche, 1.

## I.

*St. Jacob* bei Griffen, XXIX.  
*Jawer* Math., Aurifaber, IX  
*Ikonegraphie* des Todes, XXI, CXI.  
*Ikonoftas*, Bohrodaczany, CLXXXIV  
 -- Buczacz, CLXXXIV.  
 -- Krasnopuzca, CLXXIV.  
*Innsbruck*, Monument im Wippthale, XCI.  
 -- Mufem, Maria m. d. 3 Rosen, CXXXV  
*Jancher* von Prag, IX.  
*Janzing*, Haus, Zimmermeister, LV.

## K.

*Kanno* zu Demberg, XXXI  
*Klein* St. Veit, Kirche, LXXXVII.  
*Kol* J. v., 7, CLXXXVI.  
*Kol* Jac., Baumeister von Wr. Neufallt,  
 CXLVII  
*Konig*, d. Siegel, XI

*Kornat*, St. Johann zu, im Leffach-Thale  
 CXXVII.  
*Krainfeld*, die St. Leonhards-Kirche,  
 LXXVII.  
*Krakau*, Siegel, LXXXV.  
 -- Jagellonen Capelle, CLXXXII  
*Krainburg*, Archiv, CLIX.  
*Krasnopuzca*, Ikonoftas, CLXXXIV  
*Krug*, Funde, CLXXXIV.  
*Krug* Ludwig, 65.  
*Krumau*, Siegel, XI.  
*Kunigsberg*, Familie, CLXXI.  
*Kupfer*-Verarbeitung in der präh. Zeit, LXIX.  
 -- Entdeckung des, XCVII.  
 -- Bergmännische Gewinnung in präh. Zeit,  
 LXIX  
*Kupferfunde* in ihrem Verhältniß zu den  
 Bronzefunden, XCIII  
 -- von Bythin, VI.  
*Kupferzeit*, präh. in Europa I, XCIII, CVII,  
 CLVI.

## L.

*Laas*, Archiv, CLXI.  
*Laubmann* Ph. Karl, Maler, 40  
*Lauri* Benefich von, LIV.  
 -- Siegel, CXXXVIII.  
*Lautendorf*, Kirchen, LXXXVII  
*Lautfeld*, Taufstein, XXV.  
*Leberfeld* an der Raab, Funde, CLXXXVI.  
*Lederkanone*, 45.  
*Leitmeritz*, Siegel, XI.  
 -- Pastoral-Conferenz, CXXXV.  
*Leitomischl*, Siegel, XII.  
*Lemberg*, Paffions-Kirche, CLXXIV,  
 CLXXXVII.  
*Lempnik* Veit, Baumeister, LIII.  
*Leoben*, Pocal und Ehrenzeichen, CLXXX.  
*Ljesfeld* Franz, Glockengießer, LVII  
*Löffler* J. Ch., Gießer, 61, 69.  
*Lude*, Henry Duc de, 44.  
*Lukazevky* Zlenko Staffny, CLXV  
*Luxberger* Leonh., CII.

## M.

*Magdalenen-Kirche* bei Hall, XXVII.  
*Maler*, Burchart Georg, LVI.  
 -- Carpaccio, CXXXIII, XC.  
 -- Cecchinus, CXXX  
 -- Dambsmann Jon., CLXXXII.  
 -- Henslinus, IX.  
 -- Henriens de Patavia, IX.  
 -- Laubmann Ph., 40.  
 -- Mathaei Gabr., CLXXXIII.  
 -- Nic. d. Cholworz, IX.  
 -- Olmüzer Hans, LIII.  
 -- Praga Michael de, IX  
 -- Rosfeld K. v., LI  
 -- Rotpeches V., IX.  
 -- Sandart Joach., LII.  
 -- Zlatovic W. d., IX.  
*Marbach*, Capelle, 71.  
*Maria* m. den 3 Rosen, CXXXV.  
*Maritz*, Gießer Familie, 57, 64.

*Mathaci* Gabr., Maler, CLXXXIII.  
*Muultafchhugel*, CLXXXI.  
*Mithrasstein*, CXLIV.  
*Mecken* Isr. von, CXI.  
*Melnik*, Siegel, XII.  
*Meran*, St. Nicolaus-Kirche, CLXXXV.  
*Moos*, Kirche, CXXV.  
*Möller* Jobst, Baumeister, LIV.  
*Mosaik*-Reste in Brigantium, 74.  
*Monte Zaro*, CLXII  
*Mřiona*, Holzkirche, 7.  
*Muhlwanger*, die Herren von, LII  
*Müller* Casp., Zimmermeister, I.V.  
*Mutha*, Ulrich de, Aurifaber, IX.  
*Münzenfund* bei Palterndorf, XLI.  
 — in der Bukowina, XXIV  
 — in Bregenz, St.  
 — zu Politz, CXXXVII.  
 — zu Hernalz, CLXXXVI.  
*Münzen*, gef. bei Dernovo, 33  
 — partagierte, CXXII.

## N.

*Naffenfuß*, Archiv und Siegel, CLIX  
*Neviodunum*, 18.  
*Neukirch* Thomas, Baumeister, LIII.  
*Neudorfstein*, das schwarze Schloß und die  
 Ulrichs-Kirche, XXVIII.  
*Nicolaus* de Cholwors, pictor, IX.  
*Niedertrixen*, Kirche, XXVII  
*Nona*, Kirche, CLXXXVIII.

## O.

*Obdach* Adam von, LXXIX.  
*Ober-Montani*, Burg, CLXVI.  
*Obernberg*, rom. Mauerwerk, XXXVIII.  
*Olmütz*, Funde, LXXXV.  
 — Reliquiar der Schufterzeit, XC  
*Olmuzer* Hans, Maler, LIII  
*Ottenthaler* N., Baumeister, CXLV

## P.

*Palterndorf*, Münzfund, XLI.  
*Parenzo*, den Dom, CXXII.  
*Patavia* Heindr. de, Maler, IX.  
*Pfahlbauten* im Laibacher Moor, CLVII.  
*Pflug* Conrad, Baumeister, LIII  
*Pilsen*, Steinmetz Zeichen, CXXXII.  
 Archiv, CXXXIII.  
*Pinzolo*, Virgilius Kirche, XXXIX.  
 — Toltentanz, XXII  
*Pirano*, Franciscaner Kirche, XCI CXXII  
*Pinger* Hans, CNI V, CLXVII.  
*Pisze*, Fresken, CXXXVIII.  
*Pola*, Funde bei Fifella, XXIII  
 Funde, CLXIII CXLIV.  
*Politz*, Münzfund, CXXXVII  
*Poncha*, Kirche, XXXIV  
*Prag*, Moldaubrücke, Johanne, Figur, 40  
 — S. Castulus-Kirche, CXXXIX  
 — gothisches Haus, XCI  
 — Lazarus-Capelle, CLXXX.

*Praga*, Mich. de, Pictor, IX  
*Prüßan*, Kirche, XXXV.  
*Pufica* Peter, Baumeister, CXLVIII, CXLIX.

## R.

*Radmannsdorf*, Archiv, CLVII  
*Rappach* K. E., Graf, Feldmarschall, 53.  
*Rauchfuß* in Nieder Trixen, XXIX.  
*Raubütz*, Siegel, CLXXXIII  
*Rautenburg*, XXIX.  
*Rehberg*, Holzkirche, 3.  
*Reliquiar* als Peſtorale, XC.  
*Riel* von Piefing, Benedict, LIV.  
*Rogel* Joh., Maler, IX.  
*Rokyzan*, Siegel, XII.  
*Romische* Gefäße, gef. bei Dernovo, 29  
*Romerstein* in Wallersberg, CXXXVII.  
*Romſt ck.* J. G., Cifeleur, 51, 64.  
*Rosfeld* Karl v., Maler, LII.  
*Rohskopf* Wenzel, LIV.  
*Roflak* Hans, Glockengießer, LVII  
*Rolpacher* Nicolaus, Maler, IX.  
*Ruden*, Kirche, LXXXVIII.

## S.

*Saar*, die ehem. Stiftskirche, CXXIII  
*Sachsenfeld*, Tumulus, CLXXXI.  
*Salurn*, Funde, CXXXVII.  
*Salzburg*, gothische Steinfunde, CXXXV.  
 — St. Peter, Fresken, CXXXII  
*Samfon's* Geschichte, dargestellt auf einer  
 Bronze-Schüssel, 13.  
*Sandrat* Joach., Maler, LII.  
*Schaber* Lucas, Steinmetz, CXLVIII.  
*Schäufelin's* Todesdarstellungen, CXII.  
*Schaunberg* Wolfg. von, XLVIII.  
 — Georg v., XLVIII.  
 — Joh. v., Grabmal, XLVIII.  
*Scheffau*, Glasgemälde, LXXXI.  
*Scheffler* Karl, Architekt, II.  
*Schlan*, Siegel, XII.  
*Scholtz* Elias, Stuccatur, IV.  
*Schonna*, Rundcapelle, CXXXI.  
*Schranz* v. Schranzenegg Wolf, CLXI.  
*Schreibtiſch* der Welspeige, CLXXXIII.  
*Schuffel* aus Bronze, rom. in Wien, II.  
*Schnstein*, Grabmale, CLXXI.  
*Sdletz*, Philipps Kirche, CXLV  
*Seifenberg*, Archiv, CLX.  
*Szkau*, Thurmeinsturz, CXXV  
*Serzola*, rom. Funde, CXXXIII  
*Sgher* Hans, Steinmetz, XLII  
*Siegel* von Beraun, CXXVIII, CLXXXV  
 — von Braunau, CXXIX.  
 — von Bilin, CLXXXIII  
 — von Eger, CXXXVIII  
 — von Gottſchee, CLIX  
 — von Haida, CXXIX  
 — von Hora-diovic, X  
 — von Königgrätz, XI.  
 — von Krakau, LXXXIV  
 — von Krumau, XI  
 — von Laub, CXXVIII

*St. /* von Leitmeritz, XI.  
 — von Leitomifchil, XII  
 — von Melnik, XII.  
 — von Naffenfuß, CLIX.  
 — von Radmannsdorf, CLVIII.  
 — von Raubütz, CLXXXIII.  
 — von Rokyzan, XII.  
 — von Schlan, XII.  
 — von Sobieslau, XIII.  
 — von Stein, CLXI.  
 — von Tabor, XIII.  
 — von Tachau, XIII  
*Simonetti* Julius, Baumeister, I.V.  
*Sitlich* Henfil, Meſſerfehmed, X.  
*Sivrie* Kriſt, Funde, LXXXVI, CXXXII.  
*Stalek*, die Herren von, XXVII.  
*Stem*, Archiv, CLX  
*Steinmetz* Zeichen in Grätz, CXXXIII.  
*Stehballe* unter den Organen der Central-  
 Commission, XCII.  
*Steyr.* Trandtner Capelle, CXXXVII.  
*Stiglitz* Alb., Baumeister, LIV.  
*Straßburg*, Gral male, LXXX.  
*Strabengel*, Tympanon Relief, 16  
*Stuchneč*, Holzkirche, LXXXII.  
*St. Antonio*, Kirche mit Fresken, CXXXI.  
*St. Florian*, Stiftsgebäude, 71.  
*St. Georgen* in Niederheim im Pinzgau,  
 Kirche, XCI.  
 — am Weinberge, LXXVII.  
*St. Leonhards*-Kirche im Lavantthal, XXV.  
*St. Michael* im Graben bei Diex, XXIX.  
*St. Paul*, Ruine im Wippachthal, LXXXI.  
*St. Radegund* bei Eis, Kirche, LXXVIII.  
*St. Ulrich*, Kirche, CXXVII  
*Sobieslau*, Siegel, XIII.  
*Soleano*, Kirche, XXXIV.  
*Sorger* Caspar, Steinmetz, CXLVIII  
*Spaur'sches* Archiv, LXXXIII.  
*Speck*, Höhlen, CXXXIII.  
*Spytkeljen*, Felsinschrift, CXXXII  
*Stuicer* Claus, aut., X  
*Suzawa*, Münzfund, XXIV

## T.

*Tabor*, Siegel, XII, XIV.  
 — Taufbecken, CXXXI  
*Tachau*, Siegel, XIII  
*Tachau*, farb. Fenster, CLXXX  
*Tauchman* Peter, Baumeister, 3  
*Taufstein* in Dautheim, LXXX  
 in Eterding, III  
 zu Lautschütz, XXV  
*Tauschen* in Tabor, CXXXI  
*Tausen*, pictor, IX  
*Tchou*, Fresken, CLXXX  
*Tchou*, Holzkirche, X  
*Tinec*, — Geſep, Maler, LVI  
*Tro*, Chronographie, XXI.  
*Tro*, Chronographie, LVI  
*Trombador* in Haldlatt, XXI  
*Trojan*, — in Hoheney, 72  
 der Herren von Em., CXXXV

*Z. d. d. zu Fincolo*, XXII.  
*Z. d. d. Vorstellung* Miniature zu Gottweig,  
 XXIII.  
*Z. d. d. Kirche* XXXI, LXXXIX.  
*Z. d. d. J. m. f. e. l.*, com., 82.  
*Z. d. d. Kirche*, CXXXVIII.  
*Z. d. d. Stadthausfenster*, XLII.  
 - Tribunal Gebäude, XIV.  
 - Tapeten im Domchatze, 91, 98,  
 CLXXXVI.  
 - Fresken CXXX.  
 - Gemälde im Dome CXXX.  
*Z. d. d. Dom* CLXXXI CXC.  
*Z. d. d. Archiv* CXXXVIII.  
*Z. d. d. Archiv*, CLX.  
*Z. d. d. Leonhards Kirche*, CXXXVIII.  
*Z. d. d. Klosterkirche*, XXIV.  
 - Restauration XII.

## U.

*Unter Eggendorf*, Funde, LXXXVII.  
*Utrina*, Nekropolis, LXXXI.

## V.

*Valle bei Rovigno*, Münzenfund, LXXXI.  
*Vestima Cofolas d.*, CLXV.  
*Vill. Kirche*, CLXVI.

*V. d. d. Jorg v.*, XXIX.  
*V. d. d. Markt*, Grabmal, LXXXIX.

## W.

*Wallersberg*, St. Peter am, Kirche, CXXVI.  
*Wappen* der Familie Chabot, 51.  
 - der Hollenegg, 42.  
 - der Schranz, CLX.  
 - der Pappenheia, CLX.  
 - des Ig. Fel. Graf v. Torin., 55.  
 - der Wallber, CLX.  
 - der Wunderler, CLX.  
*Walachburg*, Archiv, CLIX.  
*Weinhold J. Gottfr.*, Gußmeister, 57-64.  
*Weinbaum* Michael, Baumeister, CXIII.  
*Wels*, Funde, CLXXXIV.  
*Welferg*, Schreibtisch, CLXXXIII.  
*Wenceslaus* de Zlatovic, Maler, IX.  
*Wopacher* Sebald, Steinmetz, CXLVIII.  
*Wiener-Neustadt* Michaels Capelle, CXLII  
 CXLVIII.  
 - Geschichte der Liebfrauen-Kirche, LI,  
 CXVI.  
 - Plan der Stadt, CXVIII.  
 - Freske an der Frauen-Kirche, CXLIII.  
 - Frauen-Kirche, Hoch-Altar, CXLI,  
 CXLIX.  
*Wien*, rom. Funde, LXXXVII.

*Wien*, das römische Wien, LXXXVIII.  
 - Capuciner Kirche, CLXXXI.  
 - St. Peters Kirche, XXXIII.  
 - Arsenal alte Geschütze, 44.  
 - Minoriten Kirche, CLXXXIII.  
 - Peters-Kirche, CLXXXIV.  
 - Schotten Kirche, CLXXXIV.  
*Wien* Otto de Anrifaber, IX, X.  
 - Jargo de, X.  
*Wirkungskreis* der Centr. Comm., LXXXV.  
*Wipfthal*, Habsburger-Monument, XCI.  
*Wiener Paul*, Steinmetz, CXLVIII.  
*Wolfnitz*, Sacrifiterz Ben, CXVII.  
*Wolowitsz* Margaretha von, CLXV.  
*Wormlach*, Felsen-Inschrift, LXXXVI  
 CXXXII.  
*Wunjer* v. Straßburg, Maler, VIII.

## Z.

*Zara*, S. Donats-Kirche, XXXVI, CLXXXVIII.  
*Zech. nter* Ant., Gußmeister, 59-64.  
*Zionit. en*, Kirche, LXXX.  
*Zimmerlehen*, Email-Altar, CXXXVI.  
*Ziv.* Steinkistengrab, XXXVII.  
*Zlatovitz* W. de, Maler, IX.  
*Znoyma* Joblinus de, Aurifaber IX.  
*Zwettl*, Grabmale, XXVI.

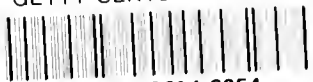


Trieff, an der Facade des Domes.





GETTY CENTER LIBRARY



3 3125 00614 8254

